EGON ERWIN KISCH

Der Mädchenhirt
Schreib das auf, Kisch!
Komödien



Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
1976

3. Auflage 1976

Einbandgestaltung Erich Rohde
Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301. 120/171/76
Bestellnummer 611 633 2
EVP 11,10 Mark

EGON ERWIN KISCH – WERK UND LEBEN

Von Bodo Uhse

Daß das Schaffen eines Künstlers untrennbar mit seiner Persönlichkeit verbunden sei, war Egon Erwin Kischs feste Überzeugung. Zwischen Leben und Schicksal eines Autors und zwischen dem von ihm geformten Werk bestehen Beziehungen, die in ihrer Wechselwirkung stets voller Bedeutung, oft auch verhängnisvoll sind. Wie häufig wurde die Größe eines Talents durch Schwäche des Charakters gelähmt, wie oft wurde eine geniale Begabung eingeengt durch Ängstlichkeit, mangelnde Weitsicht und vorgefaßte Meinung.

Wenn es einen Konflikt zwischen Kisch, dem Menschen, und Kisch, dem Schriftsteller, gab, so lag er gewiß nicht auf diesem Feld. Zur Auseinandersetzung kam es jedoch, wenn der an den Schreibtisch gefesselte Autor den nach Wissen und Wahrheit forschenden Menschen zu beschwichtigen hatte, der keine Ruhe geben wollte. Nicht Schwäche war es, nicht die Müdigkeit des Körpers, nicht das Erlahmen des Willens oder ein Wanken der Überzeugung, gegen die sich der Schriftsteller Kisch behaupten mußte. Zu verteidigen hatte er sich vielmehr – in täglichem Kampf – gegen eine alles ergründen und einnehmen wollende, eine stets (und in jedem Sinne) hungrige Persönlichkeit. „Dantesche Neugier", Auflehnung gegen jede Art Ungerechtigkeit, der Drang nach Fortschritt und Freiheit trieben diesen Mann, den Erscheinungen des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens nachzuspüren, ihre Zusammenhänge aufzudecken, ihre Gesetze zu erkennen – und sie darzustellen. Mehr als einmal im Laufe seines Lebens befriedigte das geschriebene Wort diesen Drang nicht, und Kisch griff mit kräftigen Händen selber zu, um das Rad der Weltgeschichte weiterzutreiben. Von einem feurigen Herzen geführt, stürzte er sich in das Geschehen.

Die Biographen des Autoren Kisch sind darum zu entschuldigen, wenn sie sich mehr an seine Abenteuer als an seine Werke halten. Als achtundzwanzigjähriger Berichterstatter einer Prager Zeitung enthüllt er eine der größten Spionageaffären der

Weltgeschichte. Unter den Kriegsgegnern innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie spielt er eine führende Rolle. Er ist es, der im Jahre 1918 die Rote Garde in Wien gründet. Er entdeckt in zwei Aufsehen erregenden Reportagebüchern den jüngsten Erdteil dieser Welt, die Sowjetunion. Verkleidet bereist er zu einem Zeitpunkt schwerster politischer und militärischer Wirren das geheime China. Unter fremdem Namen fährt er durch das reiche Amerika, und was er sieht, läßt ihn die Krise des Jahres 1929 voraussagen.

In Deutschland, wo er für die Freilassung der politischen Gefangenen kämpft, wird er, im Augenblick, da Hitler zur Macht kommt, selber gefangensetzt. Als man ihm in Australien den Zutritt verweigern will, landet der Delegierte des Weltkomitees gegen Krieg und Faschismus mit einem sechs Meter tiefen Sprung von der Reling des Schiffes auf dem Kai und erzwingt sich damit den Einlaß in den fünften Kontinent. Die Ouvertüre zum großen Weltkrieg unserer Tage erlebt er – wie kann es anders sein – in den Schützengräben Spaniens.

An Kampf, Verfolgung und Abenteuer, die Kisch für Gerechtigkeit und Sozialismus auf sich genommen, hat es in seinem Leben nicht gefehlt.

Es ist in der Tat so, daß der Mensch Kisch dem Schriftsteller Kisch kaum Platz läßt, daß er ihn wieder und wieder in den Hintergrund drängen möchte, diesen Schriftsteller, dessen literarisches Werk vom Tatsachenbericht zum Schauspiel, vom Roman zum politischen Pamphlet, vom Essay zum romantischen (und doch sozialen) Märchen reicht.

Kisch, der Reporter? Ja, gewiß, das ist er in erster Linie. Die moderne Reportage als Kunstform ist mit seinem Namen aufs engste verknüpft, wie mit dem Namen John Reeds. Doch neben ihr beherrscht er alle Formen, in denen das geschriebene Wort zu wirken vermag. Seine über dreißig Bücher und Schriften – nicht von einem Vielschreiber rasch hingekritzelt, sondern im Gefühl größter Verantwortung für das Wort und für die Wahrheit mit zähem Fleiß gestaltet – haben trotz aller Verschiedenheit ein einheitliches Gesicht. Es zeigt von Anfang an die Züge sozialer Aufgeschlossenheit, humanistischer Verbundenheit mit den Armen und Unterdrückten und nimmt im Laufe der Jahre immer klarer den Ausdruck mutiger sozialistischer Gesinnung an. Dieser Willensgeschlossenheit, die

sich in Kischs Schriften offenbart, entspricht auch eine Geschlossenheit des Stils, des artistischen Vermögens, der literarischen Gestaltungskraft, der künstlerischen Form. „Kisch“, so schreibt Heinrich Mann in einem Essay, zu dem ihn die „Entdeckungen in Mexiko“ veranlaßten, „hat einen prophetischen Sinn für das Gegenwärtige, das macht ihn zum Revolutionär und zum Dichter. Er hat ein artistisches Gefühl für die Sprache...“

Nicht zufällig stellte Kisch an die erste Stelle seiner Anthologie „Klassischer Journalismus“ Martin Luthers Brief „Vom Dolmetschen“ und begründet seine Wahl: „Dieser Brief ist als Bekenntnis zur Schwierigkeit des schriftstellerischen Schaffens, zur Suche nach dem Ausdruck und zu der Heiligkeit der Sprachenbehandlung und des Sprachgefühls eines der wichtigsten Dokumente allen Schrifttums.“

Von der Mühseligkeit des Schreibens, vom Ringen um den Ausdruck zeugen die Manuskripte Kischs, deren viele Fassungen uns lehren, wie schwer es dem Autor fiel, dem, was zu sagen war, die gültige Gestalt zu geben. Aber war dann endlich doch der Schlußpunkt gesetzt, so fehlte dem Werk nichts mehr zu seiner Vollendung. Der Leser, der sich nun durch Kischs Schilderung vertraut macht mit einem Gegenstand oder einer Landschaft oder einem Menschen, einem historischen Geschehnis oder einem gesellschaftlichen Vorgang – oder eben mit der Gesamtheit dieser Dinge, er sieht das Geschilderte von allen nur denkbaren Seiten und Winkeln der Betrachtung, er schaut in die Vergangenheit und blickt in die Zukunft, er erlebt die vielfältigen Beziehungen des behandelten Objekts, das Subjekt wird, zum Leben, zur menschlichen Gesellschaft und damit zum Leser selbst. All diese Kenntnis aber wird ihm vermittelt, ohne daß er es recht gewahr wird. Wozu Kisch sich geäußert hat, darüber bleibt kaum mehr etwas zu sagen. So erschöpfend behandelt er die Dinge, getrieben von seinem Drange nach Vollständigkeit. Auch die von ihm geschaffene Form hat Kisch bis zur vollen Reife entwickelt. Und dadurch hat der Künstler und Schriftsteller sich neben dem Menschen, dem Kämpfer und Forscher behauptet.

Der Erinnerungsband „Marktplatz der Sensationen“, ein dichterischer Bericht, der Kindheit, Jugend und frühe Man-

nesjahre umschließt, endet an einem Punkt, der für so viele Menschen der Generation Egon Erwin Kischs die entscheidende Zäsur brachte. Mit dem Weltkrieg von 1914 führt der Imperialismus zu jener ersten großen Menschheitskatastrophe, die mit zerstörerischer Gewalt in das Leben von Millionen eingreift, aber zugleich den Beginn vom Ende des imperialistischen Zeitalters bedeutet.

In den Mahlstrom dieses Geschehens wird auch Kisch hineingerissen. Der neunundzwanzigjährige Journalist wird Soldat. Rückblickend schreibt er selbst darüber: „Zu Beginn des Weltkrieges, gleich mit den ersten Truppen, ging ich als Korporal der österreichisch-ungarischen Armee in die Schwarmlinie. Das wurde mir schwerer gemacht als jenen, die sich nicht dazu drängten, weil die mir vorgesetzten Kommandostellen in Heimat und Etappe mich als Historiographen (wie der Euphemismus für Reklamechef lautet) bei sich behalten wollten."

Aber der Journalist will kein Legendenschreiber werden. Vielerlei Gründe veranlassen ihn zu dieser Weigerung. Ihm passen die Leute nicht, für die er die Feder führen soll. Ungehörig und unsauber erscheint es ihm, ihrer Gunst einen Posten im Hinterlande zu verdanken.

Kurz zuvor ist sein erster Roman erschienen, „Der Mädchenhirt", ein Prager Sittenbild, das die französische Schule nicht verleugnen kann. Gespannt wartet Kisch auf das Echo dieses Buches, er erhofft eine Wendung seines Lebens und seines Schaffens von diesem Debüt in der schönen Literatur. Und als die Kritiken erschienen, sparen sie nicht mit Lob. Hermann Bahr fühlt sich an die Technik der Goncourts und Zolas erinnert und fügt hinzu: „In diesen sehr dokumentierten Schilderungen schlägt ein Menschenherz." Paul Wiegler preist die fabelhafte Sicherheit in der Behandlung des Milieus, die zwingende Objektivität und den Unterton des Erbarmens, „der das in jeder Hinsicht selbständige Buch an den slawischen Naturalismus Dostojewskis anklingen läßt. Man spürt die elementare Kraft und den kompositorischen Witz ..."

Und dennoch wird Kisch kein Romancier. Wohl erfolgt die Wendung seines Lebens – aber sie führt in eine ganz andere Richtung, als er selbst annehmen durfte. Der von den ersten Strahlen literarischen Ruhms Berührte, der es ablehnt, offizieller

Historiograph zu werden, wird wider Willen zum wirklichen Historiographen seines Zeitalters, wird es gewissermaßen, ohne es selbst zu merken.

Als Knabe hat er einmal ein Tagebuch zu führen begonnen, zwanzig Jahre später fällt ihm das wieder ein. Mit dem 31. Juli 1914, in den Tagen der österreichischen Mobilisierung, beginnt er seine Notizen, am 22. März 1915, als der Verwundete zum erstenmal in die Heimatstadt Prag zurückkommt, bricht er sie ab. „Nicht für den Druck gedacht", sind diese flüchtigen stenographischen Aufzeichnungen – über deren Entstehung Kisch im Vorwort selbst Rechenschaft gegeben hat – später doch im Druck erschienen. Unter dem Titel „Soldat im Prager Korps" 1922 in Prag erstmals veröffentlicht, erlebt das Buch 1930 als eine Kampfschrift gegen den sich wieder rührenden deutschen Militarismus seine Neuauflage in Deutschland. Jetzt führt es einen anderen Titel, einen Titel, der zur Lebens- und Schaffensdevise des Autors geworden ist: „Schreib das auf, Kisch!"

So wurde aus dem Tagebuch dennoch ein Buch, auch wenn es ein Tagebuch blieb, denn Kisch hat sich jeder Veränderung oder Bearbeitung enthalten. Die persönliche Niederschrift war inzwischen ein Zeitdokument geworden und bestand nun auch die Probe als literarisches Werk. Freilich haftet ihm manche Unvollkommenheit an, wie es bei dem Charakter seiner Entstehung gar nicht anders sein kann. Alles wurde in Eile und unter den besonderen Umständen des Krieges notiert, im Feldlager nach langem Marsch, im Schützengraben während einer Gefechtspause. Es handelt sich darum, das Geschehene überhaupt festzuhalten, um die Gestaltung kann man sich nicht kümmern. Oft genug fragen wir uns beim Lesen dieses Berichts, woher der Autor nach dem Erlebten noch so viel Energie nahm, das Erlebnis aufzuzeichnen. Die Antwort finden wir im kategorischen Imperativ des Titels. „Schreib das auf, Kisch!" rufen ihm spottend oder mahnend nicht nur die Kameraden zu. „Schreib das auf, Kisch!" war die Forderung, die er an sich selbst, die die Zeit an ihn richtete.

Mit welcher Zähigkeit, mit welcher Ehrlichkeit und Besessenheit Kisch dieser Forderung entsprach, das spüren wir noch heute bei der Lektüre seiner Schilderungen, in denen der Drang zur Wahrheit, auch wenn für die volle Einsicht noch manche Erkenntnis fehlen mochte, ein unverhülltes Bild des imperialisti-

schen Krieges zeichnet, ein direkt aus dem Leben geformtes eindringliches Gemälde voller Grauen und Entsetzen – machtvoll wie etwa die Schützengrabenbilder Otto Dix' –, das unvergeßlich bleiben wird. Denn wer vermöchte wohl den protokollarisch nüchternen, in allen Einzelheiten exakten und zugleich so erschütternden dramatischen Bericht des Rückzugs über die Drina vergessen? Wer fände nicht in dieser meisterhaft geschriebenen, ergreifenden und anklägerischen Höllenszene den Kern und Grundzug des imperialistischen Krieges wieder: die völlige Entmenschlichung des Menschen?

In dieser und in anderen Szenen – beim Durchmarsch durch Belgrad etwa, der Schilderung des Etappendaseins oder bei jenen Aufzeichnungen, die den Inhalt einer Heimatzeitung den Fronteindrücken des Soldaten gegenüberstellen – beginnt sich trotz der Flüchtigkeit der Notizen die spätere Schaffensmethode Kischs klar und eindrucksvoll abzuzeichnen. Anders als es sonst mit Manuskripten Kischs geschah, hat sein Kriegstagebuch lange in der Schublade gelegen. Als es veröffentlicht wurde, hatte sich der Autor inzwischen die Lehren voll zu eigen gemacht, die er während des Krieges erst in ihren Anfangsgründen zu studieren begonnen. Eine entscheidende Wandlung in seinem Leben und Schaffen hatte sich vollzogen. Er, der abgelehnt hatte, der untergehenden Klasse als Historiograph zu dienen, erhob sich über diese Klasse, indem er zum Historiographen ihres Unterganges wurde. Hatte er Verzicht geleistet auf den Ruhm des Romanciers, indem er der Forderung folgte: „Schreib das auf, Kisch!“, so wurde ihm unbestrittener Ruhm als Meister der gesellschaftlichen Reportage, die er zur höchsten Kunstform entwickelte, die er als literarische Kampfform sicher zu handhaben wußte. Das Erlebnis des imperialistischen Krieges bildete den Wendepunkt in der Entwicklung Kischs, die Niederschrift dieses Erlebnisses war der erste Schritt auf einem neuen Wege. Ihm folgend erfüllte er in seinem späteren Schaffen die Forderung, die er in einer Rede auf dem Pariser Kongreß zur Verteidigung der Kultur im Jahre 1935 aussprach: „Die doppelte Taktik, die dem sozial bewußten Schriftsteller gestellt ist, die des Kampfes und die der Kunst, würde in ihrer Einheit aufgehoben, sie würde in beiden Teilen wirkungslos und wertlos werden, wenn er in seiner Kunst oder seinem Kampfe zurückwiche.“

Als im Jahre 1925 eine Sammlung von Reportagen Egon Erwin Kischs unter dem Titel „Der rasende Reporter" erschien, wurde dieser Titel sehr rasch auch zum Beinamen des Autors. Der rasende Reporter, so hieß es, wenn von Kisch die Rede war. Wie wir es häufig in Literatur und Geschichte erleben, der Beiname – hier sogar eigene Schöpfung dessen, dem er zuteil wurde – war mißverständlich und irreführend. Er wurde Lügen gestraft allein schon durch die Arbeitsweise Kischs. Das wissen alle, die je einen Blick auf seine Manuskripte geworfen haben, auf denen schichtweise eine Korrektur die andere überlagerte, so daß es Seiten gab, die bis zu vierzehnmal umgeschrieben waren – umgeschrieben in einer Handschrift mit absichtlich retardierenden Schnörkeln und Schleifen, damit das Wort ja nicht so rasch, ja nicht unüberlegt der Feder entfließe.

Und dennoch wurde der „Rasende Reporter" zu einem klassischen Titel – für das Buch wie für seinen Verfasser; nicht mehr wegzudenken aus dem Werke, nicht mehr zu trennen von dem literarischen und menschlichen Bilde des Autors. Mit dem „Rasenden Reporter" begann die Serie jener weit über den Tag hinaus gültigen Reportagen, in denen Kisch seine Zeit für alle Zeiten porträtiert hat. Zwei ihm innewohnende, scheinbar einander widersprechende Eigenschaften trugen zum Erfolge bei: seine strenge, kühl beobachtende Sachlichkeit und eine zu steter Parteinahme drängende Leidenschaft. Insofern kommt dem mißverständlichen Beinamen doch wieder eine tieferliegende Bedeutung zu. Ein Rasender war Kisch nicht im Sinne verantwortungsloser Hast, wohl aber im Sinne eines klugen, vollblütigen Temperamentes, dem das Betrachten von Dingen und Menschen zum Ergründen ihrer Beziehungen und Verhältnisse wurde, so daß der Autor nicht ablassen konnte davon, im Betrachten, Ergründen und Aufschreiben mit Heftigkeit Partei zu ergreifen. Was er mit Eifer erforscht und als wahr erkannt hatte, wurde eifernd vertreten.

Galt ursprünglich die Aufmerksamkeit des gesellschaftskritischen Beobachters den offenen Wunden seiner Zeit, jenen Stellen im Bau der kapitalistischen Gesellschaft, wo sich Fäulnis und Verfall als solche aufdringlich dem Auge darboten, so bemerkte er – dem die Reisen durch die junge Sowjetunion das Bild einer Gesellschaft, frei von solchen Gebrechen, gezeigt hatten –, daß die Armut nur eine Folge, das Grundübel aber die Ausbeutung

ist. Er hatte das Chinesenviertel von London, die Reeperbahn von Rotterdam, die Hafengassen von Marseille durchwandert, er hatte mit den Obdachlosen von Whitechapel übernachtet. Jetzt interessierten ihn die Vorgänge, die zu diesen Erscheinungen geführt haben mußten. Dem Diagnostiker kommt es nicht nur auf die Krankheitssymptome an, er will ihre Ursachen kennenlernen. Gründlich fühlt er der im Todeskampfe liegenden bürgerlichen Gesellschaft den Puls: Wie steht es mit Warenproduktion und Güteraustausch? Wie hoch ist der Arbeitslohn und wie hoch der Profit? Er geht in die Fabriken und auf die Märkte, er liest die Handelsberichte, er besucht die Börse und steigt hinab in Kohlenschächte und Quecksilbergruben, er forscht in den Werken von Marx und Lenin. Was er ans Licht bringt, bringt Licht in unsere Umwelt; was er zutage fördert, fördert unsere Einsicht.

Macht er sich's schwer beim Betrachten und Erforschen der Dinge, noch schwerer macht er sich's bei ihrer Beschreibung – um es uns leichter zu machen. Die Sprache muß das Letzte hergeben, damit alles gesagt sei, damit auch jeder Leser verstehe, was der Autor verstanden hat, damit, was Kisch erlebt hat, auch wir erleben.

Dem Reporter ist es nicht erlaubt, sich eine Fabel zu ersinnen. Der Stoff, der bewältigt werden muß, liegt vor im Angeschauten und Beobachteten, in Notizen, Exzerpten und Studien. Dieses Material zugänglich zu machen, gilt es, „den Schlüssel zu finden", wie Kisch es nannte. So stellt er uns das Borinage vor als ein „vierfach klassisches Land", so macht er uns, das Bad im wundertätigen Wasser von Lourdes schildernd, den inneren (und äußeren) Schmutz des Aberglaubens gleich mit dem ersten Satz klar: „Ich wollte mir Schwimmhose und Handtuch mitnehmen..." Was er beim Besuch in Korsika gesehen hat, reduziert er auf die klassische Formel: Halbkolonie mit Halbfabrikaten.

Die Sprache, sein Werkzeug, handhabt Kisch mit vollendetem Können. Seine Wortspiele sind nicht nur Spiele. Indem sie uns erheitern, erhellen sie unsere Einsicht. Oft erkennen wir in ihnen den sprachlich schöpferischen Einfluß, den das Studium Hegels und Marx' bei ihm hinterlassen hat; etwa in der dialektischen Überschrift: Menschen im Quecksilber, Quecksilber im Menschen.

Ist die mühselige Arbeit des Forschens und des Darstellens beendet, dann stehen diese Reportagen mit der Heiterkeit leicht geschwungener Brücken vor unserem Blick. Man sieht ihnen nicht an, welch sorgfältige Berechnung, welch ernsthafte Arbeit zu ihrer Schöpfung notwendig war. Entzückt von ihrer Schönheit, setzen wir unseren Fuß darauf und lassen uns – wie mühelos doch – an ein neues Ufer führen.

„Egon Erwin Kisch beehrt sich darzubieten: Paradies Amerika." So lautete – die pompösen Ankündigungen Hollywooder Filme parodierend – der ironische Titel der Erstausgabe von Kischs Reportagesammlung aus dem Lande des Dollars. Als Frucht einer Reise, die ein Jahr zuvor unternommen worden war, erschien das Buch im Jahr 1929.

Im Schaffen des großen sozialistischen Reporters stellt „Paradies Amerika" (zugleich mit dem Bericht über seine erste Reise durch die Sowjetunion) einen Übergang dar. Hier vollzieht Kisch den Schritt von der kleinen zur großen Form. Haftete den bis dahin erschienenen Büchern noch gelegentlich etwas Skizzenhaftes an, indem sie Berichte von hier und dort, Arbeiten aus dieser und jener Zeit mit einer gewissen Willkür vereinen, so geht Kisch nun in die Tiefe und in die Breite. Die Breite bezieht sich dabei nicht nur auf die geographische Ausdehnung des beobachteten und geschilderten Objekts. Weite Länder, ganze Kontinente sind es, die dargestellt werden. Schon die Titel „Asien gründlich verändert", „China geheim", „Landung in Australien", „Entdeckungen in Mexiko" vermitteln eine lebendige Anschauung. Tiefe aber gewinnen die Werke Kischs dadurch, daß den gegen Elend und Not Rebellierenden das Studium der gesellschaftlichen Zusammenhänge und ihrer Entwicklung zu den Wurzeln von Elend und Not vordringen läßt. Sie aufzudecken, wird ihm zur Notwendigkeit. Das Bild der Welt stellt sich ihm rund und vollendet in seinen Widersprüchen dar. So gibt er es weiter mit großer Präzision, mit dem Einsatz aller ihm zu Gebote stehenden künstlerischen Mittel, an deren Ausbildung er ebenso hartnäckig arbeitet wie an der Vervollkommnung seiner Einsicht. Das Wahre in der wirksamsten Form darzustellen, ist sein Ziel.

Die Reihe dieser großen Reisebücher, die dem schnell zum Ruhme gelangten Autor die dauernde Wirkung sichern, wird mit

„Paradies Amerika“ eingeleitet. Als ein Werk des Übergangs hat es noch manches vom Charakter der vorhergegangenen Veröffentlichungen an sich, doch bestimmt in der Geschlossenheit des Werkes die große gesellschaftliche Reportage – Eindruck und Erkenntnis zugleich vermittelnd – den Charakter des Buches.

Den nachhaltigen Erfolg, der ihm bei seinem Erscheinen zufiel, verdankt es dem unbeirrbaren Mut, mit dem Kisch für die Wahrheit eintrat. „Paradies Amerika“ wirkte wie eine Enthüllung. Das Deutschland des Nachkrieges, der versuchten und verratenen Revolution taumelte von einer Krise in die andere. Den Jahren der Inflation folgten Jahre der großen Arbeitslosigkeit. In jener Zeit wurde den Massen das Land „über dem großen Teich“ ganz bewußt als Paradies auf Erden geschildert, als ein Land ewigen Wohlstands und vollendeter Zivilisation. Diese Propaganda verfolgte ihre wohlbedachte Absicht. Die deutschen Arbeiter sollten vom Klassenkampf abgelenkt werden. Die deutschen Massen sollten, ihr eigenes Elend mit dem Trugbild der „amerikanischen Prosperität“ vergleichend, von der Festigkeit des kapitalistischen Systems überzeugt werden und amerikanische Lebensformen sich zum Vorbild nehmen. Kischs Buch – darin bestand sein besonderes Verdienst, und darauf beruhte sein Erfolg – zerschlug diese Illusion aufs gründlichste.

Ob er nun die unerträglichen Arbeitsbedingungen in den Schlachthäusern Chicagos schildert, die methodische Ausbeutung bei Ford in Detroit, ob er das gleichmacherische, jede menschliche Individualität zerstörende Wesen des amerikanischen Kapitalismus beim Besuch einer Hutfabrik entdeckt, ob er dem Dollarimperialismus bei einer Fahrt durch den Panamakanal auf die Sprünge kommt – mit unbestechlichem Blick erkennt er, mit unbestechlicher Feder beschreibt er das wahre Gesicht Amerikas.

So gründlich wurden die damals landläufigen Vorstellungen über Amerika zerstört, daß ein Kritiker jener Tage entsetzt ausruft: „Kisch beschreibt ein freies Amerika, in dem jeder nach seiner Fasson hungern kann.“ Und ein anderer, der das Buch „erstaunlich und erschreckend“ findet, summiert in folgenden Worten seinen Eindruck: „Hinter der Fassade von Wohlstand und Wolkenkratzern wohnt oft grausame und verbrecherische

Barbarei, die sich selbst nicht durchschaut und bisher von keinem Schriftsteller so erbarmungslos enthüllt wurde."

Als Kisch in Amerika weilte, im Jahre 1928, nährte sich das Land noch kräftig von den Früchten des ohne großen Einsatz gewonnenen Krieges. Monopolwirtschaft, Alkoholschmuggel, politisches Bestechungswesen führten dazu, daß in einigen wenigen Händen Milliarden zusammenflossen. Die Basis dieser trügerischen Prosperität aber war faul und morsch. Kisch sah es und sprach es aus. Nur kurze Zeit nachdem sein Buch erschienen war, ereignete sich am „schwarzen Freitag" jener beispiellose Börsenkrach, der Hunderte von Spekulanten zum Selbstmord trieb, Millionen von Arbeitern aber auf Jahre ihr Brot verlieren ließ.

Auch in der heutigen Zeit ist, was Kisch vor einem Vierteljahrhundert beobachtete und niederschrieb, gültig, wissenswert und interessant. Interessant eben auch dann, wenn wir aus seiner Schilderung, die nun ein knappes Menschenalter zurückliegt, erkennen, wie sehr sich die Welt inzwischen verändert hat. Denken wir nur an den Satz, mit dem er seinen Bericht über die Getreidebörse in Chicago einleitet. Sie ist heute nicht mehr der „entscheidende Platz des Erdballs", sie ist es bei weitem nicht mehr! Und welchen Grund wir haben, darüber von Herzen froh zu sein – Kischs Schilderung lehrt es uns. Kisch deckte vor mehr als dreißig Jahren die Wurzeln jener Entwicklung auf, welche die Vereinigten Staaten inzwischen durchlaufen haben und die aus dem damals vorgetäuschten „Paradies Amerika" jenes Amerika geschaffen haben, dessen hochmütige Ansprüche auf Weltherrschaft nach dem zweiten Weltkrieg den Frieden der Welt erneut vorübergehend gefährden sollten.

Nachdem Egon Erwin Kisch mit „Zaren, Popen, Bolschewiken" und „Paradies Amerika", seinen ersten großen Reisebüchern, bereits die ihm eigene Art literarischer Wirksamkeit gefunden hatte, griff er mit dem „Prager Pitaval", der im Jahre 1931 erschien, noch einmal auf frühere publizistische Formen zurück, anknüpfend an eine für die bürgerlich realistische Literatur nicht unbedeutende Tradition.

Der Begriff des „Pitaval" rührt her von dem Pariser Parlamentsadvokaten François Gayot Pitaval, der im Jahre 1734 eine Sammlung berühmter und interessanter Rechtsfälle veröffent-

lichte, die bei immer neuen und ergänzten Auflagen kurzweg „Pitaval" genannt wurde. Eine der ersten deutschen Ausgaben wurde von Schiller bearbeitet und unter dem Titel „Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit" im Jahre 1792 herausgegeben. Dieser Titel war gewiß berechtigt, denn jene Sammlung von Kriminalfällen warf ein klares Licht auf die gesellschaftlichen Zustände und Mißstände, die zum Ausbruch der Großen Französischen Revolution führten. So ist mit gutem Grund bei späteren Ausgaben die berühmte „Halsbandaffäre" mit aufgenommen worden, an der sich die völlige Korruptheit der herrschenden Klassen Frankreichs im Augenblick der Revolution erwies. Der „Pitaval" wurde immer wieder neu aufgelegt und ergänzt – in Deutschland von Willibald Alexis und Paul Ernst –, und zahlreiche Schriftsteller und Bühnendichter haben aus ihm ihre Stoffe geschöpft.

Der Grund hierzu lag nicht nur in dem „allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen", dem nach Schillers Meinung diese Sammlung ohne jene schädlichen Folgen entgegenkam, die der üblen Kriminalliteratur anhaften. (Diese wird von Kisch im „Prager Pitaval" mit Stücken wie „Räuberhauptmann Babinsky" und „Die Mördergrube von Maria-Kulm" aufs trefflichste in satirischer Form bloßgestellt.) Der Erfolg des „Pitaval" und seine „anregende" Wirkung erklären sich daraus, daß die kritisch-realistische Betrachtung der feudalen und der ihr folgenden bürgerlichen Gesellschaft notwendig vom Sonderfall, vom Außenseiter dieser Gesellschaft ausgehen mußte. Zeitungsberichte über Kriminalfälle gaben Stendhal Anregung zu „Rot und Schwarz", Flaubert zu seiner „Madame Bovary" und Dreiser zur „Amerikanischen Tragödie".

An diese Tradition knüpfte Kisch im „Prager Pitaval" noch einmal an und schließt mit diesem Buch für sich eine Entwicklungsperiode ab, die – wie wir später aus dem „Marktplatz der Sensationen" erfahren – damit begonnen hatte, daß er als Reporter der Prager Zeitung „Bohemia" in Kriminalnotizen über die Außenseiter der Gesellschaft, ihre Taten und Untaten berichtete. Dabei blieb es oft nicht nur beim Bericht; der Drang nach Erhellung dunkler Zusammenhänge verwandelte gelegentlich den Kriminalreporter in einen Kriminalisten, der aktiv an der Aufhellung und Entdeckung von Verbrechen teilnahm, wie

im Falle der Räuberbande Wasinski oder des Mörders Litera. Aber Kischs Verlangen nach Wahrheitsfindung ließ sich durch die Feststellung des äußeren Tatbestandes allein nicht befriedigen. Dies Verlangen zwang ihn vielmehr, auch die Hintergründe und Ursprünge zu erforschen, die er in den gesellschaftlichen Zuständen der zerfallenden habsburgischen Monarchie fand. Einmal auf diesen Weg gebracht, folgte er der Fährte sowohl bei rückschauender Betrachtung der Vergangenheit als auch bei der Umschau in der Gegenwart. So wurde der „Prager Pitaval" in seinem ausgedehnten historischen Teil ein wahrhafter „Beitrag zur Geschichte der Menschheit" mit Darstellungen wie „Haudegen", „Aus Glaubenshaß" oder der geschichtlichen Studie über die Hintergründe des Prozesses gegen Danton.

Ein sinnvoller Zufall war es, der dem auf das Ganze gehenden, auf den Grund der Dinge schauenden Kriminalreporter einen Fall in die Hände spielte, in dem das Vorder- und das Hintergründige sich deckten, die private Verfehlung mit dem gesellschaftlichen Verbrechen identisch wurde: Im Jahre 1913 gelang es Kisch, den Selbstmord und die Spionageaffäre des österreichischen Generalstabschefs Alfred Redl aufzuklären, die „Halsbandaffäre" der österreichisch-ungarischen Donaumonarchie, trübes Zeichen des Verfalls und dunkles Omen jenes großen Menschheitsverbrechens, das sich hierin ankündigte: des ersten Weltkrieges.

Hat es mit allen Büchern Kischs eine eigene Bewandtnis, so besonders mit „China geheim". Das Buch erschien in einer kritischen Zeit, die den zweiten Wendepunkt auch im Leben Kischs und eine unfreiwillige Zäsur in seinem Schaffen bedeutete. Kaum war „China geheim" im Erich Reiß Verlag in Berlin erschienen, da – es ist Anfang 1933! – wurde Kisch verhaftet und ins Polizeipräsidium am Alexanderplatz gebracht. Über seinen Aufenthalt dort, über den Beginn der braunen Barbarei hat er uns dann, nachdem ihn die tschechoslowakische Regierung durch diplomatischen Protest aus der Festung Spandau herausgeholt hatte, in einem Stück klassischen und – wen wird das erstaunen? – grimmig-heiteren Journalismus berichtet.

Das damals gerade erst erschienene Buch „China geheim" wanderte, kaum daß die Druckerschwärze auf dem Papier ge-

trocknet war, auf den Scheiterhaufen; eingestampft wurden die noch nicht verkauften Exemplare – aber nein, die gab es natürlich nicht.

Kischs Chinabericht folgte jener Reihe von Reportagen, in die wir eben einen Blick getan haben und deren erregende Lebendigkeit dem Autor besonderen Ruhm verschafft hatte: „Der rasende Reporter", „Hetzjagd durch die Zeit", „Zaren, Popen, Bolschewiken", „Paradies Amerika", „Asien gründlich verändert". Handfest wie diese Titel waren auch die Bücher, Aussage über Zeit, Umwelt und Mitwelt, die man nicht überhören konnte – und auch nicht überhören wollte.

Ein rastloser Erklärer des Geschehens, vergegenwärtigte Kisch die Gegenwart, vergegenständlichte er den Gegenstand. Er erhellte die Dinge und das Bewußtsein von ihnen.

Frühere Entdecker hatten es leichter gehabt als er. Sie hatten geschildert, was nur sie gesehen hatten, was bis dahin für andere Ohren unerhört, von andern Augen nie erblickt worden war. Sie kündeten von dem, wovon es bisher keine Kunde gegeben hatte. Ihre Aussage bezog sich auf das ganz und gar Neue.

Kisch aber schrieb über Dinge, von denen man allerhand wußte, nur eine Kleinigkeit nicht: die Wahrheit. Er entdeckte Begriffe, die zu landläufigen Vorstellungen geworden waren, in ihrer tatsächlichen Bedeutung, die man darüber vergessen hatte.

Natürlich handelt es sich nicht um eine besondere Prophetengabe des Autors, sondern schlechthin darum, daß er bei der Betrachtung der Dinge die wissenschaftliche Methode des dialektischen Materialismus anwendet und auf diese Weise zu Erkenntnissen gelangt, in denen die zukünftige Entwicklung eingeschlossen ist.

Ein Meisterwerk dieser Art prophetischer Berichterstattung ist die Frucht jener Chinareise, die Kisch im Jahre 1932 von Moskau aus unternahm. Auch hier bestätigt er seine besondere Gabe, die Wahrheit zu erforschen, das heißt nicht diese oder jene Wahrheit, sondern die wesentliche, die entscheidende, die geschichtsbildende, also mit einem Wort die gesellschaftliche Wahrheit. Sie weiß er aufzuspüren und uns mitzuteilen, ob er mit lyrischer Begeisterung von der aussterbenden Kunst des Schattenspiels berichtet, voll gerechten Zorns über das Leben der Rikschakulis in Schanghai spricht, mit photographischer

Genauigkeit eine Hinrichtung schildert oder uns ahnen läßt, was sich auf den Straßen Kantons tut.

Lachend erzählt er, was er zu sagen hat; lachend vernehmen wir, was er uns sagt. Und es vergeht uns das Lachen keineswegs, wenn wir mit einemmal begreifen, wie lange es nun schon her ist, daß er dieses Buch schrieb, und wie gegenwärtig es doch wirkt.

Gewiß ist in China alles anders geworden. Eine welterschütternde Umwälzung hat das einst so rückständige Land gleich neben den fortschrittlichsten Staat dieser Welt, die Sowjetunion, gestellt.

Und – merkwürdig: daß es geschehen mußte und wie es geschah, durch welche Kräfte dieser Wandel bewirkt wurde, all das erfahren wir aus diesem Buche, geschrieben lange vor dem zweiten Weltkrieg, in den frühen Tagen der chinesischen Revolution, am Vorabend der faschistischen Herrschaft über weite Teile Europas, in einem Augenblick also, als sich die Welt zu verfinstern schien und nur der Mutige einen solchen Völkerfrühling ahnen konnte.

Wie im süßen Kern einer Nußschale der breite, Schatten spendende Baum und seine Früchte vorweggenommen sind, so ist in diesem knappen Buche voller Gelächter und Heiterkeit die Entwicklung vorweggenommen, die zum Siege der chinesischen Volksarmee über die Heere Tschiang Kai-scheks, zum Siege Mao Tse-tungs über die Dollarmillionen des Marshallplans führte. – Im Spiegel dieses Buches gesehen, scheint die erstaunliche und bewunderungswerte Entwicklung Chinas höchst natürlich.

Der „Marktplatz der Sensationen" erschien zuerst im Jahre 1942 im mexikanischen Exil, ihm folgten die „Entdeckungen in Mexiko", ihm hätten noch viele andere Bücher folgen sollen, wie die Geschichte des Postmeisters Drouet (der die Flucht Ludwigs XVI. verhinderte) oder die Geschichte der Herzogin von Berry – doch gingen die fast fertigen Manuskripte in Frankreich während der Besetzung durch die Nazis verloren.

Auch zu dem großen Reportagebuch über die neue Tschechoslowakei, an dem Kisch gerade arbeitete, als der Tod ihn 1948 traf, ist es nicht mehr gekommen, auch nicht zu dem geplanten zweiten Teil des „Marktplatzes der Sensationen".

Er hätte uns in jene Periode von Kischs Leben geführt, die eine seiner tätigsten war, auf die im ersten Bande nur einmal angespielt wird und über die nur wenige polemische Artikel aus seiner Feder vorliegen und einige Anekdoten aus seinem Munde uns noch im Ohre nachklingen. Es ist die Zeit der Revolution von 1918, des Zusammenbruchs der Habsburger Monarchie, an der Kisch zunächst als Organisator des Wiener Januarstreiks, dann in illegaler Arbeit, schließlich als einer der Führer der Wiener Roten Garde wirksamen Anteil genommen hat. Was er aus jenen Tagen erzählte, war das Folgende:

An der Spitze einer Gruppe revolutionärer Arbeiter besetzte er das Gebäude der „Neuen Freien Presse". Als er in die Redaktionsräume eindringt, stößt er auf den Redakteur Kisch – seinen älteren Bruder.

„Das Gebäude ist besetzt. Ich fordere dich auf, sofort die Redaktion zu verlassen!" erklärt kurz angebunden der Führer der Roten Garde.

Die Kischs haben ein heftiges Temperament. Der ältere mißt den jüngeren mit funkelnden Augen, blickt auf die zürnenden Gesichter der revolutionären Gestalten.

„Gut, ich weiche der Gewalt!" gibt er zähneknirschend nach, in einem Ton, der ihm der historischen Stunde angemessen scheint. Dann aber tritt er mit bedeutungsvollem Blick und so drohender Geste auf den Führer der Aufständischen zu, daß die Rotgardisten an seiner Seite zu den Pistolen greifen, und er zischt: „Mach dich nur auf was gefaßt! Ich schreib's der Mutter!"

Zur gleichen stürmischen Zeit, als ein – ahnungsloser – Dichter in seinem Tagebuch neben allerlei anderen Gerüchten vermerkt: „Es heißt, Kisch soll Präsident der Republik werden. Na, er wäre nicht der Schlimmste", fragt die besorgte Mutter beim ältesten Sohne an, was der geliebte jüngere nur treibe, und erhält die telegrafische Antwort: „Egon körperlich gesund."

Diese und andere Anekdoten hätte er uns kaum vorenthalten, hätte uns lachen gemacht und uns zugleich die Geschichte der Umsturztage, zugleich die Bedeutung jener unglücklichen, schon im Keime verratenen Revolution erfahren lassen. Denn ein so fanatischer Erzähler er ist, so besessen auf die Pointe, so durchaus darauf bedacht und unter allen Umständen entschlossen,

unsere ganze Aufmerksamkeit zu gewinnen und zu fesseln, so sehr kommt es ihm auch darauf an, daß wir ihn recht verstehen, den Scherz, den er uns mitteilt, und dessen „tiefere Bedeutung", um derentwillen der Scherz erzählt wird.

Der „Marktplatz der Sensationen" war nicht als das letzte Werk Kischs geplant und ist es in der Tat auch nicht gewesen, dennoch läßt sich, was dieses Buch betrifft, aus mancherlei Gründen heraus sagen: Hier schließt sich der Kreis des Schaffens. Der an Menschen und Vorgängen um sich herum so leidenschaftlich und rücksichtslos Anteil nimmt, der alle Verbotstafeln mißachtet, der, dem es nicht darauf ankommt, auch einmal lästig zu fallen, spricht von sich selbst: Der Alternde blickt auf seine Jugend zurück. Der als Dichter begann, um dann Reporter zu werden, kehrt zur Dichtung zurück, ohne die Lehren zu vergessen, die er unterwegs gelernt hat: er schildert die Wirklichkeit mit Phantasie.

Sein Buch wird zu einer Reportage über die Reportage. Das beginnt mit der Betrachtung über die Lieder des blinden Methodius, denen er als Kind lauscht. „Sein Repertoire besteht durchweg aus Begebenheiten, die mehr oder minder Geschichte waren, Geschichte sind oder Geschichte sein werden", schreibt Kisch. Und wir wissen, daß Kisch damit auch von seinem eigenen Schaffen spricht – auf das man diesen Satz uneingeschränkt anwenden darf – und nicht nur von den Liedern des blinden Methodius, dem es gleichgültig ist, ob seine Lieder der Literatur zugerechnet werden oder nicht. Zum Unterschiede von Kisch übrigens, dem es nicht gleichgültig ist, ob man die Reportage als Kunstform betrachtet oder nicht. Denn Kisch begnügt sich nicht mit der Verteidigung seines „Ressorts" sozusagen – wenn er die Lieder des blinden Methodius als Balladen anspricht –, auf sicherem Grunde sich fühlend, stößt er darüber hinaus. Er fordert von der Literatur eine konkrete Aussage, Wahrheit. Dem Schillerschen „Was sich nie und nimmer hat begeben" setzt er entgegen: „Was sich stets und immer hat begeben, das allein veraltet nie."

Aber die Wahrheit zu schreiben ist nicht so leicht. Kisch erfährt es beim „Brand der Schittkauer Mühlen", daß man ja zuerst einmal die Wahrheit erkennen muß, bevor man sie aussprechen kann – etwas anderes noch ist, ob man sie aussprechen darf –, und dann gibt es verwirrenderweise auch noch verschie-

dene Wahrheiten, jene beispielsweise, die von dem Prager Journalisten als „interessant, aber langweilig“ bezeichnet wurden, nämlich die bedeutungslosen Wahrheiten, deren Aufzählung wohl eine konkrete, aber keine wesentliche Aussage bedeutet. Was dem jungen Reporter beim Mühlenbrand geschieht, zu dem er beordert wird, ist, daß sich ihm die Wahrheit entzieht. Da er aber gezwungen ist, über den Brand zu berichten, so schreibt er einen phantastischen Bericht, eine „interessante Lüge“ – die den Platz der langweiligen Wahrheit einnimmt.

Er erlebt zu seiner Überraschung, daß dieser frei erfundene „Bericht“ geglaubt wird. Soll er also bei der Lüge bleiben? „Nein“, entscheidet er. „Gerade weil mir bei der ersten Jagd nach der Wahrheit die Wahrheit entgangen war, wollte ich ihr fürderhin nachspüren.“ Worauf es ankommt, ist, die Zusammenhänge und Details der Wirklichkeit so gründlich zu ermitteln, daß das Ergebnis mindestens in gleichem Maße interessant ist wie das Phantasieprodukt. Auf die überzeugende, eindringliche, lebendige Darstellung der Wahrheit ist der Bericht gerichtet. Und da fragt Kisch: Bedarf die Gestaltung der Wahrheit etwa keiner Phantasie?

Jene Phantasie, die sich verschleiernd vor die Wahrheit stellt, wird verworfen, die der Wahrheit dienstbare Phantasie wird bejaht – und in welch überlegener Art doch wird von ihr zu diesem Zwecke Gebrauch gemacht! Bejaht wird die Phantasie sogar als ein Element der Wahrheitsfindung. Denn was anderes ist die „Dantesche Neugier“, von der bei Kisch die Rede ist, als eben die stets fragende, unablässig forschende, dem Wesen der Dinge und ihren Zusammenhängen nachspürende Phantasie. Kisch bekennt: „Wie andere Menschen bei etwas Bedrohlichem aus dem Traum aufschrecken, so erwache ich, weil ich nicht weiß, wer jene Person im Hintergrunde des Traumes ist. Ich kann in keiner Straßenbahn fahren, ohne herauskriegen zu wollen, welches Buch der Herr in der entgegengesetzten Ecke liest. Ich verfolge ein Paar durch mehrere Straßen, um zu erfahren, welche Sprache sie sprechen. Ich gaffe in fremde Fenster, ich lese alle Wohnungsschilder in dem Haus, in dem ich zu Besuch bin, ich durchforsche Friedhöfe nach vertrauten Namen. Gleichgültige Menschen frage ich über ihr Leben aus. Ungewöhnliche Straßenbezeichnungen zwingen mich, zu ergründen, warum sie so lauten. Jede Rumpelkammer und jeden

Stoß alter Papiere möchte ich durchsuchen, jedes ‚Eintritt verboten' lockt mich zum Eintritt, jede Geheimhaltung zur Nachforschung."

Diese Neugierde, diese in die Frageform versetzte Phantasie, die weiß, daß „nichts phantasievoller ist als die tatsächliche Wirklichkeit", zwingt ihn, den Tatsachen nachzugehen. Er kann ihrer nicht genug beisammen haben. „Ich versuchte", so gesteht er uns ein, „das Fehlen der Fakten, unter dem ich während des Mühlenfeuers gelitten, durch Fülle, oft durch Überfülle von Details zu kompensieren, selbst graphische Darstellungen, Situationspläne, Termini technici, Fußnoten und Bibliographien verschmähte ich nicht. Eine solche Genauigkeit bringt wieder andere Vorwürfe als den des Mangels an Phantasie. Die anspruchsvolle Akribie reizt den Leser, nach einer Lücke zu suchen."

Hat die Neugierde ihre Aufgabe erfüllt, hat die fragende Phantasie das Material zusammengetragen, gründlich und vollständig, so daß keine Frage mehr offengeblieben ist, dann, dann also erst darf die gestaltende Phantasie herbeigerufen werden, um das Erkannte zur Aussage zu formen.

Wie jeder gute Erzähler seine Geschichten zu wiederholen liebt und wie diese Geschichten dann beim Wiederholen ihre Form jedesmal ein wenig ändern, abgeschlossener, gerundeter, eindringlicher werden, so ist es mit vielen der Kapitel im „Marktplatz der Sensationen" gegangen, zu dem Kisch aus seiner eigenen Vergangenheit schöpft. Manche der Stoffe, die er hier behandelt, entstammen seinen früheren Büchern „Aus Prager Gassen und Nächten", „Prager Kinder" und vor allem aus „Abenteuer in Prag". Sie haben sich verändert, sind in ihrer Aussage präziser geworden, haben an anekdotischem Gewicht und an Wahrheitsgehalt gewonnen. Und so manche dieser Geschichten hat ihr eigenes Leben, ihre eigene Geschichte gehabt, wie etwa der „Besuch im Magdalenenheim", eine Anekdote, die das, was ihr fehlte, um zu den klassischen Werken erzählerischen Humors zu gehören, durch einen blamablen Plagiatsversuch hinzugewann.

Witz und Heiterkeit sind Vorrechte des Menschen. Durch sie unterscheidet er sich von anderen Lebewesen. In der Tierwelt gibt es kein Gelächter. Um so unverständlicher ist es, daß der Heitere in der menschlichen Gesellschaft kein gro-

ßes Ansehen genießt, daß der Witz nicht ernst genommen wird.

Das hat Kisch oft zu spüren bekommen. Seine Heiterkeit hat ihm das Leben nicht leichter, sondern oft herzlich schwer gemacht. Statt daß er, dessen Lebenslust uns das Leben lustiger machte, darum besonders geschätzt wurde, geschah es ihm nur allzuoft, daß man ihn um dieser menschlichsten Eigenschaften willen über die Schulter ansah; vornehmlich von seiten mancher tierisch ernsten Schriftstellerkollegen. Es bedurfte der Menschlichkeit und Meisterschaft Heinrich Manns, um ohne Vorbehalte und ohne Einschränkungen beiläufig das Prädikat „Genie" für Kisch zu finden.

Seine Heiterkeit besaß mannigfaltige Ausdrucksmittel. Sie läßt sich nicht auf diese oder jene Form festlegen, sie umfaßt alle Skalen. Da ist ein fast gemütlicher Humor und beißender Witz, da ist intellektuelle Ironie und anklagende Satire und gelegentlich auch eine bäurisch-grobe Komik. Überlassen wir es den Literaturhistorikern kommender Tage, zu analysieren und zu klassifizieren. Wir haben gelacht.

Nicht alle allerdings, denen der Witz das Zwerchfell kitzelte, haben den Witz auch mitgekriegt. Sie haben sich – wie ein derbes Wort sagt – vor Lachen ausgeschüttet und begriffen nicht, daß der Witz einen Sinn hatte, daß er wie ein Pfeil auf sein Ziel gerichtet war. Die Heiterkeit Kischs war nicht nur ein Mittel, uns lachen zu machen. Sie diente ebensosehr der Erleuchtung wie der Erheiterung, sie hatte eine kritische, eine aufklärende und erhellende Funktion. Sie zeigte uns die Welt in einem neuen Lichte. Wenn wir bei der Wirkung, die sein Witz auslöste, von einem „befreienden Lachen" sprechen, so ist uns damit die beste Charakterisierung auf die Zunge gesprungen. Befreien sollte das Lachen, befreien von idealistischen Vorurteilen, befreien von den Fesseln wirtschaftlicher Gebundenheiten, befreien vom Druck politischer Knechtschaft.

Im „Rasenden Reporter" finden wir einen merkwürdigen Bericht. Da wird mit verlegenem Pomp die Zimmervermieterin Johanne Jörgensen in Kopenhagen zu Grabe getragen. Ihr Untermieter Kisch nimmt an der Beerdigung teil und langweilt sich – wenn wir so sagen wollen – zu Tode. Darum wandert er ein wenig im Kirchhof herum und stößt unversehens auf das Grab Kierkegaards, des streitenden Philosophen und Theologen,

dessen Name vor einigen Jahren wieder die Welt erfüllte in den verlogenen Entstellungen Heideggers, der dem sauberen, aber wirren Dänen ein schmutziges Braunhemd anzog.

Aber bleiben wir bei Kisch, der sich am Grabe Kierkegaards mit des Toten Leidenschaft auseinandersetzt. „Ich verstehe", sagt Kisch, „warum er schwor, das Kommando zum Feuern geben zu wollen, wenn alle Journalisten füsiliert würden. Nicht wegen der Phrase, denn es gibt sachlichere Menschen unter uns als in anderen Berufen, wohl aber wegen unseres Mangels an Haß, an Empörung, an Erregung..."

Ihm, Kisch, hat es an Empörung und Erregung nicht gefehlt, und das hat aus ihm mehr als einen Journalisten, hat aus ihm den großen Schriftsteller gemacht. Hatte er Grund, in diesem Falle mit dem heißblütigen Pastor einer Meinung zu sein, so können wir auf der anderen Seite Kierkegaards Zeugnis für Kisch in Anspruch nehmen, wenn wir nach einem Begriff für die Heiterkeit suchen.

„Aber der", so schreibt Kierkegaard in seiner „Kritik der Gegenwart", in der sich manch Wahres neben viel abgrundtief Falschem findet, „der sich auf das Komische versteht, sieht leicht, daß es an einer ganz anderen Stelle liegt, als unsere Zeit sich einbildet, und daß die Satire heute, wenn es möglich sein soll, daß sie etwas Nutzen schaffe und nicht unermeßlichen Schaden anrichte, zu ihrem Bürgen eine konsequente und wohlbegründete ethische Lebensanschauung haben muß, eine aufopfernde Uneigennützigkeit, eine hochgeborene Vornehmheit."

Diese Bürgschaft, die Kierkegaard fordert, in welchem Maße war sie doch bei Kisch gegeben!

Die ganze Kisch umfassende Wahrheit aber finden wir an einer anderen Stelle in der Definition Kierkegaards: „Der Ironiker ist der im geheimen Begeisterte in einer negativen Zeit."

Wahrhaftig, von dieser geheimen Begeisterung war Kisch erfüllt, sie sprach sich in seinem Wesen aus, sie gab ihm Kraft und seinem Worte die dauernde Lebendigkeit, die es hat. Diese geheime Begeisterung für die Ruhelosigkeit der Welt, für den ewigen Fluß der Dinge, für das Veränderliche unseres Daseins und für die große verändernde Kraft in unserer Zeit.

Er war ein Teil dieser Kraft. Dessen war er sich bewußt.

Bewußt schrieb er, um zu verändern. Das war seine „konsequente und wohlbegründete Lebensauffassung", in deren Dienst er seine Heiterkeit stellte als eine dialektische Waffe. Je tiefer er in das Verständnis des historischen Materialismus eindrang, um so lebendiger, um so schärfer wurde sein Witz. Um so befreiender unser Lachen.

Der Tod hat viele Gesichter in unserer Zeit gehabt, in der so viel gestorben wurde, daß wir nicht einmal, sondern tausendfach verwaisten, daß wir uns immer wieder allein fanden und wieder und wieder ein neues Leben beginnen mußten. Krieg, Revolution und Reaktion und neuer Krieg haben die Leben, wie die Häckselmaschine das Stroh, zu Stücken zerschnitten. In dieser Zeit hat Kisch, der Revolutionär, mit einer wahren Besessenheit nach Kontinuität gestrebt und menschliche, zeitliche und geistige Zusammenhänge verteidigt. Überall hat er die zerrissenen Fäden aufgelesen und wieder zusammengeknüpft.

Ich erinnere mich eines Streitgesprächs auf dem Pariser Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur, bei dem Kisch dem englischen Romancier Aldous Huxley entgegentrat, der, die gesellschaftliche Wirkung der Literatur leugnend, auf Voltaire verwiesen hatte. „So tot wie der möchte unsereiner auch sein", rief Kisch ihm lachend zu, „schließlich folgte auf Voltaire das Jahr 1789!"

Hat Stendhal vom Roman als einem Spiegel über einer Landstraße gesprochen, so spiegelt sich im Werke Kischs der Strom unserer Zeit ewig veränderlich, ewig fließend und doch aus einem einheitlichen Wesen.

Dieser unabänderlichen, unablässigen Veränderung, die wir im Spiegel Kischs entdecken, ist auch der Tod unterworfen. Auch er hat sein Gesicht verändert.

Kisch ist nicht gestorben in den Zeiten der Niederlage, der Flucht, der Bedrängnis, der Gefangenschaft des Geistes und der Menschen. Er hat die Freiheit noch erlebt, hat den neuen Tag heraufkommen sehen für seine Heimat. Er hat – sterbend und am Ende seiner Kräfte – das Ziel noch durchschritten. Er, dem es so sehr auf die Beständigkeit im ewigen Wechsel ankam, hat auch mit seinem Leben fertiggebracht, was er in seinen Schriften mit verbissenem Fleiß anstrebte, er hat die Brücke vom Gestern zum Morgen geschlagen. Als er unsere alte Welt verließ, hatte sich das Tor einer neuen Welt aufgetan, der Welt, für die er

gewirkt, gestritten und gekämpft hatte und um derentwillen er vieles an äußerer Anerkennung hat entbehren müssen. Dem Toten ist sie zuteil geworden.

Die Unterdrückten, denen er zur Selbstbefreiung half, haben ihn als Befreite zu Grabe getragen. Die „letzte Ehre“ erwies ihm die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei. Das ganze Land trauerte um ihn, und Stille lag über der so gründlich veränderten Stadt Prag, in der nun eine Straße seinen Namen führen wird, den Namen des rasenden Reporters Egon Erwin Kisch.

Nicht als ein Opfer ist er dahingegangen, sondern als ein Sieger.



DER MÄDCHENHIRT

Ein Roman



ERSTES KAPITEL

Ganz unvermutet, ganz plötzlich platzte das Manometer.

Bevor noch das Entsetzen mit seinem lähmenden Arm die Heizer zu berühren vermochte, barst der Kessel mit einem grauenhaften, die ganze Stadt erschreckenden Aufschrei.

Auf dem Verdeck an das Holzhäuschen gelehnt, in dem sich die Schiffskasse befand, hatte Engelbert Naak eben zu Karl Duschnitz etwas Belangloses gesagt, die beiden Worte „Musikkapelle spielen“ gesprochen, als die Detonation ertönte.

Im selben Augenblick begann das Grausen die rasendste Orgie. Ein Knabe, die Botanisiertrommel umgehängt, wurde in schnurgerader Linie gegen ein Haus des Kais geschleudert, prallte vom Balkon des ersten Stockwerkes ab und sauste als Leiche auf das Trottoir; um seinen verstümmelten Rumpf schlang sich schräg die grüne Schleife mit der Botanisierbüchse. Auf die Fahrbahn des Kais fiel der Kopf eines jungen Mannes, in dem man später Mathias Blecha erkannte. Marcel Bleyer, der wohl in unmittelbarer Nähe des schadhaften Kessels gestanden war, wurde in hundert Stücke gerissen. Die meisten Leute, darunter Robert von Dirnböck, den man bald unter den zusammengebrochenen Trümmern des Dampfers „Caput regni“ als Leiche hervorzog, und Engelbert Naak, den man erst neun Tage nach der Katastrophe bei Melnik aus dem Flusse fischte, waren in das Wasser geschossen worden. Andere verbrühten sich an den glühenden Dämpfen, die grau und rot über die Bretter des Wracks züngelten. Anderen wurden die Rippen und Gliedmaßen gebrochen, als sie inmitten der dichten, atemberaubenden Rauchwolke, inmitten von Besinnungslosigkeit, Wehklagen, Hilferufen, Stöhnen, Wahnsinn und Schreien die schmale Steinstiege zu erklimmen versuchten, die vom Landungsplatz des Moldauniveaus zum Kai hinaufführt. Wieder andere – Fritz Fritz, der acht Tage später unter gräßlichen Fieberqualen starb, war unter diesen – wurden von den schwarzen Trümmern des Schiffskamins getroffen, die zunächst wie aus einem Krater in die Höhe des Kaigeländes emporgestoßen worden waren, oben

als Papierschnitzel im Wirbelwind kreisten und dann in einem verderbenbringenden Sprühregen auf das Wrack, die Landungsbrücke, den Anlegeplatz und in den Fluß, auf Passagiere und Schiffsbedienstete in den Qualm zurückfielen, Köpfe zerschmetternd, Gesichter von der Stirn zum Kinn aufreißend.

Karl Duschnitz war unter den Geretteten. Auch er war in langem Bogen aus dem Dampfer geschleudert worden, mitten in den Fluß. Neben der Stelle, an der er auftauchte, schwamm ein zerbrochener Tisch des zertrümmerten Schiffes. An diesem hielt er sich mechanisch achtundzwanzig Minuten fest. Während dieser Zeit vergegenwärtigte er sich gar nicht, was geschehen war, die Worte „Musikkapelle spielen", die Engelbert Naak zuletzt gesprochen hatte und wegen irgendeines Lärms nicht zu einem Satze vollenden konnte, klangen ihm in den Ohren, er wiederholte: „Musikkapelle spielen" und sah irgendeine blaugraue, dichte Wolke auf dem Wasser. Ganz apathisch hielt er sich an der Planke fest, an deren Ecke ein in der Hälfte zerbrochener Tischfuß war. Ihm fiel gar nicht ein, daß er um Hilfe schreien solle. Allerdings hätte ihm dies nichts geholfen, weil er in der Mitte des Stromes schwamm, zu weit vom Ufer, als daß man in dem Gekreisch, Gestöhne, Geächze und Lärm seine Stimme zu hören, ihn inmitten des Tohuwabohus von schwimmenden Leichen, Balken, Bänken, Gliedmaßen, Tüchern, Papieren und Hüten zu sehen vermocht hätte. Aber er bedachte weder die Zweckmäßigkeit noch die Unzweckmäßigkeit eines Versuches, sich bemerkbar zu machen, sondern krampfte seine Hände um die Ränder der Bretter und dachte nach, wie der von Engelbert Naak jäh abgebrochene Satz zu beenden sei.

Duschnitz wurde gerade dadurch gerettet, daß er in der Mitte der Moldau war. Denn so bemerkte ihn der Flößer Johannes Chrapot, der von seinem Häuschen auf der Insel Kampa, also vom linken, dem entgegengesetzten Ufer, zur Unglücksstätte hinruderte, zuerst. Der Flößer packte Karl beim Oberarm und versuchte, ihn in den Kahn zu ziehen. Das mißlang, weil Karl Duschnitz mehr tot als lebendig war und keine Anstrengung machte, seinem Retter behilflich zu sein. Er hielt sich noch immer an dem Brett fest. Da zog Chrapot die Ruder ein, beugte sich über den Rand des Kahnes, packte den Halbtoten, der nun endlich die Planke losließ, um die Hüften und hob ihn – fast

wäre die Nußschale umgekippt – in das Innere des Schiffchens. Dort sank Karl Duschnitz ohnmächtig hin. Chrapot ruderte nun, so schnell er konnte, zur Insel Kampa zurück.

Hier standen schon Hunderte neugierig Erregter. Gleich nach der ungeheuren Detonation waren die Bewohner der Insel Kampa naturgemäß an das Ufer geeilt, wo sich ihnen ein weiter Ausblick auf das jenseitige Prag und auf den Fluß öffnet. Hier konnten sich jene, die schon ein Erdbeben, wenn nicht gar das Hereinbrechen des Jüngsten Tages angenommen hatten, überzeugen, daß Prag noch auf dem alten Fleck stehe, und die steilen Rauchwolken, die sich in der Gegend der Palackybrücke in den Himmel reckten, belehrten, woher der unheimliche, geheimnisvolle Krach gekommen war. In dieser Richtung jagten die sich aufbäumenden Pferde des Löschtrains, in dieser Richtung fuhren auch drüben am Kai die Rettungswagen, deren Lenker bedeutungsvoll pfiffen. Die Männer stiegen in ihre Fischerkähne und fuhren in der Richtung der Qualmwolke ab, ihre Weiber schrien ihnen, stolz, eindringlich und die Aufmerksamkeit auf sich lenkend, Warnungsrufe nach. Aber niemand wußte, was geschehen sei. Dynamitattentat, Einsturz der Palackybrücke, Brand einer chemischen Fabrik? Bis endlich von der Brüstung der Karlsbrücke ein Kampabewohner das aufklärende Wort hinunterrief, das ein Feuerwehrmann einem Polizisten zugerufen hatte: Dampferexplosion. Nun gewannen die Mutmaßungen greifbarere Formen. Es mußte, das war schon nach der Detonation zu schließen, eine gräßliche Katastrophe gewesen sein, der Requisition von Feuerwehr und Rettungsambulanz konnte man entnehmen, daß es auch Tote gegeben habe. Außerdem war Pfingstsonntag, der rechte Tag für Ausflügler – man konnte sich die Größe der Katastrophe ausmalen. Der Erörterungen und Erwägungen wurde erst ein Ende, als man den Flößer Chrapot hastig rudernd zur Kampa zurückkommen sah und bald darauf erkannte, daß in seinem Kahn ein Mensch liege.

War schon früher die Gefahr vorhanden gewesen, daß von den Neugierigen, die zu Hunderten auf der durch keinerlei Geländer geschützten Böschung zwischen der Rolandstatue und der Kampa-Realschule schräg standen, sich quetschten, drängten und stießen, jemand in das Wasser gestoßen werde, so steigerte sich die Gefährlichkeit der Situation noch, als man des Flößers Chrapot ansichtig wurde; die Männer und Burschen wollten an

den Rand der Böschung hinunter, um dem Herankommenden beim Landen behilflich zu sein, die Frauen und Kinder, die vorne standen, wollten teils aus Neugierde nicht Platz machen, teils konnten sie sich wirklich nicht von der Stelle rühren, da sie eingekeilt waren. Schließlich kam Ordnung in die wogenden und schiebenden Reihen, es gelang einem Flößerburschen, die am Kiel des Chrapotschen Kahnes hängende Kette zu erfassen und das Boot fest an das Land zu ziehen.

Einige waren behilflich, den Bewußtlosen aus dem Boot zu heben, und trugen ihn zu Chrapots Wohnung. Dorthin war inzwischen auch das Weib des Flößers gekommen. Sie sperrte die Türe zu dem Zimmer auf, das links neben der Küche war, und man legte den Fremden auf den Tisch. Die Stube war voll von Neugierigen, und auch auf der Stiege drängten sich solche. Chrapot schob alles zum Hause hinaus und machte sich dann daran, den Bewußtlosen zum Leben zu erwecken. Kaum hatte er die Schläfe Karls eingerieben, als dieser die Augen öffnete und tief aufatmete. „Leg ihn zu Bett und heize ein", sagte der Flößer und entfernte sich eilig, um von neuem zur Unglücksstätte hinzufahren. Auf die Widerrede seines Weibes hörte Johann Chrapot nicht.

Frau Chrapot schloß die Tür, zerrte des Fremden Stiefel von den Füßen, seine Kleider und Wäsche vom Leibe. Karl Duschnitz lag apathisch auf dem Tische und ließ alles mit sich geschehen. Auch als die Chrapot mit ihrem ganzen Körper den Tisch ruckweise bis zum Bett schob, regte er sich nicht. Er schaute mit weiten Augen auf die Zimmerdecke und atmete tief. Als ihn aber das Weib anpackte, um ihn ins Bett zu legen, schaute er sich zuckend in der Flößerstube um und fragte: „Was ist?"

„Ihr seid bei der Dampferexplosion ins Wasser gefallen, und mein Mann hat Euch hergebracht. Das ist unsere Wohnung. Ich will Euch jetzt ins Bett legen."

Karl Duschnitz drückte seinen linken Zeigefinger der Länge nach auf die Schläfe und starrte vor sich hin. Er besann sich lange. Nach und nach schien ihm der Zusammenhang der Ereignisse klarzuwerden. Wie die Tafelrunde auf dem Dampfer zur Pfingstfahrt versammelt, das Schiff zur Abfahrt bereit war, wie Engelbert Naak irgend etwas von einer Musikkapelle sprach, plötzlich ein beispiellos furchtbarer Knall ertönte, wie er sich

dann auf dem Wasser fand, eine Planke umfaßte und dann von einem fremden Mann in dessen Boot gezogen wurde.

„Wo ist Euer Mann?"

„Der ist fort", sagt Chrapots Frau zerstreut. Sie hat den fremden Herrn, der ein so zartes Gesicht, so schmale, durchscheinende Hände und einen teuren alten Ring auf dem Finger hat, den fremden jungen Herrn, dessen erstaunlich feine Wäsche und Kleider auf dem Stuhle liegen, unverwandt angesehen, während er erwachte. Da er sie nun fragt und sie ihm antwortet, weilt ihr Sinnen anderswo.

Den Blick fühlt Karl Duschnitz. Er erwidert ihn scheu, ängstlich und sieht ein junges Weib. Etwas möchte er sagen, irgend etwas sagen – das Gespräch stockt schon unheimlich lange. Mühselig zwingt er sich zu einem Satz, aber während er spricht, ist ihm, als ob sein Bewußtsein im Wasser wäre: „Wohin – wohin ist denn – wo ist denn Euer Mann?"

„Der ist wieder zum Dampfer hingefahren. Auf mich wollte er nicht hören. Was kümmert sich der um mein Reden! Der kümmert sich gar nicht um mein Reden..."

Nur etwas sprechen, irgend etwas fragen, sie sind so unheimlich, diese Gesprächspausen.

„Ihr – habt auch Kinder?"

„Nein, Kinder haben wir nicht. Mein Mann ist krank..." Die Frau sagt den Satz im Tonfall der Resignation. Dann aber schaut sie auf, als ob sie ihn als Argument aufgefaßt wissen wollte. Ermunternd.

Duschnitz fühlt, wie sein fahles Gesicht jäh von Rot überströmt wird. Ein junges Weib. Eine derbe Nase, aber kein häßliches Gesicht. Gewiß nicht. Eher hübsch. Ja, hübsch. Plötzlich merkt er, und es scheint ihm, als träume er das, daß ihre Augen die seinen beobachten, daß sie erkennen möchte, wie die Prüfung ihres Gesichtes ausfallen werde. Ertappt gleitet sein Blick ab, tastet sich mühselig über die in eine blaugestreifte Kattunbluse eingezwängten Brüste, über starke Hüften. Eine dralle Person. Und er ist da allein in der Stube. Und nackt... Zitternd sucht er nach der Decke. Die Frau hat sich an den Bettrand gesetzt und atmet ein heißes Lächeln. „Musikkapelle spielen", erinnert er sich unvermittelt. Seine Gedanken werden immer wirrer. Und er zieht die Frau an sich, zieht sie an sich.

ZWEITES KAPITEL

Man kennt in Prag das Duschnitzsche Haus. Das große, rote Firmenschild des Selchers, der heute im Duschnitzschen Hause in der Rittergasse Laden und Werkstätte innehat, mag die prunkvolle Würde der Fassade stören, die durch Ruß, Staub und Witterung fast beinschwarz geworden ist – es bleibt doch eines der schönsten Gebäude der Stadt. Es hat nicht die höhnenden und einschüchternden Karyatiden mit Sklavengestalten, die die Balkone der Kleinseitner Adelspaläste auf ihren Nacken halten müssen, vielmehr ist hier der Torbogen von zwei unpersönlichen Eckpilastern flankiert, die durch ein Gesimse in der Mitte unterteilt sind und sich am oberen Ende in ein kapitälartiges Schnekkengewinde einrollen. Portal, Fenster und Fassade sind überströmt von figuralen Zieraten und von architektonischen und Pflanzen-Ornamenten, die, in ausdrucksvollem, flachem, aber kräftig eingeschnittenem Relief behandelt, auf beiden Seiten der Fassade, an jedem Fenster und an jeder Hälfte des Tores ganz verschieden sind. Ein aus dem vollen schöpfender Steinmetz hat sich hier, zur Zeit, als niederländische Kupferstiche ihren Einfluß auf die Frührenaissance mächtig geltend zu machen begannen, im Auftrage eines reichen Bauherrn künstlerisch auszuleben versucht, während die Kunst des Architekten vornehmlich aus dem majestätischen Giebel und aus den Arkaden spricht, die im Hofe das erste Stockwerk mit kurzen, von Rustikabändern umwundenen Säulen einschließen.

Auch die erbeingesessenen Prager, die tausendmal an dem Duschnitzschen Hause vorübergegangen sind und der herrlichen Barockhäuser mehr kennen, pflegen nie vorbeizueilen, ohne mit einem Blick den Skulpturen an der schwarzen Front ihre Reverenz zu beweisen.

Alte Deutschprager, denen sich die in jeder kleineren Stadt wuchernde Anteilnahme, Neugierde und Tratschsucht im Laufe der Jahre schon zur Lust am Reminiszenzenerzählen gewandelt hat, wissen, wenn sie am Duschnitzschen Hause vorbeikommen, ihren jüngeren Begleitern vielerlei Historien. Sie berichten von einem der reichen Duschnitze, der einmal vor hundert Jahren in der Nacht durch Läuten an seiner Wohnungstür aus dem Schlafe geweckt wurde und sich, als er öffnete, dem Kaiser Franz gegenübersah, der eigens in der Postkutsche aus Wien nach Prag

gekommen war, um ihn zur Bewilligung einer Staatsanleihe zu bewegen, sie erzählen von zwei Brüdern Duschnitz, die einander einmal auf dem Postamt begegnet waren, da ihnen beiden gleichzeitig – unabhängig voneinander – der Einfall gekommen war, einen auswärtigen Kommittenten dringend mit dem Abschluß eines Auftrages zu betrauen. Auch von dem letzten Sprossen dieses Altprager deutschen Patriziergeschlechts wissen sie, der schon bei Lebzeiten seiner Eltern durch und durch dekadent und sentimentalisch und ein romantischer Nichtstuer gewesen sei, so daß sein Vater, Roderich Duschnitz, die Hoffnung aufgeben mußte, jemals in Karl einen Chef des Bankhauses D. Duschnitz zu sehen, und sich zum Verkauf des Geschäftes an eine Bank genötigt sah; kurz nach dieser Transaktion sei der alte Roderich gestorben. Der aus der Art geschlagene Karl Duschnitz bewohne jetzt das Haus in der Rittergasse, ohne irgendeiner nützlichen Beschäftigung zu obliegen.

Die jungen Leute, ehemalige Mitschüler und Studiengenossen des Karl Duschnitz, die dessen Vater in das Haus gezogen hatte, um dem melancholischen, grüblerischen Karl fröhliche Gesellschaft zu sein, hatten sich dieser Aufgabe nach allen Kräften zu entledigen gesucht, indem sie im gastfreundlichen Duschnitzschen Hause allnachmittäglich und allabendlich zu allerhand Spielen und Späßen und zum Abenteueraustausch zusammengekommen waren und sich selbst famos unterhalten hatten. Nach dem Tode des alten Roderich Duschnitz hatten sie allmählich sogar eine fröhliche Selbstherrschaft in dem Hause installiert, ohne sich irgendwie dadurch abschrecken zu lassen, daß alle Ausstrahlungen ihrer übermütigen Jugendkraft in ihrem jungen, von ihnen allen geliebten Gastfreund keinen Widerschein fanden, daß dieser seines ihm selbst verhaßten Hanges zur zermarternden Schwermut durchaus nicht ledig zu werden vermochte.

Karl Duschnitz war gegen alle liebenswürdig, nett und gefällig gewesen, hatte ihr Bestreben voll anerkannt und sich auch, als er sich überzeugt hatte, daß dieses seinen Freunden kein Opfer sei, keinerlei Sorge mehr darüber gemacht, daß er ihnen Mühe bereite. Er hatte sich von keinem Spaß ausgeschlossen, zu dem sie ihn aufforderten, aber jeder im Freundeskreis hatte es selbst gefühlt, daß Karl allen diesen Vergnügungen innerlich fremd sei, ja sogar manchmal Abscheu davor empfinde.

Nur bei Aktionen, bei denen Frauen im Spiele waren, hatte

Karl Duschnitz mit seinem sanften, aber unüberwindbaren Widerstand jede Beteiligung abgelehnt. Gerade zu Unterhaltungen mit Frauen hatten ihn seine Freunde anfänglich, bevor sie die Unerschütterlichkeit dieser Weigerung erkannt hatten, besonders lebhaft zu überreden versucht, weil sie in ihm ein heftiges Interesse zu lesen vermeint hatten, wenn sie von ihren Abenteuern mit Damen und Dämchen erzählten. Dieses Interesse war auch wirklich vorhanden gewesen, aber eben die kritischen, parodierenden und im letzten Grund renommistischen Liebesmemoiren der Freunde stießen ihn selbst von der Betätigung in solchen Abenteuern ab und nährten seine aus Romanen und par-distance-Beobachtungen gewonnene Einsicht, daß alle diese Vergnügungen bei den Männern nur einem Sport des Erlangens und einem vergeblichen Mühen, den Sinnen Befriedigung zu schaffen, entsprangen, während bei den „besiegten" Frauen gleichfalls berechnende Gewinnsucht, vermengt mit Sinnlichkeit, das Motiv der Unterwerfung war – Ursachen, die in verlogener Weise dadurch kaschiert wurden, daß die Männer pro forma Zusicherungen dauernder Liebe äußern mußten, während die Frauen unaufgefordert ewige Treue schworen, Ehrbarkeit und gedankliche Tiefe heuchelten, nach dem Gewähren und beim Abschied schluchzten.

Seine schlaflosen Nächte und seine würgenden Träume hatten dem Weibe gehört. Er hatte sich versprochen, daß seine vielbespöttelte, fast unnatürliche Unberührtheit durch ein Wunder gelohnt werden müsse, durch irgendein Wunder seelischer Hingabe, ungeheuchelter Liebe und vollster Unschuld, durch irgendein funkelnd weißes Wunder von blütenumkränzter Nacktheit, das alle Martern, alle Fesseln und alle Düsterkeit seines Gemütes von ihm nehmen, ihn befreien und zum Herrn über viele Frauen machen werde, was er lodernd ersehnte. Dafür hätte er mehr als allen seinen Reichtum gegeben, für den er sich ohnedies nichts kaufen konnte. Dieser wirre Glaube an das Wunder, das ihn von seiner fast psychopathischen Skepsis und Schüchternheit retten werde, war die einzige Hoffnung gewesen, die er sich nicht selbst zu zerstören gewagt hatte, um nicht in Verzweiflung seiner sonst für ihn wertlosen Existenz ein Ende zu machen.

In dieser monomanen Hoffnung war Karl Duschnitz siebenundzwanzig Jahre alt geworden, als er mit seinen Freun-

den den Dampfer „Caput regni“ bestieg, um den Pfingstsonntag irgendwo in einem Walde oberhalb Prags zu verbringen. Bevor noch die Landungsbrücke des dichtbesetzten Schiffes eingezogen worden war, hatte sich die gräßliche Katastrophe ereignet, die unsagbares Leid über die Stadt brachte und auch den Freundeskreis zerstörte. Außer Karl Duschnitz war niemand aus seinem Kreise davongekommen.

Aus der Flößerwohnung war Karl Duschnitz im Wagen in sein Haus in der Rittergasse gefahren. Allein. Er hatte jede Begleitung abgelehnt. Zu Hause hatte er sich unwohl gefühlt. Dann hütete er drei Wochen, leicht fiebernd, das Bett. Das Schicksal seiner Fahrtgenossen wollte man ihm verheimlichen. Aber er ließ keine Ruhe. Was mit Fritz Fritz geworden sei, mit Mathias Blecha, mit Naak, Dirnböck und den anderen wollte er wissen. So brachte man ihm nach und nach schonend bei, daß sie alle tot seien. Als man Naak als Leiche aus der Moldaumündung fischte, wollte man es ihm schon nicht mehr mitteilen. Er hatte sich bei jeder der vielen Todesmeldungen zu sehr aufgeregt. Aber schließlich bekam es Karl durch seine Fragen doch heraus, daß man auch das Geschick Engelbert Naaks kenne. Und nun nahm er die Botschaft vom Tode des letzten der Tafelrunde apathisch auf.

Nach Karls Heilung war sein Weg, das Haus seines Retters zu suchen. Das war leicht, denn am Ufer der Kampa, die eigentlich keine Insel, sondern eine Halbinsel ist, stehen wenige kleine Häuser. Es sind nur große, dreistöckige Mietshäuser dort, und wenn der Gesuchte in einem von diesen gewohnt hätte, dann wäre es nicht leicht gewesen, es herauszufinden. Denn diese Häuser sind alle gleich in ihrer Seltsamkeit. Da die eine Front nach vorne auf die mit großen Linden bewachsene und ungepflasterte Hauptstraße blickt, auf der die Kinder mit Kugeln „Labeda“ spielen und die Töpfer ihre Märkte abhalten, und die andere Front gegen die Moldau gerichtet und von der Karlsbrücke aus sichtbar ist, so wußten die Erbauer dieser billigen Häuser nicht, welchen Teil sie als Rückseite, welchen als Vorderseite deklarieren sollten. Der Ausweg aus diesem Dilemma war durch die Erwägung gegeben, daß Mörtelanwurf und Friesverzierung teure Dinge seien. So machte man denn überhaupt keine Vorderfront.

Inmitten dieser Gebäude war das würfelförmige Häuschen Chrapots nicht zu verfehlen, und Duschnitz konnte sich die

peinlichen Fragen nach der Wohnung des ihm dem Namen nach unbekannten Flößers ersparen. Schräg gegenüber der Schenke „Zur Hölle", in der König Wenzel in der Todesnacht seines Vaters, des vierten Kaisers Karl, mit der Dirne Božka Vesna gezecht und um ihretwillen blutig gerauft hatte, war es gelegen. Frau Chrapot war allein zu Hause. Ihr Mann sei fort, auf dem Floß nach Hamburg. Wann er zurückkomme? Nun, so fünf Wochen werde es noch dauern. Und wieder der ermutigende Blick von damals. Ohne Wirkung heute. Karl Duschnitz nannte seinen Namen und seine Adresse. Er verreise jetzt nach dem Süden und werde nach der Rückkunft seinem Retter ein Geldgeschenk überbringen. Das Geld hatte er bei sich; aber er wollte es dem Weibe nicht überantworten, das solche Blicke schickte. Er ging.

Auf einer der dalmatinischen Inseln nahm er Aufenthalt. „Im Süden, am Meer werden Sie sich von Ihrer Aufregung erholen", so hatte der ärztliche Rat gelautet. Aber die Wellen des Quarnero waren nicht hellblau, sondern von grünem Dunkel, fast schwarz. Karl Duschnitz sah dort kein sanftes Gestade, das die Wasser umspült hätten, sondern nur zerklüftete, zerrissene Klippen und steile Felsabhänge, an welche die flüssigen Massen mit Getöse wild heranstürmten, sich geifernd aufbäumten, von denen sie dröhnend zurückfielen. So weit seine Sehkraft reichte, verzehrte sich das Meer in fortwährendem Kampfe mit sich selbst, in steter Unruhe, in stetem Gewoge. Das Element, das da wieder und wieder gegen den steilen Strand tobte, auf dem er stand, war dasselbe, das erst vor kurzem den Tod seiner Freunde geheischt, seinen eigenen Tod verschmäht hatte. Warum hatten gerade ihn diese gräßlichen Fänge losgelassen, die noch jetzt zu ihm auf die Klippen heraufgriffen, Haß, Geifer, Drohungen und Macht verspritzend, wieder zurückschlugen und sich immer höher emporreckten, als wollten sie ihm zeigen, daß sie auch jetzt noch ihr Opfer umkrallen könnten, wenn sie es wollten? Sie wollten es nicht. Den lebenshungrigen Freunden hatten sie gierig das Leben genommen. Aber ihn, der nicht am Leben hing, hatten sie in derselben Stunde heimtückisch seines einzigen Besitzes beraubt: des Glaubens an das Wunder.

Heißkalte Schauer durchzuckten ihn, wenn er sich vergegenwärtigte, wie er sich in wirrem Denken das Wunder seiner ersten, befreienden Hingabe erträumt hatte, und wie er in der gleichen

Stunde, da ihn ein Mann vom Tode gerettet, ihm das Weiterleben für die Erwartung des Wunders geschenkt hatte, Lebensrettung und Gastfreundschaft noch halb bewußtlos, dumpf mit Ehebruch gelohnt. Ein dralles, unbefriedigtes, ehebrecherisches Flößerweib – das sollte der Lohn für seine Entsagung sein, dafür hatte er seine Unberührtheit hingegeben, das war seine erste „Liebe", von der die Befreiung kommen sollte.

Karl Duschnitz begann das Temperament seiner toten Freunde zu ersehnen. Wie hätten die mit behaglichem Lachen ein solches Abenteuer zum besten zu geben vermocht! Wie hätten sie ihn beglückwünscht, seine Vorwürfe spießbürgerlich und skrupulös gescholten!

Es half ihm nichts, daß er sich tausendmal sagte, daß sein Glauben an das befreiende Wunder ein unerfüllbarer Irrwahn, ein mystisch unklarer Gedanke und daß jene Stunde in der Flößerwohnung eine reale Belanglosigkeit gewesen sei – es half ihm nichts, daß er sich tausendmal wiederholte: nur dadurch, daß ihm seine Krankhaftigkeit als solche bewußt sei, unterscheide er sich von vollends Geisteskranken –, immer wieder kehrten Verzweiflung, Enttäuschung und Selbstvorwürfe mit der grausen Beharrlichkeit zurück, mit der die Wogen schreiend an das Ufer klatschten. Wie glühende Schrauben lagen die Adern in seinen Schläfen.

Drei Monate verbrachte Karl Duschnitz so sich selbst zerwühlend am zerwühlenden Meer. Dann kehrte er zurück. Man konnte nicht finden, daß er sich im Süden erholt habe. Aber er vermochte sich zu Gesprächen mit den Verwandten zu zwingen, die ihn aufsuchten. Nur den Fragen nach der Katastrophe wich er aus. „Lassen wir das Thema, das erregt mich zu sehr." Und sprach von etwas anderem.

Als er wieder in das Haus kam, in dem der Flößer Johann Chrapot wohnte, begegnete ihm dessen Gattin auf der Pawlatsche.

„Ich habe meinem Mann alles gesagt." Und als Duschnitz sie groß anschaute, fügte sie noch hinzu: „Er hätte es bald auch selbst bemerkt."

Erblaßt drückte Karl Duschnitz seine Hände an das Geländer, als er das erfuhr.

„Was – was – hat – Euer Mann – erwidert?"

„Na, er hat sich halt geärgert. Aber er hat sich doch selbst

immer ein Kind gewünscht. Übrigens", das Weib schlägt trotzig den Kopf zurück, „hab ich zu Hause zu reden." Und dann: „Kommen S' herein, er ist drinnen im Zimmer."

Johann Chrapot liegt ohne Rock auf einem sofaähnlichen Möbelstück.

„Steh auf, der Herr Duschnitz ist da."

„Herr Chrapot, ich komme, um Ihnen tausendmal zu danken – und Sie um Vergebung zu bitten."

„No jo", brummt der Flößer, der beim Eintritt des Fremden aufgestanden ist, mit ernstem Gesicht und denkt nach, was sich da so erwidern ließe.

Aber Karl Duschnitz kommt ihm zuvor. Er zieht die Brieftasche und reicht dem Chrapot zwei Banknoten. Der nimmt sie und dreht sich mit sehr großen Augen nach seinem Weibe um. Sein Gesicht glüht jetzt vor freudiger Aufregung.

„Tausend Gulden." Der Gedanke, daß er jetzt tausend Gulden habe, ist ihm über die Lippen gehuscht. Dann bemüht er sich, ein würdiges Lächeln zu zeigen. „No jo", sagt er laut und trägt das Geld zum Schrank.

DRITTES KAPITEL

Auf der Kampa-Insel war des Munkelns kein Ende. Daß der kleine Jaroslav, der Jarda, nicht der Sohn des kranken Flößers Chrapot sei, wußte man; man wußte auch jenen Mann, der damals halbtot vom Wrack herübergebracht worden war, mit der Geburt des Kindes in Zusammenhang zu bringen. Wer aber war jener Fremde gewesen? Die Frage war der Erörterung wert. Frau Chrapot trug jetzt einen großen Damenhut, die Kleider des Kleinen waren in einem Kinderkonfektionsgeschäft gekauft – nicht wie die Kleidchen der anderen Flößerkinder aus Wäschestücken oder Anzügen der Eltern plump zurechtgenäht. Mit jenem Schiffbrüchigen war also bei den Chrapots der Reichtum eingekehrt, und man hätte verteufelt gerne gewußt, wer er gewesen sei. Aber die Chrapotin verriet nichts. Sie war, wie man so sagt, mit allen Salben geschmiert. Als sie ledig war, war sie Fabrikarbeiterin in Holleschowitz gewesen, und die Flößer, die hinter dem Hetzinselwehr anlegten, um beim „Bastecky" den letzten Trunk Prager Bieres zu tun und ihre Flöße zum Remor-

queurtransport aneinanderzukuppeln, hatten sie gekannt. Mancher brüstete sich auf der Weiterfahrt lachend eines Abenteuers mit ihr, dessen Zeugen die Grasbüschel auf der Manina-Heide oder die Akaziensträucher der Hetzinsel gewesen seien. Den Flößer Chrapot, der nicht mehr jung und keiner der Klügsten gewesen war, hatte sie oft gehänselt, bevor er begann, ihre Späße damit zu erwidern, daß er ihr nachstellte. Sie machte sich darüber lustig, und lachend erkundigten sich die Flößer, wenn sie sich auf ihrer Tour nachts auf das Floß oder unter die Wirtshaustische in Jedibab und Laube zum Schlafe niederstreckten, bei Chrapot, was wohl jetzt seine Angebetete mache, ob sie seiner in Treue gedenke. Allmählich hatte aber das schlaue Fabrikmädel über die Nachstellungen des Flößers zu spötteln aufgehört. Sie bedachte, daß sich hier eine Gelegenheit zum Heiraten biete, wie sie nicht so bald wiederkehren werde. Und eines Tages wohnte sie als legitime Frau Chrapot auf der Insel Kampa. Die Kampa-Leute, deren Eltern und Familien schon dem Holzschwemmbetrieb entstammten, sahen das ehemalige Fabrikmädel, die „Fabritschka", der einer der ihren so täppisch ins Garn gegangen war, nicht gerne unter sich, insbesondere die Frauen mochten sie nicht leiden. Frau Chrapot hatte ihrerseits die „Podskalaci" immer verachtet und nicht viel Verkehr mit ihnen gepflogen. Jetzt aber, nach der Geburt ihres Kindes, da sie fühlte, daß sie zum Gegenstand der Neugierde und des Neides geworden sei, verschloß sie sich noch mehr. Die Nachbarn sahen darin den Stolz auf ihren neuen Reichtum. Aus dem Flößer Chrapot wäre noch eher eine Mitteilung herauszukriegen gewesen; aber der war durch Drohungen seiner Frau, unter deren geistiger und physischer Herrschaft er ein völliger Sklave war, zum strengsten Stillschweigen verurteilt, und so brummte er nur abwehrend unverständliches Zeug, wenn ihm bei den Flottmachungsarbeiten im Smichower Floßhafen, bei der Jause am Herdfeuer auf der Prahme oder beim langweiligen Transport durch den Remorqueur die anderen Flößer auf den Zahn fühlen wollten.

Und mochte man den kleinen Jaroslav noch so neugierig mustern – über seinen Stammbaum gab sein Aussehen doch keinen Aufschluß, wenn es auch noch so sehr von dem der anderen Kampa-Kinder abstach. Die Chrapotin pflegte den längst nicht mehr erhofften Sprossen und gab ihm ihre Sorgfalt

nicht bloß aus Liebe, sondern um den Neid und die Märchenerzählungen der Nachbarschaft aufzustacheln. Sie zog in den Stadtpark auf Entdeckungsreisen aus, um zu sehen, wie die Reichen ihre Kinder ankleideten, sie kämmte ihrem Jungen auch die Locken über die Ohren, und man kann sich vorstellen, welche Sensation es unter der Karlsbrücke gab, als der Jarda am Sonntag in gelben Schuhen, gelben Socken, in blauem Matrosenanzug und mit Matrosenmütze unter seinen barfüßigen Spielkameraden erschien. Von der Mütze baumelten zwei schwarze Bänder, rückwärts in den Ecken des Matrosenkragens gab es Distinktionssterne und auf dem linken Ärmel einen goldgestickten Anker.

Dabei war Jarda durchaus nicht stolz, er spielte mit allen, schlug das zweigespitzte Wurfholz „Špaček“ in Fensterhöhe, peitschte den Kreisel, daß er zwei Minuten auf dem doch holprigen Uferpflaster tanzte, und er wußte beim Beginn von „Räuber und Polizei“ die althergebrachte, mystische Formel

„En ten tyny
Sòu raka dyny
Buja, buja, buc
Tys to všecko spuc“

so geschickt aufzuzählen, daß das Stichwort „spuc“ immer auf seine Freunde fiel; die durften dann die Räuberbande bilden und konnten in der auf geheimem Pfad erreichbaren Ruine, die bei dem Brand der Odkolek-Mühle von dem riesigen roten Zinnenbau übriggeblieben war, ein Räuberlager aufschlagen, während die beim Auszählen Übriggebliebenen sich mit der wenig aussichtsreichen und auch prinzipiell verhaßten Rolle der Polizisten begnügen mußten. Kein Wunder, daß sich jeder mit ihm zu verhalten suchte. Besonderes Ansehen aber verschaffte ihm eine kavaliermäßige Eigenart beim Kugelspiel, bei „Tschukes“ wie bei „Labeda“. Während die anderen Meisterspieler in selbstverständlicher Usance nur so lange mit ihrem Opfer spielten, bis sie diesem alle Kugeln (sechs kosten einen Kreuzer beim Kaufmann Kolant) abgewonnen hatten, borgte Jarda seinem gerupften Partner immer noch Kugeln zu einigen Runden – eine Großmütigkeit, von der man sich einen Begriff erst machen kann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er dem Gegner nur die Chance gab, den bereits ehrlich erstrittenen Gewinn Jardas

diesem wieder abzunehmen, während Jarda selbst nicht mehr gewinnen konnte als höchstens nochmals sein Eigentum. Häufig warf er eine gläserne Kugel mit roten, blauen, gelben und grünen Äderchen im Innern als Einsatz in die Kugelgrube und steigerte so den Spieleifer zu einer unsagbar sehnsüchtigen Glut.

Als man erfuhr, daß Jaroslav Chrapot die deutsche Schule besuchen werde, war das Aufsehen ungeheuer. Denn auch in den Kampa-Häuschen hatte der nationale Haß Miete bezogen. Die Leute verstanden hier nicht, was die Sprachenverordnungen, die Kommissionen, der Paragraph vierzehn, die Obstruktion und die Minoritäten waren, um derentwillen die Zeitungen schrien. Die Leute hier verstanden nicht, über welche Pläne die Omladinisten, die in dunklen Kellern Verschworenen, gebrütet hatten. Die Leute hier hatten die Zeitungsberichte über die Gerichtsverhandlungen gelesen, weil es Zeitungsberichte über Gerichtsverhandlungen waren, sie hatten aber daraus nicht viel mehr erfahren als Namen, Beruf und Alter der Angeklagten, ob sie geständig waren oder leugneten, wie sie aussahen und wie sie verurteilt wurden. Am Abend hatten die Kampa-Leute die Fragen erörtert, ob die Omladinisten den Kaiser und die Erzherzöge ermorden und einen König von Böhmen krönen wollten oder ob sie bloß die Häuser der Deutschen in die Luft zu sprengen beabsichtigten.

Dem alten Ružička, der kurz nach dem Prozeß auf der Insel Kampa Wohnung genommen hatte, begegnete man noch immer mit einem romantischen Respekt: Er war Hausbesorger in dem Hause gewesen, in dem man den buckligen „Rigoletto von Toscana“, den Verräter des Geheimbundes, unter dem Weihnachtsbaum erstochen hatte.

Wenn die Flößer und Flößerburschen spät zum Mittagessen nach Hause kamen, mit brennenden Gesichtern und frisch abgerissenen Rockkragen, erzählten sie, sich rühmend, von ihren Kämpfen mit den Couleurstudenten auf dem Graben, wie sie ihre Kameraden aus den Händen der Polizei befreit oder sich selbst losgerissen hatten. Frauen und Kinder sahen sie bewundernd an, und auf den Stiegen und vor den Häusern tauschte man nachher die Erlebnisse der Gatten und Söhne aus.

Man wußte keine Motive für alles das, was vorging, aber jeder wurde mitgerissen. Es war kein neuer Haß, der da unter den Kampa-Leuten entfacht war. Aber erst jetzt bekam er seinen Namen, seine Richtung, seine Bewegungsfreiheit. Bisher hatte

sich der Haß dumpf und verschlossen gegen alle Bessergestellten, alle Reichen neidvoll gekehrt, gegen alle jene, von denen man wirtschaftlich abhängig war. Jetzt hieß es: Gegen die Deutschen! Man faßte es so auf, als ob es dasselbe wäre. Was waren denn die Holzhändler, für die man sich plagte, abarbeitete, Gicht und Verletzungen holte? Deutsche! Was waren denn die Smichower und Radlitzer Fabrikanten, für die die Frauen und Mädchen schufteten? Deutsche! Die Deutschen, ja, das sind die Reichen – wir sind die Armen. Die Banken, die Beamten, die Institute, die Adeligen auf der Kleinseite – lauter Deutsche, aber die armen Flößer, die Holzarbeiter, die Fabrikarbeiter, die Kutscher, die Dienstboten, die Bettler – lauter Tschechen. Eben hatte die deutsche Sparkasse einen Ansturm von hunderttausend Einlegern ausgehalten, die plötzlich auf ein Gerücht hin ihr Geld zurückzufordern kamen, während die tschechisch-klerikale Vorschußkasse mit einem Millionendefizit verkracht war, unzählige ihrer Einleger ganz verarmend. Man las in den Zeitungen, daß sich tschechische Studenten aus Not als Arbeiter verdingen mußten, und sah zur gleichen Zeit die deutschen Studenten in Lackkanonen, mit silbernen Sporen und samtenen Hüten in Fiakerreihen durch die Straßen fahren, und selbst aus den gehässigsten Zeitungsberichten über Trunkenheitsexzesse der „Burschaken" hörte das arme Volk nur die Übermutsäußerung von finanziell nicht Besorgten heraus. Man verwechselte im tschechischen Prag die Begriffe „deutsch" und „reich", der nationale Haß war Klassenhaß.

Immer war unter den Tschechen der Wunsch lebendig gewesen, ihren Kindern in die beneidete Sphäre Einlaß zu verschaffen, aber die Führer fühlten die doppelte Gefahr, die in der Verwirklichung eines solchen Wunsches läge, die Stärkung des feindlichen Elements und die Entnationalisierung im eigenen Lager, und deshalb wurde durch Beschlüsse der Stadtvertretung, durch Plakate, durch Schreckgeschichten der tschechischen Zeitungen, durch persönliche Interventionen, Einschüchterungen, Versprechungen nicht nur jeder Eintritt eines tschechischen Kindes, ja eines Kindes gemischtsprachiger Eltern in deutsche Schulen verhindert, sondern sogar schon die Erwägung einer solchen Absicht als schimpflichste aller Charakterlosigkeiten und nationaler Verrat gebrandmarkt.

Und nun sollte ein Flößerkind in die deutsche Schule gehen!

„Die Chrapots haben es nötig", urteilte man erregt. Aber Frau Chrapot beharrte bei ihrem Entschluß, auch als zwei Beamte des Magistrats in ihre Wohnung kamen, um sie zur Abmeldung des bereits in der deutschen Schule eingeschriebenen Zöglings zu bewegen. Der alte Chrapot, den man gleichfalls anging, wußte nichts, als die Argumente seiner Frau zu murmeln. Am schwersten war es für Frau Chrapot gewesen, den Widerstand des kleinen Jarda zu überwinden, der sich nicht von seinen bisherigen Spielkameraden trennen wollte und den Unterricht in der ihm fremden Sprache fürchtete. Erst als ihm Frau Chrapot auseinandersetzte, daß er gerade, weil er die Unterrichtssprache nicht beherrsche, vom Lehrer nicht aufgerufen werden könne, und als sie ihm ein Taschenmesser mit breiter Schale und zwei Klingen (Jarda brauchte es zum Messerspiel auf den Kampa-Bänken) versprach, war er bereit. Die Kameraden, die ihn mit den zu Hause gehörten Argumenten zu verhöhnen suchten, machte er mit der Behauptung seiner Mutter mundtot: „Die Tschechen sind nur Bettler." Da stieg Jarda noch mehr im Ansehen.

Aber seine eigenen Abneigungen gegen die deutsche Schule waren durch die Bestechungen seiner Mutter, durch seine Zusage und dadurch, daß er die Vorwürfe seiner Freunde schlankweg zum Verstummen gebracht hatte, nicht gebrochen. Bis in die Karmeliterstraße mußte er zur deutschen Schule laufen, einen so weiten Weg in das wildfremde, fremdsprachige Reich, und die tschechische Schule war ganz nahe – eins, zwei war man auf dem Maltheserplatz. Wie oft war er den Weg mit der Betka Dvořak gelaufen, die nun schon in die dritte Klasse kam, und jetzt hätte er täglich den Weg mit ihr gehen können, und täglich hätte sie ihm neue Wunderdinge erzählt. Denn Betka Dvořak weiß Wunderdinge und kennt Wunderdinge: Sie hat fünf ältere Schwestern. Die eine ist eine Dame, hat eine Bekanntschaft mit einem Fabrikanten, einen Hut mit einer grünen Reiherfeder, ein Uhrarmband und einen Ring mit weißem Saphir und wohnt nicht zu Hause; sie kommt nur manchmal zu Besuch auf die Kampa, und dann bringt sie dem Vater eine Zigarrenspitze oder Zigarren oder Stehkragen oder ein Feuerzeug mit, oder sonst etwas, was sie ihrem Fabrikanten geklaut hat. Sie heißt eigentlich Fanka, aber sie nennt sich Emmy, weil das viel nobler ist. Die zweite Schwester, die Mařenka, die hat keinen „Schamster",

weil sie häßlich ist; als sie klein war, hat sie Pocken gehabt, und das sieht man noch im Gesicht, und die Nase ist so hinaufgezogen. Die arbeitet in der Bügelanstalt und kümmert sich nicht um die Männer. Die Schönste ist die dritte, die Anna, die ist fünfzehn Jahre alt und falzt in der Druckerei, wo der Vater Setzer ist. Die hat eine ernste Bekanntschaft mit einem Raseurgehilfen aus der Brückengasse; Fanka hat ihr einen Freund ihres Fabrikanten vermittelt, die Anna hat zuerst nicht gehen wollen, aber dann hat sie dem Rudla – das ist der Friseurgehilfe – gesagt, daß sie abends nicht zum „Rande" kommen kann, weil sie krank sei und sich niederlegen müsse, aber abends ist der Rudla direkt aus dem Geschäft in die Dvořaksche Wohnung gegangen und hat gesehen, daß sie nicht zu Hause sei. Da hat er vor dem Haus die ganze Nacht gelauert – er wollte sie abpassen, bis sie nach Hause kommt. Aber die Anna ist gar nicht nach Hause gekommen, sondern ist früh von ihrem neuen Schamster direkt in die Drukkerei gegangen, und erst Mittag hat der Rudla mit ihr sprechen können. Der hat ihr einen großen Krawall gemacht, und sie hat ihm schwören müssen, daß sie abends zu keinem andern mehr gehen wird, und jetzt will sie wirklich nicht mehr gehen, obwohl sie dreißig Kronen von dem Herrn bekommen hat und er ihr noch einen Ring schenken will und obwohl die Fanka schon zweimal zu Hause war, eigens um sie zu holen. Die Fanka hat ganz recht, wenn sie sagt, der Rudla könnt doch froh sein, wenn sich die Anna für fremdes Geld schön anziehen kann, wenn sie mit ihm spazierengeht. Aber die Anna ist so dumm und will nicht mehr zu dem Herrn gehen. Die zwei anderen Schwestern, die Katy und die Jarmila, besuchen noch die Schule, aber „die haben sich beide nicht zur Welt", und die eine, die Jarmila, ist auch sehr häßlich.

Da ist die Betka eine ganz andere! Die geht immer zur Fanka in die Wohnung, wenn sie ihr Wäsche bringt oder die Mutter sie um Geld schickt, und da nimmt sie der Fabrikant immer auf den Schoß, tätschelt sie und sagt: „Die Betka wird einmal ein großes Luder werden."

Diese Prophezeihung wiederholt die Betka dem Jarda mit selbstgefälliger Miene, und Jarda, dem unklar die Überzeugung aufdämmert, daß der Begriff „ein großes Luder", den er bisher nur als Schimpfwort vernommen hat, etwas sehr Schönes und Erstrebenswertes sein müsse, zweifelt nicht einen Augenblick

daran, daß die Betka Dvořak ein großes Luder werden wird. Was die heute schon alles kann! Sie weiß sich aus Papier eine Haareinlage zu falten und ein Toupet zu kämmen, sie lehrt die vor Staunen erstarrten Kampa-Mädel, wie man sich mit einem eben verlöschten Zündhölzchenkopf tiefschwarze und gewölbte Augenbrauen malen kann, sie tanzt alle Tänze, und vor allem weiß sie tausend ungeahnte Dinge, die sie aus den Gesprächen ihrer Schwester aufschnappt.

Mit diesen Kenntnissen hat die Betka längst allen Kampa-Kindern Respekt eingeflößt.

Die kleine Luise Hejl, die neben dem hinkenden Adalbert vielleicht die sklavischste Anhängerin Jardas und immer hinter ihm her ist, hat auch für Betka eine Miene der Bewunderung.

Auch dem Jarda würde die Betka imponieren, wenn er nicht fühlen würde, daß er ihr selbst imponiert.

Sie fühlte es bewußter als alle anderen, daß er etwas Nobleres ist als die Lausbuben von der Insel Kampa; vor allem gefallen ihr seine besseren Kleider. Anfangs hatte sie ihre Zuneigung für ihn hinter überlegener Kälte zu verbergen versucht, aber als sie gesehen hatte, wie die anderen Mädel ihm nachstellten, wie sie ihn baten und bettelten, daß er mit ihnen Schlittschuh laufen möge, während die anderen Burschen die Mädchen vergeblich aufforderten, wie sie nur ihn jagten, wenn man „Baba“ spielte – da hatte sie sich entschlossen, den Kampf um Jarda aufzunehmen. Sie wußte, wie fieberhaft er zuhorchte, wenn sie die Gespräche ihrer Schwestern wiedergab, und so nahm sie ihn beiseite, wenn sie etwas Feines erlauscht hatte, und teilte es ihm, statt es zwecklos coram publico vorzubringen, als ein Geheimnis mit.

Kam Luise Hejl ihnen nachgelaufen, um bewundernd und stumm den Gesprächen ihrer beiden Idole zuhören zu können, dann verweigerte es ihr Betka: „Ich habe mit Jarda ein Geheimnis zu besprechen.“

Jarda dreht sich mit einem knappen Blick des Mitleids nach Luise um, die ihnen mit Schmerz, Enttäuschung, Neid und feuchter Trübung der Augen nachschaut.

Beim Schlittschuhlaufen ist Betka fast immer Jardas Partnerin. Wenn er mit einer andern schleift oder einer andern seine beneideten „Halifax“-Schlittschuhe borgt, so geschieht es gewöhnlich nur auf Bitten eines abgeblitzten Bewerbers und unter der Bedin-

gung, daß die von Jarda Ausgezeichnete von nun ab mit dem Abgewiesenen schleifen werde.

Am Abend pflegt Jarda mit Betka an der Moldauböschung unter der Karlsbrücke zu sitzen, und sie besprechen, wie es die Betka anstellen werde, um ein großes Luder zu werden.

Oder sie kriechen über das Gitter in die Odkolek-Anlagen und erörtern, in einem Strauch versteckt, ob Betkas Schwester, die Anna, im Recht gewesen sei, wenn sie nicht mehr mit dem Freunde des Fabrikanten gehen wolle, obwohl er ihr dafür Geld gebe.

VIERTES KAPITEL

Karl Duschnitz hatte nichts mehr zu fürchten gehofft. Das war während seiner Zeit am Meere in all seiner Unruhe die einzige Ruhe gewesen: daß ihm nach jener vielfachen Katastrophe nichts mehr genommen werden, nichts mehr widerfahren könne. Der ihm damals bevorstehende Weg zu dem Flößer war ihm wohl als etwas unendlich Peinliches erschienen, aber schließlich war immerhin in dem äußerlichen Umstand, daß dieser Mann von dem Vertrauensbruch in seiner Stube niemals etwas erfahren könne und ahnungslos die Belohnung als Dank für eine Lebensrettung glücklich entgegennehmen werde, eine Möglichkeit zu diesem Wege gewesen. Doch für Karl Duschnitz war noch Furchtbareres gekommen: die Mitteilungen der Flößersfrau, daß ihr Mann alles wisse und daß sie ein Kind bekommen werde. Ein Kind. Sein Kind. Die schauerlichste Stunde seines Lebens, seine einzige und seine schuftigste Tat, wollte in einem Menschen fortleben, in seinem Kind.

Daß der Flößer Chrapot so glatt abgefunden war, kam für Karls Gemütszustand natürlich gar nicht in Betracht. Duschnitz fürchtete das Kind, und im wollüstigen Eifer des Sich-selbst-Zerwühlens legte er sich dar, daß es nur die tausend Gulden waren, deren Empfang dem Flößer die Besinnung geraubt hatte; und nun werde ihm das Kind die Besinnung wiederbringen. Das Kind werde den Flößer immer und immer wieder zur zähneknirschenden Erkenntnis zurückrufen, daß er ein Narr gewesen sei, irgendeinen Ertrinkenden mit Mühe vom Tode zu retten und nach Hause zu tragen, damit ihm der gleich bequem sein Weib nehmen, sein einziges Glück vernichten, sein Heim schän-

den und dann gemächlich fortgehen könne. Duschnitz haßte und fürchtete das Kind.

Er rechnete die Wochen und Tage aus, dachte an Totgeburten und träumte von toten Kindern. Bis einmal der Flößer Chrapot zu ihm kam, ihm zu sagen, daß das Kind ein Knabe sei. Chrapot brummte noch etwas von „Taufe“ und „morgen“ und „Ehre sein“, aber Karl Duschnitz stierte ihn nur an, und um seine Augen tanzten Fötusse, zu frohem, ewigem Leben erwacht, und zeigten mit den Armen auf ihn. Es dauerte, bis er sich ermannte und dem Flößer Geld gab.

Von diesem Tage an war Duschnitz völlig zum Einsiedler und Sonderling geworden. Er verließ seine Wohnung in der Rittergasse nicht mehr, kleidete sich gar nicht an, sondern saß im Schlafrock jahrein, jahraus Tag und Nacht am Fenster und sprach mit sich selbst. Manchmal kamen Verwandte oder alte Freunde der Duschnitzschen Familie und versuchten ihm diese Lebensweise auszureden. Aber er erwiderte nur kurz, daß er so zufrieden sei. Man mußte ihn kopfschüttelnd seinem Schicksal überlassen.

Hie und da kam der Flößer Chrapot, von seiner Frau geschickt, unter irgendeinem Vorwand, mit irgendeiner Anfrage, wie es Herrn Duschnitz gehe, irgendeinem Bericht, daß der Junge unwohl sei oder dergleichen. Duschnitz nahm das schon als etwas Selbstverständliches hin und gab dem Flößer immer ein Geldgeschenk.

Und einmal kam die Chrapotin selbst. Ihr Gast von damals war ihr selbst in den sechs Jahren, da sie ihn nicht gesehen hatte, in der Erinnerung sozusagen verklärt worden, sie hatte ein Sehnsuchtsgefühl nach dem feinen Herrn, der ihr das Glück ins Haus gebracht hatte, den Jungen, den Reichtum und den Neid der Nachbarn. Sie wollte ihn wieder einmal sehen und auch den Jaroslav dort einführen, damit er statt ihres Mannes, der oft auf der Floßfahrt war und immer kränker wurde, die Gänge zu Duschnitz machen könne.

Jaroslav hatte gerade ein Zeugnis nach Hause gebracht. Es war nicht schlecht, weil der Lehrer manche Fehler und manche Faulheit des Jungen seiner Unkenntnis der deutschen Unterrichtssprache zugeschrieben hatte. Frau Chrapot zog nun dem Jungen seinen neuen Anzug an, kämmte und wusch ihn eifrig, putzte sich selbst möglichst heraus und ging zu Duschnitz, um

ihm den Jungen zu zeigen, daß der Junge in die deutsche Schule gehe und gute Fortschritte mache. „Wir gehen jetzt zu einem sehr noblen Bekannten, sei recht artig dort“, schärfte sie dem Kleinen ein.

So empfing Duschnitz den Besuch der zwei Menschen, die er haßte und fürchtete. Es war die Furcht, die ihm Fragen nach dem Familienleben der Chrapots diktierte, es war die Hoffnung, zu erfahren, daß sein Besuch nicht jenen Zerfall des häuslichen Glückes hervorgerufen hatte, wie er ihn sich ununterbrochen ausmalte. Aber die Chrapot war viel zu schlau, um ihm die Wahrheit zu sagen: „Na, das können Sie sich denken, daß er mir das jede Weile vorwirft.“

Duschnitz überlief ein klammernder Schauer: „Und wie ist er zu dem Jungen?“

„Er kann ihn nicht leiden“, log die Chrapot.

„Weil er ihn an das Vorgefallene erinnert?“

„Ja, ja.“

Meidend suchte der gebückte Kopf Duschnitz' die Augen seines Sohns, suchte in ihnen die Spuren seiner Leiden, suchte in ihnen die Leichen seiner Freunde, eine umklammerte Schiffsplanke, einen glücklichen Flößer und einen geilen Frauenblick und ein zerfleischtes Familienglück und einen zerstörten Glauben an das Wunder.

Der kleine Jarda schaute geblendet und verblüfft herum, durch die offene Türe in das Nebenzimmer, auf den Plafond, von dem in hundert Kristallen gläserne Blumen baumelten, auf die Wand, an der schwarze große Herren und Frauen in alten Bildern hingen und ein mächtiger Spiegel mit geblümtem Glas als Rahmen, in die Ecke, in der ein bauchiger Glaskasten stand mit unverständlichen Schnitzereien, Figürchen, Männlein, Porzellankatzen, Häuschen und Gruppen.

„Sehr ähnlich ist Ihnen der Junge“, sagte die Chrapot, „sehr. Die Augen, die Nase.“

Karl Duschnitz fiel ein, daß er dem Jungen etwas schenken müsse, daß das der Zweck des Besuches sei. Schwerfällig erhob er sich von dem braunen Lederstuhl und ging zum Nachttisch an seinem Bett, entnahm dem Schubfach einen Schlüsselbund und schritt zur eisernen Kasse, die neben der Türe stand. Wie eingehängt sind in ihn die gierigen Blicke von Mutter und Kind. Im oberen Fach der Kasse steht ein Schmuckkästchen, das

Duschnitz zum Fenster trägt. Gold klingt darin und rasselt. Er sucht eine Uhr heraus und dann eine Kette mit blauen Perlen. Die befestigt er an der Uhr und reicht sie dem Kleinen, ohne ihn anzusehen.

„Da hast du."

Mit gehöhlter Hand packt Jarda zitternd das Geschenk. Eine goldene Uhr, rückwärts auf dem Mantel mit einem weißen Bild auf kobaltblauem Email, ein Hirsch und zwei Hunde und ein Jäger mit einer großen, gewundenen Trompete und noch ein Jäger mit erhobenem Gewehr. Eine wirkliche Uhr, nicht ein so schundiges Spielzeug wie jene, die er sich am Nikolomarkt um zehn Kreuzer gekauft und protzig mit der Kette zum Spiel getragen hat. Jarda legt sie ans Ohr.

„Die muß ich erst aufziehen, gib her", sagt die Mutter.

Widerstrebend trennt er sich von dem Kleinod.

„Die kriegst du aber noch nicht", sagt die Mutter laut, damit Duschnitz höre, sein Geschenk werde in Ehren gehalten, „erst bis du größer bist. Jetzt würdest du sie nur verderben." Tsrr, tsrr, tsrr macht das Uhrwerk, da es Frau Chrapot aufzieht.

Jarda schaut wieder in dem herrlichen Reich umher, das so etwas ganz anderes ist als das Zimmer zu Hause und die Wohnungen der Kampa-Leute, in denen er war. Er hatte gar nicht gedacht, daß es so etwas Prächtiges geben könne. Und dort, auf dem Schreibtisch, ah, das ist etwas Wunderbares. Ein kleiner Handschar ist es, der als Papiermesser dient. Die Augen des Jungen bohren sich in den graugelben Hornschalen des Messergriffs und in dem Glanz der vernickelten Klinge fest. Wenn ihm der Herr lieber dieses Messer schenken möchte statt der Uhr! Da würden die Kampa-Jungen Respekt haben und Furcht, wenn er es so aus der Tasche ziehen würde. Ob er darum bitten könnte? Das geht wohl nicht, da würde die Mutter gewiß schimpfen.

Wenn er es wenigstens anrühren könnte! Langsam, wie absichtslos, rückt er dem Schreibtisch näher. Und plötzlich packt er den Messergriff in die Faust und streckt ihn in knappem Bogen so hoch über sich, wie sein Arm reicht.

„Schau her, wie das schön ist, Mutter", jauchzt er.

Karl Duschnitz springt von seinem Stuhl auf, nichts mehr von der ächzenden Anstrengung ist zu sehen, mit der er sich früher aufgerichtet hat. Sein flackernder Blick ist jetzt festgehalten in

einem Entsetzensstrahl, der nach dem messerschwingenden Jungen geht. Es ist, als ob er sich, blaß, dem kleinen Jungen entgegenstürzen wollte, aber er bleibt an dem Stuhl stehen, er sagt nur kurzatmig: „Leg – leg das hin.“

Ängstlich gibt Jarda das Messer wieder an seinen Platz. Er versteht nicht, wie sich der fremde Herr so aufregen könne. Auch Frau Chrapot ist ganz verblüfft, aber sie weiß doch Worte zu finden.

„Du Lausbub, kannst du nicht einmal in fremder Wohnung artig sein? Na warte, zu Hause wirst du schon deinen Teil kriegen!“ Zu Duschnitz: „Sie müssen entschuldigen, gnädiger Herr. Wenn so ein Junge ein Spielzeug sieht, ist er wie verrückt.“

Duschnitz ist mit lautem Atmen wieder sitzend gebeugt. Er sammelt sich krampfhaft zu einer Antwort: „Ach, es war ja nichts. Ich bin nur so schrecklich nervös.“

Jarda muß dem Herrn noch einen schönen Dank sagen und ihm die Hand küssen, dann gehen Frau Chrapot und Jaroslav.

FÜNFTES KAPITEL

In der deutschen Schule ist dem Chrapot-Jaroslav keine besondere Beliebtheit nachzusagen. Er ist zwar gescheit genug, sich die Sprache anzueignen, die aus den wispernden Einverständnissen der Schüler, aus den Vorhaltungen und eintönigen Erklärungen des Lehrers und aus den Sätzen der Lehrbücher und der eigenen Hefte auf ihn eindringt, aber ihm fehlt die Geschicklichkeit zur Aussprache, die Schlagfertigkeit der Redensart und der Witz eines Ausdruckes, so daß er sich von Freundschaften fernhält. Vor allem aber: Was kann ihm irgendeine Hetz der Mitschüler, irgendein Geheimnis wichtig sein nach seinen Kenntnissen von anderen reichen Welten, in die er bei seinen seither wiederholten Besuchen in der Rittergasse einen Blick getan, von anderen reichen Welten, aus denen die Schwestern der Betka Dvořak immer stärkeres Parfüm in ihre Wohnung auf der Insel Kampa tragen?

Noch immer sitzen Jarda und Betka allabendlich im Gestrüpp der längst geschlossenen Anlagen beisammen und besprechen die alten Probleme mit neuen Lösungsversuchen, die in erlauschten Gesprächen der älteren Schwestern Betkas ihre Herkunft

haben. Die Emmy hat schon keine Bekanntschaft mit dem Fabrikanten mehr und wohnt wieder zu Hause, aber sie ist doch nicht in Arbeit; sie geht jeden Nachmittag zu einer Frau auf dem Riegerkai, wo immer Herren sind, und von dort bringt sie Geld nach Hause. Die Anna ist noch in der Druckerei und spricht auch noch mit dem Friseurgehilfen, aber die Emmy nimmt sie doch manchmal zu der Frau auf dem Riegerkai mit. Dort verkehrt auch ein verheirateter Herr, der ist ganz verrückt in die Anna und hat ihr eine Brosche geschenkt und viel Geld. Dafür hat sich die Anna Wäsche und Spitzen und dann ein Mieder, so ein modernes langes, gekauft und einen Hut. Der Rudla hat sie argwöhnisch gefragt, von wem sie den Hut hat und die Brosche, und die Anna hat ihm eingeredet, daß die Brosche der Emmy gehört, die sie aber nicht trägt, weil sie eine Perlenschnur hat, und der Hut, der sei der vorjährige Hut von der Emmy, nur die Form sei bisserl geändert und das Band und die Federn neu. Die feine Wäsche aber und das Mieder nimmt die Anna nur, wenn sie auf den Riegerkai geht, und wenn sie nach Hause kommt, zieht sie alles wieder aus, damit der Rudla nichts merkt. Die Schwestern lachen immer, wenn die Anna erzählt, wie sie den Rudla an der Nase geführt hat und wie er alles glaubt, und die Anna sagt immer: „Lacht nicht, eigentlich tut er mir leid.“ Aber die Emmy sagt: „Ganz recht geschieht ihm! Hätt er nichts dagegen gehabt, wie du mit dem Herrn gegangen bist, so brauchtest du ihm jetzt nichts einzureden, und er könnte was von deinem Geld haben und hätte dich mitsamt deiner Spitzenwäsche und deinem Mieder. Er könnte einen Herrn spielen, und so spielt er einen Esel. Die anderen könnten für ihn die Krens sein, und so ist er selbst ein Kren für die anderen...“

Die vierte Schwester, die Katy, wurde auch schon von der Emmy zu der Frau auf dem Riegerkai mitgenommen und hat hundert Kronen bekommen. Das erste Mal kriegt man hundert Kronen.

Ethische Erkenntnisse, soziale Grundsätze solcher Art wälzen sich auf den kleinen Jarda.

Daß der ein Kren ist, ein Gewurzter, dessen Geliebte hinter seinem Rücken mit anderen Männern zusammenkommt und deren Geschenke vor ihm verbergen muß.

Daß der aber einen Herrn spielen kann, der davon weiß, daß sein Mädel mit anderen Männern zusammenkommt, und aus

deren Geschenken Nutzen zieht. Für den sind wieder die anderen Krens.

Und daß man das erste Mal hundert Kronen kriegt.

Dabei hat er durch Betka längst von den Gerüchten erfahren, die über seine Mutter auf der Kampa im Umlauf sind, und von dem ohnmächtigen Herrn, den der Flößer Chrapot von dem Wrack des Moldaudampfers auf die Kampa gebracht hat, und von dem Reichtum der Chrapots, der von diesem Manne stammen soll. Längst hat Jarda diesen sagenhaften Herrn mit dem jungen Greis in Zusammenhang gebracht, der damals so erschrocken war, als Jarda das schöne Messer schwang.

Dieses Vielerlei von Gewichtigkeiten und das Nichtverstehen der letzten Zusammenhänge reißt und zerrt an Jaroslavs Jugend und ist die Tortur seiner Gedanken und Träume. In der fünften Klasse fällt er durch – ein schwerer Schlag für Frau Chrapot, die ihren Buben schon im Geiste unter der neidvoll gehaßten, mit Schneeballen und Kieselsteinen beworfenen Schar der nächstjährigen deutschen Kampa-Realschüler gesehen, die mit mächtigen Schulbüchern, Reißbrettern und imposant großen Heften unter dem Arm, manchmal auch einen Riemen mit Turnschuhen in der Luft schwingend, mittags und nachmittags aus dem Säulentor des wuchtigen Uferpalastes strömen. Frau Chrapot muß sich noch ein Jahr gedulden. Aber auch dann dauert die Herrlichkeit, einen „Studenten" zum Sohn zu besitzen, nicht lange. Anfangs sucht er sich zwar in der Realschule zu behaupten, die ihm eine glanzvolle Welt dünkt, ihn mit Burschen ganz, ganz andrer Art zusammenbringt, als es die armen schmutzigen Kinder der Kampa-Häuschen sind. Grafen sind hier, die aus ihren vornehmen, stillen Palästen vom Hradschin im Automobil oder in ihren Equipagen in die Schule fahren, Grafen und Barone aus der Erziehungsakademie für verarmte Aristokratensöhne, elegante Burschen, deren Väter die hohen Beamten der Statthalterei, des Landesausschusses, des Oberlandesgerichts und des Landesschulrats sind; im Klassenzimmer spiegelt sich ihm der ganze Glanz der Kleinseite wider, dieses vornehmen Stadtviertels, das nur einen einzigen kleinen Teil für Not und Elend reserviert hat – die Insel Kampa. Hierher dringt nur durch Kammerdiener oder Kutscher manchmal ein Gerücht über die Lebensweise oder irgendeine Angele-

genheit der adeligen Welt, von der man räumlich nur durch eine kurze Mühlenbrücke getrennt ist, und stößt bei den Kampa-Leuten auf das Kopfschütteln grenzenlosen Erstaunens. Jetzt aber ist für den Flößerbuben die Brücke überschritten, er sitzt täglich sechs Stunden mit den Sagenhaften im selben Zimmer, teilt mit ihnen dasselbe Leid. Gleich nach dem Namen des Freiherrn Ferdinand von Butzberg-Lehrtheim kommt sein Name im Schüleralphabet. Er träumt davon, einmal mit allen diesen Noblen gut Freund zu sein, mit ihnen im Automobil oder in der Equipage nach Hause zu fahren, oben in ihrem Palaisgarten im Altan Tee zu trinken und mit ihren Schwestern zu sprechen, den Komtessen und Baronessen.

Aber bald sieht der kleine Jarda, daß es mit seinen Freunden vom aristokratischen Stande nichts ist. Die feinen Herrchen beachten ihn kaum, sie halten nur untereinander Verkehr, sie sprechen von Tennisturnieren und Karosserien und Entenjagden, und sogar die Beamtensöhne, die sichtlich um die Gunst ihres Verkehrs buhlen, werden von ihnen ignoriert. Selbst dem Sohne eines Großindustriellen, der auch im großen Auto täglich vor der Schule vorfährt und der sich verzweifelt müht, an die Adeligen Anschluß zu finden, und sie einlädt, bringen sie keinerlei Beachtung entgegen.

Bald beginnt Jarda seine adeligen Mitschüler als aufgeblasene Laffen zu hassen, noch widerwärtiger aber ist ihm das Gehaben der anderen Mitschüler, die sich entwürdigend bei ihnen einzuschmeicheln suchen. Er sieht die Unmöglichkeit ein, als Flößersohn hier je als Gleicher unter Gleichen gewertet zu werden, er fühlt sich fehl am Platze, vereinsamt und unglücklich, läßt seinen anfänglichen Eifer absichtlich erlahmen, fällt im zweiten Semester der Prima durch und muß nun in die Bürgerschule.

Noch deckt seine Machtsphäre die Kinderwelt der Insel Kampa rivalenlos und unbeschränkt. Doch ein Stück seiner Herrschaft rutscht merklich aus seinen Händen, das ihm liebste Stück: Betka. Betka ist ein fünfzehnjähriges Fräulein, er ist ein dreizehnjähriger Knabe. Er merkt es. Zwar: Noch kommt sie täglich zum Plausch, ja, sie läuft, ihn zu suchen, wenn sie zu Hause ein wertvolles Geheimnis erkundet hat, noch schleift sie nur mit ihm und leiht sich seine Schlittschuhe, noch hat sie ihn gern – aber sie ist ein fünfzehnjähriges Fräulein, und er ist ein

dreizehnjähriger Knabe. Die aufgeschnappten Künste ihrer Kinderzeit sind nicht mehr Künste nur des Vorführens im Kinderkreise wert, nein, das Toupetkämmen, Augenbrauenziehen und der Gebrauch des schwesterlichen Puderpapiers sind nun Wichtigkeiten ihrer Toilette und passen zu ihr. Schon streifen Männeraugen über ihre Gestalt, und Betka fängt diese Blicke.

Auch ihr Sehen ist ein anderes. Oft hat Jarda von ihr Ausrufe zu hören: „Schau, das ist ein fescher Kerl, der dort steht.“ Das sind Sätze, die aus einem Land kommen, das Jarda noch nicht erreicht hat. Nie würde es ihm einfallen, jemanden fesch zu finden. Er weiß, daß das Äußerungen der Begierde sind, und er weiß nicht, was die Begierde ist. Dieses Nichtverstehen quetscht und zerrt an seinem Fühlen, mehr aber noch quält es ihn, daß Betka vergleicht und andere fesch findet. Was ist er ihr, er, Jaroslav Chrapot, ihr täglicher, ununterbrochener Partner seit lallenden Tagen? Nie wurde die Frage aufgeworfen, nie gab es eine Definition für ihr gegenseitiges Verhältnis. Nun will er es wissen, und so fragt er, möglichst im Bagatellton, seine Qualen zu verbergen strebend, die simple Frage: „Und was bin ich?“ Betka schaut ihn an, auch ihr ist die Frage kaum je gekommen, und sie fühlt das zerreißende Beben, das in ihrem jüngeren Genossen faucht, da er die Antwort verlangt. Sie kraut ihn in den Locken und zupft ihn daran nach Gassenmädelart: „Du? Du bist der Jarda, mein kleines Lausbüblein.“

Das ist wenig, und es kommen Abende, wo Betka sehr sinnend ist, wenn sie mit Jarda im Odkolek-Park auf der Erde sitzt, und sie unterbricht sich in Sätzen. Einmal sagt sie ihm die Wahrheit: „Die Emmy will, ich soll jetzt auch auf den Riegerkai gehen, mir die hundert Kronen zu verdienen.“

Sie schaut mitleidig auf Jardas verstörte Lippen.

„Ich hätte es dir nicht gesagt, weil ich mir gedacht habe, daß es dich kränken wird. Aber ich dachte mir, es ist besser, wenn du vorher davon weißt.“

Jarda versteht das und möchte dankbar dafür sein. Er weiß doch gut, daß der Rudla nur deshalb ein Esel ist, weil er nicht einverstanden war, daß seine Geliebte mit anderen Herren geht, und nichts davon weiß, daß sie es doch tut. So war die Maxime: „Er könnte den Herrn spielen, und so spielt er einen Esel.“ Also eines ist sicher: Er, Jaroslav Chrapot, kann den Herrn spielen, denn er weiß es ja vorher. Dafür sollte er der Betka dankbar sein,

und er weiß nun auch, daß er etwas für sie bedeutet, denn sonst hätte sie ihm das vorher nicht sagen müssen.

„Ich habe der Emmy schwören müssen, daß ich niemandem etwas davon sagen werde, aber ich sag es dir doch."

Jarda nickte bloß. Ja, ja, er sollte der Betka dankbar sein. Wenn nur nicht das Ganze so gräßlich wäre. Alles verschwimmt vor seinen Augen, und in die dicht verzahnten Ranken des Gebüsches, in dem sie sitzen, schneiden sich seine Gedanken eine breite Kaistraße mit Straßenbahn, Firmatafeln, Hunden, Glühlampen, Häusern, großen Häusern und Menschen – und irgend etwas bewegt sich in der Mitte der Fahrbahn. Jaroslav sieht ganz genau, daß sich etwas in der Mitte der Fahrbahn bewegt, aber er weiß nicht, wie das aussieht, was er ganz genau und ganz nahe vor sich sieht, ob es eine Staubwolke ist oder ein winziger Seidenpinscher oder ein rotes, großmächtiges Automobil oder ein Messer, wie das in der Rittergasse war, oder ein fescher Herr oder eine Blume. Jarda denkt gar nicht nach, wie das aussieht, was in der Mitte des Riegerkais ist, er gibt dem gar keine Form. Er weiß nur, daß es sich bewegt, fort von ihm, schnell fort von ihm, und gleich wird es ganz verschwunden sein.

Das Mädchen weckt ihn mit einem Trost aus dem Denken. „Weißt du, Jarda, ich schenke dir zehn Kronen von dem Geld, dafür wirst du dir einen solchen schwarzen Stock kaufen mit silbernem Griff, wie ihn die eleganten Herren haben, nicht?"

Er lächelt ein bißchen. Ein solcher Stock ist Betkas Ideal. Alle Herren gefallen ihr, die solche Spazierstöcke tragen. Jetzt wird er auch einen haben. Nein, ein Kren ist er nicht, wie der Rudla, der nichts davon hat, daß sein Mädel mit andern geht. Er, Jaroslav, wird einen Ebenholzstock haben mit Silbergriff. Der Herr mit den hundert Kronen, der wird der Kren sein.

Jarda ist schon ein wenig ruhiger und spricht nun den ersten Satz seit Betkas Mitteilung: „Wann wirst du denn hingehen?"

„Ja, das weiß ich eben nicht. An Wochentagen kann ich nicht fort, weil ich zu Hause helfen muß, und wenn ich mich anziehen würde, würde es der Mutter auffallen. Und am Sonntag, da muß ich mit den Eltern gehen – weil ich die Jüngste bin. Mit der Emmy wollen mich die Eltern nicht einen Schritt ausgehen lassen, sie trauen ihr nicht. Ich hab schon mit der Emmy herumspekuliert, wie ich am besten von zu Hause verschwinden soll, wir haben aber noch nichts Gescheites herausgebracht."

Daraus schimmert für Jarda so etwas wie eine Hoffnung: Vielleicht kann sie überhaupt nicht abkommen?

Bis Betka eines Tages, selbst aufgeregt, ihm zuflüstert: „Heute gehe ich."

„Wieso kommst du ab?"

„Der Herr wird von vier Uhr nachmittags im Hotel Post warten, da gleich drüben auf dem Maltheserplatz. Da brauch ich mir erst nicht bessere Kleider anzuziehen, ich laufe einfach hinüber, wie ich bin."

„Weißt du denn, in welchem Zimmer er ist?"

„Die Emmy wartet auf mich vor dem Großpriorat und führt mich hinauf."

Bei Tisch rührt Jarda nicht ein Stückchen Essen an. Die Mutter fragt ihn, was ihm fehle, er schützt Kopfschmerzen vor. Frau Chrapot ist entsetzt über das moldaufarbene Gesicht ihres Jungen. „Nachmittags gehst du mit mir zum Doktor."

„Ich geh nicht." Er läuft aus dem Haus. Irgendwohin. Um vier Uhr versteckt er sich an der Ecke der Traubengasse und wartet, bis sie geht. Sie bemerkt ihn nicht, dann rennt er wieder zu der Mühlenbrücke über den Čertovka-Arm der Moldau und schaut ihr nach, bis sie mit der Emmy zusammenkommt. Von dort jagt er zurück durch das Durchhaus im „Alten Bad" und lugt um die Ecke, bis Emmy und Betka im Hoteltor verschwinden.

Nun schleicht er sich in das Vestibül der Maltheserkirche. Hier ist Jarda oft gewesen, weil hier die Schulgottesdienste der Kampa-Realschule abgehalten werden. Jetzt ist er dem Hotel gerade gegenüber. Er versteckt sich hinter dem Pfeiler und schaut geradeaus. Die braune Heiligenstatue auf dem Platz, an deren Postament ein welk und spröde gewordener Kranz hängt und eine rote Ampel brennt, stört die Aussicht kaum. Die Hotelfenster sind offen. Überall sind Gardinen, aber nur oben vereinigen sich ihre beiden Hälften zu einer Spitze und senken sich dann, schräg auseinandergehend, in die Ecken des Fensterbrettes. Ein Dreieck bleibt in jedem Fenster unverdeckt. Aber die Dreiecke sehen von unten schwarz aus – Jarda kann nicht wissen, in welchem Zimmer Betka mit dem Herrn ist.

Bis – Jarda kann nicht atmen – ein Herr mit braunem Spitzbart am Fenster im ersten Stock erscheint. Er nestelt an der Rouleauschnur. Ein gelber Leinenvorhang rollt langsam auf das Fensterbrett hinunter. Dahinter verschwindet der Herr, alles...

Nur der gelbe Leinenvorhang ist noch zu sehen, mit je einem roten Streifen am Rand.

In Jardas Kopf schaukelt es, und er muß sich an den Pilaster stützen. Ein gelbes Rouleau fällt über seine Augen, rote Streifen, aber er sieht durch, ja, er sieht durch, ein spitzbärtiger Mann, er schwingt hundert Kronen, mit den Füßen schlägt er auf Betka los, und Betka küßt ihm die Füße, muß ihm die Füße küssen, er besudelt die Betka und lacht. Und dann sieht Jarda gar nichts. Nicht die Heiligenstatue mit dem welken Kranz am Sockel, nicht die Lampe, nicht die Lampe, gar nichts.

Er läuft wankend fort. Oberhalb der Fenster des Buquoyschen Palastes lacht von der Mauer herab eine Reihe spitzbärtiger Gesichter, alle sind ganz gleich und lassen die Rouleaus hinab.

Jarda kann die Tränen nicht mehr halten. So sehr er sich schämt, wie ein Kaschkind zu weinen, er kann es nicht verhindern, daß es über seine Wangen und sein Kinn strömt wie die Wasser des Altstädter Wehrs, vor das er sich unten auf die Kampa-Böschung, zwischen die Landungspflöcke der Kähne, auf staubige Grasbüschel und grünbraune Lindenblätter setzt, damit ihn niemand weinen sehe.

Im Mund verspürt er einen bitteren Geschmack. So hat der kandierte Kalmus geschmeckt, den er einmal von einem Mandolettimann gekauft hat; er hatte geglaubt, es seien verzuckerte Orangenschalen.

Sein Hals ist trocken. Der Magen ist leer. Seine Augen schmerzen ihn vom Weinen. Sein Herz schlägt wirres Zeug. Seine Stirn ist heiß, nein, kalt ist sie. In diese Leiden sind Gedanken verzahnt, Gedanken, die gräßlich verwundend durch den ganzen Körper laufen.

Er möchte sich trösten: Der fremde Herr ist ein Kren, er muß ja hundert Kronen zahlen.

Aber plötzlich durchzuckt ihn ein gräßlicher Schluß: Hundert Kronen kriegt das Mädel nur das erste Mal – also ist sie jetzt weniger wert. Weniger wert.

Jarda springt auf und möchte ins Hotel Post, es der Betka sagen. Schnell – bevor es zu spät ist. Aber er kann nicht. Seine Eingeweide rumoren, und der kleine Jarda erbricht. Schleimiggrüne Galle fällt in das Moldauwasser. Fast wäre er selbst ins Wasser gestürzt, so bebt er. Er muß sich halten.

Es kommt ihm vor, als ob ihn jemand von der Brückenbrüstung beobachte. Er schaut auf. Es sind die Heiligenstatuen, ihre Rückseite. Wie Säulen sehen sie aus, halbrund und glatt. Man sieht genau, wo sie geflickt sind, man hat sich nicht bemüht, die eingesetzten hellen Steine mit dem Dunkel des ursprünglichen Materials in Einklang zu bringen. Wozu auch? Das ist ja die Rückseite. Die Leute gehen vorüber, ihre Köpfe bewegen sich längs der Brüstung, aber sie wissen nicht, wie häßlich die Denkmäler von hinten sind. Sie wissen ja nichts, die Menschen. Sie wissen nicht, was im Hotel Post vorgeht, sonst würden sie nicht so ruhig ihres Weges gehen.

Jarda steht auf. Er muß nach Hause, sich niederlegen. Dort geht gerade die Emmy Dvořak. Sie kommt aus dem Hotel Post und hat ihn gesehen. Jarda biegt nach links ab, er will ihr nicht begegnen. Sie ist an allem schuld. Sicherlich lacht sie ihn jetzt aus: Der Jarda Chrapot geht hier ahnungslos umher, während die Betka bei dem Herrn ist. Nein, sie darf nicht glauben, daß er ein Kren ist. Er wischt sich die Tränen aus den Augen, zwingt sich zu heitrem Aussehen und läuft der Emmy nach: „Fräulein Emmy, Fräulein Emmy!“

„Ja?“

„Ich weiß, daß die Betka im Hotel Post ist. Ich hab nichts dagegen gehabt, daß sie hingeht.“

So. Jetzt ist ihm leichter. Alles ist verloren, aber er steht nicht als Genarrter da.

SECHSTES KAPITEL

Jaroslav Chrapots Lehrzeit in der Drogerie, in die er nach beendigter Bürgerschule eingetreten war, ist von kurzer Dauer gewesen. Schon nach vier Monaten hat er die Stelle verlassen; der Buchhalter hatte ihm wegen einer Verwechselung ein Kopfstück versetzt, und Jarda war daraufhin aus dem Geschäft fortgegangen, um nicht mehr wiederzukehren. Er ist dann ein paar Monate stellungslos und gibt sich ganz seinen Regierungsgeschäften auf der Insel Kampa hin. Er kann über die Mädchen eine Tyrannei ausüben, denn seine männlichen Alterskollegen arbeiten tagsüber in der Fabrik oder im Floßhafen oder fahren mit geschrienen Grüßen als Flößer an den heimatlichen Häusern vorüber.

Die damalige Abberufung der Betka zu dem fremden Herrn hat er nicht verwunden, im Gegenteil, sie schmerzt ihn noch mehr, seit er von Betka gelernt hat, um was es sich handelte. Durch diese Kenntnisse hat er einsehen gelernt, daß er damals ein rechtes Kind und im Grunde doch ein Dummkopf war, trotz des Ebenholzstockes. Aber jetzt, da er erwachsen ist, hält er sich reichlich schadlos. Wozu sind die anderen Mädel da? Wahllos nimmt er sie. Er fährt mit ihnen im Sommer auf einem der Mühlenkähne zwischen der Häuserstraße durch, die das Prager Venedig bilden, die „Čertovka" einsäumen. Im Winter borgt er ihnen seine Schlittschuhe oder schleift mit ihnen bis knapp zur Humanka hinüber. So sind alle sein. Der Betka, mit der er noch immer geht, ist es allerdings nicht recht – aber tut sie es besser? Sie sagt zwar, bei ihr sei es etwas anderes, sie gehe auf den Riegerkai bloß, um Geld zu verdienen, und gibt ihm auch wirklich immer einen kleinen Anteil, aber Jarda will bei anderen einholen, was er bei ihr versäumt hat. Mag sie schimpfen! Das freut ihn nur, wenn er sieht, daß sie eifersüchtig ist; das ist eine kleine Entschädigung für die würgende Eifersucht, die ihn damals zu Fieber und Erbrechen trieb. Mag sie ihn mit Vorwürfen überhäufen, er hat längst gelernt, sich aus Mädeln nichts zu machen. Er weiß schon: Wenn sie erfahren hat, daß er sie wieder einmal betrogen hat, ist sie, nachdem ihre Gardinenpredigt zu Ende ist, doppelt so zärtlich zu ihm wie sonst. Sie will, daß sie bei einem Vergleich mit den andern gewinne. Sie schimpft auch auf die andern.

„Daß du dich nicht schämst, mit der Luise zu gehen, mit einer so dummen Gans!"

Jarda muß lächeln. Gescheit ist ja die kleine Luise Hejl wirklich nicht. Noch heute hat sie sich nichts von den Künsten angeeignet, die Betka schon als Kind gekonnt hatte. Luise trägt noch heute kein Toupet, ihr helles Haar ist in der Mitte gescheitelt und glatt über den Kopf gelegt, wie ein geschlossenes Flügelpaar. Ihr blaues Kattunkleid, ihr gelber Strohhut mit einer Rose und einer Perlhuhnfeder sehen dürftig aus.

Aber die Luise hatte ein so stilles, erstauntes Glücklichsein, als Jarda sie zu sich rief. Sie hatte sich sozusagen eine Ehre daraus gemacht. Und als Jarda sie küßte, hatte sie unfreiwillig komisch den Kopf erhoben, als ob sie dem lieben Gott für so viel Glück danken wollte.

Sie ist ein armes Ding. Laufmädel ist sie in einem Kinderkonfektionsgeschäft in der Zeltnergasse, von acht Uhr früh bis acht Uhr abends muß sie sich für zwanzig Kronen Monatslohn plagen. Zu Hause hungert sie mit ihrer Mutter, und ihr Vater hat im vorigen Monat den Flößertod erlitten: die „Schregge", der Floßanker, hatte sich im Moldaugrund gelockert, und als sich der Hejl daran zu schaffen machte, hatte sich der Riesenbalken so heimtückisch und furchtbar um seine Achse gedreht, daß der Flößer mit zerschmettertem Schädel auf der Prahme lag. Sein Tod hatte unter den Flößerfamilien größeres Aufsehen hervorgerufen als die meisten Unfälle. Während sonst die Berufskatastrophen in der Schleuse, hinter Jedibab, in Laube oder in Sachsen vorzukommen pflegen, hatte sich diesmal das Unglück bei der Hetzinsel abgespielt, also im Prager Polizeirayon, und stand in der Zeitung. Es war dadurch sozusagen eine öffentliche Angelegenheit geworden. Fünf gedruckte Zeilen und ein Fremdwort im Titel – die Flößerwelt war ganz stolz darauf, daß über einen aus ihrer Gilde in der Zeitung geschrieben wurde. Jarda hatte noch lachen müssen, als eine Nachbarfrau seiner Mutter das Zeitungsblatt ins Zimmer gebracht und kopfnickend gesagt hatte: „Die Aufschrift heißt ‚Riskonto der Arbeit', das ist ganz richtig, die Arbeit ist wie ein Riskonto bei der Lotterie, man gewinnt nur selten und verliert fast immer." Es war für Jarda nicht leicht gewesen, den Frauen den Unterschied zwischen „Riskonto" und „Risiko" – denn „Risiko der Arbeit" hieß die Notiz – irgendwie klarzumachen.

Ja, es geht ihnen sehr schlecht, den Hejlischen. Der Kaufmann will ihnen nicht borgen, sie essen nichts anderes als Wassersuppe.

Jarda möchte der Luise gerne helfen, aber die paar Kreuzer, die er ihr geben kann, werden sie nicht aus der Not retten. Dem hinkenden Adalbert, der als das männliche Gegenstück zu Luise Hejl von klein auf Jardas unverhohlenster Bewunderer und ihm mit sklavischer Unterwürfigkeit ergeben gewesen ist, war immerhin leichter zu helfen gewesen. Der hinkende Adalbert mit den breiten Schultern und dem häßlichen Gesicht ließ sich schon als ganz kleines Kind, wenn man Haschen spielte, statt sich gut zu verstecken, halb absichtlich von Jarda fangen, um diesem eine Freude zu machen; wenn Jarda auf dem Eis hinfiel, hob er ihn auf, wenn beim Messerwerfen das Messer, statt sich in die Bank

einzubohren, auf die Erde fiel, bückte sich niemals Jarda danach, sondern immer der hinkende Adalbert. Dafür hegte Jaroslav ein Freundschaftsgefühl für den armen Burschen und hatte durchgesetzt, daß die Toni Doležalova, die Auserwählte des hinkenden Adalbert, hie und da mit diesem schleife. Es war nicht so einfach gewesen. Die Toni Doležalova wollte ihn nicht, sie mache sich nicht lächerlich, der Adalbert sei ein Krüppel, er könne ja nicht anständig schleifen und habe ein so widerwärtiges Gesicht. Jarda mußte erst versprechen, dreimal mit ihr zu schleifen, bevor er erreichte, daß die Toni seinem hinkenden Freunde keinen Korb gab.

Jetzt arbeitet der hinkende Adalbert im Smichower Hafen, nicht als Flößer, denn das Geschäft ist flau, und man nimmt keine neuen Arbeiter auf, aber er hilft, die Balken mit Bindwieden festzuknüpfen, die Weidenbänder mit Wasser zu besprengen, damit sie nicht zu spröde seien und beim Ansturm der Schleusenwässer nicht reißen, er stößt die Prahmen bei der Abfahrt aus dem Hafen ab.

Er hinkt noch immer, er ist so häßlich, er ist so dem Jarda ergeben und so in die Toni Doležalova verliebt, wie er es als Kind war. Die Toni mag ihn noch immer nicht. So wendet sich der arme Flößerbursch in seiner Verzweiflung an Jarda. Der möge zu veranlassen versuchen, daß die Toni mit Adalbert am Sonntag in die „Klamovka“ tanzen gehe.

Das ist für Jaroslav eine noch schwerere Aufgabe, als es damals war, die Toni zum Schleifen mit dem ihr verhaßten Verehrer zu bewegen. Aber Jarda erreicht auch diesmal durch die Drohung, nie mehr mit ihr zu sprechen, und mehr noch durch die Zusage, einmal mit ihr in das Kinotheater zu gehen, ihr Einverständnis. Über diesen Erfolg hat sich Jarda fast mehr gefreut als sein armer Freund, der bei der frohen Botschaft vor Glück noch blasser, noch häßlicher geworden war und kein Wort hervorzustammeln vermochte.

Die Toni Doležalova hat dem Jarda nie gefallen. Aber jetzt, da er sie als Objekt einer so flammenden Leidenschaft sieht, denkt er daran, daß sie gar nicht so arg ist.

Einstweilen gibt es andere Mädel genug, und ihn freut seine Herrschaft über alle. Als er einmal abends mit einer Ružena Rec nach einem Stelldichein in den Odkolek-Anlagen über die Mauer in die Eulmühlgasse zurückkletterte, kam gerade Robert Malik,

Schuldienerssohn aus der Kampa-Realschule, vorüber. Die Ružena Rec lachte: „Der wird eine Wut haben! Er hat mich schon zweimal angesprochen, aber ich hab ihm gesagt, er soll seiner Wege gehen."

Jarda freute sich ungemein, daß er dem Malik imponiert hatte, daß dieser ihn jetzt beneide. Robert Malik war früher, als Jarda noch Realschüler war, bei ihm und bei den Mitschülern in Ansehen gestanden. Nicht etwa bloß deshalb, weil Robert Malik manchmal für seinen Vater die heilige, befreiende Schulglocke läutete oder weil er für den Direktor und die Professoren allerhand Dienste verrichtete oder weil er im Hofe Buttersemmeln und Schinkenbrot verkaufte, wenn sein Vater im ersten Stock am Verkaufsstand war, oder weil er Schulbücher und Tintenfässer in Verwahrung nahm, wenn die Jungen ballastlos aus der Schule auf das Belvedere zum Fußballspiel eilen wollten. Sein Ansehen gründete sich auf seine Broschürenbibliothek. Er hatte Nick-Carter-Hefte in Massen, Sherlock-Holmes-Bücher und dergleichen. Ein unverbürgtes Gerücht erzählte, den Grundstock zu seiner Sammlung habe ein Professor gelegt, der einem Oberrealschüler einige dieser Hefte als Schundlektüre konfisziert und dem Schuldiener zur Vernichtung übergeben hatte. So hatte Robert Malik diese Literatur kennengelernt und seine Bestände vervollständigt. Die Bücher verlieh er an die Realschüler, die danach toll waren, gegen ein mäßiges Entgelt von zwei bis fünf Kreuzern, Stahlfedern oder vorjährigen Schulbüchern. Auch Chrapot-Jaroslav hatte zu seinen Kunden gehört. Aber als der die Kampa-Realschule verließ, beachtete ihn Robert Malik gar nicht – wahrscheinlich weil er um vier, fünf Jahre älter war als Chrapot.

Und nun hat er Jarda über die Mauer des abendlichen Zeughausgartens mit einem Mädchen kriechen sehen müssen, dem er selbst vergeblich nachgestellt hatte! Jarda fühlt sich allmächtig. Nur das Mitleid mit Luise Hejl, die ihn so zärtlich bewundert und der er nachmittags begegnet, wenn sie mit leerem Magen ins Geschäft zurück muß, läßt ihn im eigenen Glauben an seine Macht ein bißchen irre werden; er kann ihr ja nicht helfen.

„Wir werden fort müssen von der Kampa", schluchzt sie, „wir werden delogiert, weil wir den Mietzins nicht bezahlen können."

„Du solltest mal zu der Frau auf dem Riegerkai gehen, dort kannst du etwas verdienen."

Die Kleine schämt sich, allein hinzugehen. Jarda ordnet an, daß Luise zu den Dvořaks gehen möge, um die Fanny oder die Betka herauszurufen. Er werde draußen warten. Aber keines von den zwei Mädeln ist zu Hause. Da Luise um zwei Uhr nachmittags im Geschäft sein muß, so entschließt er sich, selbst mit ihr zur Kupplerin zu gehen. Luise wartet unten, er geht hinauf, wird in ein feines Wartezimmer mit Möbeln und rotem Plüsch und mit Silberleisten geführt, daß er selbst ganz befangen wird. Was soll die kleine Luise in dieser noblen Wohnung machen, was hat er selbst da zu suchen? Wird er nicht hinausgeworfen werden? Die Frau kommt – er hat sich eine verhutzelte alte Schachtel vorgestellt, und nun sieht er eine hoheitsvolle, leicht geschminkte Dame mit Brillanten vor sich. Steif fragt sie ihn in gebrochenem Tschechisch nach seinem Begehr. Er antwortet ihr gleich deutsch; stockend bringt er das Anliegen vor. Die Dame wird sehr freundlich. Sie belobt ihn, daß er ein so gutes Herz habe und der Familie des Fräuleins helfen wolle; es sei auch sehr gescheit von ihm, daß er das Fräulein hierher mitgenommen habe. Jetzt sei zwar kein Herr da, aber das Fräulein möge abends nach Geschäftsschluß kommen und sich gar nicht genieren. Es möge dem Dienstmädchen, das öffnen werde, einfach sagen: „Ich bin herbestellt." Jaroslav bedankt sich so höflich und respektvoll, wie er kann. Die Frau lehnt freundlich lächelnd ab. Wenn eine hübsche Dame Geld brauche, könne er sie immer herschicken; er sei ja ein so fescher Kerl, daß er sicher viele Mädel kenne. Und sie selbst würde sich auch immer gerne erkenntlich zeigen.

Robert Malik, der Schuldienerssohn, spricht auf der Insel Kampa den Jarda an, zum ersten Mal seit Jahren. Jarda merkt gleich, wieso er zu der Ehre kommt, und freut sich, daß sich die Wirkung des Gesehenwordenseins so schnell äußert. Robert Malik macht auch gar kein Hehl aus seiner Absicht: „Sie sind dieser Tage mit einem hübschen Mädel, ich glaub, Ružena heißt sie, aus den Odkolek-Anlagen gekommen. Ist das Ihre Geliebte?"

Jarda bewegt die Hand, abwehrend. Andeutend: Solche hab ich eine Masse.

Robert Malik: „Ich weiß ja, Sie gehen doch mit der jüngsten von den Dvořak-Mädchen. Mit der Ružena waren Sie bloß so aus Langeweile, nicht?"

„Ja, so zum Spaß."

„Wissen Sie, die Ružena gefällt mir sehr gut. Ich hab sie schon zweimal angesprochen, aber hab beidesmal einen Korb bekommen. Sie könnten mich mal mit ihr zusammenbringen, nicht? Ich borge Ihnen dafür Bücher. Ich hab jetzt feine Nick-Carter-Hefte und einen großen Mordroman ‚Schuld und Sühne', riesig spannend."

Die Bücher locken Jarda nicht sehr, obwohl er jetzt Zeit genug hätte. Was ihm schmeichelt, ist das Vertrauen des andern zu seiner Macht.

„Na ja, das kann ich ja machen."

„Wissen Sie, Sie können ihr ja sagen, daß ich ihr etwas schenken werde."

Jardas Selbstbewußtsein lehnt den Vorschlag solcher Lockung ab: „Wenn ich ihr sage, daß sie mit Ihnen gehen soll, so muß sie gehen."

Der schlaue Schuldienerssohn äußert, um aufzustacheln, ein halb bewunderndes, halb zweifelndes „So? Glauben Sie wirklich?"

Robert Malik hat einen glänzenden Plan. Er habe ein Zimmer aufs Wasser hinaus zu ebener Erde; das Fenstergitter sei längst durchgesägt. Dort könnte Chrapot mit der jüngsten Dvořak und mit der Ružena abends durchs Fenster zu ihm kommen. Er würde Wein vorbereiten, und es würde ein großer Jux werden. Dafür ist Jarda gleich zu haben und will schon heute kommen. Er schlägt ein.

Aber Robert Malik will sich noch stärker vergewissern: „Kommen Sie, ich gebe Ihnen gleich ein paar Nick-Carter-Hefte." Nun hat Jaroslav Chrapot seinen Vorschuß und muß auf alle Fälle sein Wort halten. Er kommt am Abend mit den zwei Mädeln, und es gibt wirklich einen großen Jux.

Mittags sitzt er, eines der von Robert Malik geliehenen Detektivhefte lesend, auf dem Moldau-Abhang, als ihn Luise Hejl von der Karlsbrücke anruft. Sie kommt zu ihm herunter, ganz glückstrahlend überbringt sie ihm die Botschaft, daß sie von der Frau am Riegerkai zwanzig Kronen nach Hause gebracht hat. Ihrer Mutter habe sie eingeredet, sie habe das Geld von einer Kundschaft bekommen, der sie jetzt jeden Abend Schnittmuster zeichnen müsse.

„Hat es deine Mutter geglaubt?"

„Na ... anscheinend ungern. Aber sie hat mich nicht weiter gefragt. Sie war froh, daß sie das Geld hatte."

Betka Dvořak, der Jarda die Sache erzählt, ist sehr unwillig. „Es ist ohnedies schon ein so schlechtes Geschäft bei der Frau auf dem Riegerkai, und du schleppst noch andere Mädel hin."

Doch Jaroslav freut sich unvermindert. Freut sich, daß er den Hejlischen geholfen hat, und mehr noch seiner Macht.

SIEBENTES KAPITEL

So geht es nicht weiter. Das konstatiert Frau Chrapot jeden Tag mehrere Male, und das Nullerl von einem Mann muß ihr recht geben, denn nur um dieses Beipflichtens willen spricht ihn seine Frau an. Übrigens ist es diesmal auch wirklich des Flößers Chrapot innere Überzeugung, daß seine Gattin recht hat: So geht das nicht weiter.

Der Junge liest den ganzen Tag Mordgeschichten, oder er lungert mit Mädchen herum.

Den Traum, ihren Jarda einst als hohen Herrn zu sehen, vor dem die Leute auf der Insel Kampa demütig und ehrerbietig den Hut ziehen würden, träumt die Flößerfrau nicht mehr. Jarda hatte sich sogar dagegen gesträubt, nach beendigter Bürgerschulzeit in irgendeine Handelsschule zu gehen. „Das Lernen hab ich schon bis daher", hatte er kategorisch erklärt und mit der Hand das Niveau angedeutet, bis wohin er das Lernen habe: über den Mund. Also hatte man ihn gleich ins Geschäft gesteckt, aber nach seiner Entlassung aus der Drogerie will er sich zu keinem Beruf entschließen.

Nochmals als Laufbursche in ein Geschäft einzutreten – diese Zumutung lehnt er entrüstet ab. Von einem Handwerk will er erst recht nichts wissen. Der schüchtern gebrummte Vorschlag des alten Chrapot, Jaroslav solle Flößer werden, und schon nach drei Jahren könne er die Floßmeisterprüfung machen, hat nur einen Blick seiner Frau zur Folge, in dem dieser Vorschlag als unsagbar albern verurteilt wird und in dem gleichzeitig eine Verachtung aller Flößer und des ganzen Flößerstandes liegt; der alte Chrapot, in dessen Familie das Flößergewerbe wohl seit hundert Jahren Beruf ist, duckt sich unter der Züchtigung dieses Blickes noch scheuer zusammen.

Immer entschiedener rücken die Eltern an Jaroslav mit den Vorwürfen in Frageform heran, wie er sich das eigentlich vorstelle. Ob er glaube, zeitlebens mit Mädchen herumzulungern, Bücheln zu lesen, Schlittschuh zu laufen oder in der Čertovka Schinakel zu fahren?

Endlich erklärt er sich. Er werde sich eine Stelle in einem vornehmen Restaurant als Kellnerbursche suchen. Frau Chrapot ist damit ganz zufrieden; sie sieht ihn hübsch reinlich angezogen im Frack servieren, die Manieren der noblen Leute annehmen, die er bedient, und abends wird er nicht so schmutzig und zerlumpt nach Hause kommen wie die Burschen aus der Fabrik oder vom Floß.

Noch nach Jaroslavs Willensäußerung über seine Berufswahl dauert es geraume Zeit, bis er sich auf die Suche nach einer Stellung macht. Er hat anfangs gar keine Eile und braucht zu Hause, wo man ihm ohnedies hinreichend Vorwürfe macht, Geld nicht zu verlangen. Die Betka, die ihm die Künste der eleganten Kleidung beigebracht und verraten hat, daß die feinen Herren nicht lange Unterhosen mit Bandeln und keine Socken tragen, hat ihm selbst die Unterhosen abgeschnitten, beim Knie eingesäumt und versorgt ihn mit ihren eigenen langen Strümpfen. Auch hat sie ihm ein Paar Lackhalbschuhe gekauft. Die weiteren Toilettepflichten eines Herrn kann sie dem Jarda nur dozieren, zu ihrer Erfüllung kann sie nicht beitragen, so sehr ihr auch die Umgestaltung eines Kampa-Jungen zu einem Herrn pädagogischen Spaß macht. Sie hat ja mit sich selbst zu tun, sie würde dringend ein Uhrenarmband, einen Winterhut, einen Muff brauchen, und auch Wäsche mit Spitzenvolants wäre für sie nicht Luxus, sondern eine wichtige Investition. Ihr Riegerkai-Geld reicht oft nicht aus, dem Jarda die zwei, drei Sechser zu geben, die er verlangt, um in die „Hölle“ zum Bier zu gehen. Im Zorn über eine solche Weigerung hat er schon zwei Mädel, die wußten, daß er die kleine Hejl auf dem Riegerkai eingeführt hatte, und ihn aus Geldsehnsucht tagtäglich um die gleiche Gefälligkeit schikanierten, zu der Frau gebracht. Im Zorn über die Betka, aus Eitelkeit, um der üppigen Frau in der wunderbaren Wohnung zu zeigen, daß sie recht hatte, wenn sie annahm, er habe als fescher Kerl hübsche Mädel, und vor allem, weil er wußte, daß mindestens eines der Mädel allein den Weg zur Kupplerin finden würde, falls er ihn nicht weisen würde. Wes-

halb sollte er aber nicht den Vermittlerlohn einheimsen? Um so mehr als er dringend eines grünen Plüschhutes und einiger Hemden mit nicht abnehmbaren Manschetten bedurfte, was ihm Betka als den Inbegriff der Noblesse geschildert hatte. Nur sind die Vermittlungen ein schlechtes Geschäft. Zehn Kronen hat er für jede der beiden bekommen, die er hingebracht hat, und man bezahlt ihm nur für den ersten Besuch des Mädels; das nächste Mal kommt es von selbst, nur zum ersten Weg in ein fremdes Haus bedarf es eines Entschlusses. Also ein kläglicher Lohn, und er muß innerlich der Betka recht geben, die ihn dafür beschimpft – je größer das Warenlager der Kupplerin ist, desto größer für sie die Konkurrenz, und wenn sie auch hübscher ist als die anderen, manche Herren „fliegen" prinzipiell auf die Neuen, und das Geschäft ist schon ohnedies hundsmiserabel, gestern hat Betka drei Stunden im Wartezimmer gesessen, bevor überhaupt jemand kam, und sie muß jetzt auch nach Weinberge zu einer Frau gehen, wo sehr mindere Leute verkehren, die wenig bezahlen, aber es sind dafür viele Herren dort. Sehr undankbar sei es von Jarda, ihr das Geschäft noch zu erschweren, und auch dumm, denn je mehr Geld sie habe, desto mehr könne sie ihm geben.

Jarda geht Stellung suchen und findet sie gleich im feinsten Hotel, wo er sich zunächst vorstellt; er spricht deutsch, was man für den Verkehr mit den Hotelgästen verlangt, er spricht tschechisch, was hauptsächlich für den Verkehr mit den Lieferanten, den Fiakern, dem Küchenpersonal von Wichtigkeit ist, er sieht nicht so mürrisch und verhärmt aus wie die meisten Stellungsuchenden und ist dabei ein Prager, braucht also weder ein Freiquartier im Hotel noch einen Wohnungsbeitrag. Die andern drei noch nicht ausgelernten Kellnergehilfen, seine Kollegen, verspotten den neuen Jüngsten von der Höhe ihrer um Tage, Wochen oder Monate längeren Praxis und ihres Alters von siebzehn oder achtzehn Jahren herab, treiben allerhand Possen mit ihm, schicken ihn mit einer Wasserkaraffe ins Zimmer Nummer 13, das es nicht gibt, berufen ihn durch ein Klingelzeichen in ein Zimmer im dritten Stockwerk, das gerade leer steht, und was ähnlichen Schabernacks mehr ist. Das ist er nicht gewöhnt. Von Kindheit an ein Imperator über Altersgenossen, Jüngere und Ältere, kränkt es ihn furchtbar, die Rolle des Verhöhnten zu spielen. Er brennt darauf, seinen Peinigern zu zeigen, welche Macht er habe.

In gewisperten Gesprächen auf dem Korridor, mit einem unreif-geilen, großtuerischen Lachen brüsten sich die drei Burschen in freien Augenblicken vor sich selbst, voreinander und vor allem vor dem Neuen in ihrem Kreis mit ihren Liebesabenteuern. Jeder weiß sexuelle Wunderdinge von „seinem" Mädel – irgendeiner Dirne im Freudenhaus. Der eine erzählt, daß die „Carmen" ihn so gern habe, daß sie schon zweimal für ihn die Taxe von drei Kronen bezahlt hat und nie von ihm ein Strumpfgeld nehmen wolle, der andere, daß die Aranka neulich die Aufforderung eines der splendidesten Gäste, mit ihm aufs Zimmer zu gehen, abgelehnt habe, weil sie wußte, daß er kommen werde, und weil sie fürchtete, er könnte mit einer anderen gehen, wenn sie nicht da wäre. Und andere Dinge, intimere Dinge verraten sie, spötteln brutal über ihre Geliebten.

„Da starrst du, du Gescheiter, was?" ist – dem Jarda zugerufen – der Tenor jedes einzelnen Berichtes.

Jarda starrt wirklich. So bübisch es ihm vorkommt, wie die Jungen die Türen ihrer Liebeswelt aufreißen, es ist doch eine ihm ganz fremde, ungeahnte Welt, in die er durch die aufgerissenen Türen schaut. Seit jener Abberufung der Betka hat er kein Mädel mehr tragisch aufgefaßt, hat alle genommen, wie sie waren, ohne seelisch beteiligt zu sein, aus dem Vergnügen des Besitzergreifens heraus, in einer Art von Sport, den er den noblen Herren abgeguckt hatte, die sich die Dvořak-Mädel bestellten oder zu der Frau auf dem Riegerkai gingen. Nie hatten ihm seine Mädel besonders leid getan, immer hatte er sich gefreut, wenn man ihn um der großen Gunst willen beneidete, wie es damals war, als ihn Robert Malik mit seiner Ersehnten aus dem Park kommen sah, aber nie war es ihm beigefallen, sich so seiner Erfolge zu rühmen, so schamlos die Details des Genusses zu enthüllen, die Mädchen zu prellen und ekelhaft zu verhöhnen, mit denen man Umgang hatte. Und seltsam neu und wichtig war ihm, daß man so sprechen, so handeln müsse, um zu imponieren, seine Erhabenheit über das Weib zu zeigen.

Die Einladung der drei an Jarda, die nächste Exkursion mitzumachen, wird in verletzender Form vorgebracht, etwa: „Komm mit, damit du siehst, was du für ein Grünling bist." Gemeint ist sie so: Komm mit, damit du siehst, was wir für Kerle sind.

Um zwölf Uhr nachts machen sich die vier Kellnerburschen auf.

Einige Stufen führen von der abgelegenen Straße zu der blau-rot-grünen Glastüre. Durch diese Glastüre kann man von innen nach außen, nicht von außen nach innen sehen, und wenn man sie öffnet, dann schrillt eine Glocke durch das ganze Haus, und ein paar Weiber kommen auf den Korridor gelaufen, um sich gleich einen Gast zu schnappen. Da sie sehen, daß es ständige Kundschaften sind, sind die unbeteiligten Damen enttäuscht, höchstens ruft eine laut die Stiege hinauf: „Aranka, dein Alter ist da." Die anderen Weiber, die Beteiligten, hängen sich gleich mit outrierter Herzlichkeit an den Arm ihres Stammgastes. Da Jaroslav Chrapot unbeweibt bleibt und an dem scheu streifenden Blick als Greenhorn kenntlich ist, buhlen alle um seine Gunst. „Das ist ein hübsches Knäblein", lockt die eine und will ihn beim Kinn packen, eine andere versucht, ihn bei der Hand zu nehmen und sich an ihn anzuschmiegen, wieder andere begnügen sich damit, ihn mit feurig-lockend-lächelnden Augen zu streicheln oder ihm Zigarettenrauch ins Gesicht zu blasen. Jaroslav schiebt alle und alles ab. Denn ihn ekelt. Wovor? Er weiß es nicht, es ist ein unentwirrbares Ganzes, das ihm Abscheu einflößt. Er kann sich die Bestandteile dieses Ganzen gar nicht vergegenwärtigen, den schwülen Dunst von Schweiß und Parfüm, der ihm gleich beim Eintritt einen Schlag ins Gesicht versetzt hatte, das aufdringliche Gehaben der schwarzgerahmten Augen und karminroten Wangen, die anpreisend grellen Empirekleider mit den entblößten Brüsten und kniefrei, das lokkende, Temperament vortäuschende Tänzeln zum rasselnden Brüllen des Orchestrions, die scham- und würdelose Begeisterung der Weiber beim Empfang seiner Kollegen und die Sodawasserstrahlen, die sich beim Druck des geschwungenen Metallhebels aus der Flasche in das Glas erbrechen. Er kann das alles nur in der Gesamtheit fühlen und weiß nicht den Grund für seinen Widerwillen.

Seine Kollegen sitzen neben ihm, von nackten Mädchenarmen umschmiegt, oder mit Mädchenwaden auf ihren Knien, sie sind die Umworbenen, und noch suchen sie durch Bewegungen und Redensarten die Werberinnen zu übertreffen. Dabei schauen sie auf Jarda, und ihre Gesichter fragen ein selbstbewußtes: Na? Sie hetzen die Weiber von neuem auf Jaroslav, der sich ohnedies

durch sein sichtliches Unbehagen und scheues Beiseiterücken ihrer nicht erwehren kann. „Hier sitzt ein Junggeselle, der hat noch Feuer", stacheln die übermütigen Burschen auf, auf Jarda deutend. Und als sich dieser auch des neuen Ansturms erwehrt, halten sie ihn für unheilbar naiv und schüchtern.

Schon nach zehn Minuten sitzt Jarda allein am Tisch. Die drei Genossen sind „aufs Zimmer" gegangen, und er hat Zeit, den widerwärtigen Eindruck zu überdenken, den dieses Freudenhaus auf ihn macht: Soll ich mich erhaben fühlen, weil mich das alles abstößt? Soll ich mich erhaben fühlen, weil ich einen besseren Liebesgenuß kenne als diesen bezahlten, sich ablösenden, geschäftsmäßigen? Oder aber sind diese meine älteren Kollegen im Zimmer oben im Recht, brutal gegen das Weib zu sein, sich an ihm zu befriedigen und dann höhnend weiterzugehen? Sind sie die Klügeren, die über die Frauen Erhabeneren? Entspringt mein Ekel nicht wirklich der Unreife, der Neuheit dieser Eindrücke, werde ich nicht später dazu kommen, ihn zu überwinden und so gerne hierherzugehen wie die anderen? Dort sitzt ein junger Mann mit aufgezwirbeltem Schnurrbart, der würde es wohl auch verstehen, sich irgendein Mädel zu gewinnen, wie es die Kampa-Mädel sind, die ja alle froh sind, wenn sie einen Burschen kriegen; und doch geht der junge Mann gewiß oft her – er kennt alle die Dirnen beim Namen – und zwickt sie, frotzelt sie und wird dann eine bezahlen, mit der er für ein paar Minuten allein sein wird. Dort sitzt ein alter, behäbiger Herr und hat eine dicke goldene Uhrkette mit einer Berlocke und breite Ringe, der könnte doch auch zu der Frau am Riegerkai gehen, wo er dieselben Mädel hätte, auf die ich mir hier so viel einbilde, aber er kommt hierher, in das Lokal, in dem es mich ekelt, und tastet mit seinen fetten Fingern unter meckerndem Lachen des Genusses nach diesen derben Dirnen, die mir Entsetzen einflößen. Meine Kollegen im Zimmer oben sind aus mindestens so guten Familien wie ich. Warum glaube ich, ihnen überlegen zu sein, weil mich hier alles anekelt, mich, den Flößerssohn?

Und da fällt ihm ein: Er ist kein Flößerssohn. Das Kampa-Gerücht, das ihm einmal die Betka erzählt und dem er damals nur als einem romantischen Märchen gelauscht hat, das Gerücht von dem vornehmen Herrn, der bewußtlos vom explodierten Dampfer zum Flößer Chrapot in die Wohnung gebracht worden war, kurz bevor Jarda auf die Welt kam, und von dem Geld,

das der Fremde in das Chrapotsche Haus gebracht hat, dieses Gerücht wird nun plötzlich zur Lösung seines Rätsels. Der Fremde (daß es der reiche Herr aus der Rittergasse ist, weiß Jarda längst) ist sein Vater. Warum hätte ihm Jarda sonst seine Zeugnisse hintragen müssen, weshalb hätte er Jarda eine goldene Uhr mit Kette geschenkt, weshalb hätte er ihn immer so eigentümlich angeschaut! Natürlich, das ist sein Vater. Jaroslav Chrapot ist kein Flößerssohn, ist der Sohn eines noblen Herrn. Deshalb war er auch von klein an besser angezogen als die Kampa-Kinder, deshalb ging er nicht in die tschechische Schule wie sie, deshalb war er ein unumschränkter Herrscher über das Reich der Jugend zwischen Moldau und Čertovka.

Alle diese Erkenntnisse drängen sich ihm in dem eklen Milieu des verrufenen Hauses auf und machen ihn glücklich und stolz. Nein, nein, es ist nicht seine Unreife, wenn es ihm hier nicht gefällt, nein, es ist doch etwas Besseres. Der dicke Herr mit den ungeschlachten Fingern und dem dreckigen Lachen, der würde mit der pompösen Frau auf dem Riegerkai gar nicht reden können, und drüben der junge Mann mit dem Schnauzbart verstünde es gar nicht, ein Kampa-Mädel anzusprechen.

Die Kellnerburschen glauben ihn verachten zu können, weil er an ihren Vergnügungen nicht teilhat. Na, er wird ihnen schon zeigen, um was seine Vergnügungen besser sind, und wird im Hotel eine solche Persönlichkeit sein wie auf der Kampa.

Erhitzt, ausgelassen torkeln endlich die Jungen wieder in den Salon.

„Was, du bist noch hier, Kleinchen, du hast dich nicht getraut?"

Jaroslav Chrapot hat noch kein Wort in dem Lokal gesprochen, auch jetzt antwortet er nicht. Aber da die grelle Glastüre hinter ihnen zupendelt, da eine gütige Nacht die Dünste verjagt und seine Augen von widerwärtigen Dirnengebärden befreit, wird er ein anderer, als er drinnen war, ein anderer, als ihn seine Begleiter je kannten.

„Schämt ihr euch nicht? Ich will euch zeigen, was Mädel sind."

ACHTES KAPITEL

Es ist nicht so leicht, das Versprechen einzulösen, die Kellnerburschen mit Kampa-Mädchen zusammenzubringen. Die Burschen haben fast täglich Frühstücksdienst, Mittags- und Jausendienst und Souperdienst. Die Zwischenzeiten verbringen sie entweder im Hotel oder in der Wohnung, die die drei Kellnerburschen und ein ausgelernter Kellner, der Speisenträger Theodor, in der Opatowitzergasse innehaben. Herr Theodor hat sie zu beaufsichtigen, aber er läßt sich bloß von ihnen bedienen, kommt gewöhnlich erst früh nach Hause, während des Tages fast nie, und es ginge schon ganz gut an, eines oder das andere der Mädchen hinaufzunehmen. Aber wann? Sonntags müssen die Burschen im Geschäft sein, jeder hat einen andern Ersatzruhetag, und sie sind an den Wochentagen, wenn die Mädel Mittagspause oder Feierabend haben, gerade im schärfsten Dienst.

Die einzige, die fast immer Zeit hätte, da ihre Besuche bei den Kupplerinnen ihr einziger Beruf sind, ist die Betka, und die wäre auch mit Feuereifer bei dem Spaß. An ihr möchte Jarda seinen Kollegen den ganzen Unterschied zwischen seinen Mädeln und ihren Dirnen vorführen, denn Betka ist gewiß die fescheste von allen, die er kennt. Er möchte, ein anderer Kandaules, ganz gerne die anderen Burschen von ihr begeistert sehen. Doch er beschließt, sie aus dem Spiel zu lassen. Wenn sie mit fremden Herren geht, gut, da wird sie bezahlt, und die Herren sind seine Krens, denn das Mädel ist sein, und er profitiert, wenn auch nur gering, so doch pro forma von dem Gewinn. Dagegen die Bengels hier: Die hätten sie ja auch umsonst. So wie er. Freilich, ein kleiner Unterschied ist noch da: Bei einem anderen empfindet sie nichts, das hat sie ihm hundertmal beteuert, bevor er selbst danach zu fragen verstand.

Ružena Rec ist die erste, die er auffordert. Sie hat keine Mutter, führt zu Hause für ihren Vater und die Brüder die Wirtschaft und könnte gewiß leicht abkommen. Aber sie will nicht gehen, sie hat Angst vor Robert Málik, der ihr schon furchtbare Eifersuchtsszenen gemacht hat. Sie verschanzt sich hinter Ausflüchten, sie könne nicht fort, es sei so viel zu tun.

Jarda packt die zaghafte kleine Luise Hejl an. Sie hat gar keinen eigenen Willen und ist ihm noch mehr ergeben, seit er

durch ihre Einführung im Riegerkai-Haus ihre Familie aus dem Elend gerettet hat.

„Kannst du nicht heute um halb sechs Uhr einen Botengang vorschützen?“

Luise meint, sie werde es können. Gegen halb sechs trage sie die leeren Kaffeetassen des Personals ins Kaffeehaus zurück, und sie werde sich noch ein Paket für eine Kundschaft mitnehmen. Jarda gibt ihr die Adresse der Kellnerwohnung.

Im Grunde genommen ist es schade, die Luise Hejl diesen Dirnengästen vorzuwerfen! Sie hängt mit einer so hingebungsvollen Liebe an Jarda, und eigentlich ist sie sehr unschuldig. Aber soll Jaroslav lange umhersuchen, sich mit Ausreden abspeisen lassen, wie sie die Ružena Rec für ihn hatte? Schließlich ist es doch dasselbe, ob sie mit Fremden bei der Kupplerin zusammen ist oder mit seinen Kollegen.

Nach fünf Uhr kommt sie erhitzt, hastig atmend in die Kellnerwohnung, sie ist den ganzen Weg von der Zeltnergasse gelaufen, so schnell sie konnte.

„Ich kann nicht dableiben; ich habe nur die Kaffeetassen zurückzutragen gehabt. Ich konnte kein Paket mitnehmen. Es waren viele Kundschaften im Laden, und ich soll gleich zurück sein. Ich komm mich nur entschuldigen, damit du nicht umsonst wartest, Jarda.“

Sie sieht ganz hübsch aus in ihrer Eile. Das sonst blasse Gesicht hat Farbe gewonnen, von ihren Haarwellen hängen einige Strähnen über Stirne und Schläfe und unterbrechen die Einförmigkeit ihres Gesichtchens. Der Mund ist leicht geöffnet, da sie durch tiefe Atemzüge ihrer vom Laufen ausgepumpten Lunge Luft zuführt.

Die schwarze Schürze, deren oberer Latz auf ihrem Oberkörper vibriert, paßt ihr recht gut. Jarda hat die Luise noch nie in der Schürze gesehen. Auch ihr Rock scheint kürzer zu sein. Er reicht bis zur halben Wade, man sieht aber nur ein knappes Stückchen des Strumpfes, da die unregelmäßig geschnürten Stiefel (es fehlen zwei oder drei Ösen) sehr hoch sind.

Wie eine Madonna in den Medaillons sieht das Gesichtchen der Luise heute aus. Wirklich. Zum ersten Male sieht er sie genauer an, und sie gefällt ihm zum ersten Male. Jetzt, da sich drei geile Buben schon an sie klammern, denen er sie selbst zugeführt hat.

Jaroslav versucht, ihr freien Abzug zu verschaffen. Damit sie im Geschäft keinen Verdruß habe, betont er.

Aber der Versuch bleibt Versuch. Die lodernden, lüsternen Burschen können das erhitzte Mädchen nicht so schnell aus der Wohnung lassen, in der sie zum ersten Male einen Besuch haben. Und die kleine, zaghafte Luise Hejl hat keinen Willen und keine Widerstandskraft.

In Jarda ist ein splitternder Schmerz, da die Burschen die Kleine umfassen. Umfassen, wie sie bisher die Ein-Gulden-Dirnen umfaßt haben. Noch geiler, noch glücklicher, weil hier alles umsonst ist. Das ist für sie der einzige Unterschied. Und er hat sie diesen Kerlen noch zugeführt, sich noch Mühe gegeben, sie heraufzubringen. Warum? Aus Dummheit, aus Eitelkeit.

Da die kleine Luise Hejl abends ins Geschäft zurückkommt, wird sie sofort entlassen.

Ein paar Tage lang kommt sie häufiger zu den Burschen, aber Jaroslav schaut sie nicht mehr so an, wie er sie angeschaut hat, als sie zum ersten Male oben war. Es ist ihm, als ob sie geschändet wäre. Ihm ist es peinlich, sie überhaupt zu sehen, immerfort von ihr sprechen zu hören. Einer der Kellnerburschen verliebt sich in sie, belegt sie mit Beschlag, indem er sich für anderwärts mit ihr verabredet und vom Besuch des gemeinsamen Quartiers abhält. Die anderen machen ihm riesige Szenen, aber Jarda schlichtet den Streit: „Wer wird sich wegen eines Frauenzimmers aufregen! Ich bring halt eine andere, eine feschere."

Die Burschen jauchzen ihm zu: „Unser Pasak."

Jarda fühlt sich geschmeichelt, wenn er auch den Ausdruck „Pasak" zum ersten Male hört und nicht versteht. Wörtlich heißt „Pasak" der Hirt, aber am huldigenden Ton erkennt er, daß es etwas Bedeutendes, Machtvolles sein müsse. Er fragt, denn jetzt kann er schon fragen, ohne Ironie fürchten zu müssen, ohne als Grünling zu gelten. Alle lachen bei seiner Frage, aber nicht in höhnischem Ton: „Er ist ein Pasak und weiß nicht, was das ist."

Aus Dankbarkeit schmeicheln sie ihm nun in geschickter Form, indem sie den Begriff als etwas der Begeisterung Wertes deuten. Ein Pasak, ein Zuhälter, das sei ein Herr über die Frauen, und diese seien bloß seine Sklavinnen, er entscheide über ihr Schicksal, nehme den Ertrag ihrer Arbeit, und sie seien ihm nichts.

Jaroslav Chrapot lauscht glückselig. Ja, das war er: ein Pasak,

ein Zuhälter. So war sein Leben, wie die es sagten, ein Herr über die Frauen, die nur seine Sklavinnen sind. Hatte er nicht schon als Kind über die Mädel der Insel uneingeschränkt geherrscht, während andere, in Mädel Verliebte, unbeachtet blieben und ihn um seine Unterstützung bitten mußten? Hatte er nicht über das Schicksal der Ruzena Rec, der Toni Doležalova und der Luise Hejl entschieden und über die anderen Mädchen, die er zu der Kupplerin gebracht, nahm er nicht von Betka einen Teil ihrer Entlohnungen, und bedeuteten ihm die Mädel etwas? Nichts waren sie ihm. Keine. Morgen soll die Betka herkommen!

„Morgen bringe ich euch ein Mädel! Da werdet ihr gucken. Fesch, groß, Spitzenwäsche."

Ein Lachen voll zitternder Freude der Erwartung klingt ihm entgegen. Die drei singen ihm zu Ehren das Zuhälterlied:

„Ihr Hirten, Hirten ihr!
Sagt mir, was treibt ihr denn!
Hütet die Herde schlecht,
Die kleinen Schäflein all.
Wenn sich ein Lamm verlöre,
Wäre es jammerschad,
Denn sicher wäre es
Beim Herrn Draschner dort.

Herr Draschner hält im Stall
Die Schäflein eingesperrt.
Geht, überzeugt euch nur,
Ihr Prager Hirten, ihr.
Vom Herrn Draschner dann
Fährt man in das Spital,
Denn es war bisher krank,
Das arme Schäflein klein.

Wenn man den Hirten fängt,
Führt ihn ein Polizist,
Vier Tage gibt man ihm,
Schickt ihn per Schub nach Haus.
Ihr Hirten, Hirten ihr,
Ihr seid doch fesche Kerle,
Weidet die Schäflein klein,
Die Zeltnergasse lang."

Das Lied will dem Jarda nicht gefallen. Von Herrn Draschner, dem allmächtigen Sittenkommissär, hat er schon gehört, daß er die Absteigequartiere, Hotels, Kupplerinnenwohnungen und Straßen absuchen lasse und die Mädel einsperrt, die er erwischt. Aber daß er auch den „Hirten", den Geliebten der Mädel, vier Tage Arrest aufhalst und sie per Schub aus Prag abschafft, das ist ihm neu. Jarda hat zwar die Abschaffung nicht zu fürchten, denn er ist ein Prager Kind, ist – wie man stolz sagt – mit Moldauwasser getauft, und der Schubwagen muß ihn bei der Marienstatue auf dem Altstädter Ring auswaggonieren. Auch die Strafhaft der Polizei fürchtet er nicht, im Gegenteil, ihm hat bei der Lektüre der Kriminalgeschichten, die ihm Robert Malik geliehen hatte, immer das Ideal vorgeschwebt, einmal die Behörden und die Polizei mit seiner Person zu beschäftigen. Aber daß man ihn bloß wegen der vorhin von seinen Freunden so gerühmten Eigenschaften eines Zuhälters einfach für vier Tage in Haft nehmen könne, will ihm nicht in den Kopf. Nein, das müssen andere Zuhälter sein, von denen im Liede die Rede ist, solche, die eben „ihre Schäflein klein durch die Zeltnergasse weiden". Das müssen andere, fragwürdige Existenzen sein. Und die feiert schon ein Lied und nennt sie „fesche Kerle". Er aber ist doch noch viel mehr!

Betka kommt am nächsten Tag in die Kellnerburschenwohnung. Bewunderung, flackernde Wonne grüßt sie und gilt dankbar dem Járda, der zur Einführung natürlich erschienen ist und nun die ersehnte Bestätigung empfängt, daß er eine wirkliche Schöne sein eigen nenne, und die neidvolle Anerkennung, die er herbeiführen wollte.

Aber als sie seine Geliebte an sich ziehen, kostet es ihn Kraft, sich ein Lachen der Gleichgültigkeit abzupressen. Ihm ist unbehaglich zumute. So wie damals, als die Luise zum ersten Mal hier war? Jarda fängt an, sich die Stimmung von ehemals zu vergegenwärtigen, um sie mit der heutigen zu vergleichen. Damals war er direkt von Schmerz bewegt, heute ist er es nicht. Und heute ist es doch seine Geliebte, seine Geliebte von Kindheit an. Staunend sagt er sich das. Er kann sich den Grund nicht erklären. Stammte damals sein Schmerz vielleicht davon, daß er zum ersten Male eine seiner Freundinnen anderen Burschen preisgegeben hatte? Ist er heute gleichgültiger, weil er weiß, was ein Zuhälter ist, weil er weiß, daß er ein Zuhälter ist?

Einer, der besungen wird, weil er sich aus den Frauen nichts macht.

Oder – hatte – er die Luise – lieber gehabt – als die Betka?

Diese Frage taucht plötzlich in ihm auf. Er möchte sie unterdrücken, sie nicht bis zu seinem Bewußtsein aufsteigen lassen, er schämt sich ihrer.

Hatte er die Luise lieber gehabt als die Betka?

Er kann sich die Frage nicht beantworten. Die kleine Hejl ist immer nur ein Glied seiner Macht gewesen, er hatte sie nie beachtet, sie hatte ihm nur leid getan, wenn sie von Betka brüsk behandelt wurde. Nur damals hatte er sie näher angesehen, als sie anderen gehörte. Und von dem Augenblick an hatte er sie verächtlich gefunden. Aber in dem Augenblick – hatte er sie damals lieber gehabt als die Betka?

Er kann es sich nicht vorstellen. Betka ist viel schöner, und wenn sie auch älter ist und ihn von Kindheit an bevormundet hat, so liebt er sie doch. Wird er sie auch hassen, nachdem er sie hier als Spielzeug seiner Kameraden gesehen, wird er sie hernach auch verachten, wie er jetzt die Luise verachtet? Er fürchtet sich davor. Betka hat ihn in die Welt geführt, er könnte jetzt nicht weitergehen ohne sie, er könnte sie nicht mehr entbehren. Sie ist die Ältere, die Erfahrenere. Er hat sie gern, hat alles mit ihr beraten – es wäre schrecklich, wenn es jetzt anders sein würde, wenn er sie nicht mehr anzuschauen vermöchte, wie die Kleine. Nein, es wird nicht so sein. Er verspürt ja jetzt keinen besonderen Schmerz, nur Unbehagen...

Fast jeden Nachmittag sehen jetzt zugezogene Jalousien die Betka Dvořak bei Jardas Berufskollegen, aber er selbst ist abgestumpft, die Gleichgültigkeitsmaske ist sein wahres Gesicht geworden. Er ist glücklich, daß ihm Betka über seinen völligen Mangel an Eifersucht Vorwürfe macht, daß seine Gleichgültigkeit sie verletzt. Denn er liebt sie noch, liebt sie stärker als je, da ihm das begeisterte Lob ihrer Reize von seinen erinnerungs- und erwartungsschwelgenden Kollegen in jeder Minute ins Herz gesungen wird.

Der Speisenträger Theodor, Zimmerkommandant der drei Kellnergehilfen, attrappiert einmal die Betka oben in der Wohnung und zieht sie natürlich in sein Zimmer. Die Jungen können es nicht hindern, auch Jaroslav hätte es kaum hindern können, wenn er zugegen gewesen wäre. Herr Theodor läßt Betka bis

zum Abend bei sich und nimmt ihr das Versprechen des Wiederkommens ab, wofür er ihr ein Geldgeschenk in Aussicht stellt. Jarda verbietet ihr nun, wieder in die Wohnung zu gehen. Es paßt seinem Stolze nicht, daß ohne seine Veranlassung, ohne sein Zutun mit seinem Mädel ein Stelldichein verabredet wurde. Vor den Kollegen begründet er es freilich damit, daß Herr Theodor nicht die Genugtuung haben dürfe, ihnen ein Mädel weggeschnappt zu haben. Wenn sie es nicht haben sollen – der andere erst recht nicht.

Die drei Burschen, die der Aufsicht des Herrn Theodor unterstehen, begnügen sich, da dieser sie fragt, warum Betka nicht wiederkomme, nicht mit dem Achselzucken: Wir wissen es nicht. Sie fürchten, daß eine solche Antwort das Mißtrauen ihres Vorgesetzten erwecken könne, sie seien am Fernbleiben des Mädels schuld. So fügen sie hinzu, der Jaroslav habe das Mädchen hinaufgebracht, der kenne sie von der Insel Kampa her. Nun geht Theodor den Jaroslav an: „Sag mal der Kleinen, sie soll wieder zu mir heraufkommen, ja?" Dem Gesicht Jardas, der zusagt, ist anzusehen, daß er es mit der Zusage nicht ernst meint. Er ist gar nicht geneigt, jemandem sein Mädel zuzuschanzen, bloß weil der schon ausgelernter Speisenträger ist. Der würde das nur als selbstverständlich hinnehmen und sich noch vor den anderen Kellnern damit brüsten, daß sich seine Macht über die Kellnerburschen auch auf deren Geliebte erstrecke. Betka kommt nicht.

Schikanen Theodors gegen Jarda setzen ein. Bald werden die Bestecke als falsch gelegt befunden, bald seien die Servietten schlampig gefaltet, bald ist es eine Katastrophe, daß Jaroslav nicht gleichzeitig mit der Kaffeeschale den Semmelkorb servierte, und für einen zu Boden gefallenen Löffel gibt es die wüstesten Schimpfworte. Bis auch Jaroslav seinen Zorn nicht mehr zu dämmen vermag und es einen Krach gibt, der sich, anwachsend in Rede und Gegenrede, Hohn und Schimpfen, Angriffen, Abwehr, Schreien und Drohungen, durch zwei Korridore fortpflanzt, die Stiege zur Küche hinunter, in die Küche; das Personal läuft zusammen und der Verwalter, die Frau des Chefs sitzt hier, um die Abgabe der Korallenmarken zu kontrollieren, aber der Streit verstummt nicht, wird immer ärger, die Mauer der Hemmungen ist überklettert, zu verlieren ist nichts mehr, und das Streiten ist jetzt ein Wettkampf vor den Zuschauern.

„So ein junger Bursch und schon ein solcher Fallott", kreischt der Speisenträger, bei der Chefin, beim Verwalter, bei den Oberkellnern Unterstützung suchend, „ein fertiger Zuhälter! Lauter Mädel hat er im Kopf, die anderen Kellnerburschen hat er auch ganz verdorben, hat ihnen Mädel verschafft." –

„Reden Sie nicht! Sie haben nur eine Wut, weil Sie so auf das eine Mädel gespitzt haben und ich ihr nicht gesagt habe, sie soll zu Ihnen in die Wohnung kommen, trotzdem Sie mich darum gebeten haben. Dahier – alle Kellnerburschen sind Zeugen. Natürlich, Sie können sich kein Mädel verschaffen, Sie mit Ihren Wimmerln im Gesicht. Dazu gehört ein ganz anderer Kerl, ein gescheiterer. Aber ich soll Ihnen den Zuhälter machen? Fällt mir gar nicht ein, Ihnen nicht – deshalb haben Sie eine Wut!"

Der Riesenkrach findet damit ein Ende, daß Jaroslav Chrapot hinausgeworfen wird.

Er bewirbt sich in einem andern erstklassigen Hotel, scheint dem Verwalter zu gefallen und erscheint so gut wie aufgenommen. Morgen möge er sich definitiven Bescheid holen. Das sei immer so, erklären ihm die Kellner, mit denen er sich dort in ein informatives Gespräch über die Dienstverhältnisse einläßt: man erkundige sich immer vor einer Neuaufnahme beim vorigen Dienstgeber. Nun befürchtet Jarda die Auskunft, die ihm auch wirklich des nächsten Tages wird: es sei doch nichts frei.

Im Nachtgeschäft findet er Stellung, im Vergnügungsetablissement „Zur Stadt Budapest".

NEUNTES KAPITEL

Im Nachtgeschäft ist ein angenehmeres Leben. Gar kein Vergleich! Die Gäste haben sich der Arbeit und Arbeitsstimmung des Tages entledigt, sind nicht so penibel, was das Essen, Trinken und das Servieren anbelangt, das Geld haftet nicht so fest in der Tasche wie bei Tage, wo alles zum Budget gehört; von den Liedern und Witzen übermütig, von der Technik der Frauen auf dem Podium erregt, und um dem Begleiter oder der Begleiterin nicht als Knauser zu erscheinen, gibt man auch höheres Trinkgeld, besonders wenn man keine kleine Münze hat. Jeder im Publikum unterzieht sich willfährig der Rolle, einen Kavalier zu spielen.

„Zur Stadt Budapest" ist auch ein Hotel. Aber es wohnen ausschließlich die Artisten und Chansonetten hier, die abends auftreten. Nur selten steigen Reisende hier ab, deren Ahnungslosigkeit durch die großen Plakate und die Tableaus mit Cancan-Photographien, die rechts und links vom Tor und im Hausflur an den Wänden hängen, nicht beseitigt wird. Zur Bedienung dieser Fremden genügen die beiden Stubenmädchen. Das eigentliche Geschäft geht um neun Uhr abends an, wenn die beiden elektrischen Prismenluster vor dem Tor lockend entzündet sind, wenn in dem Kabarettsaal alles hergerichtet ist: ein weißes Tischtuch über den Tisch an der Kasse gebreitet, die Blöcke mit den Eintrittskarten, die Programme und die drahtenen Geldkörbe daraufgestellt, die Tische gedeckt, die Garderobierin zwischen ihrem langen Tisch und den Kleiderhaken, der Chef an der Kasse, der Schankbursche am Bierhahn, die Speisen in der Küche zu Ende gekocht, das Podium gekehrt und die Glühbirnen angezündet sind, daß sie das Orchideenmuster an den Wänden zur Geltung bringen. Oben in den Zimmern schminken sich die Artisten. Die Chansonetten lassen sich einen kleinen Imbiß in das Zimmer bringen – ihr Abendbrot dürfen sie auf strenge Anordnung des Wirts noch nicht verzehren, damit sie bei größerem Appetit seien, wenn sie nach der Vorstellung von Kavalieren zum Souper geladen werden. Gewöhnlich nehmen sie nur ein „illustriertes Brot" zu sich, ein Glas Wein und schlürfen, damit ihre Stimme heller klinge, ein rohes Ei. Die Kellner, die das hinaufbringen, finden die Damen im unglaublichsten Negligé vor ihren Schminktiegeln, Puderquasten, Parfümflakons, Haarwasserflaschen, Toilettespiegeln stehend, sich die Augenbrauen färbend, die langen Seidenstrümpfe anziehend oder das Hosenkorsett zuschnallend. Die Sängerinnen genieren sich nicht im mindesten vor den Kellnern und herrschen diese auch nicht an, wenn sie einige Sekunden länger, als es das Aufstellen der Teller auf den Tisch erfordert, im Zimmer verweilen, um sich an dem Anblick der Reize zu weiden.

Da Jarda zum ersten Male in das Zimmer der Diseuse Viola Violetta kommt, fällt ihm beinahe die Teetasse aus der Hand. Viola Violetta sitzt gerade auf dem Bettrand, das linke Knie gegen den Bauch gezogen, und zupft den Seidenstrumpf vom Knöchel zur Wade empor. „Ah, ein Neuer, nicht wahr?" merkt sie sein maßloses Staunen.

Jarda kann nur einmal mit dem Kopf nicken. Sie tätschelt ihm die Wange: „Bist ein hübscher Junge. Du kannst, wenn meine Nummer fertig ist, auf einen Sprung heraufkommen."

Er versteht nicht, weshalb ihn die Kellner so ohne weiteres mit den Brötchen und Getränken in die Zimmer der Sängerinnen schicken, warum sie nicht lieber selbst gehen, er versteht nicht, wie die Vorträge auf dem Podium sie gar nicht im mindesten interessieren, während das Publikum sich im Lachen, Klatschen, Zurufen überbietet.

Nach einer Woche versteht er es. Nichts ist ihm gleichgültiger als die Chansons und die Chansonetten. Fast an jedem Abend muß er im Auftrage irgendeines Gastes eine Karte mit einer Soupereinladung – oft rutscht ein Goldstück im Kuvert umher, oder es ist eine Banknote als „Briefbeschwerer" darin – zu einer Dame in deren Zimmer tragen. Er brauchte nur etwas zu sagen oder eine Gebärde zu machen, und die Adressatin ließe ihn gar nicht weg. Aber der Absender der Karte, der elegante Herr, muß auf die Annahme der Einladung warten; ist ihm jemand zuvorgekommen, lehnt die Dame dankend ab – ohne das Goldstück oder die Banknote. Wird angenommen, dann darf sie nicht etwa mit dem Herrn das Hotel verlassen. „Nein, nein, das geht nicht, das erlaubt der Chef nicht, damit das Lokal nicht in den Ruf komme, die Damen würden hier von den Herren einfach mitgenommen." Gewiß. Der Chef erlaubt es nicht, aber natürlich nicht um des Rufes willen, sondern um selbst das Souper-Geschäft zu machen. Nun girrt der Gast um die Gunst der Schönen im Lokal oder in einer der Boxes, die Schiebetüren haben und wo man Sekt trinken muß. Sie ißt Schildkrötensuppe, Lachs und Mayonnaise und was der teuren Dinge (inklusive Giardinetto) mehr im Keller zu verramschen drohen oder vom Delikatessenhändler nach Geschäftsschluß zu eventuellem Losschlagen unbestellt hergesandt wurden. Sie ißt und ißt. Am Schluß bittet sie übrigens, er möge auch ihr Abendbrot von gestern bezahlen. Wenn der Gast für einen Augenblick hinausgeht oder den Kellner einen Moment aus den Augen läßt, wird der kostbare Pommery in den Eiskübel geschüttet, nur damit eine neue Flasche gebracht werden kann, an der Wirt und Chansonette (sie kriegt zehn Prozent vom Weinverbrauch ihres Gastes) verdienen.

Von Zeit zu Zeit stürzt einer der hier nicht bedienenden

Kellner herein, „um die Weinkarte zu holen", oder ein gespieltes „Pardon" stammelnd, als ob er die Box leer vermutet hätte. Der Gast, der glaubt, daß die Prüderie seiner Tischnachbarin von diesen Störungen veranlaßt sei, ruft den diensttuenden Kellner: „Sorgen Sie dafür, daß mir niemand mehr hereinkriecht." Ein saftiges Trinkgeld paralysiert den ärgerlichen Ton. Aber die Gegenleistung für Riesenzeche und Riesentrinkgelder bleibt immer dieselbe: Sie besteht in der Erlaubnis, einige zweideutige Witze machen zu dürfen – „Pfui", ruft die Chansonette empört und ist für mindestens eine halbe Minute ernstlich böse! –, einige Küsse auf Lippenrot und auf den reisgepuderten Nacken erzwingen oder einen Blick in das Dekolleté werfen zu können – „Pfui", ruft die Chansonette wieder empört und ist mindestens für eine halbe Minute ernstlich böse! – oder gar zitternd die Seidenstrümpfe entlangtasten zu dürfen.

Mehr nicht, mehr keinesfalls. So dumm ist keine. Höchstens ein Rendezvous für den nächsten Tag zu einer kleinen Spazierfahrt oder zu einem Tee. Am nächsten Tag, wenn sich der Bewerber der Gunst durch ein nobles Präsent würdig zu erweisen weiß.

Grafen, Prinzen, Millionäre, Direktoren, wunderhübsche Burschen, erfahrene Herren mit Glatze, Offiziere vom feudalsten Kavallerieregiment der Monarchie – und immer an allen Tischen das gleiche, verzweifelt ernste Ringen zwischen dem, der die Gunst eines dieser Weiber um jeden Preis erringen will, und denen, die die Zeche um jeden Preis erhöhen wollen. Und immer bleiben die verbündeten Mächte Wirt, Kellner und Chansonette gegen die Gäste die lachenden Sieger.

Jean – so heißt Jaroslav hier, weil in dem internationalen Lokal ein tschechischer Name zu gewöhnlich klingen würde – hat schnell die Prestidigitateursstücklein erlernt, die zum Prellen der Wurzen nötig sind, und weiß die Eskamotage von Sektmengen so bravourös zu betreiben, daß ihm Anerkennung und Gratifikationen des Wirtes und von den Damen Anteile der dadurch erhöhten Prozente nicht versagt werden.

Das freut ihn bei weitem nicht so wie die Betrachtung des allabendlichen Verzweiflungskampfes. Alle Männer hier verzehren sich in sinnloser Gier nach den Weibern, ihre Opfer kennen keine Grenzen. Wenn diese Weiber auf dem Podium den Rock heben, dann vibrieren die Gucker an den Augen, ein Dunst von

Erregung hüllt den Saal ein, die Mutigen, die Gewiegten, die Roués wagen es, eine der Artistinnen einzuladen, andere beneiden diese Mutigen und gehen sehnsuchtsschwer aus der Vorstellung, andere bleiben sitzen, als ob sie noch die Flasche Wein austrinken wollten, in Wirklichkeit, um mit einer der Sängerinnen ins Gespräch zu kommen. Da sind die feinen Herren, die in die Chambres gehen, um dort Sekt zu trinken: die Herren Grafen, Durchlauchts, viele seiner einst von ihm beneideten noblen Mitschüler von der Realschule, die ihn aber heute noch weniger kennen wollen als damals, dann die Herren Bankdirektoren, Oberleutnants, die den Kellner gar keines Blikkes würdigen, der ihnen früh in den goldverbrämten Attila oder den Otterpelz hilft, die dem Kellner mit keinem Zucken der Augenwimper danken, wenn er mit einer tiefen Verbeugung die Saaltüre aufreißt. Was ist ihnen ein Kellner? Wenn sie wüßten, wer er ist! Jarda trägt diese Verachtung mit einem innerlichen Lachen des unsäglichen Triumphes. Was seid ihr alle gegen mich, ihr Herren mit den Kupferkarosserien eurer Automobile, mit dem klirrenden Pallasch und dem Goldportepee, mit den pelzgefütterten Winterröcken, mit den dicken Lagen von blauen Scheinen in euren Brieftaschen! Alles, alles würdet ihr hergeben, um Weiber zu erlangen, alles gebt ihr her, eure Goldtabatieren mit der Freiherrnkrone, eure Ringe, euer Geld, eure Besinnung, ihr erniedrigt euch und erlangt diese Weiber nicht. Ihr seid glücklich, wenn ihr ihre Taillen umfassen dürfet, ich aber kann mich diesen Weibern nur mit Mühe entziehen. Wenn ihr mich mit einem geldbeschwerten Kuvert ins Zimmer der einen schickt, dann kann ich, der Bote, mich der Gunst kaum erwehren, um die ihr nun die ganze Nacht, vielleicht vergeblich, alle Mittel erschöpfen werdet.

Das ganze, ganze Leben ist nichts als eine Rauferei um das Weib. Jetzt verstehe ich es, hier, wo die Rauferei die verzweifeltesten Formen annimmt. Das ganze, ganze Leben ist nichts als der Kampf um das Weib. Schon als Kind hatte ich es erfahren, aber ich verstand es nicht: die Geschichten der Betka, die sie mir damals von ihren Schwestern erzählte, von der Emmy Dvořak, die ein Fabrikant aushielt und der er eine Reiherfeder und Schmuck kaufte, von der Anna Dvořak, die ihren Geliebten, den Friseurgehilfen Rudla, prellte und Geld dafür bekam; die hundert Kronen, die die Betka für ihren ersten Weg ins Hotel Post

bekommen hat, für den ihre Schwester und die Frau auf dem Riegerkai mindestens das doppelte Vermittlerhonorar erhielten; die Frau auf dem Riegerkai mit der fabelhaften Wohnung und dem prächtigen Schmuck, alles von den Männern bezahlt, die hier mit Mädchen zusammenkommen wollten; die Bitte meiner Spielgefährten, ich möge es vermitteln, daß dieses oder jenes Mädel mit ihnen schleife, die Bitten und die Versprechungen Robert Maliks, der mit der Ružena Rec zusammenkommen wollte, die Luise Hejl, die durch den Weg zur Kupplerin ihre Familie vor dem Hungertode rettete, die Vorwürfe der Betka, weil ich die Luise und andere Mädel diesen Weg geführt und ihr so das Geschäft geschädigt habe; die widerwärtigen Gespräche der Kellnerburschen im Hotel, ihre Besuche in dem ekelhaften Haus, wo auch ein behäbiger Herr mit breiter Goldkette, ein junger Mann mit Schnurrbart und andere gute Gäste saßen; das Lied, das die „Pasaci", die Zuhälter, als Herren feierte, die Wut des Speisenträgers Theodor gegen mich, weil die Betka nicht mehr kam, und hier, alle Liedertexte, die Existenz der Singspielhalle samt Hotel, die ganzen Soupers und Gelage – das ganze, ganze Leben nichts als die Rauferei um das Weib.

Und alle waren sie fast verkommen, verblutend, nur ich bin von klein auf ein Sieger über alle Weiber gewesen! Ich habe sie genommen, verschenkt, gerettet, verborgt, über mich haben sie nicht gesiegt. Ich habe sie mir unterworfen, sie haben mir gedient, sie haben mir einen Ebenholzstock gegeben, mich kleiden gelehrt und mir Geld verschafft und Verstand und einen freundlichen Empfang bei der großen Dame am Riegerkai und Detektivromane und Dankbarkeit und Ansehen und Neid und dieses Gefühl, ein Triumphator zu sein. Ja, auch ich stehe mitten im Kampf um das Weib, aber ich stehe auf der Seite der Sieger, die Weiber kämpfen für mich.

Durch sein Denken geht lächelnd ein Satz, der ihn einst zu wurmen pflegte, wenn ihn Betka sprach: „Schau, der dort, das ist ein fescher Kerl." Das hatte ihn einmal mit Neid und Eifersucht durchzittert. Er läßt seinen Blick die Tische entlanglaufen: Alle, alle sind sie „fesche Kerle", und alle sind sie doch nur Krens, sind sie doch nur Wurzen des Lebens. Er aber ist ein Zuhälter des Schicksals, der Herr.

Die andern Kellner und die Musikanten der Kapelle wollen zwar auch nichts mit den engagierten Damen zu tun haben;

einige sind mit dicken Frauen verheiratet, die ledigen haben Kellnerinnen im Nachtcafé „Rokoko", die nicht viel besser sind als die Chansonetten. Jardas Kampa-Mädel sind halb so alt und zehnmal so hübsch wie alle die vielumworbenen Sängerinnen hier, sind auch viel jünger und hübscher als die Kellnerinnen im „Rokoko". Die Kellner machen sich aber auch gar nicht viel aus ihren Geliebten. Sie gehen, wenn in „Stadt Budapest" der Betrieb zu Ende ist, ins „Rokoko", spielen dort mit den Kellnern anderer Vergnügungsetablissements und Weinlokale bis früh Karten und lassen sich nicht stören, wenn ihre Damen in eine Chambre abberufen werden, und sprechen miteinander. Manchmal, wenn sie viel Geld verdient haben, dann ahmen sie halb absichtlich die Allüren der Gäste von „Stadt Budapest" nach, trinken Sekt, besaufen sich und lassen sich wurzen, um die armen, sie fühlbar bewundernden Kollegen aus dem Café „Rokoko" auch etwas verdienen zu lassen. Sie hasardieren, um die Zeit totzuschlagen, sie zechen, um ihr Geld irgendwie verwerten zu können, und sie haben Verhältnisse mit den Kellnerinnen, um jemanden zu haben, mit dem sie wohnen können und der die gleiche Tageseinteilung hat, um jemanden zu haben, der sie bewundert und an dem man seinen Unwillen auslassen kann, den der Kellner sonst servil hinunterschlucken muß. Auch gewinnen rohe Reden von Geschlechtlichem in Frauengegenwart so etwas wie Humor. Wenn sich die Kellnerinnen im Laufe der Nacht wegen strittiger Weinprozente oder widerrechtlicher Trinkgelder oder unlauteren Manövers bei Behandlung eines einer anderen zugehörigen Gastes bis auf den Tod verfeindet haben, dann haben ihre Geliebten ihren gemeinsamen Spaß daran, der Feindin ihrer Geliebten recht zu geben, sie als Muster hinzustellen und durch Drohungen, Püffe und dergleichen eine für beide Seiten möglichst entwürdigende Aussöhnung herbeizuführen. Das Quälen macht ihnen Hauptspaß. Wenn der Hausierer mit der Elektrisiermaschine kommt, bestellen sie harmlos „um zwei Kreuzer Damenstrom" für ihre Geliebte, aber kaum hat sie die Metalltaster gepackt, die sie nun nicht mehr loslassen kann, so versprechen sie laut dem Hausierer eine Krone, wenn er die stärkste Stromstärke einstelle und nicht innehalte, bis sich das gepeinigte Mädel unter fortwährendem Schreien – „genug, genug" – auf dem Boden krümmt, während die „Herren" vor Lachen Hustenanfälle bekommen. Oder sie schlagen, wenn eines der Mädel

sich vom Verkaufsbrett des hatscheten Haldich eine saure Gurke oder eine Zwiebel aussucht, so wuchtig von unten in das Bodenbrett der offenen Schachtel, daß das ganze Delikatessengeschäft samt Essig der entsetzten Maid und dem schon eher daran gewöhnten Verkäufer ins Gesicht und von dort auf die Erde fliegt; zehn Kronen ist hierfür die Entschädigungstaxe, und man kann, während der hatschete Haldich die Sardinen, Sardellen, die Stücke paprizierten Lungenbratens, die Rollmöpse, Heringe, eingelegten Zwiebeln, sauren Gurken, Fisolen, Kartonteller, Seidenpapiere und Porzellanscherben des weißen Senffäßchens mühsam vom Fußboden aufklaubt, eine Menge von Scherzen darüber anstellen, wie nun die Ware anderen Leuten schmecken werde. Und was dergleichen Witze mehr sind.

Sie kommen sich alle in ihrer Macht über die Weiber sehr groß vor und nennen sich selbstgefällig „Zuhälter", obwohl sie doch nur zum geringen Teil vom Verdienste ihrer Geliebten leben. In ihrem Gehaben gefallen dem Jarda seine älteren Kollegen. Was ihm nicht an ihnen gefällt, sind ihre Weiber, die doch schließlich öffentlich sind und für jedermann, routinierte Weiber – lange nicht so anspruchslos und so brav und so hübsch wie seine Kampa-Mädel.

Früh fährt man nach Selz hinaus, manchmal mit dem ersten Bahnzug, gewöhnlich in Fiakern oder Autodroschken; Arbeiter mit ungelenken Schritten, Fabrikarbeiterinnen mit unausgeschlafenen Augenwinkeln, postierte Marktweiber, beladene Fleischerwagen; Bäckergehilfen mit Körben rufen wütend den Vehikeln, in denen die pfeifenden und lachenden Drahrer mit den Hüten im Nacken den auffallenden Weibern frech auf dem Schoß sitzen, Flüche und neidische Hohnworte nach. Aus den Fiakern wird ihnen nie eine Antwort; man hat Mitleid mit diesen Armen, die schon zum Kessel oder zum Treibriemen trotten müssen. Wenn sie das Moldau-Ufer entlangfahren, schwimmen schon die Flöße vorbei mit den zerschlissenen Leinwandstandarten, auf denen die Namen des Holzhändlers und des Floßführers stehen. Jarda schaut hinunter, er erkennt die Flößer, die da erhitzt und balancierend auf den Balken umherlaufen, bald die Bindwieden fester knüpfen, bald die Staken in den Wassergrund bohren und, den schrägen Körper gegen diese Holzharpunen pressend, die Prahme vorwärts drücken, um dann wieder an die Vorderseite des Floßes zu rennen und die Steuerruder schwer

nach rechts zu drehen, damit das Floß nicht ans Ufer renne, oder schnurstracks in die Verlängerung der schmalen Schleuse zu schwimmen, in der es neue Gefahren gibt. Jarda erkennt sie alle, die sich da – die Haare in die Schläfen gekämmt, um nach Plebejergeschmack fesch zu sein – in ihren blauen Leinwandjakken und unförmigen Wasserstiefeln placken, es sind die Berufsgenossen seines Vaters und seine eigenen Spielgefährten. Narren der Arbeit! Ewig geht ihre Arbeit mit dem Strom, Freude kennen sie nicht. Sie fahren bis nach Sachsen, aber sie halten sich dort nicht auf, sie schauen sich nichts an, sie übergeben das Floß, packen die Staken zusammen und fahren mit dem nächsten Zug nach Prag zurück. Nicht einmal ins Gasthaus können sie gehen, weil sie nicht Deutsch verstehen. Dummköpfe.

Da hat sich der alte Hejl gerackert, bis ihm die Schregge den Kopf zertrümmerte, und nun weiß Luise, seine kleine Tochter, die Familie besser zu ernähren; Jarda hat ihr einfach den Weg gewiesen. Jarda glaubt den toten Hejl vor sich zu sehen, die knappe Zeitungsnotiz mit dem höhnischen Trost als Titel: „Risiko der Arbeit". Und Jardas Vater. Der hat sich auf den schwimmenden Balken die Lunge ruiniert, Rheumatismus geholt, und seine Frau hat ihn dann einfach mit dem Herrn aus der Rittergasse betrogen, seinem wirklichen Vater. Ihm wird so weh ums Herz. Narren, möchte er hinunterrufen, wozu schindet ihr euch?

In Selz kommt man auf andere Gedanken. Hier ist sakrosankter Boden, Selz gehört nicht mehr zum Polizeirayon, und so können Kellner und Kellnerinnen, Drahrer und Drahrerinnen, die Strichweiber vom Pulverturm und ihre Luden unter den ausladenden Kastanienbüschen im Gasthausgarten „Beim Admiral" beisammensitzen, ohne Störungen befürchten zu müssen. Manchmal holen die Musikanten spaßeshalber ihre Instrumente aus den Futteralen und spielen ein, zwei Stück zum Tanz. Man trinkt, man fährt Schinakel, mietet die kleine Badeanstalt am drübigen Ufer, Männer und Frauen ziehen sich dort gemeinsam aus und springen ins Wasser, man legt sich in den Wald und schläft bis Mittag.

ZEHNTES KAPITEL

Zu den Morgenausflügen nach Selz muß sich Jaroslav immer irgendeine „ledige" Kellnerin aus dem Café „Rokoko" mitnehmen, gleichgültig welche.

Er denkt immerfort daran, wie er es anstellen soll, um die Betka mitzubringen, mit der er seinen Lehrmeistern imponieren könnte. Aber er kann doch nicht um fünf Uhr früh auf die Kampa gehen, um sie aus den Federn zu trommeln. Und weil Betka über schlechten Geschäftsgang bei Kupplerinnen klagt, und weil seine Mutter schimpft, wenn er ein paar Tage nicht nach Hause kommt, so richtet er sich alles anders ein. Er verschafft der Betka eine Stellung als Kellnerin im Café „Rokoko" und mietet mit ihr einige Tage darauf eine Wohnung, wie es seine Kollegen längst getan haben. Die Möbel auf Raten, elegant eingerichtet, denn Betka will sich ja Gäste mitnehmen und einladen. Sie hat schon in den ersten Tagen Angebote genug gehabt.

Aber der Haushalt macht Sorgen. Zwei neue Kabaretts schädigen „Stadt Budapest" erheblich, und der Hochsommer ist dem Nachtgeschäft nicht zuträglich, obschon das Programm im Hof – „im schattigen Garten" steht auf den verzweiflungsgroßen Plakaten – abgewickelt wird. Auch der Zuwachs von Strohwitwern kann das Geschäft nicht retten, denn hinter deren forciert fesch sein wollendem Gehaben steckt Spießbürgerei, und sie kontrollieren, wenn der Kellner ihre Zeche von zwei Bieren addiert. Auch Betka verdient fast gar nichts mehr. Die Aufforderungen der Stammgäste zum Mitgehen, die sich am Anfang so vielversprechend gehäuft hatten, haben sich nur auf einen Besuch erstreckt – die Professionssumpfer gehen nur einmal aus Sammelwut mit einem Mädel, denn ihre Kalkulation ist die: Nach einem Jahre wird es wertvoll sein, heute mit diesem Mädel gewesen zu sein; ja, noch nach fünf Jahren klingt es neiderregend, wenn man so zu einem Bewunderer des Mädels sagen kann: Die hättest du vor fünf Jahren sehen sollen, damals bin ich mit ihr gewesen... Überdies macht sich auch sonst im Café „Rokoko" die abstumpfende Macht der Sommersonne bemerkbar, das Geschäft wird stier und stierer.

Die Mahnungen des Möbelhändlers treffen rekommandiert ein, der Augusttermin kommt heran, als ob Jarda und Betka die Miete beisammen hätten.

Emmy Dvořak, Betkas älteste Schwester, die unter Kontrolle steht, übersiedelt zu ihnen und bringt in der Nacht einen oder den anderen Gast vom Graben nach Hause. Aber auch sie hat zu kämpfen, um jede Woche die zwei Gulden für den Polizeichefarzt aufzutreiben, und das, was sie dem Jarda als Mietsbeitrag bezahlt, kann ihn nicht herausreißen.

Nur Ilonka Varaday wäre ein Ausweg. Ilonka Varaday ist die geschickteste Geldverdienerin von allen Soubretten in „Stadt Budapest". Sie singt ihre magyarischen Lieder in hellbraunen Trikots, und ihre Füße von wunderbarer Gradheit bewirken, daß sie unter allen Chansonetten den Rekord an Soupereinladungen hält. Aber auch wenn sie keine bekommt, so weiß sie von irgendeinem Nebentisch her die Gäste so witzig zu sticheln, daß aus Antwort und Gegenantwort immer die Einladung zum Nähersetzen resultiert. Sitzt sie aber einmal bei einem Herrentisch, dann kann man gleich eine Batterie von „Irroy"-Flaschen aus dem Sektkeller holen lassen. Die kennt sich aus! Was sie nur Schmuckstücke hat! Alle anderen Sängerinnen pflegen nach neuem Programm, nach vierzehn Tagen oder einem Monat aus dem Engagement entlassen zu werden. Nur Ilonka Varaday ist jetzt schon bald ein Jahr hier.

Bei Tag empfängt sie nie Besuche, hat nie Rendezvous. Sie scheint vom Stamme jener Kokotten zu sein, die an Versprechungen oder am Ablehnen von Wünschen der Verehrer zehnmal mehr verdienen als andere an deren Erfüllung.

Jarda gefällt ihr sehr. Vom ersten Mal an, als er zu ihr ins Zimmer kam, um ihr das Abendbrot zu bringen. Sie hatte sich damals in ihrem Negligé vor ihn hingestellt, ihn getätschelt, „bist ajn hübscher Junge" gesagt und ihn eingeladen. Jarda war nicht gekommen. Er hatte sich das Interesse an „Singvögeln", wie man im Kellnerkreis die Soubretten und auch den Verkehr mit ihnen nannte, längst abgewöhnt, und außerdem hielt er die Ilonka Varaday nicht für gesund. Sie hat solche rötliche Flecken auf der Haut, auf ihrem Waschtisch steht eine ganze Kette von Flaschen, Tinkturen und Salbentiegeln, und zu ihrem Trikot trägt sie ein hochgeschlossenes Pagenwams und einen Gainsborough-Hut. Fehlendes Decolleté wird unter den Kellnern immer mißtrauisch betrachtet: Entweder steckt unschöne Haut dahinter, eher aber Krankheit, denn bloße Hautröte läßt sich ja unter Puderwolken bergen. Deshalb ist Jarda noch zurückhaltender gegen Ilonka

Varaday, die ihm direkt nachstellt. Desto stärker nachstellt, je mehr er zurückweicht. Sie, die Berechnende, hat ihm schon oft von ihren Weinprozenten mehr als die Hälfte geschenkt. Sie hat ihn ein paarmal eingeladen, mit ihr im Gummiradler nach Baumgarten zu fahren, was er abgelehnt hat. Sie will ihn nie aus dem Zimmer lassen, sie packt ihn bei der Hand und drückt sie, sie zieht ihn an sich, aber er macht sich immer los, was sie noch stärker reizt, weil sie es vielleicht als Unschuld deutet.

„Warum bleiben Sie nicht mal bei mir, Jean? Ich kaufe Ihnen einen feinen englischen Anzug, wenn Sie mal bei mir bleiben."

Auch das hat er abgelehnt.

Aber jetzt denkt er, daß sich bei Ilonka Varaday doch etwas verdienen ließe. Wenn er nicht Angst hätte, daß sie irgendeine Krankheit hat, von der er sich anstecken könnte.

Ach was! Alle Kollegen und ihre Mädel sind zeitweilig krank. Sie rühmen sich dessen noch, sie erzählen weitschweifig und witzelnd von den Symptomen. Neulich haben sie sich im Café „Rokoko" über einen Kellnerburschen lustig gemacht, der eine Sodawasserflasche vor sich stehen hatte: Ihm fehle nichts, hatten sie gehöhnt, er wolle nur vortäuschen, daß ihm etwas fehle, um sich interessant zu machen.

Wer sagt denn, daß die Ilonka Varaday angesteckt sein müsse?

Und doch: Er hat eine solche Scheu vor der Ungarin, die ihn mit aller Gewalt haben will.

Es ist noch ein anderer Ausweg da. Er schickt Betka auf die Insel Kampa zu ihren Freundinnen: „Was braucht ihr die Deutsche auf dem Riegerkai zu füttern! Verabredet euch mit euern Herren dort für das nächste Mal bei mir! Von dem, was mir die Herren geben werden, kriegt ihr euern Anteil, außerdem das, was euch die Herren schenken."

Wirklich hat Betka am nächsten Tage schon drei Mädel bei sich mit deren Herren. Allerdings muß sie den Mädchen stattliche Anteile an den Vermittlergebühren bezahlen, damit sie sich hergewöhnen und ihrer früheren Chefin nicht den Grund ihres Ausbleibens verraten.

Außerdem weiß Betka auch gute Gäste aus dem Café „Rokoko" zu sich zu locken: „Ich weiß von einem sehr anständigen Mädel. Es ist meine Cousine. Heute nachmittag ist sie bei mir in der Wohnung."

Das Geschäft floriert. Betka und Jarda träumen schon von

Investitionen: Sie wird ein Trauerkleid und einen schwarzen Schleier kaufen, wie sie die Frau vom Riegerkai für ihre Kundinnen bereit hatte, die sie anlegten, um hilfsbedürftige Waisen oder Witwen zu spielen, Eheringe, Pelzkragen und Muff, um die Mädel im Wartezimmer damit zu drapieren. Auch eine neue Wohnung, eine größere, werden sie mieten.

Den Mietsbetrag für die alte Wohnung haben sie schon beisammen. Wenn nur nicht auch die Möbelrate zu zahlen wäre, wäre alles in schönster Ordnung. Aber Montag ist der letzte Termin, dann sollen die Möbel gepfändet werden, und heute ist noch kein Heller Geld da. Sind die Möbel weggeschafft, gibt es auch keine Zusammenkunft mehr.

Am Abend ist Jarda bei Ilonka Varaday im Zimmer. Sie hat schon ihr Trikot angelegt, das Wams liegt noch über den Stuhl gebreitet. Auch die Abendrobe und die Spitzenwäsche ist vorbereitet, die sie anlegt, wenn sie nach beendigtem Programm ins Lokal hinunterkommt. Sie steht vor dem Spiegel und spritzt Atropin in die Augen, um den Pupillen Größe zu geben.

„Na, Herr Jean?" hält sie gleich inne und zwickt ihn zärtlich in den Rücken.

„Fräulein, Sie haben mir einmal gesagt, daß Sie mir einen neuen Anzug kaufen werden, wenn ich zu Ihnen komme... Möchten Sie mir statt des Anzugs das Geld geben, wenn ich komme? Ich brauche Geld!"

„Wieviel brauchen Sie denn?"

„Na, ich denke, ein Anzug kostet so achtzig Kronen."

„Du irrst, Liebling", duzt ihn die schlaue Ungarin, ihres Besitzes schon sicher, „so teure Anzüge kaufe ich nicht. Aber fünfzig Kronen will ich dir geben, weil du mir gefällst. Wenn das Lokal gesperrt wird, komm herauf."

Der Möbelhändler wird bezahlt, und Jaroslav und Betka spekulieren, ob man jetzt schon die Wohnung kündigen und eine größere mieten soll. Sie gehen durch die Straßen und beschauen die Auslagen der Geschäfte. Jaroslavs Ideal wäre eine Wohnung im alten Stil, große Spiegel mit Rahmen aus geschliffenem Spiegelglas, ein Glasschrank mit schönen Nippes, ein Luster mit vielen Prismen, alte Porträts an den Wänden – alles so, wie er es als Kind bei seinem wirklichen Vater in der Rittergasse und seither in tausend Gedanken gesehen. Betka ist für eine moderne Einrichtung, ähnlich der Wohnung auf dem Riegerkai;

bordeauxrote Plüschmöbel, goldene Möbelleisten, ein Messingbett mit einem rotseidenen Baldachin. Eigentlich muß Jarda innerlich zugeben, daß Betka recht hat, eine moderne Einrichtung paßt besser zum Gewerbe. Aber er widerspricht, weil man doch der Herr ist und einem Frauenzimmer nicht so ohne weiteres recht geben darf und weil die Erörterung von Zukunftsplänen, das Für und Wider, das Detaillieren so angenehmer Absichten schon an sich einen Genuß darstellt.

Es ist keine Frage, daß sie prosperieren werden. Schon jetzt kommen auch die anderen Kampa-Mädel zu ihnen, aus Freundschaft, aus Neugierde, um der besseren Geschäfte willen. Auch fremde Herren besuchen die Wohnung, ohne eine Verabredung mit einem Mädel zu haben; sie sind von Freunden empfohlen. Bei der Frau auf dem Riegerkai, wird berichtet, ist jetzt alles leer, niemand geht mehr hin. Es steht außer Frage, daß sie Verdacht geschöpft hat. Ob sie aber erfahren wird, wer ihre neue Konkurrenz ist? Daß sie dann mit einer anonymen Polizeianzeige ihr unfreiwilliges Tochterunternehmen denunzieren würde, ist für Jarda und Betka sicher. Na, es wird doch niemand so dumm sein, zu verraten.

Ärger ist, daß Jarda sich krank fühlt, eine solche Mattigkeit ist in ihm, am Körper bildet sich ein Ausschlag, er sieht schlecht aus, täglich wird er müder und müder, seine Müdigkeit nimmt zu, je länger er sich zum Schlafen zwingt. In den Ohren verspürt er ein schmerzvolles Stechen, der Kopf tut ihm weh, Zahnschmerzen hat er. Er ist angesteckt. Natürlich hat ihm das das Luder angehängt, die Ilonka. Er vergegenwärtigt sich das ohne innere Erregung, wie irgend etwas, das ihn nicht viel angeht. Er ist zu matt, zu abgespannt zu einer Emotion. Seine Befürchtung ist höchstens die: Wird sich Betka nicht kränken, wird sie sich nicht vor ihm ekeln? Ach was, ihre Schwester ist doch jetzt auch von der Klinik gekommen, und doch wohnt die Emmy bei ihnen. Das wird er der Betka schon sagen, wenn sie irgendeinen Krach machen sollte.

Aber die Ilonka Varaday soll etwas erleben! Er hat nicht übel Lust, sie bei der Polizei anzuzeigen. Eine anonyme Karte würde genügen oder irgendeine mit einer fingierten Unterschrift. Ach, das hat keinen Zweck. Androhen wird er es ihr, daß sie zittern muß. Und zahlen muß sie. Natürlich. Er wird sagen, daß er Geld für den Doktor braucht und eine Entschädigung.

Was, wenn sie ihn auslacht? Wenn sie gesund ist, braucht sie sich vor der Visite auf der Polizei nicht zu fürchten. Sie kann ihm noch sagen: „Wenn ich eine Vorladung zur Polizeidirektion bekomme, dann weiß ich, daß du mich angezeigt hast, und klage dich wegen Verleumdung."

Von einer andern aber hat er es gewiß nicht. Es fragt sich nur, ob er überhaupt angesteckt ist. Ob es nicht bloß ein Hitzeausschlag ist oder etwas Derartiges.

Jarda zieht Emmy Dvořak zu Rate. Die brüstet sich ja immer mit ihrer zweimonatigen klinischen Praxis, und „Ich bin ein halber Kreibich" ist ihre Redensart.

Emmy Dvořak, geschmeichelt ob des Vertrauens, das ihr Schwager und Quartiergeber in ihre medizinischen Kenntnisse setzt, untersucht Jarda mit forcierter Sachlichkeit und freut sich, die schon bei Betrachtung seiner geröteten Haut gestellte Diagnose, daß er Syphilis habe, durch verdickte Achseldrüsen unzweifelhaft bestätigt zu finden. Auch eine Behandlungsmethode weiß sie: „Gar nichts mach. Das ist das beste. Wenn du auf die Klinik gehst, so lassen sie dich dort und schmieren dich, daß die Papeln erst recht nicht trocknen. Wenn du mir folgst, machst du gar nichts. Dann trocknet alles von selbst."

Betka kommt mit einem Paket nach Hause. Jaroslavs Stimme, so sehr er sich müht, es unbefangen und beiläufig herauszubringen, zittert, da er ihr sagt: „Die Emmy sagt, ich habe Syphilis."

„Na, das ist ja sehr schön!" Betka schüttelt unwillig den Kopf und schält dabei eine Tischlampe aus dem Paket. Dann entnimmt sie sorgfältig einen Lampenschirm aus gelber Seide einer Emballage und stülpt ihn über den Lampenzylinder. „Das ist hübsch, nicht? Das gibt dem ganzen Zimmer ein anderes Gesicht. Warte, ich werde sie gleich anzünden."

Der Ilonka Varaday sagt Jarda alles, was er gefürchtet hatte, daß ihm Betka sagen werde. Er überwindet mit Gewalt seine Apathie und wirft ihr vor, daß sie ihm sein ganzes Leben vernichtet habe, daß er verseucht sei, daß er sie anzeigen werde und sie klagen, weil er seinen Posten verlieren werde und sich behandeln lassen müsse.

Die Soubrette ist sehr erschrocken und beschwört den Jarda, er möge nur leise sprechen, im Hotel höre man jedes Wort, aber sie leugnet auf das entschiedenste. Sie sei – dabei klopft sie dreimal mit dem Fingerknöchel auf den Tisch, um das Unglück

nicht zu beschreien – niemals in ihrem Leben krank gewesen, geschweige denn an so etwas. Wenn Jean im letzten Monat wirklich mit keiner anderen gewesen sei wie mit ihr, dann müsse es eine andere Krankheit sein.

Sie gibt ihm vierzig Kronen, „aus Mitleid" und damit er sich anständig untersuchen lassen könne, ob es wirklich nichts anderes ist. Er solle nur um Gottes willen keine Andeutung darüber machen, von wem er es sich geholt zu haben glaube. Schon der Verdacht würde ihr schaden, sie sei Chansonette und fremde Staatsangehörige – sofort würde sie ausgewiesen werden.

Jarda will das Geld nicht nehmen. „Vierzig Kronen? Vierzig Kronen dafür, daß Sie mir das ganze Leben vernichtet haben?"

Sie redet ihm zu, er solle einstweilen das Geld nehmen, er müsse doch erst vom Arzt die Bestätigung haben, daß er wirklich geschlechtskrank sei, sie habe auch jetzt nicht mehr Geld, aber am Fünfzehnten abends nach der Gageauszahlung und Verrechnung werde sie ihm schon einen anständigen Betrag schenken.

Am Fünfzehnten erfährt man, daß Ilonka Varaday früh Prag verlassen hat.

ELFTES KAPITEL

Im selben Moment, da Betka durch das Guckloch der Wohnungstür schaut, um zu sehen, wer geläutet habe, haben die drei draußen stehenden Männer das lugende Auge erblickt.

„Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie."

Hm. Bevor Betka noch zum Bewußtsein ihres Erschreckens kommen, bevor sie sich vergegenwärtigen kann, daß da gar nichts zu machen sei, schalt die Urgenz: „Aber sofort, ja!"

„Sie sind Fräulein Dvořak?"

„Ja, bitte."

„Einen anderen Ausgang hat die Wohnung nicht?"

Die blaß gewordene, schwer atmende Betka schüttelt den Kopf.

Der Kommissär und die beiden Zivilwachleute öffnen die Zimmertüre. Zwei Mädchen sitzen da, die Hüte auf dem Kopf, Handschuhe angezogen, auf Gäste wartend.

„Wie heißen Sie?"

Die Mädchen, nicht weniger erschreckt als Betka, stammeln ihre Namen.

„Und was machen Sie hier?"
Statt ihrer antwortet Betka, schon ein wenig Herrin über ihre Verstörtheit: „Das sind meine Freundinnen von der Kampa-Insel. Ich bin auch von dort, wir kennen einander von klein auf. Sie sind zu Besuch da."
„Zu Besuch? Wir werden Ihnen schon Ihre Besuche einstellen!"
Die Türe zum andern Zimmer ist versperrt. Wieder die Formel von vorhin: „Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!" Ein dicker Herr, der einen Stiefel halb über den Fuß gezogen hat, in Hemdsärmeln, ohne Kragen, öffnet sehr ängstlich. „Sie können sich entfernen", wird ihm bedeutet. Das zerzauste Mädel, das in ihrer Unterwäsche dasteht, wird nach ihrem Namen befragt und angewiesen, sich schnell anzuziehen.
Im anderen Zimmer wird das Verhör mit Betka Dvořak fortgesetzt.
„Wie lange wohnen Sie schon hier?"
„Fast ein Jahr."
„So lange empfangen Sie also schon Besuch."
„Nein, nein, um Gottes willen. Noch nicht einmal einen Monat."
„Mit wem wohnen Sie hier?"
„Mit meiner Schwester, der Fanny Dvořak."
„Was ist die?"
„Sie steht, bitte, unter Kontrolle."
„Ah, die Emmy, nicht wahr? Das ist Ihre Schwester?"
Bejahung durch Kopfnicken.
„Und wer wohnt noch da?"
„Mein Geliebter wohnt hier."
„So? Wer ist das?"
Betka stockt ein bißchen. Soll sie den Jarda nennen? Es nützt nichts, ihn zu verschweigen, der Kommissär brächte den Namen schnell heraus. Er drängt schon, indem er mit der Fußspitze ein paarmal schnell auf den Boden stößt.
„Jaroslav Chrapot heißt er."
„Ihr Zuhälter, was?"
„Nein, nein. Er arbeitet ja. Er ist Kellner."
Der Kommissär notiert den Namen, und nachdem er erfahren hat, daß er im Hotel „Stadt Budapest" angestellt sei, auch dies.

Dann wendet er sich zu einem der drei Mädel: „Wie sind Sie hergekommen?"
„Zu – Besuch – zur – Dvořak."
„Ich meine, wer Ihnen die Adresse gesagt hat?"
„Ich – ich habe – die Betka – mal getroffen – auf der Karlsbrücke – und da hat sie mir halt – gesagt – ich möchte sie mal – besuchen. Da bin ich..."
Die Wohnungsglocke läutet. Der Kommissär winkt einem der beiden Detektive, öffnen zu gehen. Nach einer Weile kommt der Zivilwachmann zurück und meldet halblaut: „Ein fremder Herr wollte zu Fräulein Dvořak, er sei empfohlen. Ich habe ihm gesagt, daß heute nicht amtiert wird."
„Sonst hat Ihnen niemand gesagt, daß Sie herkommen sollen?" verhört der Kommissär das verängstigte Mädel weiter.
„Nein, bitte."
Die andern zwei geben weinend das gleiche an.
Betka macht einen Verteidigungsversuch: „Die Mädel sind schon früher alle mit Herren gegangen. Auch bei Kupplerinnen waren sie..."
Der Kommissär unterbricht das Plädoyer. Das werde sich alles auf der Polizei herausstellen. „Wo haben Sie Ihre Aufzeichnungen über Ihre Einnahmen?"
„Ich führe kein Buch."
Die beiden Zivilpolizisten machen einen raschen Rundgang durch die Zimmer. Sie öffnen die Schubladen, schauen auf die Schränke, ohne etwas zu finden. „Kommen Sie." Die drei Herren mit den vier verstörten, vertränten Frauenzimmern erregen im Hause Aufsehen. Ein Dienstmädchen hat gesehen, wie einer der Herren die Wohnung hinter sich absperrte und den Schlüssel einsteckte, somit ist für die schnell im Stiegenhaus sich bildenden Gruppen der Hausbewohner der Zusammenhang leicht erraten.
Da Jarda nach Hause kommt, die Wohnung versperrt vorfindet und hören muß, daß der Schlüssel beim Hausmeister nicht abgegeben wurde, ahnt er Peinliches, und die Hausmeistersleute rücken auch schnell mit ihren Kenntnissen des Vorgefallenen heraus. Zitternd kommt er aus dem Hausflur wieder auf die Straße hinaus und schaut sich scheu um. Er erwartet, daß ein Geheimer auf ihn zutreten und ihn für verhaftet

erklären werde. Allen Passanten schaut er mit Angst ins Gesicht. Dann geht er schnell fort und besteigt eine beliebige Elektrische. Niemand ist nach ihm eingestiegen, das beruhigt ihn; er wird also nicht verfolgt. Wahrscheinlich wissen die „Wieseln", die Geheimpolizei, gar nicht, daß das seine Wohnung ist. Die Betka ist ein schlaues Luder, die hat ihn nicht verraten. Er lacht in sich hinein: Die Betka, die kennt sich aus beim Wurstkessel! Die hat mich fein herausgefischt. Wenn mir nur nicht so hundsmiserabel schlecht wäre. Verfluchtes Mistvieh, diese Ilonka Varaday! An die werde ich denken. Wenn's nicht besser wird, werde ich doch mal zum Arzt schauen müssen. Arme Betka! Die wird's heute nicht gut haben, in der Zelle.

Aber die unangenehmen Gedanken werden zurückgedrängt. Das war ein Glück, daß er nicht zu Hause war. Er summt vor sich hin:

„Herr Draschner hält im Stall
Die Schäflein eingesperrt..."

Am Abend, da er das Hotel „Stadt Budapest" betritt, sagt die Garderobiere zu dem Herrn, der wartend die Photographien an der Wand anschaut: „Das ist der Herr Jean." Der Herr händigt ihm einen Zettel ein, eine Vorladung ins Departement IV der Polizeidirektion für morgen neun Uhr früh.

Jarda hat fast schon nicht mehr an die polizeiliche Aufhebung seiner Wohnung gedacht. Um so mehr erschrickt er bei der Überreichung der Vorladung. Aber als der Zivilwachmann das Hotel verlassen hat, wird ihm etwas leichter. Es ist doch wenigstens eine Form gewahrt, sie haben ihn nicht einfach arretiert wie die Betka und sein Personal, sie laden ihn vor. Wahrscheinlich nur als Zeuge. Denn wenn sie ihn einsperren wollten, würden sie ihn *gleich* einsperren.

Dieser Ansicht sind auch seine erfahreneren Kollegen, mit denen er nach Geschäftsschluß im Café „Rokoko" Kriegsrat abhält. Sie sind alle bemüht, den Jarda zu trösten, der nicht merken lassen möchte, welche Angst er hat, und nervös eine Zigarette nach der andern zerkaut, sie bemühen sich alle, die Sache als etwas Fesches hinzustellen, ihm lachend beizubringen, daß Konflikte mit der Polizei notwendig zum Gewerbe gehören. Jarda will seine Beklemmung unter Wutausbrüchen auf die mutmaßliche Denunziantin decken: „Keine andere hat mir das verschafft wie diese elende Kupplerin vom Riegerkai. Aus Wut,

weil die Mädel lieber zu uns gegangen sind. Aber ich werde es ihr schon einsalzen. Wenn ich schon sitzen muß, soll sie auch sitzen."

„Unsinn. Du wirst nicht sitzen. Der Draschner wird dich fragen, ob du die Mädel oder die Gäste hingebracht hast, und du mußt einfach sagen: Nein, die Betka hat alles gemacht. Die Betka muß doch ohnedies sitzen, sonst hätte man sie nicht gleich mitgenommen. Wahrscheinlich weiß man, daß sie irgend jemanden zu sich eingeladen hat. Also kannst du sie nicht herausreißen und sagst, sie habe alle Mädel hingebracht."

„Das hat sie auch. Sie war ja auf der Insel Kampa, um die Mädel zu holen."

„So? Waren denn die nicht deine Mädel?"

„Ja, ich habe sie zu der Frau auf dem Riegerkai gebracht, und jetzt hat ihnen die Betka gesagt, sie möchten lieber zu uns kommen. Zu uns habe ich nicht eine einzige eingeladen."

„Na also. Da kann dir nichts geschehen. Um so weniger, als du ja eine Stellung hast."

„Aber", rät ein anderer, „von der Frau auf dem Riegerkai rede auf der Polizei kein Wort. Sonst sagt sie, daß sie ihr ganzes Warenlager von dir bezogen hat."

„So soll diese schuftige Sau straflos ausgehen?"

„Du kannst nichts machen, wenn du nicht wegen Kuppelei in den Karlsturm kommen willst."

„Die Betka wird wohl wegen Kuppelei eingehen, was? Wieviel kann man ihr anhängen?"

„Mehr als zehn Tage kriegt sie nicht, es ist ja das erste Mal. Und dann werdet ihr halt von frischem anfangen."

Jarda geht gar nicht schlafen. Seine Wohnung ist polizeilich abgesperrt, und schon um neun Uhr muß er ohnedies in der Polizeidirektion sein. Er begleitet die Kameraden, die mit ihren Mädeln nach Selz fahren, auf die Bahn. Aus dem Zug rufen sie ihm noch aufmunternde Scherzworte zu. Dann schlendert er durch die Gassen.

Der Kommissär macht nicht viel Federlesens mit ihm. Daß Chrapot die Mädel nicht selbst zum ständigen Besuche seiner Wohnung animiert hat, weiß er von den Mädeln, und seine Frage danach ist nur rhetorischer Natur. „Aber Sie wußten, daß Ihre Geliebte Männer und Frauen in Ihre Wohnung gelockt hat?"

Jarda verneint. „Lügen Sie nicht, sonst werden wir miteinander gleich fertig sein. Wieviel haben Sie Gehalt?"

„Zwanzig Kronen wöchentlich und Trinkgelder."

„Wieviel machen die Trinkgelder ungefähr aus?"

„Das ist nicht gleich. Manchmal dreißig Kronen in der Woche, manchmal noch mehr."

„Davon können Sie doch nicht die Wohnung bezahlen, Ihre Kleider, das Essen, die Möbel."

„Die Betka Dvořak verdient doch auch. Sie ist ja in Stellung."

„Und die hat Geld zum Haushalt beigegeben?"

„Ja."

„So. Und in den letzten vierzehn Tagen war sie überhaupt nicht mehr im Café ‚Rokoko'! Das haben Sie doch wissen müssen, denn Sie sind dort Stammgast und sind immer früh mit ihr nach Hause gegangen, wenn sie kein Gast begleitet hat! Wissen Sie, wie wir einen solchen Menschen nennen? Den nennen wir einen Zuhälter und sperren ihn ein."

Jarda wagt keine Gegenrede mehr.

„Ich sollte Sie eigentlich dem Strafgericht einliefern wegen Kuppelei oder Mitschuld, ich werde Sie aber diesmal nur polizeilich bestrafen, weil Sie in Stellung sind. Nur diesmal kommen Sie so glimpflich davon. Nehmen Sie sich in acht. Dieses Frauenzimmer ist ja älter als Sie und genauso eine feine Dame wie ihre Schwester, die Emmy Dvořak, die jede Weile auf der Polizei ist oder im Krankenhaus. Das ist keine Gesellschaft für einen jungen Menschen. Für diesmal bleiben Sie zwei Tage hier. Ich werde Ihnen eine bessere Zelle anweisen lassen."

Jaroslav Chrapot wird ins anthropometrische Kabinett geführt, wo man seine Fingerabdrücke und seine Maße aufnimmt und seine Personalien abfragt. Beim Rubrum „Charakteristik" antwortet er auf die Frage des Inspektors, weshalb er hier sei: Er wisse es nicht. Der Beamte schaut in den Akten nach und sagt dann mit Ironie: „Als Zuhälter, wenn Sie es nicht wissen sollten." Und in Jardas Augen brennt eine wütende Scham, da er sieht, wie der Beamte die Rubrik mit dem Worte „Zuhälter" ausfüllt, den Titel, auf den er und seine Freunde sich immer so viel zugute getan.

„Neunzehn Jahre." Der Inspektor notiert kopfschüttelnd Jaroslavs Alter. „Neunzehn Jahre. Da werden wir uns wohl

noch oft wiedersehen, wenn Sie schon mit neunzehn Jahren ein so verdorbener Mensch sind."

Ein verdorbener Mensch. Zum ersten Male bäumt sich in Jarda das Gefühl auf, daß er ein Opfer sei. Der Trotz weckt ihn aus seiner Lethargie. „Ein verdorbener Mensch!" wiederholt er laut und bitter. „Und wer hat mich verdorben?!"

„Freundchen, das geht uns nichts an. Da hätten wir wohl viel zu tun, wenn wir alle messen sollten, die jemanden verdorben haben. Zuständig sind Sie nach Prag III, ja?" Der Inspektor schreibt weiter.

Jardas Hinterkopf wird im photographischen Atelier leicht in eine Blechschlinge gestützt, man photographiert ihn von der Seite und von vorne.

Dann wird er zur Untersuchung seiner Straffähigkeit dem Polizeiarzt vorgeführt, der sich ganz mechanisch dieser formalen Aufgabe entledigen will und sehr verdutzt ist, bei dem Inhaftaten eine Lues feststellen zu müssen. So wird dieser gar nicht in die Zelle abgeführt, sondern bleibt in der Aufnahmekanzlei, bis die Expedition der Arrestanten in die Gerichte, Schubstationen, Spitäler erfolgt. Der Gefängnisaufseher belehrt ihn, daß er nicht mit dem „Grünen Anton" fahren müsse, wenn er Geld habe, eine Droschke zu bezahlen. Jarda ersucht den Gefangenenaufseher, er möge ihm dann einen Wagen holen lassen; aber bei der Expedition stellt sich heraus, daß kein überflüssiger Polizist da ist, der ihn in der Droschke begleiten könnte. So muß Jarda mit in den Polizeiwagen. Mit sprachlosem Entsetzen schaut er die Figuren, die mit ihm einsteigen: Verlauste, schmutzige, abgerissene Greise, ein schlenkernder Irrer, ein paar Vorstadtstrolche, ein riesiger Kerl mit gefesselten Händen, ein Bettler, der nach Schnaps stinkt. Das sind seine Fahrtgenossen. Er wagt gar nicht, sich auf eine der Bänke zu setzen, die längs der vier Wagenwände verlaufen, er wagt nicht, sich zu bewegen. Er fürchtet eine Berührung mit den Insassen. Der eiserne Wagenschlag schließt sich, es wird dunkel in dem Kasten, nur vier ganz dünne Lichtschichten dringen oben durch die Fenster. Der „Grüne Anton" rattert über das holprige Straßenpflaster. Jarda hat Mühe, sich festzuhalten, um nicht gegen einen seiner gräßlichen Reisegefährten zu stolpern. Wie ein Verbrecher fahre ich da, denkt er empört. Nein: Als Verbrecher fahre ich da, als kranker Verbrecher, ärger als diese hier.

„Nach Entlassung aus der Heilpflege zwecks Abbüßung der Polizeistrafe zurückzuliefern.“ So steht auf dem polizeilichen Akt betreffend die Abgabe des Zuhälters Jaroslav Chrapot an das Allgemeine Krankenhaus.

ZWÖLFTES KAPITEL

Ach, wenn nur nicht die Arme vom Aufstützen beim Lesen so schmerzen würden.

Da muß ich nun wieder auf dem Rücken liegen und denken.

Wie schrecklich langweilig ist es doch hier.

Und ich weiß gar nichts von dem, was mich interessieren würde: Wann die Betka Gerichtsverhandlung hat, was im Hotel „Stadt Budapest“ los ist, was die Kerle alle machen. Nicht einer von ihnen war bis jetzt hier. Gesindel! Na ja, es ist schwer für sie. Nur von drei bis vier Uhr nachmittags sind die Krankenbesuche erlaubt, da schlafen sie ja alle. Wenn früh Besuchsstunden wären, so um neun zum Beispiel, da kämen sie gewiß herauf, vielleicht alle gemeinsam. Das wäre ein Jux! Aber nachmittags aufzustehen, das kann ich von ihnen gar nicht verlangen.

Die Emmy Dvořak ist die einzige Bekannte von mir, die hier war. Sie wohnt jetzt auf der Walstatt. Sie könnte auch häufiger zu mir kommen, ich habe ihr lang genug Quartier gegeben, fast umsonst. Wenn sie nicht gekommen wäre, wüßte ich nicht einmal, daß die Betka beim Strafgericht ist und daß die drei Mädel, die in meiner Wohnung ertappt wurden, in die Besserungsanstalt auf dem Hradschin gesteckt werden sollten. Zwei von ihnen sind auch oben. Nur die Luise Hejl nicht, ihre Mutter hat die Einwilligung nicht gegeben. Nun ja, von was sollte denn die arme Familie leben; da hat sich die Luise halt ein Büchel geben lassen. Komisch. Die kleine Luise unter Kontrolle, so ein schamhaftes, schüchternes Mädel. Sie kann ein ganz gutes Geschäft dabei machen, die Männer fliegen auf diese Sentimentalen. Die Mädel, welche selbst die Männer anpacken oder anrufen, die machen das schlechteste Geschäft, die Luise wird nicht einmal antworten können, wenn sie ein Herr anspricht. Das wirkt noch besser. Ach nein, sie wird auch nichts verdienen. Sie ist zu dumm, sie kann kein Geld herauslocken; wenn irgendein Schwengel kommt, der mit ihr umsonst gehen will, oder ein Fähnrich – sie geht gleich.

Die würde einen tüchtigen Zuhälter brauchen, der ihr auf die Kappen sieht. Ich möchte ganz gerne wissen, was die verdient. Ich muß der Emmy Dvořak sagen, daß sie sie mal herbestellt.

Komisch war der Herr vom Gericht, der da war, um mich wegen der Betka einzuvernehmen. Hat der eine Angst gehabt, sich anzustecken! Er hat sich nicht einmal setzen wollen, als er das Protokoll geschrieben hat. Er hat geglaubt, vom Sessel Syphilis zu bekommen. Und den Federstiel, mit dem ich mich unterschrieben habe, hat er gar nicht mehr zurückgenommen. So ein Esel! –

Jetzt könnte ich wieder ein bisserl lesen. Das ist doch ein andres Buch als diese bunten Hefte! Aber eigentlich ist er doch ungeschickt und feig, dieser... Jetzt weiß ich nicht einmal, wie der Mörder heißt, auf jeder Seite kommt sein Name vor, und ich habe keine Ahnung, wie er heißt. Weil ich den Namen nicht laut gelesen und nie gehört habe. Ich schaue gleich nach. Aha: Raskolnikow. Ras–kol–ni–kow. Das muß ich mir merken. Wenn mir meine Mutter nicht die Bücher von Robert Malik gebracht hätte, müßte ich verrückt werden vor Langeweile. Meine Mutter kommt auch nicht gerne her, das habe ich ihr angesehen. Natürlich, solange ich in die deutsche Realschule gegangen bin mit den Grafen und den Beamtensöhnen, da...

Dort liegt auch so einer von meinen Herren Mitschülern, der Patzelt. Als wir in der Schule zusammen waren, hat er sich nach mir nicht umgeschaut. Der hat sich eine Ehre daraus gemacht, mit dem Baron Butzberg sprechen zu dürfen oder mindestens mit dem Larke, weil dessen Vater Gerichtspräsident ist. Jetzt kennt er mich wieder, der Affe, weil er nicht tschechisch versteht und mit den anderen nicht reden kann. Dem Patzelt kriecht die Krankheit schon auf die Nase, wenn er mich nicht angesprochen hätte, ich hätte ihn, bei Gott, nicht erkannt. Mir ist er ekelhaft, je mehr er mir von seinen gesellschaftlichen Erfolgen erzählt, daß er vorgetanzt hat mit einer Komtesse, wo er überall eingeladen war und sich fein angegessen hat, nur damit er der Haustochter verschafft, daß sie vortanzt, und von den feinen Bällen, wo nur die Damen Entree zahlen und die Herren gar nicht, im Gegenteil, die Komiteemitglieder haben noch Festessen für sich veranstaltet, vom Überschuß, über tausend Kronen hat eins gekostet. Recht geschieht einem solchen Kerl, wenn er nun hier liegen muß. Eigentlich ist er aber verteufelt schlecht daran, mit seiner

Verlobung mit der jüdischen Millionärstochter ist es nun aus. Die Braut tut mir eigentlich leid, trotzdem er sich über sie lustig macht, daß sie häßlich ist und daß er mit ihr ein Verhältnis gehabt hat und daß sich ihr Papa eine Ehre daraus gemacht, wenn er den ganzen Sommer hindurch umsonst bei ihnen in der Villa in der Schweiz gewohnt und sich noch Geld von ihm ausgepumpt hat. Jetzt haben sie ihn wegen seiner Krankheit herausgeschmissen, und nicht einmal sein eigener Vater fragt mehr nach ihm.

Das ist so bei wie meiner Mutter. Solange sie mit mir hat Staat machen können, solange sie die Leute auf der Insel Kampa beneidet haben, daß ich in die Realschule gehen kann, und geglaubt haben, der fremde Herr, der sie unterstützt, werde mich einmal zu einem Minister machen oder gar zu einem Polizeirat, da hat sie mich verwöhnt. Aber jetzt, weil die ganze Insel Kampa auf mich schimpft, daß ich ein verkommenes Subjekt bin, ein Lump, jetzt will sie auch von mir nichts mehr wissen. Ganz empört war sie wegen der paar Kronen, die ich von ihr verlangt habe. Na ja, ich glaub's schon, daß es zu Hause nicht zum besten geht. Das Floßgeschäft hat sich auch schon überlebt. Lauter Stauwehren bauen sie, die ganze Moldau ist nur ein Tümpel, immerfort müssen die Prahmen von Remorqueuren ins Schlepptau genommen werden, und die Holzhändler wären Narren, wenn sie immerfort die Gebühren für Schleppdampfer, Nadelwehren und solches Zeug zahlen würden, da schicken sie die Stämme lieber gleich mit der Bahn. Und mein Alter hat ja auch das Podagra und kann nicht jede Woche fahren. Das hat er auch vom Wasser, und das sollte auch in der Zeitung stehen, wie der Unglücksfall des alten Hejl: „Risiko der Arbeit."

Der Herr aus der Rittergasse, der Herr Duschnitz, der könnte doch etwas herüberschicken. Was dem eigentlich einfällt! Er läßt meine Mutter überhaupt nicht mehr vor, ich war auch einmal dort, und er hat mich auch nicht vorgelassen, der scheint schon total menschenscheu zu sein. Oder steht unter dem Einfluß irgendeines Verwandten, der gerne recht viel erben möchte. So wird es sein. Wenn er nur menschenscheu wäre, hätte er doch wenigstens die Briefe meiner Mutter irgendwie beantworten können oder ein paar Kronen mehr schicken. Seit fünfzehn Jahren kommt immer am ersten jedes Monats die Postanweisung mit fünfzig Kronen. Was kann man mit fünfzig Kronen

anfangen, mein Alter hat das Flößen aufgegeben und verdient nichts. Fünfzig Kronen! Das ist doch eine Gemeinheit! Da liege ich hier im Spital und habe nicht einmal Geld, um mir Zigaretten kaufen zu können, und mein rechtmäßiger Vater sitzt den ganzen Tag in seiner schönen Wohnung mit Venezianerspiegeln und weiß mit seinem vielen Geld nichts anzufangen. Aber ich werde ihm einen Brief schreiben und ihm seine Schmutzerei gehörig auseinandersetzen. Nein, keinen Brief. Die Briefe, die von hier hinausgehen, stinken alle nach Jodoform oder so etwas. Ich werde selbst zu ihm hinaufgehen und werde ihm meine Meinung sagen. Herr, werde ich ihm sagen, wenn Sie mein Vater nicht aus dem Wasser gezogen hätte, wären Sie schon lange tot, und dafür haben Sie ihn mit meiner Mutter betrogen. Sie sind mein Vater, Herr, und am Anfang haben Sie sich auch anständig benommen, Sie haben mir eine Uhr geschenkt, sehen Sie, die habe ich noch, und Geld haben Sie uns gegeben. Aber auf einmal glauben Sie, Sie können uns alle Hungers sterben lassen, mich, Ihren Sohn, und meine Mutter, Ihre Geliebte, und meinen Vater, Ihren Lebensretter. Ich sage Ihnen, Herr, wenn Sie mir kein Geld geben, so mache ich Ihnen öffentlich Schande. Ich gebe die Sache in die Zeitungen, was Sie für ein Schmutzian sind. Er wird schon Angst kriegen; haha, wie er damals erschrocken ist, als ich als Kind das schöne Messer von seinem Schreibtisch geschwungen habe. Er scheint überhaupt ein sehr ängstlicher Herr zu sein. Der wird schon mit Geld herausrücken, wenn er sieht, daß ich Ernst mache. Wenn man mich aber wieder nicht vorläßt? Ach was, dann stoße ich den Diener oder die Wirtschafterin einfach beiseite. Das wäre noch schöner! Ich werde doch zu meinem Vater dürfen, ich werde...

Brr, da kommt wieder die Wärterin. Wenn ich sie nur sehe, wird mir schon ganz übel, die halbe Wange hat sie zerfressen und die ganze Nase; so blauglänzend ist ihr Gesicht wie angelaufenes Blech. Die andere ist gerade das Gegenteil von der, die Angela. Sie ist zwar eine Betschwester, aber sie ist doch wenigstens hübsch. Die Gretchenfrisur paßt ihr. Der Luise Hejl sieht sie ein bisserl ähnlich. Sie bemerkt es ganz gut, wenn man raucht, aber sie sagt nichts. Der Militärarzt, der hier praktiziert, der möchte gerne mit ihr anbandeln. Aber sie schaut ihn gar nicht an, obwohl er sich sogar auf den weißen Leinenkittel die drei Distinktionssterne annähen ließ. Der kleine Doktor Beck, dieses

Bürscherl, macht sich auch in seinem weißen Kittel riesig wichtig. Dabei ist er gar kein Doktor, „Herr Fiskus" sagen ihm die Assistenten, er ist, glaub ich, noch Student. Dabei tut er, als ob er Chef der Klinik wäre. Er hat nur den Zuwachs, die Krankengeschichte und die Behandlung zu notieren, aber er sitzt den ganzen Tag an seinem Tischchen und schreibt. Wahrscheinlich Liebesbriefe.

Der Assistent ist auch komisch. Punkt zwei Uhr nachts, wenn ich nicht schlafen kann, höre ich ihn nach Hause kommen. Er klappert immer mit seinem Stock auf das Pflaster im Hof.

Es ist scheußlich, daß ich bei Nacht nicht schlafen kann. Na ja, wenn man den ganzen Tag keine Bewegung macht, ist man auch nicht müde. Um sieben Uhr abends ist schon kein Mensch mehr im Hof, und um neun Uhr wird alles dunkel. Um neun Uhr ist hier Nacht. In meinem ganzen Leben bin ich nicht um neun Uhr schlafen gegangen. Drüben in der Frauenklinik, da beten sie alle das Vaterunser. Zuerst spricht die Schwester mit ihrer hohen Stimme vor, die andern fallen im Chor ein. Dann gehen sie schlafen. Nur manchmal hört man einzelne Schreie von Kranken. Auch der Affe im Laboratorium fängt jede Nacht zu quieken an. Der Affe hat Syphilis. Oft schaue ich zum Fenster hinaus. Das ist dumm, daß man sich nicht hinauslehnen kann, wegen der Gitter. Die Stirn tut einem weh, wenn man sie so in Gedanken an die Eisenstäbe preßt. Wenn plötzlich in einem Zimmer Licht angezündet wird, so weiß ich, daß der Arzt gerufen worden ist; ein schwarzer Schirm wird vor das Bett geschoben. Die Uhr vom Emmauskloster hört man deutlich schlagen. Manchmal rattert im Hof das Rettungsautomobil, man hört, wie der Wagen aufgeklappt wird und wieder zugeklappt. Dann fährt er fort.

Der Robert Malik heiratet jetzt die Ružena Rec. Er hat es meiner Mutter selbst erzählt, als sie dort war, um sich die Bücher für mich auszuborgen. Der Robert Malik kriegt die Schuldienerstelle in dem Neubau, der für die Realschule in Smichow gebaut wird, und weil er verheiratet sein muß, so nimmt er sich die Ružena. Er hat sie ja auch sehr gerne. Der muß eine Wut gehabt haben, als er mich damals aus den Odkolek-Anlagen kriechen sah. Und wie er sich dann an mich angeschmeichelt hat, daß ich ihn mit ihr zusammenbringen soll. Was war mir an der Ružena Rec gelegen? Gar nichts. Ich wollte auch dem Robert

Malik, der mich immer so von oben angesehen hatte, zeigen, was ich für eine Macht habe. Der erste war ich doch. Und jetzt heiratet er sie, meine abgelegte Geliebte. Wenn ich heute zu ihr käme und ihr sagen würde, sie möge mit mir gehen – wie sie sich beeilen würde, und wäre sie zehnmal verheiratet! Manche Leute können sich kein Mädel selbst verschaffen.

Beim Adalbert, da ist es verständlich. Der hinkt und ist häßlich. Das war keine leichte Arbeit für mich, ihn mit der Toni Doležalova zusammenzubringen. Ich habe ihr versprechen müssen, mit ihr ins Kino zu gehen. Das Versprechen muß ich noch einlösen. Der Adalbert geht noch immer mit ihr. Sie haut ihn zwar, sie betrügt ihn, während er mit seinen breiten Schultern die Floßstangen in den Elbgrund drückt, aber er ist glücklich, und sie hat sich an ihn gewöhnt. Die werden einander sicher heiraten.

Ich war nie in ein Mädel verliebt. Ich habe mir nie etwas aus einem Mädel gemacht. Ja, richtig; einmal doch, ich habe mich doch erbrochen, als die Betka zum ersten Mal im Hotel war. Du lieber Gott! Daß ich noch immer rot werde, wenn ich daran denke. Damals war ich ein Kren. Ein Kind. Ich habe gar nicht gewußt, was eigentlich vorgeht. Das war aber auch das einzige Mal, daß ich mich wegen eines Frauenzimmers aufgeregt habe. Die Kollegen in „Stadt Budapest“ haben mich gehänselt, weil ich am Anfang zugehört habe, was die Chansonetten singen. Ich war auch sicher von Kellnern und Gästen der einzige, den die Lieder interessiert haben und nicht die Sängerinnen, ihre Waden und Wäsche. Auch auf der Gasse habe ich mich nie nach Frauenzimmern umgedreht. Wie kommt das? Etwas, was sich mir aufdrängt, mag ich nicht. Die Mädel haben sich mir immer aufgedrängt, bevor ich noch wußte, was eine Frau ist. Die Erfüllung meiner Wünsche war da, bevor die Wünsche da waren.

Ich habe das gar nicht gewußt, wie beneidet man wird, wenn man solche Mädel hat, wie ich hatte, ich wußte gar nicht, daß sich die Welt um die Frauen dreht. Ich war eigentlich noch ganz naiv. Was waren eigentlich diese Kellnerburschen, die jeden Abend ins Bordell liefen und sich noch mit diesen ekelhaften Weibern brüsteten, gegen mich für gehaute Burschen! Ich hatte gar nicht gewußt, was ein Zuhälter ist. Das Lied ist ganz hübsch, das sie mich gelehrt haben. Bis auf die eine Strophe:

„Wenn man den Hirten fängt,
Führt ihn ein Polizist,
Vier Tage gibt man ihm,
Schickt ihn per Schub nach Haus.“

Na, so schlecht ist es mir nicht gegangen. Mich hat kein Polizist geführt, nicht einmal ein Geheimer, sie haben mich fein vorgeladen, per Schub haben sie mich nicht aus Prag fortschikken können, weil ich ein Prager Kind bin, und sie haben mir nicht vier Tage aufgehalst, sondern nur zwei.

Eigentlich bin ich schon vierzehn Tage in Haft. Mit welchem Recht liefern sie mich in das Spital ein! Wenn ich krank bin, so ist das doch meine Privatangelegenheit. Damit ich niemanden anstecke? Unsinn. Andere Leute haben auch Syphilis. Man sagt, jeder fünfzehnte Mann habe sie, und doch können sie sich behandeln lassen, wann sie wollen oder solange sie wollen. Alle, die hier mit mir im Zimmer sind, sind freiwillig hergekommen. Nur mich haben sie zwangsweise eingeliefert. Wenn ich gesund bin, muß ich wieder auf die Polizei.

Da photographieren und messen sie mich und sperren mich ein, als ob ich ein Verbrecher wäre. Weshalb sperren sie mich ein? Das möchte ich gerne wissen. Weil die Betka zum Haushalt beigetragen hat? Unsinn. Tausend Frauen arbeiten in Fabriken und Geschäften und ernähren ihre Männer, die gar nichts machen. Ich habe doch meine ehrliche Beschäftigung gehabt. Weil ich nicht mit ihr verheiratet war und doch von ihr Geld genommen habe? Das geht doch niemanden etwas an, ob wir verheiratet sind. Dort mein sauberer Herr Mitschüler, der Patzelt, der war auch nicht verheiratet und hat sich von seiner Braut und deren Papa ganz aushalten lassen, und wenn er nicht diese Luderkrankheit gekriegt hätte, oder wenn man es wenigstens nicht gleich gemerkt hätte, hätte er sie geheiratet und wäre Bankier geworden. Weil die Betka mit anderen Männern gegangen ist und ich davon gewußt habe? Was geht das mich an? Wir sind doch nicht verheiratet, und sie kann machen, was sie will. Freilich, wenn ich nicht gewollt hätte, hätte sie sich keine Gäste mitgenommen; aber vor der Polizei bin ich doch nicht für sie verantwortlich. Sollen sie die Betka unter Kontrolle stellen, wenn sie kein Büchel hatte und doch mit Männern gegangen ist, sollen sie sie meinetwegen bestrafen,

aber mich sollen sie in Ruhe lassen! Ich bin doch nicht ihr Vormund.

Wenn der Kommissär gewußt hätte, daß ich für fünfzig Kronen mit der Ilonka Varaday war, hätte er erst recht gesagt, daß ich ein Zuhälter sei, und hätte mich noch länger eingesperrt. Weshalb? Ein Mann kann sich jedes Weib kaufen, und wenn ein Weib sich einen Mann kauft, wird der Mann eingesperrt. Dabei kann ein Frauenzimmer das Geld tausendmal leichter verdienen als ein Mann, die Männer geben ihr doch, was sie wollen. Diese ungarische Kreatur hat doch Geld verdient, bis es nicht mehr schön war, und weil sie auf mich Schneid gehabt hat, so hat sie mir Geld angeboten. Wie ich es gebraucht habe, bin ich halt zu ihr gegangen. Zum Vergnügen habe ich es nicht getan. Sie ist mir vom ersten Tag an mit ihren Flascherln und Mixturen und mit den rötlichen Flecken auf der Haut verdächtig vorgekommen, sonst hätte ich mir gleich den versprochenen englischen Anzug verdient. Die fünfzig Kronen habe ich teuer bezahlt. Da liege ich nun schon vierzehn Tage und werde vielleicht noch einen Monat daliegen, hingestreckt auf dieses Kavallett im Spital, verseucht und verfault fürs ganze Leben, Geschwüre auf der Haut und im Mund, und meinen Posten habe ich auch schon verloren. Alles für die fünfzig Kronen. Das ist ärger als der Unfall des alten Hejl. Es sollte auch in der Zeitung stehen, das wäre ein Jux! Fünf Zeilen und als Titel wieder: „Risiko der Arbeit". „Riskonto der Arbeit" würden es die blöden Lotterieschwestern von der Insel Kampa lesen. Jetzt muß ich selbst über meine Seuche lachen.

Wegen Mitschuld der Kuppelei könnte er mich dem Strafgericht einliefern, hat der Kommissär gesagt. Würde mir auch nichts geschehen. Was können sie mir nachweisen? Nichts. Die Betka hat ja die Mädel geholt und die Herren eingeladen. Sie müßten mich freisprechen.

Freilich, wenn die Frau vom Riegerkai angezeigt hätte, daß ich ihr Mädel gebracht habe, oder wenn sich die Mädel selbst verplappert hätten, dann wäre ich wegen Kuppelei eingegangen. Das haben ja meine Kollegen auch gesagt, als wir im Café „Rokoko" meinen Fall besprachen. Also bin ich ein Kuppler, wenn ich auch nicht deshalb bestraft bin.

Ja, ein Kuppler bin ich. Ich habe die Mädel verschenkt und verkauft, wie man etwas verkaufen und verschenken kann, das

man im Überfluß besitzt, das man gar nicht braucht. Habe ich jemandem damit geschadet? Allen habe ich nur genützt. Der eine heiratet das Mädel, der andere ist glücklich mit dem seinen, die Mädel haben sich mit ihren Burschen darüber trösten können, daß ich nicht mit allen eine Bekanntschaft haben konnte und sie loswerden wollte, die Frau vom Riegerkai war froh über die frische Ware, die Herren waren begeistert über die neuen Mädel, die Mädel haben Geld verdient, die eine hat ihre Familie damit gerettet, die Kellnerburschen habe ich aus der verkommenen Atmosphäre herausgerissen.

Aus Freundschaft und aus Mitleid mit den Burschen habe ich es getan, daß ich ihnen Geliebte verschaffte, aus Protzerei, um meine Macht zu zeigen, aus Freundschaft. Aus Mitleid mit den Burschen. Ich litt mit ihnen. Ich wußte, was es heißt, vor dem Hotel zu stehen, in dem das Mädchen mit einem anderen ist. Und aus Mitleid mit den Mädeln habe ich ihnen den Weg zum Geldverdienen gezeigt. Den Weg hätten sie ohnedies selbst gefunden – vielleicht nur einen schlechteren, schmutzigeren. Warum soll ein Frauenzimmer nicht Geld verdienen, die Männer müssen sich ja auch plagen, und die Frauen haben es ja leichter, sie können sich ja verkaufen, bei einem Manne ist es schon schwerer, da muß man ein fescher Kerl sein und sich auskennen wie ich; deshalb zahlt man auch die Frauen so schlecht für anständige Arbeit. Zwanzig Kronen hat die kleine Luise Hejl im Konfektionsladen in der Zeltnergasse Monatslohn gehabt, bei mir in der Wohnung hat sie das Fünffache verdient, wenn sie im Geschäft geblieben wäre, wäre ihre ganze Familie verhungert.

Wem habe ich geschadet? Nur mir selbst. Da liege ich ohne Geld auf dem Spitalbett, angesteckt und verdorben, polizeilich photographiert, und muß noch meine Haft absitzen. Und das Ärgste ist: Niemand hat mich gerne, und niemanden habe ich gerne. Wenn ich wenigstens jemanden gerne hätte. So viel Frauen habe ich gehabt, und keine habe ich gerne gehabt. Das ist merkwürdig. Nein, das ist selbstverständlich. Wenn ich bloß eine gehabt hätte, hätte ich sie nicht verschenkt. Vielleicht wäre ich ein Kren bei ihr gewesen. Aber ich wäre dann kein Zuhälter und wäre nicht krank und hätte jemanden auf der Welt. Der Robert Malik heiratet die Ružena Rec und wird glücklich mit ihr, und der hinkende Adalbert heiratet die Toni Doležalova und wird auch glücklich mit ihr, und die Luise Hejl tanzt in Selz beim

„Admiral“ mit meinen Kameraden, und alle lachen, weil ich Syphilis habe und im Spital liege.

Ein Zuhälter soll ich sein, ein Herr über die Frauen? Ein Kren bin ich, ein Narr, der ärgste Narr, den man sich denken kann.

Aber ich werde es schon allen heimzahlen. Sie sollen an mich denken. Warum flößen die Holzhändler nicht selbst die Prahmen nach Sachsen? Sie haben keine Zeit dazu, keine Lust, sie können es nicht. Deshalb gibt es Flößer. Wer sich kein Mädel selbst verschaffen kann, weil er nicht danach aussieht, weil er sich schämt oder fürchtet, weil er keine Zeit, keine Lust hat, weil er es nicht kann – der geht zur Kupplerin und zahlt. Deshalb gibt es Kuppler. Ich sollte nur einmal vor Gericht stehen, ich würde es ihnen schon sagen. Warum verbietet ihr die Kuppelei? Warum bestraft ihr die Kuppler und Kupplerinnen und die armen Mädel, warum nicht die Herren, die zu ihnen kommen? He, warum nicht die Herren?

Ihr wißt warum. Wenn ihr nicht wäret, wären wir nicht.

Schrecklich schwül ist es hier.

Ah, das ist ja der Herr Theodor, der Speisenträger, der mich aus meiner ersten Stellung hinausgeworfen hat, weil ich ihm die Betka nicht verschaffen wollte. Nein, er ist nicht da. Das träumt mir nur.

Mir scheint, ich schlafe schon.

DREIZEHNTES KAPITEL

Einen Monat und noch einen halben beglänzt der Sommer mit den weißen Leuchtern der Kastanienbäume im Hof ein Krankenzimmer, in dem Jaroslav Chrapot gefangen ist. Ein Krankenzimmer voll heißer, ranziger Luft, in der sich die Ausdünstungen der Kranken mit den Gerüchen von Jodoform und Quecksilber paaren.

Sechzehn Betten, je acht an jeder Längsseite. Zwei sind leer. Ein Tisch beim Eingang und ein Verbandkasten, auf dem ein Lavoir für den Arzt und ein Spirituskocher stehen, sonst nur Bettgestelle und Nachttische, alles in einförmigem, metallisch glänzendem Weiß, und weiß sind die Bettüberzüge, die Wände und die Kleider. Ein ewiges Einerlei. Früh kommt der Professor, läßt die Kranken schmieren oder läßt injizieren. Oder er macht

eine Blutprobe, indem er einem Patienten den Oberarm mit einem Gummiverband einbindet, unter dem er ihn sticht, das Blut tropft in eine Eprouvette. Nachmittags macht der Assistent seinen Rundgang. Sonst ist man unter sich. Manchmal spielt einer auf einer Mundharmonika ein Lied. Immer dasselbe, er kann kein anderes: „Neulich war ich in Wokowitz..." Immer dasselbe. Wenn man Karten spielt, so kriechen sogar die aus dem Bett, denen man Drüsen herausgenommen hat, und spielen mit oder kiebitzen. Aber es ist kein rechtes Spiel. Die wenigsten haben Geld, und die alten Spielkarten unterscheidet man längst an ihren Rückseiten. Auf allen Nachttischen sieht es gleich aus: eine Sodawasserflasche und eine Zeitung und das Taschentuch, unten ein gelbgefülltes Spitzglas.

Alle zwei Stunden kommt die Wärterin und mißt die Temperatur. Es ist ekelhaft, wenn sich das lupuszerfressene Weib an den Bettrand setzt. Wenn wenigstens immer die Angela käme. Die schaut auch nicht so streng darauf, was man ißt, und wenn das „M. D." oder „H. P." noch zehnmal größer über dem Krankenbett stünde – sie weiß ganz gut, daß man bei Milchdiät und Halbportionen fast Hungers sterben müßte.

Nebenan haben die Wärterinnen ihr Zimmer. Man hört den Kanarienvogel zwitschern oder den Samowar surren. Man kann schon keinen Unterschied mehr erkennen, so eintönig ist die Melodie.

Wenn Zuwachs kommt, gibt es wenigstens eine kleine Abwechselung. Man kann den Ankömmling ausfragen, wie er heißt, was er ist, und ob er sich von seinem Fräulein Braut angesteckt habe.

Der alte Panyrek ist glücklich, wenn ein Neuer kommt. Er holt dann aus seinem Verbandkasten ein Porzellannapf, die Buchstabenschablone und Kreide. Mit der Kreidelösung malt er dann den Namen des Neuen auf die Tafel über dessen Bett und verziert die Anfangsbuchstaben mit allerhand Schlingen. Das ist die Lieblingsbeschäftigung des alten Panyrek. Er ist ein alter Bewohner der Klinik und freiwillig hier. Er hat eine seltene Hautkrankheit, die kein Arzt enträtseln kann und die seine Haut wie Büffelleder erscheinen läßt, ganz dick und schwarz ist sie. Man füttert ihn und gibt ihm das klinische Obdach, weil er ein interessanter Fall ist, und der alte Panyrek ist froh, zeitlebens hier bleiben zu können. Er hilft beim Fußbodenwaschen, malt

die Namen auf die Kopftafeln und ist den Wärterinnen verschiedentlich zur Hand.

Früher waren drei Wärterinnen hier, aber die eine hatte mit einem Patienten ein Verhältnis angefangen. Als der einmal bei ihr im Zimmer war, benachrichtigte ein anderer, ein Eifersüchtiger, den Assistenten. Der Assistent klopfte an die Türe, die Wärterin sperrte auf, aber der Doktor sah niemanden außer ihr im Zimmer. Schon wollte er sich entfernen, da bemerkte er, zufällig den Spiegel ansehend, in diesem das Spiegelbild des Patienten, der hinter der offenen Türe des Schrankes stand. Da wurden Wärterin und Patient hinausgeworfen.

Das Gegenstück zum alten Panyrek ist der kleine Arthur. Der ist dreizehn Jahre alt und büßt seiner Eltern Schuld. Aber er ist ein fröhlicher Junge und der Liebling des Spitals. Er trägt Botschaften in die „Damenabteilung", holt die Zigaretten, ja er weiß sogar Bier an der Portierloge vorbeizuschmuggeln.

Vormittags schaut man, obwohl es verboten ist, in den Operationspavillon der Frauenklinik, dessen Dach und Wände aus Glas sind. Man sieht die Frauen, die auf dem Operationstisch liegen. Der Patzelt drängt sich immer hart an das Fenstergitter, damit er ja gut sehe. Er bedauert nur, daß er seinen Operngucker längst versetzt hat. Pepik Sladky macht verschiedenartige Witze.

Dem Jarda ist das alles unsäglich gleichgültig.

Betka Dvořak hat wegen Kuppelei drei Wochen Kerker bekommen und muß nachher in die Zwangsarbeitsanstalt. „Weil sie nicht gearbeitet hat", berichtet die Emmy Dvořak, die dem Jarda die Nachricht von der Verurteilung ihrer Schwester überbringt. Aber vertrauensvoll lächelnd und beruhigend fügt sie hinzu: „Sie werden sie bald aus Kostenblatt entlassen, denn die Betka wird ihnen schnell die Gebesserte vorspielen. Oder sie entwischt ihnen einfach. Die kennt sich aus. Die Betka ist ein großes Luder."

So, die Betka ist also schon ein großes Luder. Jarda muß daran denken, wie ihm einmal die Betka als Kind von der Anerkennung erzählte, die ihr der Herr Fabrikant, der Geliebte ihrer großen Schwester, gezollt hat: „Die Betka wird einmal ein großes Luder werden." Weder Betka noch er hatten eine Ahnung davon gehabt, was mit dieser Prophezeiung gesagt sein sollte. Aber beide waren sie damals stolz darauf gewesen, überzeugt davon, daß in den Worten „großes Luder" irgendwie alles Herrliche,

aller Zauber, alles Erstrebenswerte enthalten sei, und überzeugt davon, daß Betka diese Hoffnungen erfüllen werde. Jetzt war es also soweit. Gerade in dem Augenblick, da Jarda, krank im Bett, von der gerichtlichen Verurteilung der Betka, von ihrer Einkleidung zu den Landeszwänglingen erfährt, muß er auch hören, daß die Betka ein großes Luder sei. Nicht etwa tadelnd ist das gemeint, sondern genauso anerkennend und wohlwollend wie damals. Wie es ihm ergangen war, der so stolz auf seinen Titel als „Zuhälter" gewesen, so war es mit der Karriere seiner ersten Geliebten, seiner Lehrerin und Geschäftsteilhaberin geworden.

Mehr und mehr weicht Jardas anfängliche Apathie einem wilden Haß gegen sich selbst, gegen den Kommissär, der zu Unrecht über ihn eine Strafe verhängt hat, gegen seine Mutter, die ihn als Kind aufgeputzt hat, daß er wie ein Prinz unter den Kampa-Kindern umherlief und die verhängnisvolle Macht über alle erlangte, gegen die Frau vom Riegerkai, die ihn sicher bei der Polizei denunziert hat, gegen den Herrn Duschnitz, der sich seiner Verpflichtungen für Lebensrettung und Ehebruch längst entledigt zu haben glaubt, gegen den Speisenträger Theodor, der ihn aus dem guten Hotel hinausgeworfen hat, gegen Ilonka Varaday, die ihn bewußt und absichtlich vergiftet und angesteckt hat, gegen die Zeitung, die nun in der Notiz über die Verurteilung der Betka erwähnt, daß sie mit ihm eine gemeinsame Wohnung innehatte. Ein Haß gegen alle. Alle haben an seinem Unglück schuld, an allen will er sich rächen. Irgendwie. Irgend jemand soll einen Denkzettel kriegen. Und vor Gericht werde er den Herren schon seine Meinung sagen. Alle haben mit mir gemacht, was sie wollten, so habe ich auch einmal gemacht, was ich wollte.

Ihr wollt mich von den Balken hinabstoßen, gerade hier in der Schleuse, unter die Wehrmauern wollt ihr mich stoßen, ich wanke schon, ich habe schon den Halt am Rand verloren, aber ihr sollt mit, ich packe euch, ich kralle mich fest an euch, so – ihr müßt mit.

Den Roman hat Jarda unwillig in die Schublade des Nachttischchens geworfen, obwohl er ihn nicht ausgelesen hat. Die Kriminalbroschüren sind doch besser, es ist zwar oft dummes Zeug, man merkt, daß es nicht wahr sein kann, was darin steht, aber diese Verbrecher sind ganze Kerle, die spielen ein Dop-

pelleben, die Polizei kann an sie gar nicht heran. Aber dieser Raskolnikow, das ist doch ein Dummkopf, nervös, feig und will sich selbst verraten. Da ist es noch besser, man läßt sich verhaften, als mit einer solchen Angst herumzurennen, oder noch gescheiter: Man springt ins Wasser. Schluß.

Jarda hat eine Wut gegen alle Zimmergenossen, die bereuen und wehklagen. Fast die meisten tun es. Der eine beteuert, hundertmal sei er mit den ärgsten Dirnen gewesen, ohne Vorsicht walten zu lassen, oft war er mit Freunden bei derselben, und die Freunde hätten sich angesteckt, das Mädel sei am nächsten Tag ins Spital geschafft worden, ihm aber sei nichts geschehen, und jetzt – eine anständige Frau, zwei Kinder hat sie und ihr Mann sei in großer Stellung, und von der müsse er sich anstecken, es sei zum Beinausreißen. Der andere wieder: Er habe bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr ganz abstinent gelebt, dann habe er mit einer Gouvernante angebandelt, und da sei er nun. Ein dritter, ein älterer Mann, erzählt wieder, wie er glücklich verheiratet war, eine schöne, reiche Frau und einen feschen Buben – „wie aus den Augen geschnitten war er mir" –, bis er sich mit dem Kindermädel eingelassen habe, angesteckt von ihr, geschieden, der Onkel seiner Frau, in dessen Geschäft er Prokurist war, habe ihn hinausgeworfen, und dann ging es von Stufe zu Stufe, bis hierher. Der Patzelt geht dem Jarda auch mit den sentimentalen Geschichten vom mutwillig verschleuderten Lebensglück auf die Nerven. Was soll das alles? Jeder hat mit seinem eigenen Schicksal genug zu tun, wozu noch andere belästigen? Wollen sie Mitleid erregen oder Bewunderung? Sind es Ausbrüche der Reue? Um so ärger, Reue ist Schwäche. Was braucht man zu bereuen! Was geschehen ist, ist geschehen, was verloren ist, ist verloren. Unwillig, schroff ist Jaroslav gegen alle diese Erzähler.

Das sind doch ganz andre Kerle, die hier am Spitaltisch den ganzen Tag „Gottes Segen" spielen und rauchen und sich über ihre Krankheit lustig machen. Vielleicht ärgern sie sich mehr über ihre Krankheit als die anderen, aber sie sind wenigstens nicht so weibisch, es zu zeigen.

„Ich hab mir meine Krankheit ehrlich im Dienst erworben", pflegt Pepik Sladky zu lachen. Das ist doch ein Standpunkt! Überhaupt den Pepik Sladky hat Jaroslav noch am liebsten, an ihn, der ungefähr ein Dreißiger ist, versucht er sich anzuschlie-

ßen. Aber erst, als ihm Jarda erzählt, daß er von der Polizei als Zuhälter verhaftet worden sei und aus der Klinik in den Polizeiarrest zurück müsse, erwirbt er sich Pepiks Vertrauen und Freundschaft.

Pepik Sladky ist ein Geschäftsmann der Liebe, war früher Dienstmann, hat feine Damen angesprochen, wenn die Herren, seine Auftraggeber, es nicht selbst wagten, hat den Damen die Bewerber in den lockendsten Farben geschildert, Billetdoux übergeben, Einladungen überbracht, Zusammenkünfte verabredet, die Damen, mit denen er in dieser Weise zu tun gehabt hatte, wandten sich noch später vertrauensvoll um Vermittlung an ihn, wenn ihnen ein Herr gefiel oder wenn sie Geld brauchten, er stand mit den Portiers der ersten Hotels gut, und sie kamen zu ihm, wenn liebesbedürftige Gäste etwas fürs Gemüt brauchten, war dann selbst Portier im Nachtcafé „Pavillon“, hat sich auf dem Josefsplatz Herren zur Verfügung gestellt, die nicht normal wären, kennt die Adressen von den nobelsten dieser Kundschaften und bekommt noch jetzt Geld von ihnen. „Für Geld mache ich alles“, schmunzelt Pepik Sladky, „und wenn ich Geld habe, bin ich ein Kavalier.“ Jetzt arbeite er für Mani Busch.

Wer das ist, der Mani Busch? Den kennt doch jeder! Das ist doch der, der immer Sonntag mit seiner Gig nach Baumgarten kutschiert, ein eleganter Mensch mit aufgezwirbeltem Schnurrbart. Der hat Geschäftsbeziehungen in der ganzen Welt, für alle feineren Weinstuben in Wien, Berlin und Budapest, für alle Nachtcafés, für tolerierte Häuser, für Kuppler, für Animierkneipen liefert er Mädel. Der schreibt besser deutsch als tschechisch, jawohl, und ein Auftreten hat er wie ein Baron. Die Polizei kann ihm nichts anhaben, er ist viel zu schlau. Außerdem braucht ihn die Polizei. Er weiß zum Beispiel immer, wo ein Mädel zu finden ist, das eine Melkerei begangen hat, einen Diebstahl bei Ausübung des Kontrollgewerbes, und durchgebrannt ist. Die Polizei könnte lange nach der Diebin fahnden, wenn Mani Busch nicht die Spur weisen würde. Das tut er, um sich die Polizei zu verpflichten. Er hat Geld wie Mist, die schönsten Damen läßt er ein paar Tage bei sich, dann wird er ihrer überdrüssig und liefert sie in irgendeinen Posten, nicht ohne sich von ihnen Vermittlungsgebühr zahlen zu lassen und von dem Besitzer des Etablissements auch. Lauter Brillanten hat er an den Fingern und an der Krawatte.

Jardas Blicke glänzen. Wer so sein könnte wie Mani Busch! Das ist kein Narr der Weiber, das ist ein wirklicher Zuhälter, ein Herr der Frauen, einer, der etwas von seinem Geschäft hat, der Brillanten trägt und in der Gig nach Baumgarten fährt, den der Kommissär nicht mir nichts, dir nichts in Krankenhaus und Polizeiarrest einsperren, dem die Polizei überhaupt nichts anhaben kann, weil er mehr ist als sie.

Pepik Sladky freut sich der Detailfragen Jardas nach Mani Busch, weil er aus ihnen die Bewunderung, das Staunen und die Anerkennung für seinen Herrn und Meister liest.

Mit nicht verhehltem Selbstbewußtsein wiederholt er: „Jetzt arbeite ich für Mani Busch."

„Was haben Sie da zu tun?"

„Ich bringe ihm junge Mädel."

„Und woher holen Sie die?"

„Ach, da gibt es verschiedene Methoden. Ich gehe nach Holleschowitz tanzen oder in die Arbeiterressourcen oder in sonst ein Lokal, wo Arbeiterinnen, Dienstmädchen, Ladenmädel tanzen, und suche mir eine Fesche aus, mit der tanze ich dann den ganzen Abend. Ich tanze nämlich großartig, ich habe den Schlapák-Preis im Café Olympia bekommen; wenn ich mit einem Mädel tanze, dann gibt sie ihrem bisherigen Geliebten und allen bisherigen Verehrern einen Korb. Na, und dann nehme ich sie mit mir nach Hause. Sie erzählt mir dann, sie muß um zehn Uhr oder um zwölf Uhr nachts zu Hause sein, sonst lassen sie ihre Dienstgeberin oder ihre Eltern nicht mehr in die Wohnung, oder man würde sie hinauswerfen. Und ich sorge eben dafür, daß sie zur angegebenen Zeit nicht weggehen kann. Ich stelle die Uhr zurück, sage eine falsche Zeit an, bitte sie, noch ein bisserl bei mir zu bleiben, halte sie auf, wenn sie sich anzieht, bis sie einsieht, daß es gar keinen Zweck mehr hat, nach Hause zu gehen. Arbeiterinnen oder Geschäftsmädel lasse ich früh die Stunde verschlafen, zu der sie in die Arbeit sollen. Wenn sie dann nicht wissen, was sie anfangen sollen, so sage ich ihnen, ich habe einen Freund, der ihnen sicher einen Posten verschaffen werde. Haha, Mani Busch verschafft ihnen auch sicher einen Posten, darauf kann ich mich verlassen. Oder ich spreche Mädel an, wenn sie abends aus dem Geschäft gehen, oder ich laure im Karlspark auf Frauenzimmer, die mit einem Wickelkind aus dem ‚roten Hause' entlassen worden sind und sich, vom planlosen

Herumirren müde, verzweifelt auf eine Bank niedersetzen. Oder wir schwindeln: Ich gehe in irgendein kleines Bordell, suche mir dort ein junges Mädel aus und bewege sie dazu, in einen besseren Posten zu gehen. Ich bringe sie dann zu Mani Busch, und der liefert sie als ‚frische Ware' irgendwohin ins Ausland. Manchmal kommt ein Mädel aus der Fremde zurück und dankt mir dann gar nicht auf meinen Gruß. Eine so noble Dame ist sie geworden. Ohne mich wäre sie der letzte Dreck. Na, mir ist es Wurst. Ich hab ja mein Geld an ihr verdient. Mani ist kein Schmutzian."

„Warum macht er sich diese Sachen nicht selbst?"

„Erstens hat er gar keine Zeit dazu, zweitens kennt man ihn überall, und drittens ist er viel zu vorsichtig. Er hat außer mir noch mehrere Leute, die für ihn agentieren. Aber ich bin seine rechte Hand. Im Geschäft wird es stark zu spüren sein, daß ich nicht dort bin, daß ich hier im Spital die Zeit vergeuden muß, während der man sich auf Ausflügen so hübsche Remonten beibiegen kann. Na, die Syphilis gehört halt zum Geschäft. Das ist die letzte Kinderkrankheit. Bis sie mich von hier hinauslassen werden, dann kann ich wenigstens nichts mehr erwischen, was ich nicht schon kennen würde. Erst wenn man die ‚Garnitur am Körper' gehabt hat, ist man ein Ausgelernter."

Da war es Jaroslav Chrapot, als ob alles von ihm weggenommen würde, was ihn bedrückte und was ihn mit Haß, Verzweiflung und Wut erfüllte. Er war eben noch kein Ausgelernter wie Mani Busch und Pepik Sladky. Aber der Weg, den er gegangen war, unbewußt, wirklich von den Mädeln gelenkt, die er zu lenken glaubte, der Weg, den er aus Mitleid mit anderen, aus Freundschaft, aus Großmannssucht, aus Eigensinn, aus Nachahmungstrieb und um momentanen Geldbedarfes willen eingeschlagen hatte, dieser Weg, der ihn über Erbrechen und Schmerz, über Angst und Entlassung und Geldnot und Ansteckung und Polizei ins Spital geführt hatte, war der richtige Weg gewesen. Er war nur noch nicht am Ziel, noch kein „Ausgelernter", wie hier der Ausgelernte sich ausdrückte. Und schon hatte Jarda verzweifelte Rachepläne erwogen, einen Schlußpunkt machen wollen. Was bedeutet der Hautausschlag, die „Garnitur am Körper", die ihn und die Krens in diesem Krankenzimmer so zur Verzweiflung getrieben hatte, was bedeutete der Polizeiarrest, der ihm soviel Wut eingeflößt hatte! Das sind Kinderkrankheiten. Dahier, dem fröhlichen Patienten, dem Pepik Sladky, der

sich auskennt beim Geschäft, hat er mit der Mitteilung von der Polizeihaft nur imponiert, sich damit nur seine Freundschaft erworben.

Schließlich kann Jarda das alles auch, womit sich Pepik Sladky da so brüstet, der noch um zwölf Jahre älter ist als er. Auch Jarda ist ein renommierter Schlapak-Tänzer, und die Mädchen würden sicher zehnmal lieber mit ihm aus dem Tanzlokal fortgehen als mit dem Pepik da. Aber Jarda braucht das gar nicht. Noch sind auf der Kampa hübsche Mädel, und wenn er dem Robert Malik und dem hinkenden Adalbert deren Bräute wegnehmen sollte. Noch ist er dort der Prinz.

Und was kann schließlich der große Mani Busch, der da mit Brillanten und in der Gig nach Baumgarten tänzelt? „Der schreibt deutsch, besser als tschechisch." Wie bewundernd Pepik Sladky das hervorgehoben hat. Mein lieber Pepik, das Kunststück kann ich auch. Wie ein Baron tritt er auf? Was weiß denn Pepik Sladky, Dienstmann und Nachtcafé-Portier, vom Auftreten eines Barons! Jarda ist mit Baronen und Grafen auf derselben Schulbank gesessen, kennt die Herren Aristokraten und alle noblen Herren von ihren intimsten Seiten, war nicht umsonst im Hotel „Stadt Budapest" Kellner.

Brillanten, Kutschierwagerl, feine Damen. Hm, es muß doch ein ganzer Kerl sein, der Mani Busch!

„Wo verkehrt er denn?" fragt Jarda, mit dem Bemühen, möglichst unbefangen im Ton zu sein, den bloß Neugierigen zu spielen.

Pepik Sladky ist nicht so dumm, den wahren Grund nicht zu erkennen. Aber warum soll er vor diesem Burschen, dem er eben zu imponieren begonnen hat, jetzt als einer dastehen, der den Verlust seiner Stellung befürchtet, vor einem jungen Konkurrenten Angst hat? Auch ist ja die Adresse Mani Buschs leicht anderswo zu erfragen.

„Im Café ‚Brasilien' verkehrt er jeden Tag. Geh nur hin zu ihm, bis du hier entlassen wirst. Berufe dich auf mich. Er wird dir schon sagen, was er braucht. Ich und du werden einander nicht ins Kraut steigen. Mädel gibt's ja genug und noch mehr Wurzen, nicht?"

VIERZEHNTES KAPITEL

Feuchte Septemberluft pfeift um Jaroslav Chrapots Sommerkleider, in denen noch der Dunst des Spitalmagazins nistet. Unsicher verläßt er das Polizeigefängnis. Er ist schon lange nicht mehr auf der Straße gegangen. Spital und Polizei, die beiden Hochschulen, hat er nun absolviert. Nun geht er ins große Leben, zu Mani Busch, zu Brillantringen und Kutschierwagen. Auf der Kampa sollen sie schauen! Jetzt will er noch nicht nach Hause gehen. Er stinkt noch nach Spital, und die Kampa-Leute könnten noch glauben, daß er nicht wisse, was er jetzt anfangen soll, könnten vielleicht glauben, er sei ein Gescheiterter. Nein, nein. Im Kutschierwagerl fahre ich in die Traubengasse, mit einer Brillantennadel in der Krawatte.

Zu Mani Busch kann er noch nicht gehen, der ist erst am Abend im Café „Brasilien". Na, er wird also noch bisserl umherlungern. Aber nicht in der Stadt, wo er so viel Bekannte hat. Der Anzug ist viel zu sommerlich, besser ist er auch nicht geworden im Regal der Krankenhausgarderobe und durch das Liegen auf der Pritsche des Polizeigefangenhauses, und alle besseren Leute tragen schon Überzieher. Aber morgen ist er wieder obenauf, morgen ist er wieder obenauf.

Im Žižka-Park vergilbt der Herbst die Akazienblätter. Ein Liebespaar sitzt auf einer Bank und sieht ihn nicht. Wie sie einander Gesicht und Hände streicheln, wie sie küssen, in die Augen schauen und wieder küssen. Er geht vorüber mit ironischem Lachen im Gesicht. Erschreckt läßt der Bursch den Arm des Mädels fahren, beide werden rot. Sie schämen sich vor dem Fremden ihrer Zärtlichkeit. Es ist auch zum Schämen. Das soll ein Mann sein? Schmiert sich da bei hellem lichtem Tage mit einem Frauenzimmer herum, küßt sie, streichelt sie. Unsinn. Ein Frauenzimmer ist da, um Geld zu verdienen für die Männer. Noch einmal dreht sich Jarda nach dem Verliebten um, höhnisch, verächtlich züchtigt er ihn mit seinem Blick.

Am Abend sitzt er im Café „Brasilien". Er ist fast erschrocken, als er eintrat. Ein schmaler Hausflur, eine mit Drähten zusammengehaltene Milchglaskugel brennt davor. Die Aufschrift „Café Brasilien" ist kaum zu entziffern, einige Buchstaben fehlen überhaupt. Durch einen stinkigen Hof, in dem alte Kisten stehen, geht es in das Lokal, einen langgestreckten Raum. Rechts bei

der Türe ein verwittertes Harmonium, unten an der Querwand ein Schanktisch, an dem der Wirt und die beiden hünenhaften Kellner Bier und Kaffee und Schnapsgläser in Empfang nehmen, eine Schatulle mit Getränkemarken aus buntem Glas steht auf dem Schalter, zinnerne Untertassen für Biergläser zu einem hohen Turm aufgeschichtet; leere Gläser in einem seitlich aufgehängten Regal. Eine Kohlezeichnung, wie sie die wandernden Schnellmaler in Spelunken verfertigen, hängt an der Wand, drei ausdruckslose Burschengesichter darstellend. Unter einem steht: „Das bin ich. Wena", über der ganzen Zeichnung: „Gruß aus Wien". Noch ein zweiter Wandschmuck: der Kalender einer Druckknopffabrik aus längst vergangenem Jahr, die Datumzettel fehlen.

Bei der Türe sitzen und stehen hutlose Mädel um einen Tisch; blaue, grüne oder violette Bänder haben sie im Haar und rauchen Stümpchen von Drama-Zigaretten. Sie hören einer Dirne zu, die ihre Erlebnisse mit der Polizei erzählt. „Ich habe dem Detektiv gleich auf dem Weg gesagt, daß ich es nicht bin. Das ist doch keine rote Bluse – das ist doch frais. Wie mich dann der Mann gesehen hat, hat er auch gleich gesagt, ich sei es nicht."

„Wer war es denn?"

„Ich glaube die Tschubka Kulhava, die hat eine rote Bluse."

„Deshalb ist sie ja heute nicht da."

„Wieviel wurde ihm denn gestohlen?"

„Sechzig Kronen, sagt er."

„Das Stehlen ist das schlechteste Geschäft, sag ich euch", mahnt eine dicke Alte, „das weiß ich schon längst. Man wird doch erwischt und kann dann sechs Monate unter dem Turm sitzen. Lohnt sich das?"

Ganz ungeniert sprechen die schlampigen Frauenzimmer, denen Jarda zuhört. Er ist ganz befangen in diesem Milieu, noch nie in seinem Leben ist er in einer solchen Spelunke gewesen. Also das ist die Residenz des großen Mani Busch, dessen Eleganz und Reichtum und Weltbedeutung Pepik Sladky nicht genug zu rühmen gewußt hat!

Die Gäste! An allen Tischen spielt man Karten, blasse Burschen, die Stirnlocke fast übers Auge gekämmt, ohne Kragen, alte Männer mit schütterem Haar, matten Augen über dicken Hautfalten, verharschten Wunden und dichten Bartstoppeln. Immerfort gibt es Streit unter den Spielern, und von Tisch zu

Tisch: „Du Heuochs, gegen mich willst du Schlauheiten wälzen? Mir willst du eine Figur anhängen und hast einen Vierer in der Hand."

„Spiele aus, du Pferd, sonst kriegst du eine Ohrfeige, daß deine Zähne in Doppelreihen aus den Hosen fliegen."

Wenn sich die Türe öffnet, mustert man die Eintretenden, begrüßt sie mit irgendeiner brutalen Freundlichkeit. Zwei Männer, sichtlich Dörfler, werden von Dirnen hereingeschleppt. Man ruft ihnen Ironien hinüber: „Gelobt sei Jesus Christus."

„Wie steht die Kartoffelernte heuer?"

„Habt ihr den Fahrplan in der Tasche?"

„Verführt die Mädel nicht, ihr Lebemänner!"

Ein Bursch schlängelt sich durch den Rain zwischen den Tischen zu den Fremden hin und biedert sich an. Laut, daß es alle hören, bestellt er „ein Bier auf Rechnung des Herrn Gevatters da". Alle konstatieren: „Ferda ist schon bei der Arbeit; der wird sie ordentlich bereichern!"

Zwischen zwei Platten kommt es von höhnenden Zurufen zu Tätlichkeiten. Anfangs hatten die Burschen an dem einen Tisch denen eines anderen nur verschiedene Sticheleien hinüber gerufen: „Was macht euer Personal?" – „Immer fleißig beim Stubenwaschen in der Polizei, immer fleißig bei der Spiegelvisite?" – „Herr Professor Janowsky wird sehr zufrieden sein." – „Die Vlasta ist ein sehr tüchtiges Mädel, hat bei euch eine sehr gute Schule genossen; sie verdient ein tüchtiges Geld – für uns." – „Ihr müßt wieder etwas Neues abrichten, damit wir es auch abnehmen können." Die Angegriffenen sind die dialektisch Ungeschickteren. Sie wissen nichts Rechtes zu antworten und begnügen sich damit, sich untereinander zu unterhalten, als ob die Verhöhnungen sie nicht berührten. Aber plötzlich reagiert einer von ihnen auf einen Zuruf mit einer Gebärde: er lupft den Hemdkragen vom Hals. Das gilt als tödliche Beleidigung. Im Nu ist ein untersetzter Bursch vom Gegentisch aufgesprungen und schlägt dem Beleidiger mit geballter Faust über das Auge, das bläulich anschwillt. Ein Handgemenge, Faustschläge, Püffe, Würgen, der Tisch mit Flaschen und Tassen und Biergläsern fliegt klirrend zur Erde, Biergläser werden zum Angriff gehoben, Leibriemen als Waffe losgeschnallt, der Wirt und die zwei Riesenkellner stürzen herbei, zerren Ochsenziemer aus der Hose, mit wuchtigen Hieben und klammernden Griffen reißen sie die

ineinander verzahnten Parteien voneinander los. Die Kämpfenden setzen sich blaß und keuchend zu ihren Tischen, zwischen den höhnischen Zurufen, mit denen sich jede Partei ihres Sieges brüstet, entstehen immer größere Pausen – die Schlacht verglimmt. An den anderen Tischen hat man mit forciertem Gleichmut weiter Karten gespielt.

Jaroslav hat entsetzt, gelähmt der Prügelei zugesehen. Das alles ist ihm etwas Fremdes, äußerlich und innerlich Fremdes. Nie hat er dergleichen erlebt, nie wäre er zu solchen Roheiten fähig. Wie der kleine Kerl auf den drüben losgegangen ist, wie er ihm übers Auge schlug, daß er zurücktaumeln mußte!

Das war die Welt seines neuen Freundes aus dem Spital. Jarda stellt sich vor, wie Pepik Sladky hier zu jeder Gesellschaft an den Tischen passen würde. Er ist ein genauso großer Fallott wie alle diese kragenlosen Strolche hier. Im Krankenhause hatte man das nicht so sehen können, in den Leinenanzügen sahen alle Patienten gleich aus und Pepik Sladky wie Patzelt.

Aber er, Jaroslav Chrapot, paßt nicht hierher. Er ist von klein auf etwas Besonderes gewesen, ist in deutsche Schulen gegangen, Aristokraten waren seine Mitschüler, er war Pikkolo im vornehmsten Hotel der Stadt, Lieferant der noblen Kupplerin vom Riegerkai, hatte im Etablissement „Stadt Budapest“ Champagner serviert, hatte selbst eine Wohnung gehabt, wo feine Herren mit Mädeln zusammenkamen – er paßt nicht hierher unter dieses Gesindel.

Gesindel? Was habe ich mir denn einzubilden, was bin ich besseres als die da! Was einmal gewesen ist, das ist gewesen und vorbei. Dafür gibt mir niemand einen Heller. Ich bin gemessen und photographiert auf der Polizei, mein Körper ist verseucht – die Burschen, die da sitzen, sind vielleicht noch nie im Departement IV. gewesen, noch nie im Spital. Mir bleibt doch nichts übrig, als mich zu ihnen zu gesellen.

Nein. Es geht nicht. Ich könnte nie so verlottert aussehen, nie so verkommen wie diese Bengel da. Wie der eine dem anderen ins Gesicht gesprungen ist! Der Fausthieb. Ich könnte das nie, ich könnte mich hier nie wohl fühlen. Ich hätte immer Abscheu. Das liegt mir schon so im Blut. Das ist es. Weil ich der Sohn des Herrn Hausbesitzers aus der Rittergasse bin. Darüber kann ich nicht hinweg. So ein nobler Herr. Er läßt sich von einem armen Flößer aus dem Wasser ziehen, sein Weib gefällt ihm, so nimmt

er sich sie einfach, der reiche Herr. Wischt sich ab und geht fort, schickt höchstens ein paar lumpige Kronen. Es war ja nur eine Laune des reichen Herrn. Aber sein Blut, das wächst da auf, in einer Gegend, in die es nicht gehört, muß verseucht werden, versickern, austrocknen. Was kümmert das den reichen Herrn! Das war eine Laune, er hat sich befriedigt, bezahlt – was braucht er noch?

Dumpf sitzt Jarda noch lange in der Spelunke, der steigende Lärm, die Menschen, die jetzt das Lokal füllen, alles schwimmt ohne Eindruck an ihm vorbei.

Es ist späte Nacht, da er sich endlich an den Grund seines Hierseins erinnert. Er hatte ja Mani Busch finden wollen. Wie kann dieser reiche Elegant hier unter diesen lichtscheuen Figuren verkehren? Na, er kommt halt mit Überwindung her, bloß um seine Geschäfte abzuwickeln. Jarda fragt den Kellner, wann Herr Mani Busch herzukommen pflege. „Dort sitzt er ja." – „Welcher ist es, bitte?" – „Der in der Mitte, der jetzt ausspielt." – „Der mit dem grünen Filzhut?" – „Ja; wenn Sie etwas von ihm wollen, rufe ich ihn her." – „Nein, danke; ich werde ihn schon selber ansprechen."

Also Mani Busch, der königliche Kuppler, saß schon den ganzen Abend hier, ohne daß er dem Jarda aufgefallen wäre. Was hatte Jarda eigentlich gedacht? Sollte Mani Busch etwa mit seinem Glanz das Lokal erfüllen? Er sah ja sehr elegant aus. Ein hellgrauer, karierter Anzug, niedriger englischer Umlegekragen mit einer weißen, schwarzgetupften Schmetterlingsmasche und goldenem Chemisettknopf darunter, ockergelbe Halbschuhe und Zwickelstrümpfe; im spärlichen Haar ein Scheitel, der Schnurrbart sorgfältig emporgekämmt. Brillanten? Ja, so etwas funkelte auf der linken Hand. Im Vergleich zu den Kerlen, mit denen er da Färbel spielt, ist er ja wirklich fürstlich angezogen. Aber eine Idealgestalt, wie sie Pepik Sladky im Spital geschildert hatte? Nein. Entschieden nicht.

Die Spieler haben bemerkt, daß der Kellner von dem einsam beim Bier sitzenden Burschen nach ihnen gefragt wurde, und wollen vom Kellner wissen, welche Information der Bursch verlangt habe. „Er wollte bloß wissen, welches der Mani Busch ist."

Mani Busch geht auf Jarda zu: „Sie haben nach mir gefragt, wollten Sie etwas von mir?"

„Ich habe Ihnen einen Gruß zu bestellen von Pepik Sladky, ich war nämlich gleichzeitig mit ihm im Spital."

Mani Busch nickt einmal unmerklich mit dem Kopf. Gleichmütig, fast verächtlich. Kein Dankeswort, keine Erkundigung nach Pepiks Befinden. Sehr im Ansehen scheint bei Mani Busch seine „rechte Hand" nicht zu stehen. „Wollen Sie noch etwas?" fragt er.

„Ob Sie nicht vielleicht – Pepik Sladky hat nämlich gemeint – irgendeinen Auftrag für mich hätten – irgendein Mädel zu verschaffen – oder so."

„Gott, ich habe Leute genug. Wenn Sie mal ein fesches Mädel hätten, ich wohne Josefstädter Gasse elf, zweiter Stock, eine Jungfrau zum Beispiel, das zahle ich gut."

„Hundert Kronen fürs erste Mal, nicht?" Jarda hat sich an dieses eherne Lohngesetz erinnert, das ihm als Kind soviel Kopfzerbrechen und Schmerz bereitet hatte, und spricht es jetzt aus, um Mani Busch zu zeigen, daß er kein Neuling ist, die Taxen kennt.

„Hundert Kronen? Sie müssen für splendide Leute gearbeitet haben! Also gut: hundert Kronen, aber dann kriegt das Mädel nichts mehr. Und für jedes Mädel, das in Stellung gehen will, kriegen Sie zwanzig oder dreißig Kronen und Spesen. Ich bin täglich bis vier Uhr nachmittags zu Hause."

Das ist der Schluß der Unterredung, und Jarda sitzt wieder allein beim Bier.

Hundert Kronen waren dem Mani Busch zuviel gewesen. Soviel hatte damals die Betka bekommen und ihre Schwester, die Emmy, mindestens ebensoviel. Mani Busch, dem großen Louis, war es als Gesamtgebühr zuviel gewesen. Zehn Kronen hatte Jarda von der Frau auf dem Riegerkai erhalten, wenn er ein längst erfahrenes Mädel von der Kampa-Insel einmal zu ihr geführt hatte. Und jetzt bot ihm Mani Busch zwanzig Kronen, wenn er ein Mädel veranlassen würde, für immer in Stellung zu gehen, in ein Bordell nach Galizien oder Josefstadt zu den Soldaten. Jarda muß daran denken, wie er mit den Kellnerburschen zum ersten Male ein Freudenhaus betreten, welchen Widerwillen ihm diese aufdringlichen, verkommenen, entweibten Frauenzimmer, der ganze empörende Duft dieses Hauses eingeflößt hat. Zu einem solchen Schicksal, zu einer ewigen Verbannung in ein solches Loch sollte er seine Jugend-

freundinnen aus den Uferhäuschen bereden? Um zwanzig oder höchstens dreißig Kronen? „Sie müssen für splendide Leute gearbeitet haben“, hat Mani Busch eben gesagt. Freilich, er war immer nur mit Kavalieren zusammengekommen. Was war der von Pepik Sladky angeschwärmte Mani Busch für ein Kleinkrämer gegen die Frau auf dem Riegerkai, was für ein Schmutzian gegen die Gäste im „Stadt Budapest“ und die in seiner Wohnung!

Nein, ein Aufstieg ist es nicht, den er da durch Polizei und Spital ins Café „Brasilien“ gegangen ist.

Aber was bleibt ihm übrig? Früh wird er auf die Insel Kampa gehen. Zwanzig Kronen sind immerhin besser als nichts.

Nein. Das widert ihn an. Es gibt noch einen anderen Weg, den Weg in die Rittergasse. Er wird einmal mit seinem Vater sprechen. Sie müssen ihn vorlassen. Er wird sich nicht abweisen lassen.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Karl Duschnitz' Gedanken sind zwanzig Jahre lang eine wollüstig zergrübelnde Vergegenwärtigung der furchtbaren Katastrophe gewesen. Diese ewig gleichen Gedanken, durch die seit zwanzig Jahren sein Leben ein Sterben war, wurden in den letzten Monaten von einem anderen Gefühl zurückgedrängt, von der Angst vor dem Tod. Er hatte sich vorgenommen, seine Wohnung zu wechseln und das alte Stammhaus der Familie zu verlassen. Es war ihm unangenehm, daran zu denken, daß er in diesen Mauern sterben sollte, die er so genau kannte. Manchmal bildete er sich ein, sein Ende würde weiter hinausgerückt werden, wenn er in irgendeine fremde Gegend ziehen würde, wo ihn niemand kannte. Aber dann wieder graute es ihn, auch nur den Fuß vor die Schwelle zu setzen. Tagelang saß er schon jetzt, im Herbst, vor dem Ofen, seinen grauen abgeschabten Schlafrock um sich, auf dem Flecke von Speiseresten waren. Seit Wochen war er unrasiert. Obgleich beim Zähnebürsten und beim Kauen sein Zahnfleisch blutete, fiel ihm nicht ein, zum Zahnarzt zu gehen. Nur in das Kaffeehaus huschte er jeden Nachmittag mit vorgeneigtem Kopf und aufgeschlagenem Rockkragen zur Schachpartie. Auf diesem Wege hatte er nur bei der Bergmanns-

gasse die Fahrbahn zu überschreiten: er tat dies, indem er zunächst vorsichtig nach rechts und links schaute, ob weit und breit kein Wagen komme; dann rannte er wie gehetzt auf das jenseitige Trottoir. Er hatte Angst, starken Kaffee zu trinken, und bestellte daher im Kaffeehause nichts. Das war bekannt und wurde als Knauserei eines reichen Sonderlings bespöttelt. Er behalf sich in seinem Hause noch immer mit der alten Bedienerin, obwohl sie ihn bestahl und betrog und tyrannisierte; er hatte Angst vor fremden Gesichtern... Manchmal hielt er zu Hause den Atem an, um seine Lunge zu schonen. Er wußte, daß dies unsinnig war, aber ebenso unsinnig erschien es ihm, daß ein Mensch wie er, solange er noch denken konnte und noch leben wollte, getötet werden könne.

Nicht vor dem Sterben oder vor der Qual des Sterbens war ihm bange. Ihn graute nur von dem Gefühl, daß nichts von ihm übrigbleiben werde, wenn er sterbe. Manchmal dachte er daran, sich einäschern zu lassen, manchmal phantasierten seine Gedanken davon, daß seine Leiche einbalsamiert werden sollte. Er wäre glücklich gewesen, wenn wenigstens etwas von ihm, eine Hand oder ein Auge, den Tod hätte überdauern können, er wollte nie an den Tod denken und dachte doch immer daran. Er las jeden Tag die Zeitung, und zwar die ganze Zeitung vom Leitartikel bis zu den Annoncen. Nur die Todesanzeigen überschlug er und war unwillig, wenn er auf der Rückseite der Schachprobleme, die er seit Jahren studierte und sogar aus den Zeitungen ausschnitt, eine Parte gedruckt sah.

Oft fiel ihm sein Sohn von der Insel Kampa ein. Er begnügte sich damit, sich ihn als siebenjährigen Knaben vorzustellen, im blauen Matrosenanzug, einen Handschar in der Hand. Er wollte keinen erwachsenen Sohn haben, fünfzig Kronen im Monat waren genug als Alimente für ein Kind. Er wünschte den Sohn nicht zu sehen. Früher hatte er es nicht gewollt, weil er nicht an lockende Augen eines dirnenhaften Flößerweibes gemahnt sein wollte, und später, um sich die Illusion nicht zu zerstören, daß sein Sohn noch ein Kind sei.

Und nun las er in der Zeitung eine kurze Notiz: Eine Kellnerin, deren Namen noch ordinärer klang als Chrapot, war verurteilt worden, weil sie in ihrer Wohnung, die sie mit dem zwanzig Jahre alten Kellner Jaroslav Chrapot innehatte, Liebespaaren Unterschlupf gewährt hatte.

Karl Duschnitz starrte lange auf diesen knappen Relativsatz, der ihm soviel Botschaft über seinen Sohn brachte. „... in ihrer Wohnung, die sie mit dem zwanzig Jahre alten Kellner Jaroslav Chrapot innehatte..." Also sein Kind war kein Kind mehr. Und Kellner ist der Sohn des reichen Duschnitz geworden! Und lebt mit einer Kupplerin im Konkubinat und hilft ihr beim Gewerbe. Aber Duschnitz überraschte sich dabei, daß er gar nicht empört war. Und dann kam es wie ein kärgliches Lachen über ihn. Die Auflösung dieser Problemaufgabe hätte er eigentlich selbst finden können. Es hatte ja so kommen müssen: im Sohne hatte einfach die Sehnsucht des Vaters nach dem Weibe Erfüllung gefunden, so stark, daß die Frauen seine Sklavinnen waren, die er verkaufen konnte. Der ließ sich nicht matt machen von einer Königin. Es war des Vaters Wunsch in ihm, bereichert um die Tat. Ein Erbe jener Stunde, in der einmal, lange ist es vorbei, auch über Karl Duschnitz eine Tat gekommen war und eine Frau. Freilich, um des Gelderwerbes willen hätte sein Sohn sein Verfügungsrecht über die Frauen nicht ausüben sollen. Das sollte anders sein. Aber was hätte der Junge tun sollen, wenn ihm sein eigner Vater kein Geld gegeben, ihn sichtlich ungern gesehen und ihn mit lächerlich kleinen Alimenten abgespeist hatte, wenn er überhaupt nicht vorgelassen wurde?

Warum hatte er seinen Sohn eigentlich gehaßt und gefürchtet? Gehaßt, weil in ihm die Stunde leben sollte, da sich Karl Duschnitz selbst seine Lebenshoffnung vernichtet und beispiellosen Undank gesät hatte, gefürchtet, weil er von ihm die Zerstörung des Eheglücks der Chrapot und eine Rache erwartet hatte. All das war falsch gewesen.

In dem Sohne lebte nur das Zugreifen, zu dem sich sein wirklicher Vater damals aufgerafft hatte, lebte der Leichtsinn der Mutter, die sich dem Fremden von ungefähr hingegeben hatte. Und mit dem Kinde des Zufalls war gewiß das Glück bei den Flößersleuten eingekehrt. Selbstverständlich. Wäre der Junge in seiner Knabenzeit mißhandelt und eingeschüchtert worden, so hätte er nicht mit zwanzig Jahren die Lebenskraft, sich aus eigenen Mitteln mit der Geliebten eine Wohnung zu nehmen, Männer und Frauen zum Stelldichein zu organisieren. Weshalb hätte Karl Duschnitz die Rache fürchten sollen? Sie alle konnten ihm nur dankbar sein, Vater, Mutter, Sohn. Diese gemeine Flößersfrau hat einfach gelogen, als sie sagte, ihr Mann

könne das Kind nicht leiden. Die würde das nicht einmal beachten, wenn es wahr wäre. Und ich habe ihr das zwanzig Jahre geglaubt, dieser Lügnerin und Dirne. Wahrscheinlich ist der Junge ihr nachgeraten. Nein. Er haßt sie gewiß. Sie hat ihn gewiß von zu Hause fortgetrieben. Und deshalb ist er zu einer Kellnerin gezogen, einer Dvořak, einer Kellnerin, einer Kupplerin.

Und plötzlich tat sein Sohn ihm leid. Was wäre sein Sohn geworden mit einer anderen Mutter! Sein Sohn hätte bei der Kavallerie dienen müssen, und die Kellner wären um ihn gekrochen und hätten ihm die Schuhe geputzt. Sein Sohn hätte bei ihm gesessen und hätte mit ihm Schach gespielt. Im Grunde war sein Sohn ein ebensolcher Feigling wie er selbst. Er kam, klopfte an, und die Haushälterin warf ihn hinaus. Und er selbst, der Karl Duschnitz, bestellte sich eben bei derselben Haushälterin Mohnbuchten, und sie kochte sie ihm nicht, weil sie ihr zu ordinär waren. Aber er würde das jetzt ganz anders anfangen! Noch war er nicht bei dem alten Eisen, noch stand er nicht auf der vorletzten Seite der Zeitung mit einer schwarzumränderten Todesanzeige. Er brauchte seine Leiche nicht einbalsamieren zu lassen, sein Auge und seine Hand brauchten ihn nicht zu überleben, keineswegs war er der letzte Duschnitz. Er hatte noch einen Sohn.

Er stand auf und wollte fortgehen. Zu seinem Kind. Er hatte sich zwar lange Zeit gelassen, aber das Kind sollte nichts an ihm verlieren. Er wollte schon alles gutmachen. Er wollte ihn zum Universalerben einsetzen, ihn adoptieren, ihn gleich zu sich nehmen.

Wo sollte er ihn finden? Auf der Kampa, in jener elenden feuchten Bude, die nie austrocknete, auf deren Balkonen sich rote Bettwäsche herumtrieb, wo Duschnitz selbst die große Katastrophe seines Lebens erfahren hatte? Übrigens wohnte sein Sohn gar nicht mehr dort. Er hatte mit einer verurteilten Kupplerin eine Wohnung inne. Das stand sogar in der Zeitung.

Sein Name mußte bei der Polizei zu erfahren sein. Freilich, dort wohl. Aber er, Karl Duschnitz, konnte sich doch nicht bei der Kriminalpolizei nach der Adresse seines Sohnes erkundigen, nach der Adresse eines Menschen, der mit einer Kupplerin wohnte... Und schließlich hatte es Zeit. Das nächste Mal wird ihn die Haushälterin nicht hinauswerfen, ich werde ihr schon zeigen! Bin ich der Herr?

Und jetzt, seit dieser Zeitungsnotiz, dachte Duschnitz nicht mehr an den Tod. Er dachte nur daran, daß sein Sohn jetzt kommen werde. Er war davon überzeugt, daß sein Sohn jetzt kommen werde, daß die Notiz nur eine Ankündigung dessen sei. Wird er ganze Stiefel an den Füßen haben, wird er zu Mittag gegessen haben? Duschnitz ließ durch die Haushälterin etwas vom Mittagessen aufheben. Aber am Abend des vierten Tages kam die Haushälterin und fragte, wozu sie immer das Essen aufheben solle. Und da begann Duschnitz zu zweifeln, ob sein Sohn überhaupt kommen werde...

„Der Mensch ist wieder da."

Die Haushälterin sieht, wie Karl Duschnitz blaß wird. Er hätte sich doch eigentlich auf den Besuch vorbereiten, sich klarmachen sollen, was er seinem Sohne zu sagen habe. Was will der Sohn der Flößersfrau eigentlich hier in dem Patrizierhaus? Hier in dem Zimmer, wo schon jahrzehntelang kein Fremder eingetreten ist, bei Duschnitz, der überhaupt kein fremdes Gesicht zu ertragen vermag. Ja, es ist doch kein Fremder, es ist doch sein Sohn, den er so sehnlich herbeiwünscht.

Die Haushälterin wartet auf seine Antwort.

„Lassen Sie ihn hereinkommen, den Herrn."

„Guten Tag."

Jarda ist bei der Türe stehengeblieben. Er sieht den Herrn, der so verwahrlost und alt geworden in der Mitte des Zimmers steht und sein Vater ist. Wie er ihn anschaut, wie einen Eindringling, wie einen Mörder! So entsetzt hat er ihn schon einmal angeschaut, als er, ein ganz kleines Kind, ein stumpfes Papiermesser in der Hand schwang. Warum hat der solche Angst vor ihm, warum ist der solch ein Feigling?

Auch Karl Duschnitz denkt daran, daß dieser Mensch, der da plötzlich in seine Einsamkeit dringt, schon als Kind hier einen Handschar drohend in der Hand schwang. Und er ist mit diesem Menschen, der mit den Gerichten in Konflikt war, allein in seinem Zimmer. Mit der Mutter dieses Burschen, mit dieser berechnenden Dirne, ist er auch einmal allein in einem Zimmer gewesen, und es war unheilvoll.

Duschnitz schaut auf die Stiefel des Eingetretenen. Es sind Halbschuhe mit Lackspitzen, stark zersprungen, aber es sind Lackschuhe. Wenn er lieber anständige Stiefel trüge, der Bursch da.

Dem Jarda fällt ein, daß der Herr, der ihn seit Kindertagen nicht gesehen hat und so scheu mustert, gar nicht wisse, wer er ist.

„Ich bin Jaroslav..."

Herr Duschnitz hat abgewinkt. Er wisse schon. „Ich habe auch von Ihnen gelesen, in der Zeitung war etwas über Sie."

Jarda erschrickt. Also auch sein Vater weiß schon, was er für ein Mensch ist. Und der erste Satz, den er in seinem Leben zum Sohne spricht, ist ein Vorwurf. Nun ja, er weiß ja sonst nichts über den Sohn. Jarda sagt sich, daß er das nicht übelnehmen dürfe.

„Ich war aber nicht bei Gericht. Ich hatte nichts mit der Sache zu tun. Ich war immer in Stellung."

„Sie waren? Also sind Sie nicht mehr?"

„Jetzt nicht. Ich..." Jarda denkt nach, wie er das motivieren solle.

„Sie haben wohl Ihre Stellung verloren? Wegen dieser Affäre, nicht?" Karl Duschnitz möchte in diese Fragen ein Bedauern legen, ein wohlwollendes Interesse, aber er kann es nicht. Jarda kommt es vor, als wäre er wieder beim Kommissär und würde verhört.

„Nein, nein. Ich war krank, ein wenig krank."

„Krank?" Mit beispiellosem Schrecken stößt es Duschnitz hervor, und sein Mund bleibt offen, als wäre das Wort zwischen den Lippen erstarrt. Alle Todesängste werden wieder wach in ihm. Vor ansteckenden Krankheiten hat es ihn immer geekelt, sie hat er gefürchtet wie nichts auf der Welt. Und nun steht ein Mensch da, mitten in seinem eigenen Zimmer, und ist krank. Plötzlich spürt Duschnitz, daß der Bursche gräßlich nach Jodoform stinkt.

„Sie kommen wohl erst aus der Behandlung?"

„Ja, aus dem Spital."

„Was hat Ihnen gefehlt?"

„Zweites Stadium."

„Das ist Syphilis, nicht?"

Jarda bejaht. Wie dieser alte Kren das Wort „Syphilis" ausgesprochen hat, als ob er sich schon vom Aussprechen die Zunge anstecken könnte! Wie er von mir abrückt! Na, na! Wie verstört er ist, er fürchtet wahrscheinlich, daß seine Möbel morgen Ausschlag haben werden. Wie er mich ansieht! Hätte er mir

fünfzig Kronen gegeben, hätte ich nicht zur Ilonka gehen müssen. Wie er mich ansieht, der alte Kracher! Er ekelt sich vor mir. Er soll sich seinen Schlafrock anschauen, ganz speckig ist der. Und seinen Bart. Der hat Geld wie Heu und nichts zu tun, der könnte doch wenigstens anständig aussehen.

Duschnitz fühlt, daß seiner Furcht und seinem Ekel der Haß des Burschen entgegentritt. Und ängstlich erregt schreit er: „Was schauen Sie mich so an? Was wollen Sie eigentlich?"

„Was ich will? Geld will ich! Sie sollen mir etwas Geld geben."

„Ich habe Ihnen doch in diesem Monat schon Geld geschickt."

„Fünfzig Kronen! Davon soll die ganze Familie leben!"

„Arbeiten Sie, wie jeder anständige Mensch."

„Ein kranker Mensch kann nicht arbeiten. Ich sage Ihnen doch, daß ich krank war."

„Sie sind noch krank, diese Krankheit ist unheilbar. Sie sind verseucht. Ihnen ist nicht mehr zu helfen. Sie sind selbst schuld daran."

„Natürlich, Sie haben das nicht notwendig gehabt. Mein Vater hat Sie nach Hause getragen, und Sie . . ."

Die Haushälterin ist ins Zimmer getreten. Sie ist gekommen, weil sie Streit gehört hat, aber sie hält die Abendzeitung in der Hand. Sie bleibt halb neugierig, halb entschlossen in der Tür stehen.

„Was wollen Sie?" fragt Duschnitz erregt und zerstreut die Frau.

„Das Abendblatt ist hier."

„Geben Sie es her." Zu Jarda: „Sie können jetzt gehen."

In Jarda zuckt es. Er möchte diesem Schuft von Vater einen Faustschlag in das Gesicht versetzen. Aber er wirft dem Alten nur einen haßerfüllten Blick zu und geht.

Karl Duschnitz schaut ihm blaß nach. Und da er den Schritt seines Sohnes nicht mehr hört, da er wieder allein in seinem Zimmer ist, erwacht wieder die Regung für diesen Sohn, für das einzige, was ihn überleben soll.

Warum hat er ihn schlecht behandelt! Weil er krank ist? Tausende Menschen haben diese Krankheit. Hätte ich ihm früher geholfen, hätte er ein anderes Leben führen können und sich nicht das Blut vergiften müssen. Aber es ist noch nicht zu spät. Ich werde ihm helfen, ein neues Leben zu beginnen. Gleich morgen werde ich an die Chrapot schreiben, daß sie ihren Sohn

herschicken soll, daß ich ihm helfen will. Und wenn er herkommt, werde ich ihn fragen, was er anfangen wolle, und werde ihm Geld geben, soviel er zu einem neuen Berufe braucht; und ich werde ihm sagen, daß ihm nach meinem Tode alles gehört, was mir gehört. Und ich werde ihm die Hand reichen, obwohl er krank ist, und werde ihm sagen: Mein Sohn!

Ja, ich werde morgen der Chrapot schreiben, ich schwöre es, daß ich ihr morgen schreiben werde.

SECHZEHNTES KAPITEL

Es ist Sonntag vormittag. Da Jarda die Karlsbrücke betritt, vergißt er den Konflikt, den er eben in der Rittergasse gehabt hat und der ihn bisher auf dem ganzen Wege vor Wut erzittern ließ. Jetzt aber schaut er im Gehen immerfort über die Brüstung der Brücke hinunter auf die Insel Kampa, sein Reich, das er nun schon lange, lange nicht gesehen hat. Eine Gruppe von Burschen steht am Ufer, in Sonntagskleidern, sprechend. Er ruft ihnen von der Brücke hinab einen Gruß zu, der erwidert wird. Eigentlich nicht sehr herzlich erwidert wird, denkt er, während er die Stiegen bei der Rolandstatue von der Brücke hinuntergeht. Ach Gott, das ist Einbildung, weil er eben schlecht aufgelegt ist. Gleichwohl: ein Jubelruf war es nicht, der ihm geantwortet hat. Und bei überraschender Heimkehr nach so langer Abwesenheit hätte ihm, Jaroslav Chrapot, doch wohl ein freudiger Zuruf gebührt. Es scheint ja, daß auch der hinkende Adalbert bei der Gruppe stand. Der hinkende Adalbert, sein opferfreudigster Anhänger, und er verdankt dem Jarda sein Mädel. Der hätte doch... Ja, es ist der hinkende Adalbert. Aber die Burschen schauen sich gar nicht nach Jarda um. Sie sprechen ruhig miteinander. Forciert ruhig, merkt er. Hie und da schaut einer verstohlen auf ihn. Krens! Alle. Weil einer im Spital war, verachten sie ihn. Narren; das kann jedem passieren! Aber ein Trottel holt sich die Krankheit unbewußt, von einer vermeintlichen Prinzessin. Gut, Jarda schaut sich auch nicht nach ihnen um; mit einem maliziösen Lächeln geht er vorbei. Aber, daß der hinkende Adalbert... Einer pfeift etwas. Was pfeift er denn? Ja, das soll das Zuhälterlied sein. Jarda dreht sich um, er möchte auf den Pfeifenden zuspringen, ihm einen Schlag versetzen. Aber er ruft

den Burschen nur zu: „Krens seid ihr alle miteinander!“ Die wollen ihn mit dem „Pasaci-Lied“ uzen; die verstehen ebensowenig, was ein Zuhälter ist, wie die Kellnerburschen, von denen er zum ersten Mal das Lied gehört hat.

Die Toni Doležalova kommt ihm in der Traubengasse entgegen und will, ihn erschrocken erkennend, rasch an ihm vorbei. „Toni“, ruft er sie an, „ich will dich nur etwas fragen.“ – „Ich habe keine Zeit“; scheu sieht sie sich um, ob nicht jemand gehört habe, daß sie dem Jaroslav Chrapot vier Worte geantwortet hat.

Schon ist sie weg, und von der Mühle am Čertovka-Arm steigt dem Jarda der Dampf in den Hals, vom Umschlagsplatz her ein widriger Geruch von Teer und Harz. Ganz schlecht wird ihm davon. Er muß sich an die Wand stützen. Hm, noch nicht ganz auskuriert. Der Doktor hat gesagt, daß er noch einmal in der Woche ins Ambulatorium kommen soll, um sich untersuchen zu lassen. Jarda war es nicht eingefallen, daß er das wirklich tun werde. Aber er wird doch hingehen müssen. So schlecht ist ihm.

Der alte Chrapot knurrt nur einen knappen Ton, da sein Sohn ins Zimmer tritt, und schaut ihn neugierig an. Auch die Mutter nickt nur, aber sie ist keine, die lange zu schweigen vermag, wenn sie etwas zu sagen hat. „Wir übersiedeln.“

„Übersiedeln? Und wohin?“

„Nach Zeichov.“

„Weg von der Kampa?“

Dem Jarda ist es nicht eingefallen, daß man von der Insel Kampa übersiedeln könne. Er war oft lange nicht heimgekommen, gewiß. Aber er und die Seinen gehörten doch her, hier war er geboren, hier hatte er gespielt, geherrscht, hier war er in die Schule gegangen, hier war er doch immer zu Hause gewesen. Daß es nicht mehr das Alte war, hatte er jetzt schon arg bemerkt, als er an den Burschen vorbeigegangen war und als ihm die Toni Doležalova auswich. Aber übersiedeln, ganz wegziehen, für immer! „Und warum?“

„Ich bitte dich, frage noch! Du fragst noch!“

Also fragt er nicht mehr. Die Mutter rückt ja selbst mit der Sprache heraus: „Nicht mehr auf die Gasse habe ich gehen können in den letzten Tagen. In der Altstadt habe ich Gemüse und Fleisch einkaufen müssen. Überall habe ich mich anschauen lassen müssen, als ob ich selbst eine alte Kupplerin wäre. Die alte Hejl hat mir ja auch so etwas ins Gesicht gesagt.“

„Die alte Hejl? Hätte ich der Luise nicht geholfen, wäre die ganze Familie verhungert."

„Wären sie halt verhungert! Wer hat dir geschafft, ihr zu helfen? Glaubst du, jemand wird dir dankbar sein? Vorige Woche war ich beim Robert Malik – er ist schon verheiratet mit der Ružena Rec – und wollte, er soll mir wieder ein Buch für dich borgen. Rundweg abgeschlagen hat er mir's und hat gesagt, die Bücher, die er dir geliehen hat, kannst du dir auch behalten. Er will mit dir nichts mehr zu tun haben. Und wie ich ihm gehörig geantwortet habe, hat er sich noch das Maul zerrissen, daß er sich schäme, seine Frau durch einen solchen Zuhälter kennengelernt zu haben. Eine solche Wut habe ich gehabt, daß ich gar nicht mehr zu dir ins Spital gegangen bin. Die Eltern der Mädel, die im Hradschiner Besserungsheim sind, die wollten..."

Jarda hört gar nicht mehr zu. Also die Hejlischen auch und Robert Malik auch. Und früher der hinkende Adalbert. Also alle. Das waren seine besten Werke gewesen. Aus Uneigennützigkeit, aus Freundschaft, aus Mitleid hat er diese Menschen gekuppelt, hat sie gerettet, glücklich gemacht.

Auch sie hassen ihn nun, ignorieren ihn, da er an ihnen vorübergeht. Wollen sich nicht einmal etwas zurückgeben lassen, das sie ihm geliehen hatten – lieber Schaden, als mit einem Zuhälter etwas zu tun zu haben. Beschimpfen seine Mutter.

Und heute war Jarda ja hergekommen, nicht mehr um die Mädel für ein paar Minuten mit splendiden Herren zusammenzubringen, sondern um sie zu bewegen, sich von Mani Busch für ewig irgendwohin in ein galizisches Soldatenbordell verkuppeln zu lassen. Heute wollte Jarda nicht aus Selbstlosigkeit, nicht aus Mitleid, nicht zum Spaß – sondern um zwanzig, dreißig Kronen zu verdienen...

Wie würde es auf der Insel gegen ihn gären, wenn man das wüßte. Man hätte wohl ihn, die Mutter und den Vater erschlagen.

Jarda hätte auch die Macht nicht mehr, keinen Einfluß auf ein Mädel. Er ist hier der erste gewesen, jetzt ist er der letzte.

Frau Chrapot ist noch lange nicht fertig mit ihren Berichten: „Die Dvořakischen wohnen auch nicht mehr auf der Insel Kampa. Die mußten fort. Die hatten erst recht Krawalle. Der

Kaufmann hat ihnen nicht verkaufen wollen. In Holleschowitz wohnen sie, glaub ich, jetzt."

So, die Dvořakischen wohnen auch nicht mehr hier. Jarda stiert durch das Fenster aufs Wasser hinaus. Das ist ein Floß, nicht? Er kann es nicht genau unterscheiden, über seinen Augen sind matte Schleier gehängt. Oder es lagert so dichter Nebel über der Moldau. Es kann kein Floß sein, heute ist Sonntag, da fährt man nicht aus dem Floßhafen ab. Es könnten höchstens Böhmerwaldflößer sein, die machen keinen Halt auf ihrer Tour. Ein merkwürdiges Floß. Es sieht so aus, als ob Häuser darauf wären, kleine, mörtellose Häuser, und eine Mühle und eine Allee mit Lindenlaub. Das ist ja die Insel Kampa. Die Flößer haben ihn gesehen, und hastig bohren sie die Staken in den Flußgrund. Sie wollen nur fort von ihm, möglichst rasch. Herrgott, sie fahren zu schnell. Sie werden jetzt an den Prellbock bei der Altstädter Schleuse auffahren und zerschellen. Nein, sie zerschellen nicht. Sie sausen durch die Schleuse, und Jarda sieht sie nicht mehr. Die fahren jetzt ruhig weiter, aber Jarda sieht sie nicht mehr, fort ist die Insel Kampa... Unsinn. Es war ein ganz gewöhnliches Floß. Und die Flößer haben ihn natürlich gar nicht erkannt. Alles Einbildung.

Dem Jarda fällt die kleine Luise Hejl ein. Sie hat sich ein Gesundheitsbüchel von der Sittenpolizei ausstellen lassen, aber sie ist ein braves Mädel. Die einzige, die er je gerne gehabt hat. Plötzlich weiß er es. Ja, er hat sie gerne gehabt.

„Kommt die Luise Hejl manchmal auf die Kampa?" fragt er die Mutter.

„Die ist Straßenmädel. Neulich war sie hier. Da hatte sie ihr Zuhälter so heftig mit dem Kleiderstock geschlagen, daß er ihr die Nase entzweigebrochen hat. Ganz blutig und geschwollen und weinend ist sie nach Hause gekommen, aber die alte Hejl hat sie hinausgewiesen. ‚Eine Dirne darf mir nicht in die Wohnung', hat sie noch geschrien, als die Luise schon längst weg war."

Da wird in Jarda ein Gefühl, als ob in seine Augen Blut ströme. Nur zweimal in seinem Leben hatte er sich um einer Frau willen gegrämt. Das erste Mal, als Betka in das Hotel ging und er sich unten am Wasser vor Schmerz erbrach. Aber damals war er ein Kind gewesen, er hatte sich bloß aus verletzter Eitelkeit gekränkt und vor etwas Unbekanntem geekelt. Das zweite Mal war es,

als Luise erhitzt, mit schweren Atemzügen zu den Kellnerburschen kam, weil es Jarda so gewollt hatte. Damals war sie schön gewesen und hatte ihm so brennend leid getan. Er hatte die Burschen, denen er sie zugeführt hatte, um sie beneidet. Warum hatte er sie also nicht von ihr losgerissen? Aus Großmannssucht, um zu zeigen, was er verschenken könne? Auch. Aber vor allem: ihm hatte die Entschlußkraft gemangelt.

Sie war so hübsch, so einfach, die kleine Luise Hejl. Nein, sie sah der Wärterin Angela im Spital doch nicht ähnlich. Die Luise hatte ein viel netteres Aussehen, ganz unschuldig. Sie trug eine so liebe Frisur. Die Luise paßte wirklich nicht zur Straßendirne. Jetzt steht sie beim Pulverturm mit den schlampigen Frauenzimmern herum, die von allen Passanten verhöhnt werden. Wenn Jarda spätnachts mit seinen Kollegen aus dem Hotel „Stadt Budapest" gegangen war, hatten sie auch die Weiber irgendwie geuzt. Dort geht jetzt also auch die Luise Hejl umher, und das Geld, das sie verdient, darf sie nicht mehr nach Hause tragen. Das kriegt ihr Zuhälter. Ein roher Kerl, der den Kleiderstock gegen sie wirft und ihr das Nasenbein zerschlägt. Die arme, liebe, hübsche Luise! Er möchte seine Hände auf ihre Haarsträhnen schmiegen und die kleine Luise sanft an sich ziehen, für immer. Es geht nicht mehr, es ist alles vorbei.

In ihm wird eine Liebe geboren, in dem Augenblick, da sie stirbt. Noch immer ist es ihm, als ob in seinen Augen Blut wäre. Frau Chrapot spricht noch von den Zuständen auf der Insel, eben hält sie bei den Schikanen, die die Dvořaks zu erdulden hatten, bevor sie übersiedelten.

„Und du? Was wirst du jetzt anfangen?" Jarda schreckt auf: „Ich habe etwas in Aussicht."

„Für wann?" forscht die Flößerfrau eindringlich. Sie mag es nicht haben, daß ihr Sohn zu Hause umherlungere, sie wieder von Tag zu Tag vertröste.

„Für morgen schon." Er lügt. Aber nur jetzt keine Beschimpfungen, Mahnungen, Drohungen. Eben schwamm ihm ja die Insel Kampa davon. Für immer. Und die Liebe starb.

„Was hast du für eine Stellung in Aussicht?"

„Das werde ich dir erst morgen sagen."

Was soll er nun wirklich anfangen? Er weiß es nicht. Im Spital hatte er sich mit einer lohnenden Anstellung bei Mani Busch vertröstet. Damit ist es nichts. Für lumpige paar Kronen den

Mädchen aufzulauern, sie zu betrügen und zu vernichten, und selbst in der schmierigen Luft des Café „Brasilien" amtieren zu müssen.

Ins Hotel „Stadt Budapest" zurück will er nicht, zu seinen sauberen Kollegen, die sich die ganzen Wochen nicht an ihn erinnert, ihm nicht einmal eine Ansichtskarte aus Selz ins Spital gesandt haben, obwohl er ihnen ein so treuer Kumpan gewesen war. Sie hatten sich einfach gefürchtet, es könnte zutage treten, daß sie mit einem polizeibekannten Kuppler in Beziehung seien. Man würde ihn auch gar nicht mehr annehmen, man wußte ja, daß die Polizei ihn geholt hatte, daß er angesteckt ins Spital gebracht worden war.

Und von neuem anfangen, als Kellner, das geht auch nicht. Er hat nicht einmal einen Frack mehr, und die paar Kronen, die er verdienen würde, müßte er ganz auf Abzahlung für einen solchen verwenden. Dabei könnte es jeden Tag zutage treten, daß er auf der Polizei photographiert, registriert und bestraft sei und daß er Syphilis habe.

Und wenn die Betka aus dem Arbeitshaus kommt, wird sie wollen, ich soll ihr wieder den Zuhälter machen. Sie wird sagen: „Du hast mich bewogen, aus dem Elternhaus fortzuziehen, hast mich ins Café ‚Rokoko' gebracht, mit mir die Wohnung gemietet, mir aufgetragen, daß ich meine Freundinnen von der Insel holen und mir Herren einladen soll. Ich habe dich nicht in die Affäre hineingezogen, obwohl ich ins Kriminal gekommen bin und ins Arbeitshaus – und nun willst du dich nicht mehr um mich kümmern?"

Darauf könnte Jarda wirklich nicht antworten. Am besten, wenn er wegfahren würde, nach Wien, nach Dresden, nach Berlin. Irgendwohin. Er spricht ja deutsch, die Welt steht ihm offen.

Aber woher das Geld nehmen zur Reise, zum Aufenthalt, bevor man eine Stellung findet!

Der alte Duschnitz, dieser geizige Schuft, wie er ihn hinausgeworfen hat! Eigentlich müßte ihm Jarda etwas wegnehmen. Im Notfalle – mit – Gewalt... Verdienen würde er es zehnmal, dieser Schuft. Mit – Gewalt...? Warum nicht! Gibt es denn nur in den Kriminalgeschichten gescheite Kerle? Sogar diesem Raskolnikow ist es ganz spielend geglückt, die zwei Weiber zu erschlagen, zu berauben und zu entfliehen, obwohl gerade zwei

Besucher kamen, während er in der Wohnung war. Und zum Herrn Duschnitz kommt kein Besucher. Und wenn man selbst den Jarda erwischen würde? Was hat er zu verlieren! Krank ist er, unheilbar krank, photographiert, unheilbar photographiert. Und er hat doch immer selbst gewünscht, vor Gericht zu stehen und den Herren zu sagen, man habe ihn verseucht, verhaftet, eingesperrt, geächtet, obwohl er nie etwas Schlechtes getan, allen Leuten nur Gutes. Was bleibt ihm übrig als ein solcher Entschluß! Und den Burschen hier von der Insel Kampa, die ihn heute ignoriert und mit dem Zuhälterlied gehöhnt haben, denen würde er schon imponieren. Wie haben die ihm zugehört, wenn er ihnen erzählte, was in den Malikschen Heften stand, wie haben alle begeistert die Taten des erdichteten Mörders durchgesprochen! Ja, ein Mörder ist doch etwas anderes als ein Zuhälter. Das habt ihr dem Jaroslav Chrapot nicht zugetraut, was?

Ach was, gar nichts wird er machen, niemandem würde er imponieren. Er kennt sich doch. Er ist ja noch viel feiger als der Raskolnikow. Er schwatzt nur und tut gar nichts. Warum hat er heute früh nicht dem Burschen ein paar Ohrfeigen gegeben, der das Zuhälterlied gepfiffen hat! Der kleine Kerl im Café „Brasilien“, viel kleiner war er als Jarda, der ist gleich auf den Mann zugesprungen, der den Kragen gelüpft hatte. Das ist doch ein Mensch! Den Jarda aber hat er im Café „Brasilien“ nur angewidert. „Ein Raufbold!“ So wie ihn gestern der Bursch angewidert hatte, der mit seinem Mädel in den Žižka-Anlagen zärtlich tat. Warum? Das sind Menschen, die Gefühle und Absichten haben und sie zum Ausdruck bringen. Jarda hat auch Gefühle, hat auch Absichten, aber er kann sie nur durchdenken, nur mit sich selbst besprechen.

Na ja, eine solche Sache läßt sich doch nicht übers Knie brechen. Das muß überlegt sein, ein Plan gemacht, sorgfältig durchdacht, das ist doch keine Kleinigkeit.

Jarda lacht sich selbst ironisch ins Gesicht. Er hatte es ja gewußt: Plan machen, überlegen, sorgfältig durchdenken, wieder einen Plan und wieder überlegen. Ja. Darin ist er groß. Aber etwas auszuführen? Zur Tat kommt es nicht. Das war auch ein solcher Plan gewesen, dem Jungen, der ihn früh mit dem Zuhälterlied gehöhnt hatte, einen Hieb zu geben. Und was hat Jarda getan? Einen albernen Zuruf.

Plan. Wozu ein Plan? Herr Duschnitz ist allein in seinem Zimmer. Die Küche, in der die Wirtschafterin wohnt, liegt auf der anderen Seite der Pawlatsche. Links von der Türe steht das Bett und daneben das Nachttischchen. Im Nachttischchen sind die Kassenschlüssel, das weiß Jarda noch aus seiner Kinderzeit her. Seine Augen hatten ja schon damals gierig den fremden Herrn verfolgt, als er vom Fenster zum Nachttischchen gegangen war, die Schlüssel herausgenommen und dann die Kasse geöffnet hatte, um dieser die Uhr zu entnehmen. Rechts steht die Kasse. Durchs Fenster kann man auf die Straße hinausklettern. Die Wohnung liegt ja im ersten Stock, ganz niedrig, lauter Zieraten sind über dem Portal und unter den Fenstern und – wenn sich Jarda recht entsinnt – auch große Firmenschilder. An denen kann man sich leicht hinunterlassen. Die Rittergasse ist ja bei Nacht ganz menschenleer. Es ist leichter hinauszukommen als hinein. Ach was, er wird einfach in das Haus hineingehen und sich auf dem Boden oder auf der Pawlatsche verstecken, bis abends das Tor versperrt wird und Herr Duschnitz zu Bett gegangen ist. Dann kann man von der Loggia aus in die Wohnung kriechen. Ein richtiges Versteck wird er schon ausfindig machen. Wenn ihm jemand im Hause begegnet, wird er einfach sagen, er gehe zu Herrn Duschnitz, er sei ein alter Bekannter: „Sagen Sie Herrn Duschnitz nur, der Jaroslav Chrapot von der Insel Kampa möchte ihn dringend sprechen." Herr Duschnitz wird schon bestätigen, daß er Jarda kenne. Freilich, vorlassen wird er ihn nicht mehr.

Was aber, wenn der alte Duschnitz aufwacht, während Jarda die Schublade des Nachttischchens öffnet und die Schlüssel herausnimmt? Er muß nicht aufwachen. Jarda wird in seinem Versteck Filzpantoffel anziehen, die er im Krankenhaus getragen hat, da kann ihn niemand hören, wenn er durch das Fenster steigt und über das Parkett schleicht. Na, solche Leute haben einen dünnen Schlaf. Er macht ja gar nichts während des ganzen Tages, er sitzt im Schlafrock beim Fenster, da kann er nachts nicht müde sein, kann nicht fest schlafen. Hm, das ist zu bedenken.

Was ist da zu bedenken! Natürlich, schon hat Jarda gehofft, mit einem gewöhnlichen Diebstahl davonzukommen. Hatte er sich nicht fest vorgenommen: mit – Gewalt? Imponieren hat er der Insel Kampa wollen. Und jetzt fängt er schon an, zu bremsen,

zu vermindern. Bald wird von der ganzen Absicht nichts mehr übrig sein.

Es ist doch besser, der Alte erwacht, solange Jarda noch beim Nachtkastel steht. Da kann er ihn gleich still machen, bevor er noch um Hilfe schreit. Wenn Herr Duschnitz erst erwacht, wenn sich Jarda an der Kasse zu schaffen macht, dann ist es schon viel schwieriger – bevor Jarda bemerkt, daß er aufgewacht ist und auf ihn zuspringen will, kann er schon das ganze Haus alarmiert haben. Am besten wäre freilich, wenn er überhaupt nicht aufwachen würde. Ja. So muß man es machen. Während er schläft...

Die Holzhacke vom Vater könnte er gleich mitnehmen, die befestigt man mit einer Schlinge unter dem Rock. Ein Messer wäre eigentlich besser. Eine Hacke ist zu schwer, sie hindert beim Kriechen, für starke, rohe Leute ist so etwas, die wuchtig darauf losschlagen können; auch spritzt das Blut bei einem Beilhieb zu weit umher. Blutflecken würden einen schnell verraten. Gegen einen schlafenden Menschen genügt ein Messer; das stößt man ihm einfach in den Hals.

Und mit dem nächsten Zug fährt man weg. Gleichgültig wohin. Man hat ja Geld und spricht deutsch.

Die Mutter hat scharfe Küchenmesser genug. Nicht einmal sie würde gleich bemerken, daß ihr eins fehlt. Und wie sich das bequem in die Tasche stecken läßt.

Jarda muß lachen. Da trägt er schon das Messer im Rock, als ob er wirklich einen Mord begehen werde. Natürlich werde er gar nichts tun, er schwatze ja nur. Aber es regt so angenehm an, einen solchen Plan auch nur durchzudenken, das Herz klopft vor Aufregung. – Es ist doch etwas anderes, als bloß Kriminalgeschichten zu lesen.

Wenn ihr wüßtet, was ich vorhabe, denkt er, da er – die Arme in die Hosentaschen geschraubt – an unwillig schauenden Leuten vorbei über die Insel Kampa schlenkert, selbst das Zuhälterlied pfeifend.

SIEBZEHNTES KAPITEL

Jarda denkt nach, wie er die Zeit bis zum Abend zubringen könnte. Er hat niemanden, den er besuchen könnte, den er besuchen möchte. Nur nach Luise Hejl ist ihm bange, direkt bange. Aber er weiß nicht, wo sie wohnt. Die Emmy Dvořak

wird sicher ihre Adresse wissen. Also geht er auf die Walstatt zu Emmy Dvořak, die noch zu Bett liegt. Sie steht immer erst abends auf. „Na also, haben sie dich schon herausgelassen", empfängt sie ihn, sich mit dem Mittelfinger die Reste des Schlafes aus den Augenwinkeln reibend.

Jarda kommt nur fragen, ob sie keine Nachrichten von der Betka habe. Nein, sie habe keine Nachrichten von der Betka. Eines schönen Tages wird halt die Betka dasein.

„Deine Leute sind von der Kampa übersiedelt? Nach Holleschowitz, hör ich."

„Ja, ich war einmal bei ihnen. Aber ich gehe nicht mehr hin. Die schimpfen doch nur und wollen noch Geld dafür."

„Was macht die Luise Hejl?"

„Was soll sie machen? Auf den Strich geht sie."

„Weißt du nicht, wo sie wohnt?" Jarda wirft das so hin. Als ob die Frage nicht der Zweck seines Besuches wäre.

„Ja, irgendwo in der Tuchmachergasse mit ihrem Schamster."

„Weißt du ihre Adresse nicht?"

„Nein, die Hausnummer weiß ich nicht." Emmys Mißtrauen ist wach geworden. „Weshalb willst du denn die Adresse wissen?"

„Gott, ich möcht sie ganz gerne sprechen. Sie tut mir so leid. Ihr Lude soll ihr ja die ganze Nase zerschlagen haben, und zu Hause hat ihre Mutter sie hinausgeworfen."

„Es ist nicht so arg mit der zerschlagenen Nase, er hat sie halt anständig verprügelt. Wenn du die Luise treffen willst, sie kommt immer um neun Uhr abends ins Café „Pistalka" in der Korngasse. So gegen Mitternacht findest du sie dann beim Pulverturm. Aber nimm dich in acht: eines schönen Tages wird die Betka Knall und Fall aus Kostenblatt hier sein!"

Sie dreht sich um und rekelt sich zum Weiterschlafen.

Zu beiden Seiten der aus bunten Glasquadraten gefügten Türe des Café „Pistalka" werfen zwei violette Lampenkugeln Lichtstreifen über die Fahrbahn der Korngasse auf das jenseitige Trottoir, wo Jarda abends im Schatten steht und auf die Luise wartet.

Es sind um diese Zeit nur Kellner und Straßenmädchen, die in das Café kommen. Die meisten von der Torgasse her, wo sie aus der Elektrischen ausgestiegen sind. Ein Kellner kommt in der Droschke an. Der Wagen bleibt vor dem Café stehen, bis der

Kellner wieder herauskommt und dem befreundeten Kutscher aus einer Flasche Kognak zwei Gläschen als Gegengefälligkeit einschenkt. Der Wagen verstellt dem Jarda die Aussicht in den Eingang, und er muß sich mehr zur Seite begeben, um die glasbunte Tür im Auge behalten zu können. Mädchen huschen die Straße hinunter. Die meisten einzeln, seltener sind sie zu zweit; das sind arme Geschöpfe, die zusammen wohnen, weil sie allein nicht die Miete aufbringen. Sie können daher auch keine Gäste zu sich nach Hause nehmen und kriegen nur kleinere Taxen. (Der Herr hat ja noch die Miete für ein Stundenzimmer im Hotel auszulegen.) Manche der Mädchen trippeln schnell die Straße hinunter, manche gehen langsam mit weit ausladenden Schritten, an denen Jarda virile Neigungen erkennt. Viele haben kurze, knöchelfreie Röcke. Die meisten schlenkern mit den Hüften, haben geschnürte Taillen und unglaubwürdig große Busen, so daß die Linie ihres Körpers ein S ist. Bevor sie die Caféhaustüre aufschieben, wirft das violette Reklamelicht einen Reflex über die weißgepuderten Wangen und gibt ihnen einen unheimlichen, gespenstischen Glanz. Manche streichen sich noch das Haar zurecht, fahren mit der Puderquaste, mit dem Puderpapier über das Gesicht, glätten mit einer Handbewegung das Kleid oder richten ihren Hut, bevor sie die Tür öffnen. Eine schneuzt sich auch schnell. Eine andere kommt mit mühseligem Hinken. Jarda kennt sie, es ist die Policajtka. Man nennt sie so, weil ein Bubentscher Polizist lange ihr Maquereau war. Sie ist einmal aus dem Hotelfenster auf die Straße gesprungen, als die Polizei sie wegen eines Diebstahls holen kam, und hat sich beide Füße gebrochen.

Dort kommt die Luise. Nein, sie ist es nicht. Das Warten, die Befürchtung, sie nicht zu erkennen, hat Jaroslavs Augen und Gedanken schon so sehr mit dem Bild der Erwarteten angefüllt, daß er sie in irgendeiner andern zu sehen glaubt.

Sie wird nicht kommen, gerade heute nicht kommen, befürchtet Jarda. Und jetzt ist es etwa halb zehn Uhr und viel zu spät, um in die Rittergasse zu gehen und sich in das Duschnitzsche Haus einschließen zu lassen. So habe ich – versucht er sich zu sagen – um ihretwegen meine Absicht aufgegeben, und nun kommt sie gar nicht. Blödsinn! Ausreden! Ich hatte ja gar nicht die Absicht. Sonst würde ich hier nicht auf die Luise warten. Wozu durchaus kein Grund vorliegt.

Ein Wort des Pepik aus dem Spital schlüpft über seine Gedanken: „Manchmal dankt mir eines der Mädel gar nicht mehr auf meinen Gruß." Oder so ähnlich. Vielleicht wird auch die Luise... Na, eigentlich hätte sie allen Grund. Aber, er kann es nicht ausdenken, daß die kleine Luise sich hochfahrend von ihm abwenden sollte.

Jarda schämt sich seiner Befürchtung, schämt sich, daß er hier überhaupt im Schatten steht und auf ein dummes Ding wartet, das einmal seine Sklavin war.

Dort kommen wieder zwei Mädel. Sie sind dick. Hinter ihnen wieder eine. Und dann: Jarda spürt, wie sein Atem Hemmungen bekommt.

Er geht ein Stück in die Fahrbahn, dann ruft er: „Luise!" Sie kommt dem, der sie anruft, vom Bürgersteig zaghaft, neugierig entgegen.

„... dich Gott, Luise", begrüßt er sie.

„... dich Gott, Jarda." Sie sagt es langsam, mit einem milden Staunen, und streckt ihm die Hand hin. Sie ist etwas befangen durch das Unerwartete der Begegnung. Aber da sie spürt, daß er ihr warm die Hand drückt, wird sie wach, und sie streift sein Gesicht mit zärtlicher Neugier. „Wie geht es dir? Bist du schon draußen?"

Sein Kopf bejaht. Er freut sich, daß sie mit ihm spricht, daß sie ihm noch keinen Vorwurf gemacht hat.

„Wie kommst du hierher?"

„Ich wollte dich sprechen, Luise, ich fahre morgen fort."

„Willst du etwas von mir?"

„Nein, ich wollte dich nur ein bisserl sprechen."

Da erhebt die kleine Luise wieder so knapp, so unfreiwillig den Kopf, wie damals, als Jaroslav sie zum ersten Male zu sich gerufen hat. Als ob sie dem lieben Gott danken wollte. Und über Jarda kommt ein ungeheures, wehmütiges Glücklichsein und schwillt in ihm empor und füllt sein ganzes Wesen. Die Kampa ist nicht fortgeschwommen.

„Du willst..." Sie unterbricht sich und stellt eine andere Frage: „Die Betka ist noch in Kostenblatt, nicht?"

„Ja."

„Und schreibt ihr einander?"

Am raschen Ton der Frage merkt Jarda, weshalb sie gestellt ist. „Ach was, ich pfeife auf sie und sie auf mich."

„Du willst..." – jetzt erst vollendet sie die Frage von vorhin – „du willst mit mir gehen?"

Über Jardas Rücken- und Kopfhaut rieselt das Glück mit starkem Schauer. Soviel hatte er nicht erwartet, soviel nicht erhofft. Er sucht ihre Hand und drückt sie bewegt. Luisens Augen danken mit Inbrunst für diesen Händedruck.

„So komm!" Sie, die kleine Luise ist es, die den Jarda auffordert. Und er geht neben ihr, er geht, er schleicht nicht mehr, wie er aus dem Gefangenenhaus, durch den Žižka-Park, in das Café „Brasilien", auf die Insel Kampa und hierher in das wartende Dunkel geschlichen war. Aber auch so geht er nicht, wie die Kellner aus „Stadt Budapest" nach Zuhälterart neben ihren Mädchen gegangen waren: die Hände in die Taschen des offenen Paletots gesteckt und doch die Arme auseinandergespreizt, daß die Frauen neben ihnen ein Nichts waren.

Sie lädt ihn ein, obwohl sie weiß, daß er eben aus dem Spital kommt. Er erinnert sich, daß er vielleicht noch krank ist, daß er die Kleine... Furchtsam scheucht er den Gedanken von sich, er hat Angst, um dieses Beisammensein mit dem einzigen Menschen zu kommen, den er noch hat. Er ist ja, betont er sich ausdrücklich, als geheilt entlassen.

Verstohlen schaut er seine Begleiterin von der Seite an. Sie sieht wirklich noch so unschuldig aus, obwohl sie eine große Frisur hat, und Puder über der Mundfalte und ein Gesundheitsbüchel im Täschchen.

Während sie die Stiegen zu ihrem Zimmer hinaufsteigen und die Luft heiß aus seinem Munde geht, fällt ihm ein Kontrast ein: zwischen seinen Stimmungen von heute morgen und denen des Jetzt.

Die Falten des weißen Polsters scheinen aus dem Kopf der kleinen Luise zu strömen wie die Strahlen einer Gloriole. Wie bei einer Madonna aus dem Medaillon. Er muß sie küssen, er hat nie geküßt und drückt nun mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit seinen Mund auf ihre Stirn, auf ihre Wangen, auf ihren Hals und auf ihren Mund.

„Du hast einen Burschen?" erinnert er sich plötzlich.

„Ja, ich wohne mit ihm. Emil heißt er."

„Was ist er?"

„Er war früher Ingenieur, aber ohne Prüfungen."

„Und was macht er jetzt?"

„Er sucht sich eine Stellung, aber der Statthalter hat ihm gesagt, jetzt ist nichts frei. Er wird ihm sagen lassen, wenn etwas frei wird."

„Wo ist er bei Nacht?"

„Er sitzt im Chantant oder in irgendeinem Café bis früh."

„Und du hast ihn gerne?"

„Er muß doch bei Nacht wegbleiben, damit ich mir Gäste herbringen kann."

„Ja, natürlich. Aber hast du ihn gerne?"

„Ja, weißt du, der Emil ist ein sehr gebildeter Mensch, er hat schon die ganze Welt gesehen. Er war in Budweis und in Nachod und noch irgendwo. Ich weiß gar nicht, wo er schon überall war."

„Aber er haut dich doch?"

„Weißt du, ich verdiene es auch manchmal. Ich bin ein großes Luder. Neulich hat mich so ein Studentchen im Hippodrom gebeten, ich soll ihn mitnehmen, obwohl er kein Geld hat. Da habe ich ihn eben mitgenommen – weißt du, er hat mich so gebettelt. Sonst hätte ich es bestimmt nicht getan, das darfst du mir schon glauben. Und weil ich mit dem Studenten die ganze Nacht beisammen war, hat mich der Emil halt geprügelt. Was hätte er denn tun sollen? Du darfst nicht glauben, daß der Emil ein roher Mensch ist. Aber was hätte er anders machen sollen als mich hauen?"

Du dummes, liebes, dummes Tier. Jarda, der gestern im Žižka-Park den küssenden Burschen verachtete, muß sie küssen, immer wieder küssen.

„Da wirst du morgen auch Prügel bekommen, weil du mit mir warst und kein Geld bekommen hast?"

„Ja, wenn du bis früh bei mir bleiben willst, dann kann ich ihm kein Geld geben und kriege früh Schläge."

„Du kannst ja sagen, daß du mit einem fremden Mann warst, und wie du eingeschlafen bist, sei er weggegangen, ohne dich zu bezahlen."

„Das geht nicht. Der Emil will, ich soll mir immer vorher das Geld geben lassen."

„So kannst du ja sagen, der Mann habe dir fünf Kronen gegeben, und während du eingeschlafen warst, habe er dir das Geld wieder aus der Handtasche genommen und sei fortgegangen."

„Ja, ja, das geht. Das ist ein guter Einfall." Bewundernd blickt sie ihren Bettgenossen an, der so ungeheuer gescheit ist.

„Hast du mich gerne, Luise?"

Sie nickt eifrig.

„Hast du mich lieber als den Emil?"

Drei Sekunden Nachdenkens. „Ja."

Sachlich. Und zur Begründung hinzugefügt: „Ich kenne dich ja auch viel länger."

„Schau, Luise, möchtest du nicht lieber mit mir zusammen wohnen?"

Sie nickt ganz glückselig.

Aber da fällt ihr ein, daß sie den Jarda gar nicht allein haben könne: „Du meinst, bis die Betka herauskommt?" In ihrem Ton ist gesagt, daß sie auch zur bloßen Stellvertretung gern bereit wäre.

„Nein, für immer."

„Aber wenn die Betka aus Kostenblatt kommt?"

„Dann werfe ich sie hinaus. Was geht sie mich an? Sie ist doch an meinem ganzen Unglück schuld."

Die Luise denkt angestrengt nach, welche Umstände noch ein solches Übermaß von Glück unmöglich machen müssen. „Der Emil wird mich totschlagen", erinnert sie sich endlich.

„Wenn ich ihn nicht vorher totschlage", brüstet sich Jarda. Aber er sieht selbst ein, daß es viele große Hindernisse geben würde. In Prag kann seines Bleibens nicht sein.

„Möchtest du mit fort fahren, Luise? Nach Wien?"

„O ja. Die rote Libuscha ist auch in Wien und verdient dort viel Geld. Vor vierzehn Tagen war sie hier, da hat sie einen Fuchspelzkragen gehabt und einen Astrachanmuff und ein silbernes Handtäschchen, und sie hat auch nicht deutsch gekonnt, als sie weggefahren ist. O ja, ich möchte gleich nach Wien. Ich würde mir meine Changeantbluse einpacken, dann die blaue Moirébluse und den Pepitarock und meine schottische Mütze. Dem Emil würde ich gar nichts sagen, daß ich wegreise." Sie kichert. Das dünkt ihr eine unendlich raffinierte Idee, ihrem Zuhälter gar nicht erst anzukündigen, daß sie von ihm flüchten wolle. „Wann fahren wir, Jarda?"

„Vielleicht morgen, vielleicht übermorgen."

„Hast du eine Anstellung in Wien?"

„Nein, ich werde mir eine suchen."

„Das macht nichts. Ich werde schon für uns beide verdienen, bis du eine Stellung findest. Eine Neue verdient immer mehr als die Alten. Die rote Libuscha hat gesagt, in Wien haben die Straßenmädel mehr Schmuck als die Erzherzoginnen."

Der kleinen Luise kommt das gar nicht als Opfer vor, daß sie auf die Straße gehen werde, um ihren Geliebten zu ernähren, das scheint ihr ganz selbstverständlich. Aber davon will Jarda nichts mehr wissen, davon hat er genug. Er würde keine ruhige Sekunde haben und müßte immerfort schauernd daran denken, daß ein anderer dies keusche Gesicht an sich ziehe, daß ein anderer an ihr seine Leidenschaften stille. Er will kein Zuhälter mehr sein.

Er sagt das dem Mädel. Er erklärt der Luise, daß er von diesem ganzen Leben von Dirnen und Zuhältern genug habe. Er spricht zu ihr und merkt, daß in ihre hellblauen Augen kein Verstehen dringt. Er spricht zu ihr, wie man mit irgendeinem lieben Haustier oder mit irgendeinem leblosen Ding spricht. Eindringlich sagt er sich, zu ihr sprechend, daß er nie wirklich ein Zuhälter war. Daß ihn von Kindheit an das alles mit Ekel und Brechreiz erfüllt habe. Daß die Zuhälter kein schlimmeres Gewerbe ausüben als hunderttausend andere Menschen. Aber daß er für dieses Geschäft nicht tauge, zu wenig rücksichtslos sei, viel zu fein empfindend...

„Ja, du warst immer ein feiner Junge, das ist wahr." Luise möchte sich bemühen, ihm zu zeigen, daß sie seinen Darlegungen folge.

„Mein Engelchen, du wirst in Wien nicht mehr auf den Strich gehen, du wirst schön mit mir zusammen wohnen, wirst aufräumen und kochen, und ich werde dir Geld für die Wirtschaft geben, und wenn ich aus der Arbeit nach Hause komme, werden wir uns küssen und gerne haben."

Das versteht die Luise. In ihren hellblauen Augen ist jetzt eine unendliche Wärme des Glücks. Sie kann das alles gar nicht fassen, sie soll keine Dirne mehr sein und nicht mehr zum Polizeiarzt zur Visite gehen müssen und soll zu Hause bleiben dürfen und kochen und schlafen wie die Ružena Rec, die den Schuldiener Malik geheiratet hat. Kann es sein? Es kann doch nicht sein.

„Hast du denn soviel Geld?"

Die dumme Luise hat herausgefunden, woran es fehlt. Jarda taumelt von dem Gipfel, zu dem er hinaufgeschwärmt ist und

auf den er das kleine Mädel hinaufgezogen. Nein, er hat nicht soviel Geld. Er hat überhaupt kein Geld. Und wird es nie verdienen können. Er wird bestenfalls als Aushilfskellner Stellung finden. Davon kann kaum ein Mensch allein leben, geschweige denn zwei. Aber er muß das Geld haben, muß, muß, muß! Und er weiß, wo er es zu holen hat. In ihm wird es hart und dumpf.

Luise Hejl wartet noch immer auf Beantwortung ihrer Frage.

„Ich habe das Geld, und wenn nicht – so werde ich es mir eben beschaffen. Ich werde zuerst nach Wien fahren und dir ins Café ‚Pistalka' schreiben, wann du mir nachkommen sollst. Ich werde dir genau aufschreiben, wann die Züge abgehen und von welchem Bahnhof und wohin du mir telegrafieren sollst. Aber du darfst niemandem sagen, daß du zu mir kommst, oder überhaupt, daß du nach Wien fährst."

„Der Wanda Jirasch möchte ich es gerne sagen, das ist meine beste Freundin."

„Niemandem. Und du kommst zu mir, bis ich dir schreibe. Was du auch über mich hörst!"

„Was soll ich denn über dich hören?"

„Schwöre mir beim Leben deiner Mutter, daß du sofort zu mir kommen wirst, wenn ich dir geschrieben habe; was du auch von mir gehört haben magst."

„Ich schwöre es beim Leben meiner Mutter."

„... und meine Mutter soll eines qualvollen Todes sterben, wenn ich meinen Schwur nicht halte. Amen."

Die kleine Luise Hejl, den Kopf in die Heiligenstrahlen des zerknitterten Polsters gebettet, Zeige- und Mittelfinger erhoben, spricht erschauernd die gräßliche Schwurformel Jardas nach.

Am Morgen küßt Jarda die Augen seiner ersten wirklichen Geliebten und muß gehen, muß einem anderen Platz machen. Wie oft hat er das getan, aber nie war es wie heute.

Oh, über einen Tag vor der Tat! Da erwachen Zweifel, Aufregungen, lange Erwägungen, Befürchtungen, Angst. Und alle Überlegungen haben guten Grund. Je länger man sie im Kopf knetet, desto fester werden sie. Es ist wahr, eine solche Tat ist zu plump, zu unraffiniert, um glücken zu können. Ein Fenster klirrt, ein Glasschrank beginnt zu zittern, ein Hilferuf, oder im letzten Augenblick verliert man den Mut zum Stoß, und selbst wenn alles glücken würde und ein Toter liegt da, grünlich, verzerrt, blutig, so findet man schnell den Mörder, man faßt ihn,

Hände umklammern seine Schultern, und der Ertappte kann zwanzig Jahr im Kerker sitzen, und auf der Kampa wird sich mancher brüsten, er hätte es geschickter angefangen. Hatte man ihn nicht festgenommen und gebrandmarkt, als er noch nichts verbrochen hatte, als er nur ein Opfer war, und nun soll er selbst ein Opfer suchen, ein Verbrechen begehen, dessen Gräßlichkeit er in allen Atemzügen fühlt? Lohnt eine solche Tat der Mühe, der Aufregung und des Einsatzes? Ist nicht für das verpfuschte Leben und den verseuchten Körper der Strick das beste?

Das beste? Nein, noch lange nicht das beste. Die Kampa ist nicht die ganze Welt und Prag auch nicht. Wien ist auch nicht zu verachten. Der gute Emil wird in Prag große Augen machen und die Luise suchen. Da kann er lange suchen, bis er sie findet. Der Emil ist in Nachod gewesen und in Budweis, Jarda aber wird in Wien sein und im Prater spazierengehen. Er wird vor allem suchen, im Theaterbüfett eine Anstellung zu finden, da ist nur abends zu tun, und man bedient schöne Frauen in großen Toiletten, und bei Tag kann man spazierengehen. Dazu braucht man einen eleganten Frack – das wird das erste sein, was er sich in Wien anschaffen wird. Den Rest des Geldes wird er sich aufheben, für besondere Fälle, zum Beispiel wenn die Luise ein Kind bekommen wird. Dann wird der Herr Duschnitz ein Großpapa sein. Aber er wird es nicht erleben. Er wird ja heute sterben.

Jetzt ist nicht viel Zeit zu verlieren, nachdenken kann man nachher. Vor allem muß man jetzt hinaufgehen, den Besuch machen, von dem niemand weiß.

Da ist das Haus. Das Tor ist offen. Die Treppe ist auch noch beleuchtet. Niemand hat mich gesehen. Im Zimmer wird es wohl schon dunkel sein. Hoffentlich. Jarda wiederholt in seinen Gedanken das Wort „hoffentlich" so prägnant, daß sich seine Lippen bewegen. Er will sich das Gefühl einflößen, er wäre froh, wenn das Zimmer schon dunkel und bereit zur Tat wäre.

Links von der Türe steht das Bett und daneben das Nachttischchen, und im Nachttischchen sind die Kassenschlüssel – das ist alles. Was mache ich, wenn es im Zimmer noch hell ist? Dann muß ich mich auf der Pawlatsche verstecken und warten.

Es ist noch Licht. Es ist eigentlich besser, da habe ich noch Zeit. Nur Ruhe, nur Ruhe.

Wo soll ich mich verstecken? Auf der Pawlatsche könnte man mich vom Hofe aus sehen. Es ist am besten, ich warte auf der Bodenstiege. Wie lange kann das dauern, eine halbe Stunde, eine Stunde? Nein, ich werde nicht mehr wankend werden. Ich nicht.

Der Alte liest wahrscheinlich noch. Inzwischen kann ich mich niedersetzen und eine Zigarette rauchen. Nein, da würde man das Licht sehen. Übrigens habe ich nicht einmal eine Zigarette.

„Wer ist da?“

Herrgott! Es ist die verdammte Haushälterin. Sie hat mich doch ins Haus gehen gehört. Nicht antworten!

„Wer ist da?“

Sie läßt nicht locker. Jetzt kommt sie über die Pawlatsche mit ihrer Lampe. Ich schlage ihr die Lampe einfach aus der Hand. Was nützt mir das? Sie würde Lärm schlagen.

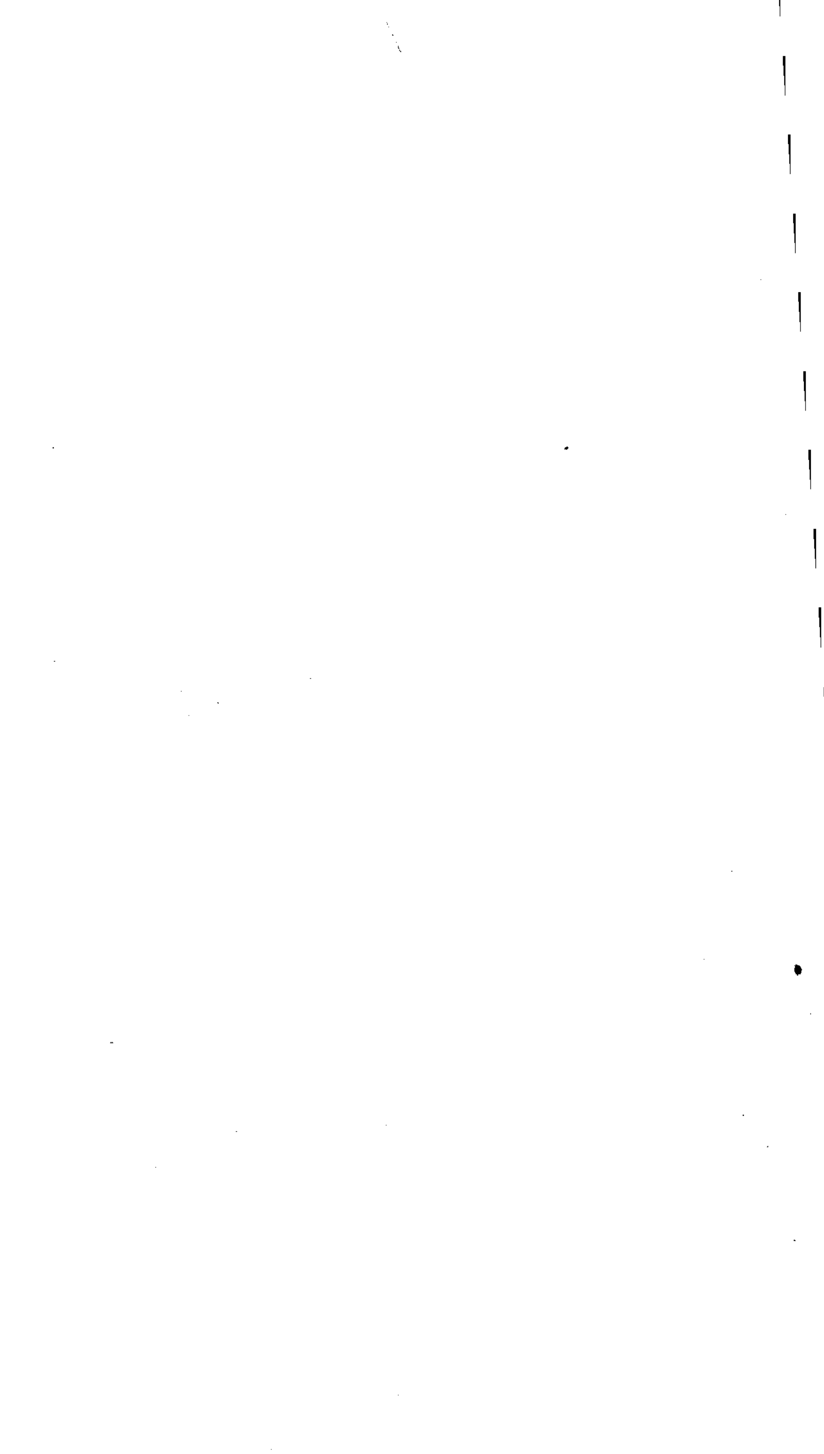
Sie kommt gerade auf die Bodentüre zu. Gleich wird sie mich entdeckt haben. Was soll ich tun? Jetzt laufe ich weg, bevor sie mir ins Gesicht leuchtet und mich erkennt.

„Haltet den Dieb! Fangt ihn!“

Als früh der Brief von Karl Duschnitz ankam, lag Jaroslav Chrapot leblos in der Flößerwohnung auf dem Tische, auf dem zwanzig Jahre vorher sein Vater gelegen hatte. Und man hatte die Hoffnung bereits aufgegeben, den Erhängten ins Leben zurückzurufen.

SCHREIB DAS AUF, KISCH!

Ein Kriegstagebuch



Der Bleistift zitterte und das Herz zitterte, als dieses Manuskript entstand, das du jetzt lesen wirst.

Du bist klüger, als der Soldat war, der all das in sein Notizbuch kritzelte – sechzehn Jahre sind vergangen, Krieg und Frieden sind vergangen mit Lehren, mit Kämpfen um die Mächte und Personen, die wir damals nicht sahen, weil wir in den Schützengraben befohlen waren und auf den Schützengraben gegenüber zu lugen hatten.

Der Herausgeber K. ist mit dem Protokollführer K. nicht mehr identisch.

Die heute erfolgreichen Kriegsbücher sind ohne Zweifel weiser. Sie stellen die Tatsachen von damals auf Grund der Erfahrungen von heute dar, auf Grund der Verhältnisse und Absichten von heute.

Vor dem Resultat sah der Krieg im Grunde überall gleich aus, in den Argonnen wie vor Saloniki, in Serbien wie in den Karpaten, vor Przemysl wie vor Verdun, 1914 wie 1918, auf der sauberen ersten Seite des Notizbuchs wie auf der blutbefleckten letzten. Kriegstagebuch wie Kriegstagebuch.

In das meinige stenographierte ich ununterbrochen. Es war nicht für den Druck gedacht, hat aber dann doch, noch während des Krieges, vergebliche Versuche unternommen, aus dem Schützengraben zu dringen, um sich hörbar zu machen. Schließlich erschien ein Teil davon, und auch das ist schon viele Jahre her, bei K. André in Prag unter dem Titel „Soldat im Prager Korps". Zur Einleitung wurde damals gesagt:

Wenn einer beim Ausheben der Deckung auf einen verdutzten Maulwurf stieß, so lachte er: „Schreib das auf, Kisch!"

Zwei stritten halb im Scherz: „Wenn du noch mal mein Handtuch benützen wirst, so schmier ich dir eine Ohrfeige, daß man dir gleich die Erkennungsmarke abnehmen kann!" Und damit diese Warnung auch ordentlich gebucht sei, rief mir mindestens einer der Streitenden zu: „Napiš to, Kischi!"

Wenn ein Kamerad gefallen war, den alle rühmten, dann

sagten sie mir: „Er war ein feiner Bursch. Schreib das auf, Kisch!"

Hatte man Rum gefaßt, ging einer auf die Latrine: „Napiš to, Kischi!"

So forderte man (ironisch und ernst) den Journalisten auf, der auch als Soldat stets die Blätter seines Notizbuches bekritzelte, und der Soldat bekritzelte immerfort die Blätter seines Notizbuches, weil man ihn (ironisch und ernst) aufforderte.

Und schließlich wurde das „Schreib das auf, Kisch!" ein geflügeltes Wort, angewendet auch, wenn ich nicht in der Nähe war.

Nicht in Schlagworten habe ich meine Eindrücke niedergeschrieben, sondern genau in der gleichen Form, wie sie hier im Druck vorliegen. Meist mitten im Abenteuer, niemals aber später denn vierundzwanzig Stunden nach dem Erlebnis. Während die anderen wuschen, gruben, kochten oder schliefen. Als ich dann verwundet ins Hinterland kam und meine inzwischen aus dem Stenogramm der Notizbücher übertragenen Eindrücke durchsah, versuchte ich anfangs, hier und da einen Satz zu verändern, der mir unwichtig oder falsch erschien, manchmal ein Wort einzufügen, manchmal einen Gedanken fortzulassen. Aber immer wieder mußte ich diese Korrektur beseitigen, denn sie erwies sich im weiteren Verlaufe als unlogisch und unrichtig: was mir heute falsch erscheint, war damals richtig. Und ich mußte eben das Damals gelten lassen und änderte nichts mehr.

So wird freilich der Leser dieses Protokollbuches erkennen, wie ich mich in Charakteristiken und in Voraussagen im Felde häufig getäuscht habe. Wenn man über die Tage Buch führt, dann verzeichnet man nicht bloß die geglückten Spekulationen, und wenn man die Aufzeichnungen in Druck legt, so darf man sich nicht klüger machen, als man war. So ließ ich auch die Fehler und Wiederholungen stehen. Manche Tage waren eintönig. Und doch habe ich ihren Verlauf genau verzeichnet, denn dieses Buch schreibt vor allem den gewöhnlichen Tag des gewöhnlichen Soldaten im Kriege.

Das Buch ist den Soldaten des Prager Korps gewidmet: den Freunden, die man dort unten rasch gewann und die man rasch verlor. Oft allzu rasch.

Freitag, den 31. Juli 1914.

Als zehnjähriger Junge habe ich ein Tagebuch zu führen begonnen. Wenn ich heute, da ich zwanzig Jahre älter bin und andere Möglichkeiten besitze, mich zu äußern, wieder die Führung eines Tagebuches aufnehme, so bestimmen mich dazu mehrere Gründe: das Gefühl, eine historische Zeit zu erleben, die Unmöglichkeit, die wichtigsten meiner Erlebnisse derzeit publizistisch preiszugeben, die persönlichen Ereignisse, die, im Zusammenhang mit der politischen Lage, in den letzten Tagen mich getroffen haben und die in mir die Erwartung wecken, daß ihnen weitere folgen werden.

Allerdings sind die Erlebnisse dieser letzten Tage größtenteils nur von schmerzhaft erotischer Natur, wodurch die Einleitung meiner Kriegsnotizen sozusagen den Memoiren eines Casanova von trauriger Gestalt ähneln wird.

Ich bin auf Grund der alarmierenden Nachrichten aus Binz auf Rügen am Dienstag, dem 28. dieses Monats, nach Berlin abgereist. Am Mittwoch bekam ich einen Expreßbrief meines Bruders, daß ich sofort zum Regiment abzugehen habe. Ich holte mir im k. k. Konsulat meine Beglaubigung für die Freifahrt und eine Wegzehrung von einer Mark und fünfundfünfzig Pfennigen. Meine Freundin Trude sagte mir zum Abschied, sie habe mir noch etwas zu beichten, sie möchte nicht, daß zwischen uns eine Lüge sei, wenn ich in den Krieg ziehe. Sie wollte lange nicht mit der Sprache heraus, dann gestand sie mir, sie habe einmal einen Eingriff an sich vornehmen lassen.

Um 11 Uhr 13 Minuten abends fuhr ich vom Anhalter Bahnhof nach Prag. Auf dem Bahnsteig Tausende von Menschen, die Deutschen sangen die Wacht am Rhein. Nach vielen Irrwegen, Stockungen und Verschiebungen kam der Zug endlich am Donnerstag um 11 Uhr vormittags in Prag an. Schon in Bodenbach hatte ich die gelben Plakate gelesen, darauf stand, daß sich jeder zum 8. Korps gehörige Reservist bei seinem Truppenkörper zu melden habe. Bis jetzt hatte ich geglaubt, daß man auf die Einberufung warten müsse; auch im Berliner Konsulat war mir das gesagt worden. Nun brachten mir die Plakate doppelte Post: ich werde also jedenfalls in den Krieg ziehen, möglicherweise aber noch bestraft werden, weil ich nicht schon am Sonntag bei meinem Truppenkörper eingetroffen war, dem k. u. k. Infanterieregiment Nr. 11 in Pisek, bei welchem ich Reservekorporal bin.

Vom Bahnhof fuhr ich sofort nach Hause und packte meine Sachen. So viel, daß sie ein winziges Handtäschchen füllten, das ich nur auf Ausflüge mitzunehmen pflege. Eine Zahnbürste, Kamm, Seife, vier Taschentücher, drei Hemden, zwei Unterhosen. Meine Mutter wollte mir noch eine dritte Unterhose und ein Nachthemd einpacken, aber ich lehnte ab: „Du glaubst wohl, daß ich in den Dreißigjährigen Krieg ziehe?"

Dann fuhr ich in die Vorstadt Smichow zu Klara. Ich hatte sie schon sechs Monate nicht mehr gesehen, aber statt freudig aufzuspringen, als ich eintrat, wurde sie kreidebleich. „Warum bist du so erschrocken?" fragte ich sie. Sie war kaum imstande, mir eine Antwort zu geben, so mußte ich von neuem fragen: „Warst du mir nicht treu?" Sie zeigte mir, ohne mich anzusehen, einen Ring, den sie an der linken Hand trug. „Du bist also verlobt?" Sie nickte. Nach einer Weile erst begann sie zu sprechen: ich hätte ihr so selten geschrieben, ihr in meinen spärlichen Briefen immer nur zugeredet, daß sie tanzen, sich unterhalten, Ausflüge machen solle, so daß sie längst den Eindruck gewonnen habe, ich möge sie nicht mehr. Das war nun wahr und nicht wahr. Ich hatte ihr allerdings absichtlich so wenig geschrieben, damit sie sich nicht an mich gebunden fühle, damit sie ihre Freiheit habe, wenn ich mich in Berlin unterhalte. Aber insgeheim hatte ich doch geglaubt, sie würde mir auch treu bleiben, wenn sie andere Leute kennenlernen und an verschiedenen Vergnügungen teilnehmen werde.

Um 6 Uhr 20 Minuten abends ging mein Zug nach Pisek. Zu Hause aß ich zu Mittag und sprach mit meinen Brüdern, die nicht einrücken, da sie zu jenen Korps gehören, die nicht mobilisiert sind. Wir machten Witze, um Besorgnisse der Mutter zu zerstreuen, und dann fuhr ich zur Bahn. Dort drängten sich Hunderte von Reservisten um die Kasse, in ihrer Mitte ein hübsches Mädel.

Ich bot mich an, ihr die Fahrkarte zu lösen, was sie gern annahm. Wir kamen ins Gespräch, und während wir im Eisenbahnzug zusammengepfercht nebeneinandersaßen, erzählte sie, daß sie nach Pisek fahre, wo morgen ihre Kriegstrauung mit einem ins Feld abgehenden Reserveoffizier stattfinde. Sie hegte nur die Befürchtung, daß ihr Bräutigam sie nicht auf dem Bahnhof erwarten werde, da man auf dem Postamt die Absendung ihres Telegramms abgelehnt hatte und die Züge unregelmäßig

verkehren. Ihre Befürchtung steigerte sich, als sie von den Mitpassagieren erfuhr, daß in Pisek die Züge in zwei Stationen halten, in „Pisek Haltestelle“ und in „Pisek Stadt“, und daß es ganz ausgeschlossen sei, dort im Hotel ein Zimmer zu bekommen, weil die Stadt voll von Offizieren und jedes Zimmer mit sieben bis acht Personen belegt sei. Nun war sie verzweifelt, so spät abends dort einzutreffen und vielleicht allein in der Stadt die ganze Nacht umherirren zu müssen, da sie doch das Haus Pisek 217 nicht finden und – fände sie es auch – ein fremdes Haus nicht alarmieren könne. Die Passagiere rieten ihr, in Příbram die Fahrt zu unterbrechen, zu übernachten und um 6 Uhr morgens weiterzufahren. Ich nahm diese Anregung auch für mich auf und erklärte, es ebenso machen zu wollen, um nicht die Nacht in den Straßen Piseks zuzubringen. In Příbram sprang ich dann mit ihr aus dem Waggon. Wir gingen in das nächste Hotel und aßen Abendbrot. Sie gewann Vertrauen zu mir, erzählte mir von ihrer langjährigen Beziehung zu ihrem Bräutigam, dem sie ziemlich kritisch gegenüberstand und den sie hauptsächlich deshalb heiraten wolle, weil er pensionsberechtigt sei. Im übrigen gewann ich aus dem Gespräch, vor allem aus ihrer Schilderung der Eifersuchtsszenen und der Vorwürfe, die ihr der Bräutigam gemacht habe, die Überzeugung, daß sie selbst nicht allzu einwandfrei sei. Ich verschob nun das Gespräch auf lustigere Basis und bestach draußen den Kellner, daß er erkläre, nur ein einziges Zimmer mit zwei Betten zur Verfügung zu haben, aber kein einziges Zimmer mit einem Bett.

Morgens um 6 Uhr fuhren wir nach Pisek. Ich begab mich sofort in die Kaserne. Hunderte von Reservisten standen im Hof, teils eingekleidet, teils noch nicht. Unzählig viele alte Bekannte. Doch wie hatten sich die meisten seit unserer gemeinsamen Dienstzeit verändert! Solche, die ohne parfümierte Schützenschnur damals die Kaserne nicht verlassen hätten und sogar in der Anordnung der Distinktionssterne Koketterie bewiesen hatten, hielten es jetzt nicht mehr der Mühe wert, sich einen herabhängenden Knopf festzunähen oder die allzulangen Ärmel einzusäumen. Sie sahen verwahrlost aus; das Zivilleben, das sie damals so ersehnt hatten, hatte ihnen übler mitgespielt als der Feldwebel. Sie waren gealtert, trugen Vollbärte und waren Familienväter geworden, und es berührte mich seltsam, als ein einstiger Kompaniekollege, der ein Riesenlausbub gewesen und

mit mir monatelang im Arrest gesessen hatte, erzählte, daß er Vater von fünf Kindern sei.

Man sprach über Serbien, über den Selbstmord des Magazinoffiziers Hauptmann Thoma, von dem das Gerücht verbreitet ist, daß er sich heute wegen Unterschlagungen getötet habe. In Wirklichkeit soll das Magazin in Ordnung sein und Thoma die Tat nur aus Nervosität und Angst vor dem Rummel begangen haben.

Am Nachmittag wurde plakatiert, daß der Kaiser die allgemeine Mobilisierung angeordnet habe. Mir fiel meine Mutter ein: meine vier Brüder werden wohl jetzt einrücken müssen; mein Herzschlag stockte, als ich mir vergegenwärtigte, wie jetzt zu Hause alles in der gräßlichsten Aufregung wegen der Abreise in einen großen Krieg sei. Die Leute lasen das unheilverkündende Plakat ohne Verständnis: „Es ist gut, daß auch die anderen Länder drankommen." – „Das bedeutet, daß auch die Jägerbataillone einrücken müssen" usw.

Abends hatte ich meinen Tornister zu packen und den Mantel daraufzuschnüren. Pfui, war das eine Arbeit! Ich glaube, ich würde „im Felde" lieber erfrieren als den Mantel anziehen. Müßte ich ihn doch wieder einrollen.

Samstag, den 1. August 1914.

Ich habe den Abend bei einem Kaufmann verbracht, den ich aus der Zeit kenne, da er in Prag Funktionär der Sozialdemokratischen Partei war. Er bewirtete mich und prahlte vor seiner Frau mit seinen Beziehungen zur Literatur, wozu er mich als Zeugen anrief. Er erzählte, daß er vor drei oder vier Jahren jede Nacht mit Hugo Salus durchgebummelt und ihm in einem Bordell 20 Kronen geborgt habe; Salus habe das Geld versoffen, aber nicht zurückbezahlt. Guter Salus! Du hast wohl in deinem ganzen Leben noch nie 20 Kronen versoffen, am allerwenigsten aber ausgeliehene! – Die Frau des Kaufmanns ängstigte sich, daß ihr Mann als Landsturmmann in den Krieg ziehen werde. Er selbst bestärkte sie durch absichtlich ungeschickte Tröstungen in ihrer Besorgnis, um sich als Krieger großzutun und ihre Liebe durch Befürchtung zu stärken. So hatte ich die mißliche Aufgabe, die Frau trösten und – um des Mannes willen – gleichzeitig hervorheben zu müssen, daß ihm Gefahr drohe.

Des Morgens faßte ich in der Kompanie mein Gewehr und die Patronentaschen. Ich hängte nun den Tornister und die übrige Rüstung um und wankte unter der Last. Dabei sind die scharfen Patronen noch gar nicht verpackt! Auch eine Legitimationskapsel, das Verbandpäckchen und ein Säckchen mit Salz erhielten wir.

Vormittags wurden wir rangiert; ich bin Flügelmann des vierten Zuges, zweites Glied, und Kommandant des vierten Schwarmes. Zwölf Leute sind meiner Führung unterstellt. Nachmittags erhielt jeder Mann zweihundert scharfe Patronen, ich als Schwarmführer nur vierzig. Ich empfinde dies jetzt als Glück, denn ich weiß nicht, wie ich diese bleierne Last zu meinen anderen Lasten getragen hätte.

In Pisek starb ein Fähnrich vom Train auf dem Marktplatz an Herzschlag. Ein Soldat von der Landwehr hat sich erschossen, ein Kadett von der Artillerie, tödlich angeschossen, liegt im Spital. Die Gattin eines Reservisten in Purkraditz ist wahnsinnig geworden. Obwohl wir solches erfahren, sind wir in bester Laune. Es ist weniger Galgenhumor als Leichtsinn und vielleicht Unkenntnis der Sachlage. Auch hier berührt sich die Wirkung der höchsten Dummheit mit der der höchsten Klugheit: was kann man Besseres tun als sorglos sein? Und es ist ein Glück, daß die gute Stimmung ansteckend wirkt. Die ausgegebenen Kaffeekonserven werden von uns an die Dorfjugend verteilt. Den steinernen Zwieback und die Fleischkonserven packen wir in die Brotsäcke, mit dem Kommißtabak wird von den Nichtrauchern ein schwunghafter Handel getrieben. Distinktionssterne sind in Pisek nicht erhältlich, die Chargen haben sie sich deshalb mit Kreide oder Bleistift auf die Egalisierung gemalt. Hotelier Seltmann aus Prag, der eben mit dem Automobil hier angekommen ist, erzählt, daß Jaures wegen seiner Kriegsgegnerschaft ermordet und daß der Lovčen von den Österreichern im dritten Sturm genommen worden sei. Ich kann diese Nachrichten nicht glauben.

Auf dem Markt war um 7 Uhr Vereidigung. Der Platz konnte die Menschen nicht fassen; wie in einem Heringsfaß war man gedrängt. Oberstleutnant Haluska umarmte seine alten Kompaniesoldaten, aus den Fenstern des Rathauses wurden Blumen gestreut, und jeder der armen Reservisten, die gestern verzweifelt von Weib und Kind fortgezogen sind, bezog die Kußhände der eleganten Damen nur auf sich und erwiderte sie. Als die Re-

gimentsfahne unter den Klängen der Volkshymne auf den Platz getragen wurde, stieg die Erregung, und in der Pause zwischen den beiden Befehlen „Zum Gebet" und „Vom Gebet" sandte gewiß fast jeder ein Stoßgebet zum Himmel, obwohl bei den hundertfachen Wiederholungen dieser Übung auf den Exerzierfeldern niemandem jemals gesagt worden war, daß dieser Zeitraum für ein Gebet verwendet werden solle. Nach kurzer Messe las Hauptmann Turner mit Schwung, Pathos und erstaunlichem Organ den Schwur deutsch für die deutsche Mannschaft, die ihn wiederholte; dann kam der tschechische Schwur. Es war falsch organisiert, daß man nicht aus den Deutschen ein Bataillon formiert hatte, das getrennt von den anderen geschworen hätte. So stand bei jedem Schwur die Mannschaft der nichtbeteiligten Nation bedeckten Hauptes in „Ruht"-Stellung dabei. Die Worte der Schwurformel sind überdies in jämmerlichem Stil abgefaßt, die Zäsuren unsinnig, die Sprache ist phrasenhaft und geschwollen. Es folgte eine an Hand des kaiserlichen Manifestes ausgearbeitete Rede des neuen Regimentskommandanten, des Obersten Karl Wokoun, die vom Major Lašek ins Tschechische übersetzt wurde. Hierauf brachte der Oberst ein Hurra auf den Kaiser aus, die Mannschaft schwenkte die Kappen, die Offiziere zückten die Säbel, das Publikum in den Fenstern winkte mit Hüten und Taschentüchern. Nachdem noch vom Bürgermeister die Fahne mit einem rot-weißen Band geschmückt worden war, begann der Abmarsch, Blumen regnete es aus manchen Fenstern, Frauen und alte Männer im Publikum weinten, und die Erregung pflanzte sich auf die Mannschaft fort, die sich mühte, die Rührung unter Zynismen zu verbergen.

Sonntag, den 2. August 1914.

Heute nacht ist ein ehemaliger Freiwilliger des Regiments, ein Serbo-Kroate, der sich freiwillig zur Dienstleistung gemeldet hatte, unter Spionageverdacht festgenommen und verhört worden. Es wurde ihm bis jetzt nichts nachgewiesen. Um 2 Uhr nachts ist die erste Kompanie mit dem Zug über Tabor südwärts abgegangen. Wir anderen lungern vor der Kaserne herum. Die einen erzählen, daß es bestimmt gegen Rußland gehe, aber Offiziere und Bahnbeamte glauben aus verschiedenen Anzeichen schließen zu können, daß wir gegen Serbien bestimmt sind.

Mittags wurde die Löhnung verteilt. Angeblich wurde ein Mann verhaftet, dessen Buckel nicht echt war, sondern ein Paket von Giften – was die Leute so erzählen! Um halb 6 Uhr abends formierten wir uns auf der Straße zum Abmarsch. Wir wurden mit Blumen beschenkt, eine alte Frau verteilte an die Soldaten broschierte Exemplare des Evangelium Johanni, und die Abschiednehmenden und die Zurückbleibenden bekreuzigten einander. Wir formierten uns in vier Kompanien (die drei anderen Bataillone sind bereits im Laufe des Tages abgegangen), der Bataillonskommandant ließ die Straße absperren und die Zivilisten verjagen, wobei er laut und erregt schimpfte, weil die Frauen sich nicht vom Anblick ihrer abziehenden Männer losreißen konnten. Die Maßregel schien mir nicht opportun und nicht unbedingt notwendig; den Reservisten traten die Tränen in die Augen, als sie ihre Frauen davongejagt sahen. Waren nicht auch die drei anderen Bataillone ohne Absperrungsmaßregeln ordnungsgemäß abgereist? Überdies kletterten einige Reservistenfrauen durch die Fenster wieder in unser Karree und brachten den Soldaten Wasser, von neuem ihre Männer unter herzzerreißendem Schluchzen umarmend.

Bis halb 12 Uhr nachts saßen und standen wir in der Einteilung. Einige Sänger hatten sich zusammengetan und ließen Choräle und Volkslieder ertönen, mehrere Soldaten spielten auf Pflanzenblättern hübsche Lieder. Manche hatten sich besoffen, die Offiziere übersahen dies im allgemeinen. Dann marschierten wir, von wenigen Menschen begleitet, durch die sternenlose Nacht an einem Teich vorbei, der matt schimmerte, zum Bahnhof.

Montag, den 3. August 1914.

Um Mitternacht stiegen wir in den Militärzug, die Waggons sahen in dieser umwölkten Nacht schwarz aus, und mir fiel ein, daß ich noch nie im Innern eines Güterwagens gewesen war. „Für 40 Männer oder 6 Pferde“ stand auf dem Waggon, dreiunddreißig Mann nahmen darin Platz, und unser Raum war knapp genug bemessen. Durch die Längsmitte liefen zwei Bänke mit gemeinsamer Rückenlehne, an den beiden Längswänden war je eine Bank, nur die Mitte des Waggons war zum Ein- und Aussteigen frei gelassen. Wir legten Gewehr, Tornister und Brotsack unter die Bank und schlossen die Augen.

Ich saß in einer Ecke, an meinen hilfsbereiten Waffenübungskameraden Wenzel Marek, Kanalarbeiter aus Pisek, gelehnt, und versuchte einzuschlafen. Aber wir drückten einander zu sehr, jede Bewegung des einen störte den anderen. Deshalb betteten wir uns auf den Boden zwischen die Mittelbank und die Bank an der Wand. Es war nicht leicht, denn auch der Boden war von Menschen vollkommen belegt. Die schweren Tornister waren in der Dunkelheit und räumlichen Beschränktheit nicht von der Stelle zu schieben – so mußte man Rumpf und Beine in die vorhandenen Lücken pressen. Aber man schlief in dieser Stellung eines Schlangenmenschen immerhin ein. Durch kleine vergitterte Fenster hoch oben im Waggon, die den Luken eines Polizeiwagens ähneln, schauten einige Piseker den Lichtern nach, die in der Stadt brannten. Sie versuchten sich zu orientieren und fragten einander trübselig, was wohl dieser oder jener Bürger, dieses oder jenes Mädchen eben machen möge.

Morgens um 7 Uhr hielt der Zug in Tabor. Dort wurden Erinnerungen anderer Natur laut. Im Vorjahr hatten wir hier im Kaisermanöver friedlich gekämpft, viele – darunter auch ich – in der Überzeugung, daß sie zum letzten Male Bajonett und Tornister trügen. Und Kommandant war der Erzherzog Franz Ferdinand gewesen.

Wir kamen an Hütten vorüber, an Wächterhäuschen und an Dorfbahnhöfen, an Bahnschranken, Feldern; überall standen Leute am Bahndamm und segneten den Zug, Weiber rangen die Hände und schrien vor Leid. An manchen Stellen Gattinnen unserer Reservisten, sie waren herbeigekommen und hatten stundenlang den Zug erwartet (wann er kommen werde, konnte ja niemand wissen), nur um ihren vorbeifahrenden Männern ein Wort der Liebe zurufen zu können. Um 9 Uhr fand in Veseli-Mezimosti die Kaffeeverteilung statt. Der Kaffee war auf den flachen, ungedeckten Waggons gekocht worden, auf denen je drei Fahrküchen die ganze Nacht hindurch gedampft hatten – kleine Lokomotiven mitten im Eisenbahnzug. Ich verzichtete auf den elenden Kommißkaffee und wollte mir im Bahnhofsrestaurant einen besseren kaufen. Aber der Schanktisch war voll von Soldaten, die Semmeln erstehen wollten, so daß ich nüchternen Magens den Zug wieder besteigen mußte.

In Wittingau wurde wieder Station gemacht, dort erzählten uns die Leute, daß Rußland auf die befristete Anfrage über den

Zweck der russischen Rüstungen mit der Kriegserklärung geantwortet habe. Die Soldaten sind sich im allgemeinen der Tragweite dieser Mitteilung nicht bewußt, die nicht viel anderes zu bedeuten scheint als einen großen europäischen Krieg, einen – Weltkrieg.

Um halb 10 Uhr waren wir in Chlumetz. Auf dem Bahnhof stand der kleine Herzog Max von Hohenberg mit der jüngsten Schwester seiner Mutter, der Gräfin Henriette Chotek, und einem jungen Geistlichen. Er sah aus, als ob er seinem Vater, dem Erzherzog Franz Ferdinand, aus dem Gesicht geschnitten wäre. Der Prinz war aus dem Schloß Chlumetz herbeigekommen, um den Generalmajor Prziborski, einen Freund des erzherzoglichen Hauses, bei der erwarteten Durchfahrt der 21. Landwehrdivision zu begrüßen. Da diese nicht kam, betrachtete er mit Interesse die aussteigenden Truppen unseres Regiments und freute sich, daß man ihn umstand. Dann bestieg er das Auto, das – man kann dies als symbolisch bezeichnen – der Geistliche lenkte. Die Offiziere und einige Soldaten riefen Hoch, und der Bub dankte im Wegfahren durch begeistertes Schwenken seiner Matrosenmütze den Truppen, die auszogen, um den Mord an seinen Eltern zu rächen.

Bei der Station Erdweiß verließen wir Böhmen und waren um halb 12 Uhr in Gmünd. Da nur den Offizieren der Besuch des Bahnhofsrestaurants gestattet war, versuchte ich zum erstenmal die Menage zu essen, ohne Erfolg. In Sigmundsherberg hörten wir von der Ermordung Poincarés und von den ersten Kämpfen an der russischen Grenze. In Eggenburg verteilten Rote-Kreuz-Damen Liköre und Aprikosen an die Offiziere, Zigaretten und Bier an uns.

Bei Tulln wurde die Donau passiert, und einige Infanteristen beugten sich aus dem Fenster, um zu sehen, wo – Belgrad liege. Mir wurde elendiglich schlecht. Mein zimperlicher Magen, das unregelmäßige Stoßen und Rattern des Güterzuges, eine Erkältung, die ich mir beim Waschen auf dem morgenkalten Bahnhof zugezogen hatte, die Unmöglichkeit, Wäsche zu wechseln, und andere Unbequemlichkeiten bewirkten, daß ich unter Kopfschmerzen erbrach, und meine Kameraden schüttelreimten: „Ihr werdet ihn noch sterben sehen, bevor wir vor den Serben stehen."

Dienstag, den 4. August 1914.

Es war 6 Uhr früh, als wir auf dem Wiener Ostbahnhof landeten. Dreißig Stunden haben wir zur Fahrt von Pisek nach Wien gebraucht. Nach einer halben Stunde ging's weiter, durch Floridsdorf, rechts und links lachte auf allen Bäumen der August mit Blüten und Früchten. Kleine Bauernhäuser nahmen sich seltsam aus angesichts der riesigen Gasanstalten, Schlote, Kuppeln und Türme im Hintergrund. Wir fuhren über Brücken, vor denen graubärtige Landstürmer mit Aufschlägen der Deutschmeister Wache hielten; sie hatten Werndlgewehre mit dem langen Bajonett und winkten uns mit den Mützen zu. Um halb 10 Uhr waren wir in Preßburg, wo Menage eingenommen wurde. Im Schaufenster der Bahnhofsbuchhandlung, in der wir ein serbisch-deutsches Konversationsbüchlein kauften, sahen wir den „Mädchenhirt". Auch Zeitungen wurden gekauft, in denen wir den Beginn des deutsch-französischen Krieges und die Besetzung von Czenstochau und Kalisch durch die Deutschen lasen.

Viel zu schöne Mädels schenkten uns in allen Stationen Zigaretten, Schnaps, Feldpostkarten. In Nagymaros brachten uns Jüdinnen (Sommerfrischlerinnen) Blumen, Zigaretten und Obst an die Bahn und sandten uns Küsse nach, in Waizen besorgten Pfadfinder unsere Bewirtung, kurz, die Strecke durch Ungarn glich einer Via triumphalis. Diese Vorauszahlung stimmte mich trüber als die Tränen der Zurückbleibenden in Böhmen. Wird man uns verhöhnen, umjubeln oder bedauern, wenn wir zurückfahren, oder werden wir nicht mehr zurückkehren? Um 9 Uhr waren wir in Budapest, kauften dort etwas Salami und tranken Bier. Gegen halb 11 Uhr fuhren wir weiter.

Mittwoch, den 5. August 1914.

In der Nacht an Moorlandschaften vorüber, in denen sich der Mond spiegelte. Der Kompaß belehrte uns, daß unsere Fahrtrichtung die südliche ist. Also, es steht fest: wir ziehen gegen Serbien. Kukuruzkolben, Tabakstauden und Hopfenranken standen rechts und links von uns. Der ehemalige (degradierte) Korporal Valta, ein Prager Strizzi, sang Bänkel, ein Vorreiter unseres Trains, im Zivilverhältnis Zirkusartist, produzierte sich in unserem Waggon als Feuerfresser und Entfesse-

lungskünstler, aus einem Tränkeimer holte er mit dem Munde Zwanzig-Heller-Stücke heraus. In Tomboracs, Südungarn, bekamen wir um halb 1 Uhr nachmittags Menage. In Csasvar-Masor trafen wir einen Zug mit Kadettenschülern aus Temesvár, dann Züge mit Eisenmaterial, mit Kanonen, mit Munition.

Diese kriegsgemäßen Transporte schoben sich zwischen uns und eine Landschaft von biblischem Frieden und herrlicher Fülle. Die Sonne leuchtete über die sanften Höhen, die Sonne leuchtete über die grünen Rübenblätter und roten Mohnblüten, die Sonne leuchtete über das reife Obst und über die Weinranken an den Bäumen, die Sonne leuchtete. Wird die Sonne jedoch so leuchten, wenn wir marschieren werden, so trifft uns alle der Hitzschlag.

Man fühlt nicht mehr, daß man schon drei Tage in der Eisenbahn steckt, man ist schon immunisiert gegen das Rattern, die Leute haben die Zeltblätter von Fenster zu Fenster gespannt und liegen darin wie in Hängematten, die Taschentücher müssen den Dienst von Moskitonetzen versehen, denn die Stechmücken haben keinen von uns mit ihren Stichen verschont. Niemand denkt mehr an die Wollust des Bettes daheim. In Hidas-Bonyhad wurden wir von Deutschen mit Wein bewirtet. Es waren Bewohner der Sprachinsel „Dolnaer Hütte". Ein Riesentunnel folgte mit Lärm und Rauch, und Ruß flog uns in die Augen. In den Stationen überall deutsche Bauern und Bäuerinnen. Sie sprechen bayrische Mundart und haben schwäbische Namen, tragen schwarze Stickereien von kostbarer Schönheit.

In Moragy erzählte man uns von Spionage und Spionageverdacht, aber auf allen Waggons der Truppentransporte sind gekritzelte Aufschriften zu lesen: „Es lebe das 28. Landwehrregiment", „Hoch die Prager Sanitätssoldaten", „Drum san mer Landsleut, Leitmeritzer Buben" usw.

In Bataszek menagierten wir und hörten vom Stationsvorstand, daß ein russisches Luftschiff mit zwei Offizieren gestern heruntergeschossen und die Piloten gefangengenommen worden seien. In Baja (dem alten Bajae) trafen wir mit unserem dritten Bataillon zusammen.

Donnerstag, den 6. August 1914.

An einem Zaun, an dem sich die Ranken eines Lebensbaums emporstreckten, sah ich, als der Zug abends im Freien hielt, einen Jungen, mit dem ich ins Gespräch kam. Er stand schon

die zweite Nacht draußen und sah den Militärzügen nach. Volkmann Josef spricht nicht Ungarisch, aber er versteht es und kann es lesen, denn er hat es in der Schule gelernt. Deutsch kann er jedoch nicht lesen, obwohl er ein Deutscher ist, denn er hat es in der Schule nicht gelernt.

Um 8 Uhr früh fuhren wir über die starkbewachte Donaubrücke. Im Wasser standen bizarre Bäume und seltsame Inselformationen. Alles ist hier Überschwemmungsgebiet. Die Leute am Ufer trugen serbische Trachten und riefen uns in serbischer Sprache Segenswünsche auf den Weg nach. Die Brücke mündet in Erdut, alles ist bereits doppelsprachig: ungarisch und kroatisch. In Dalj ließen sich alle Soldaten auf der automatischen Waage, die am Perron stand, wiegen. Ich wog 74 Kilo ohne Ausrüstung. Wir sandten Ansichtskarten ab. Man darf nicht schreiben, wo man ist und wohin man fährt. Man darf nur schreiben: „Mir geht es gut, was macht Mariechen?" Und auch das nur auf offenen Karten. Aber alle hielten die Hände über ihr Gekritzel, damit niemand erfahre, was sie ihrem Mädel für wichtige Geheimnisse mitteilen.

England soll an Deutschland den Krieg erklärt haben, Japan an Rußland – wer weiß, ob's wahr ist.

In Neu-Dalj, einer Militärstation, 2 km von uns entfernt, sind gestern um 6 Uhr früh durch einen Zugzusammenstoß (?) zwei Militärzüge entgleist. 16 Tote und 47 Verletzte vom 62. Infanterieregiment aus Ungarn. Wir passierten auf der Weiterfahrt die Unglücksstätte, schrecklich zertrümmerte Waggons, die Puffer verbogen wie altes Blech, die Räder aufwärts gestreckt wie die Beine eines verreckten Hundes, die Wände sind Späne geworden.

Durch diese Katastrophe wird sich unser Aufmarsch um mindestens zwei Tage verzögern.

Bajaer deutsche Schnitter kamen von der Pußta Slawoniens, wo sie Erntedienste verrichtet hatten. Bosnische Reservisten, manche mit österreichischen Militärmedaillen, sahen wie Greise aus, obwohl sie höchstens vierzig Jahre alt waren.

Die Hitze ist so stark während unserer Fahrt durch die unendlichen Maisfelder Slawoniens, daß einige Ohnmachtsanfälle vorkommen und schwere Befürchtungen laut werden. Um halb 7 Uhr fallen – ein einstimmiges Gottseidank begrüßt sie – große Regentropfen in die Waggonfenster. Aber schon in Borovo an der Donau hörte es leider zu regnen auf. Um 7 Uhr abends stiegen

wir in Vinkovce mit umgehängter Rüstung aus. Dann wurden wir wieder einwaggoniert und kamen um 10 Uhr abends in Zupanye an.

Nach einigen Kontrollen marschierten wir 6 km bis zum Ufer der Save bei Orasze.

Der Durst klebte unsere Zunge an den Gaumen, wir wankten auf dem Marsch unter der Tornisterlast, da wir nichts gegessen hatten und vier Tage lang durchgeschüttelt worden waren. Am Ufer rollten wir uns in unsere Zeltblätter ein und legten uns auf den feuchten Wiesen schlafen. Gegen 2 Uhr wurden wir geweckt und froren wie die Spatzen. Alle zogen sich Westen an und Leibbinden.

Wir bestiegen drei Lastkähne der Donau-Dampfschiff-fahrtsgesellschaft, in denen – wie Heringe eingepfercht – zweitausend Mann Unterkunft fanden. Die drei Schiffe wurden von einem Dampfer ins Schlepptau genommen und die Save aufwärts gezogen. An Bord wurde ein Soldat ohnmächtig, ein anderer von religiösem Wahnsinn befallen.

Freitag, den 7. August 1914.

Gegen halb 11 Uhr früh wurden wir, bedeckt mit Kohlenstaub und Dreck, in Jamena ausgeschifft. Wir marschierten. Die Sonne brannte wie irrsinnig, von unseren Gesichtern floß es in Bächen, unsere Hosenträger waren naß zum Auswinden, meine Unterhosen hatten sich schon vorher in der Hitze an die Haut geklebt und waren so beim Aufsteigen und Aussteigen während der Eisenbahnfahrt zerrissen worden, daß jetzt meine Haut an der Tuchhose klebte, was zum Schreien weh tat, die Strümpfe drückten, und ich spürte blutige Fußblasen. Halbtot machten wir im Dorfe Oberska nach acht Kilometern Rast, wo es wenigstens Wasser gab.

An einem orthodoxen Kirchhof vorbei, dessen Kreuze wie Scheiben zum Vogelschießen aussahen, kamen wir um halb 8 Uhr abends nach Bjelina. Wir hatten ein Nest erwartet und fanden eine Stadt mit allen Merkmalen des Orientalischen und doch auch mit vielen modernen Bauten; und inmitten der Menge verschleierter Frauen, der kleinen Mädchen in Pluderhosen und der weißbärtigen Türken, inmitten des Blumengartens von roten, grünen, weißen und blauen Fezen und Turbanen sah man

elegante Dragoneroffiziere, Automobile, Generäle und derlei. Ähnlich ist es voriges Jahr im albanischen Skutari bei der Übergabe an die Mächte zugegangen, aber diese ungeheueren Massen von Militär, von einem Militär, das mit der orientalischen Umgebung durchaus kontrastiert, hatte es dort nicht gegeben. Wir wurden in einer Scheuer einquartiert und durften dann durch die Stadt schlendern. Das Rathaus ist jetzt vom Kommando des 8. Korps okkupiert.

Bei einem Kaufmann trank ich für einen Kreuzer Kukuruzbier und aß Sultansbrot – bisher hatte ich geglaubt, daß der Gauner Duko Petkovic diesen Schmarren eigens für die Märkte der Großstädte erfunden habe.

Auf dem Marktplatz steht ein Galgen, ein Pflock mit einem Nagel oben. Heute sind ein Pope und ein Student gehängt worden. In der Nacht hörten wir Schüsse, es gibt schon Vorpostengeplänkel.

Samstag, den 8. August 1914.

Vormittags fand das Begräbnis eines 73ers statt, der gestern nacht auf Feldwache erschossen worden ist. Um 4 Uhr nachmittags hörte ich das Gebet des Muezzins. Im gelben Gebetmantel sang er eine Kol Nidre-Melodie, rings um den filigrangeschnitzten Balkon des Moscheeturmes schreitend. Ich ließ mich von dem Mann auf dem Kampanile nicht zweimal einladen und begab mich sofort zum Gottesdienst in die Moschee. Dort sprach der Hodscha kroatisch darüber, daß die moslemischen Soldaten im Kriege nicht fasten müssen. Der Raum war quadratisch und mit Teppichen bedeckt. Die Moslems hielten die Hände zum Gebet ausgebreitet und bewegten rhythmisch ihren Körper.

Im Café erfuhren wir von zeitungslesenden Männern, spaniolischen Juden, England habe wirklich den Krieg an Deutschland erklärt. Sie teilten uns auch mit, daß die Nachrichten von der Ermordung Poincarés und von der Erstürmung des Lovčen nicht richtig seien. In einem Wagen fuhr eine verwundete Serbin vorüber. Sie hatte angeblich einen Brunnen vergiftet und war dabei ertappt worden; als sie flüchtete, sandte man ihr einen Schuß nach. Ein Serbe wurde mittels Automobil ins Korpskommando eingeliefert. Er trug die Uniform eines Infanteristen unserer bosnischen Regimenter. Der Junge – er soll ein serbischer Offizier sein – hatte die Augen verbunden. In seinem

Gesicht zeugte kein Fältchen von Besorgnis oder gar von Angst, obwohl ihm der Tod von Henkershand gewiß ist. Denselben entschlossenen, gleichmütigen Eindruck mußte ich von einem Komitatschi gewinnen, der in seiner tiaraartigen, schwarzen Fellmütze mit Handschellen in das Gendarmeriekommando eingeliefert wurde. So leicht, wie man sich's denkt, wird der Kampf nicht sein gegen diese zum Tode entschlossene Welt!

Man glaubt auf der Prager Grabenpromenade zu sein. Vor dem Korpskommandogebäude und dem Hotel sah man fast alle Mitglieder des böhmischen Adels: Lobkowitz, Schönborn, Thun, Windischgrätz, Schwarzenberg, Lažansky, Kolowrat, Ringhoffer.

Sonntag, den 9. August 1914.

Das Regiment marschierte etwa vier Kilometer bis zu einem freien Platz, wo eine Feldmesse abgehalten wurde. Der Divisionspfarrer hielt eine Predigt, in der er mitteilte, Papst Pius X. habe den Soldaten einen Ablaß von allen ihren Sünden gewährt. Dann wurde „Zum Gebet" geblasen. Unsere Kompanie bezog mittags den Wachtdienst. Im Militärlager, wohin wir zunächst abmarschierten, erzählten uns die Dragoner und die dort in den Baracken untergebrachten Prager Landsleute des 28. Infanterieregiments von den Verwundeten, die am Morgen von den Feldwachen in das Spital gebracht worden waren, darunter ein Infanterist mit elf Maschinengewehrschüssen und ein Zugführer, der zweimal in den Kopf getroffen wurde. Gerade werden fünf Frauen vorbeigeführt, bei denen man Anilin fand; man beschuldigt sie, daß sie damit Obst vergiften wollten, aber sie erklären, den Farbstoff zum Färben von Wolle zu benötigen. Die Militärbehörden sind unendlich mißtrauisch, denn die ganze Bevölkerung ist hier serbophil gesinnt. Mit Serbien verbindet sie die Sprache und die gemeinsame Religion, der sie fromm angehören und deren Autonomie Gelegenheit zu irredentistischer Politik gab; drüben, jenseits von Save und Drina, sitzen die Kirchenfürsten, aus Belgrad und Schabatz kommen alle Bücher und alle Zeitungen.

Auf der Stationswache sind die Spionageverdächtigen. Ich schaute in die Arreste. In der ersten Zelle stand der junge serbische Offizier in der Bosniakenuniform, den man gestern im Auto ins Korpskommando gebracht hatte. In der nächsten Zelle

waren drei zerlumpte Burschen, Ziegenhirten. Im dritten Raum war ein dunkelfarbiger Mann untergebracht, der die Uniform eines österreichischen Feuerwerkers trug. In der vierten Zelle lag auf einer Pritsche ein Mann mit langem, pechschwarzem Prophetenhaar und Christusbart. Seine Augen funkelten auf, als sich der Deckel über dem Guckloch bewegte, und ich sah, daß sie schwarz, feurig und intelligent waren. Er dürfte ein Pope sein. Ich schaute noch in der Nacht in seine Zelle: er ging schlaflos auf und ab, während alle anderen schliefen. Der Feuerwerker ist angeblich von der Behörde gesucht worden, da sich bei der Untersuchung des Sarajevoer Doppelmordes herausgestellt habe, daß er ein Mitwisser gewesen; er war nicht zu finden, erst jetzt habe man ihn bei seinem Artillerieregiment entdeckt, wohin er bei der Mobilisierung als Reservist in der Hoffnung eingerückt war, dort nicht gefunden zu werden. In der letzten Zelle waren etwa zwölf Tschužen (so nennen wir die Landleute), darunter ein ganz alter mit weißem Vollbart, schwarzer Lammfellmütze und roten Strümpfen; auch er soll ein Anhänger des Sarajevoer Princips gewesen sein.

Im oberen Stockwerk: die Geiseln. Es sind Honoratioren aus österreichischen Landstrichen, wo Hinterhältigkeiten gegen das Militär vorkamen. Sobald sie sich wiederholen sollten, werden die Geiseln hingerichtet – die einzigen, die an diesen Feindseligkeiten nicht direkt beteiligt sein können, weil sie eben in Präventivhaft sind. Das riecht noch stark nach Mittelalter. Die zwölf Geiseln sind teils Popen, teils europäisch angezogene und europäisch aussehende Männer, die sich sorgfältig wuschen und die Zähne putzten. Aus ihrem Fenster läßt sich alles beobachten, was im Militärlager vorgeht, und wenn sie für Serbien spionieren wollten, so können sie sich nicht beklagen: man macht ihnen die Recherchen leicht.

Ich hatte die Meldung, daß in der Nacht Bäume im Militärlager gesprengt werden würden, um Plätze zur Landung von Militärballonen zu schaffen, an die Regimentskommandos von 11 und 73 und an den Divisionär Scheuchenstuel zu bringen, damit die Truppen durch die Detonationen nicht alarmiert werden mögen. Die Meldung war auch in der Divisionskanzlei auszurichten. Auf dem Korridor hielt mich eine Ordonnanz an. Was ich hier wolle. Wir erkannten einander: es war ein Herr Stohl, dessen Schwestern die Pionierinnen des Hosenrocks und

des Tango in Prag gewesen waren. Wir sprachen von besseren Zeiten, dann trat ich in die Divisionskanzlei ein. Der Oberleutnant ließ sich im Schreiben nicht stören. Ich begann meine Meldung, als er aufsprang: „Wie heißen Sie?" Nun wiederholte sich die Erkennungsszene, die sich eben vor seiner Tür abgespielt hatte. Es war ein Oberleutnant Dr. von Schönfeld, mit dem ich viel verkehrt hatte. Schönfeld war eben aus der Kriegsschule zum Generalstab ausgemustert worden. Er erinnerte sich, daß er mich schon einmal vor zwei Jahren in meiner schäbigen Uniform als Kommißkorporal mit zwei hocheleganten Damen auf dem Graben gesehen hatte. „Der Bruder der zwei hocheleganten Damen ist Ihre Ordonnanz, Herr Oberleutnant." – „Wer? Der Stohl?" Und schon rief er den Stohl herein, und wir unterhielten uns in kollegialer Gleichheit.

Montag, den 10. August 1914.

Nachts ging unser Schwarm auf Patrouille in die Umgebung des Militärmagazins und besetzte dann die Posten in dessen Innenräumen, um Automobile, Benzinlager und Stallungen zu bewachen. Die ganze Nacht war Kanonendonner zu hören, am Morgen ratterten Aeroplane durch den Äther, und auch einen Meteor sah ich fallen. Eben habe ich die ersten Leichen dieses Krieges gesehen. In der Totenkammer des Militärlagers lagen zwei Leichen auf Brettern. Einer in Infanteristenuniform des 73. Regiments, der andere nackt, beide blutüberströmt, von Projektilen durchlöchert, die Hände gefaltet, beide von unheimlichem Gelb und von Myriaden von Fliegen umschwärmt.

Ich habe Feldpostkarten gelesen, die die Leute nach Hause schrieben. Mich interessierte es, weil man ja nichts Sachliches mitteilen darf. Einer schrieb seiner Braut: „Ich ergreife den Bleistift und das Papier, um an Dich einige Zeilen zu richten. Dein inniger Gottlieb." Ein anderer: „Liebe Eltern! Mir geht es gut, Obst habe ich genug gegessen, besonders Zwetschgen, herzliche Grüße von Euerem Franz." Andere Karten, auf denen die Absender schon von blutigen Gefechten, überstandenen Gefahren und vollbrachten Heldenstückchen faseln, werden wohl nie ihr Ziel erreichen, denn die Zensur ist streng.

Am Nachmittag war dienstfrei, und ich wollte mir ein Freudenhaus ansehen, in der Erwartung, es werde irgendeinen

orientalischen Charakter haben. Statt eines Harems fand ich aber die beiden tolerierten Häuser in der Račanska ulica nur als typische Bordelle von Militärlagern vor. Der Preis für einen Zimmerbesuch beträgt eine Krone und darf – Anordnung des Militärkommandos! – nicht erhöht werden. Die meisten der Frauen saßen gerade an einer langen Tafel unter einem Taubenschlag im Hof und stärkten sich mit einem Abendessen. Die Soldaten standen zu Hunderten begierig vor den Zimmern, auf den Korridoren und im Flur bis auf die Straße hinaus, unterhielten sich durch entsprechende Gespräche oder versuchten durch die Schlüssellöcher zu gucken. Die Dirnen waren fast durchweg Magyarinnen und einige hübsche Kroatinnen. Der Kuppelwirt saß schwarzbärtig und streng hinter dem Büfett, um seinen Arm schlang sich die Binde des Roten Kreuzes...

Einige 73er von der 1. Kompanie erzählten mir, sie hätten gestern in der Nähe des Franz-Josef-Feldes einen Zehnerjäger gefunden, dessen Kopf abgehackt und dreißig Meter weit geworfen war, beide Arme seien abgetrennt und von den Unterschenkeln die Haut abgezogen. Es habe den Eindruck gemacht, als sei er bei lebendigem Leibe geschunden worden. Wenn die Geschichte wahr ist, woran ich zweifle, so haben die Serben den armen Kerl nicht aus Lust an der Bestialität geschändet, sondern um uns vor den ersten Gefechten Entsetzen und Angst einzuflößen.

Dienstag, den 11. August 1914.

Im gestrigen Befehl waren die Nachrichten verlautbart, die wir über die Serben besitzen, die Dislokation der Hauptarmeen und der Vortruppe, daß Pavlovič das Kommando des Generalstabs an Stelle des Herzogs Putnik übernommen habe, und über angebliche Mängel der Proviant- und Munitionsnachschübe. Morgens übten wir auf dem Bjelina-Exerzierfeld das Vorrücken im Kukuruzfeld und den selbständigen Aufmarsch der Schwärme, die fast so groß sind wie unsere Kompanien im Frieden. Außerdem wurden wir über das Vorgehen gegen die Komitatschi, gegen Weiber und Kinder, welche Waffen gebrauchen, belehrt. Als wir an der Leichenbaracke vorüberkamen, sahen wir darin den Hauptmann Pokorny von den 73ern auf der Bahre; er war gestern nacht an der Drina erschossen worden. Wir marschierten bald nach Hause. Von zwei Leuten wurde mir

gesagt, daß gestern ein Brief für mich eingelangt sei, aber die Tagchargen und der Rechnungsunteroffizier erklärten, von nichts zu wissen. Ich war in Besorgnis, daß der einzige Brief, den ich seit einem Dutzend von Tagen bekommen sollte, verlorengegangen wäre. Bisher hatte ich das Fehlen von Post nicht empfunden, aber jetzt, da ein Brief hier war und nicht in meine Hände kam, wurde ich ganz nervös und rannte von Pontius zu Pilatus, um nach ihm zu forschen, und ich weiß nicht, was ich für ihn gegeben hätte. Endlich – ich war bereits überzeugt, daß die Leute falsch gelesen hätten und nichts für mich eingelangt sei – übergab mir ein Soldat unseres Schwarmes den Brief, den er für mich eingesteckt und in der Tasche vergessen hatte. Er war von meiner Mutter. Sie zwang sich darin zu einem gefaßten, beruhigten Ton. Aber alle meine Brüder sind bereits Soldaten geworden, und mein seit kurzem verheirateter Bruder Wolfgang, der als Fähnrich nach Stryj eingerückt ist, dürfte bereits heute im Feuer stehen. Meine Mutter hatte einige Ausschnitte von Zeitschriften beigelegt, die sich mit meinem letzten Buch befassen und während meiner Abwesenheit erschienen waren. Sie prophezeiten mir eine Zukunft. Zukunft! Heute nacht gehen wir an die Drina.

Unserem Zug wurde die Fahne zugeteilt, dann verließen wir Bjelina. Daß dies unwiderruflich die letzte Station der Kultur und der Heimat sei, war uns allen klar, und zum erstenmal zog die Truppe in trübseliger Stimmung los. Wir sangen ein Lied, das wir im Frieden hundertmal angestimmt hatten und das heute zum erstenmal zur Situation paßte: das Lied von dem Soldaten, der fühlt, daß er niemals mehr über die Grenze heimmarschieren werde. Der Tornister war schwer, Staubwolken lagen über den Kolonnen, und Müdigkeit machte sich bald geltend. Da Hunderte von Train- und Geschützwagen die Passage erschwerten, stockte jeden Augenblick der Zug. Bei jeder Stockung warfen wir uns auf die Landstraße, obwohl wir wußten, daß das Aufstehen mit der schweren Rückenlast eine mühselige Arbeit sei.

Die vorrückenden Truppen boten ein Nocturno von gewaltiger malerischer Wirkung. Werestschagin, du Stümper! Am Himmel ein Armeekorps von Sternen, wie man es kaum je im Abendlande sieht, und von dem fast hellblauen Nachthimmel hob sich die Silhouette der kriegerischen Figuren und ihrer Gewehre und Säbel düster und bedrohlich ab; an der rechten

Straßenseite war eine Böschung, auf der einzelne Leute neben ihrer Kolonne marschierten, um nicht soviel Staub zu schlucken. Von unten sahen sie aus wie Giganten unheimlichster Art.

Nach sieben Kilometer Marsch gegen Osten via Konvaluka machten wir hinter Amalijah, einem Ort hart an der Drinakrümmung, auf einem niedergemähten Kukuruzfeld halt. Vor uns schossen unsere Schwarmlinien. Wir lagen da, von Mücken belästigt. Manchmal surrten große Fliegen laut vorbei. Es dauerte einige Minuten, bis wir erkannten, daß es keine Fliegen seien, die das Surren verursachten, sondern – – Gewehrkugeln. In kurzen Intervallen pfiffen sie über unsere Köpfe hinweg. „Pzing, das war eine", lachten die Leute, „und wieder eine." – Das waren die ganzen Bemerkungen, die wir machten, und der Gefreite Hevera, der, durch die Zähne pfeifend, den Schall der Kugeln täuschend nachzumachen wußte, hatte großen Lacherfolg. Was hatte ich nicht schon über die Gefühle im ersten Kugelregen gelesen! Aber keinen von uns berührte die Feuertaufe besonders. Vielleicht nur deshalb, weil wir keinen Feind sahen und die Schüsse nicht direkt gegen uns gerichtet, sondern für die Schwarmlinie vor uns bestimmt waren. Als uns erlaubt wurde, uns in die Zeltblätter einzuwickeln, legten wir uns nieder und schliefen ein.

Mittwoch, den 12. August 1914.

Um 12 Uhr nachts wurde ich von dem Hauptmann als Ordonnanz zum Regimentskommando beordert. Ich legte mich dort auf meinen Tornister und wollte eben einschlafen, als ich vom Regimentsadjutanten geweckt wurde, um dem Bataillonskommandanten Banauch die Meldung zu überbringen, daß er nach Einstellung des Artilleriefeuers eine Kompanie selbständig für sich verwenden könne. Ich konnte den Major eine Stunde lang nicht finden und irrte auf Wegen umher, die trotz der ungeheuren Truppenzusammenziehungen menschenleer waren und wo es rechts und links hinter Hecken und Kukuruzfeldern aus zehntausend Flinten krachte. Endlich brachte ich ihm die Meldung.

Um Viertel 5 Uhr ging ein grausames Krachen los. Es war unsere Artillerie, die, um unseren Pionieren den Brückenbau zu erleichtern, die in dem jenseitigen Gehölz versteckten Serben verjagen und die Büsche rasieren wollte. Diese eigenen Schüsse

wirkten auf die Stimmung schrecklicher als die fremden. Die Pferde bäumten sich auf, die Enten und Hühner rannten wie verrückt umher. Die Ordonnanzen und Offiziersdiener sprangen von ihrem Faulbett, alles wurde nervös, der Oberst begab sich zum Divisionär Scheuchenstuel und dann weiter bis zur kleinen Drinainsel, die von der zweiten Kompanie durch eine provisorische Brücke in der Nacht besetzt worden war. Über unseren Häuptern schoben sich, unsichtbaren Riesenvögeln gleich, die Geschosse der hinter uns postierten Kanonen vorwärts. Als einmal ein Schrapnell durch die Krone eines Baumes huschte, unter dem wir standen, griff sich ein alter Generalmajor erbleichend ans Herz: „Herrgott, das Geschoß hätte leicht krepieren können! Ich gehe lieber zurück."

Übrigens trog der Instinkt nicht, der eine größere Unruhe vor den eigenen Kanonenschüssen als vor dem fremden Feuer hervorgerufen hat. Vier Schrapnelle unserer Artillerie waren zu kurz eingestellt oder platzten vorzeitig: von der vierzehnten Kompanie unseres Regiments, die gefechtsmäßig in Schwarmlinie vor den Haubitzen als Geschützbedeckung lag, wurden von eigenen Füllkugeln 21 Soldaten verletzt. Andere Geschosse unserer Kanonen krepierten in der Drina, große Wasserhosen bildend, statt am jenseitigen Ufer niederzufallen. Ordonnanzen der Infanterie rannten zurück, um der Artillerie zu melden, daß sie zu kurz schieße. Eine Batterie schob die Schuld auf die andere.

Die serbischen Schüsse verstummten, und man entsandte eine Patrouille auf das serbische Ufer. Der Generalstabshauptmann Stojan von Lasotič sprang mit dem theatralischen Ruf „Für Kaiser und Vaterland" als erster ins Wasser, um hinüberzuschwimmen. Die Patrouille gab übrigens bald die Nachricht, daß sich die Serben unter dem Druck des Artilleriefeuers zurückgezogen hatten. Nur einige Komitatschis müssen drüben versteckt sein, denn hier und da bohrt sich eine Gewehrkugel ins Wasser oder surrt an uns vorbei. Die Pioniere begannen sofort auf großen Holzzillen, die in Lastautomobilen ans Ufer gefahren kamen, eine Brücke zu bauen. Neben uns etablierte sich die k. u. k. Feldtelefonstation. Wenn ich so jetzt nach Haus telefonieren könnte! Was wäre die Stimmung in Werfels „Interurbanem Gespräch" gegen diese!

Wir lagerten den ganzen Morgen vor der Brücke, die die Pioniere über die Drina bauten.

Trinkwasser gab es nicht, da die zahlreichen bosnischen Schwengelbrunnen vergiftet sein sollen. Wir sandten nach Amalijah, aber in den Trinkeimern kam nur trübes, von Infusorien bevölkertes Wasser zu uns. Ich trank es durch einen blauen Nackenschützer, den ich an den Mund legte. Durch diesen Nackenschützer, der bisher auf dem Halse eines Infanteristen geklebt hatte und den nun schon der halbe Zug als Filter im Mund gehabt hatte, schmeckte das Wasser besser als Sekt.

Ich saß auf der Straße und kritzelte in diesem Notizbuch, als mich Leutnant Görner fragte, ob ich ihn schon in meinem Tagebuch verewigt habe. „Zuerst müssen Sie etwas Besonderes getan haben", entgegnete ich. Etwa eine halbe Minute später pfiff eine verirrte Serbenkugel durch die Luft, und Leutnant Görner äußerte schnell, aber nicht erregt: „Ich bin getroffen." Er wies auf seinen Fuß. Wir wollten es zuerst nicht glauben, sahen aber bald darauf, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. „Es schmerzt wie ein Peitschenhieb", sagte Görner und humpelte in der Richtung zum Sanitätsplatz davon; er hatte seine Verwundung, die eine Heimreise bedeutet.

Um 1 Uhr mittags überschritten wir die Pontonbrücke und waren auf der ersten Drinainsel, auf serbischem Gebiet. Die südlich von dieser großen Insel gelegene Gutič Ada war schon in der Nacht von der 2. Kompanie besetzt worden. Die Insel, auf der wir in Gefechtsform als rechter Flügel des Regiments vormarschierten, ist auf der Spezialkarte nicht als Insel eingezeichnet, da die sie umgebenden und durchfließenden Drinateile als tote Arme dargestellt sind. Aber die Drina ändert jedes Jahr ihren Lauf, und so geschah es, daß wir beim Vormarsch dreimal bis an die Hüften im Wasser, von der Strömung fast umgeworfen, mit Gewehr und Gepäck von Ufer zu Ufer marschieren und dann steile Böschungen hinaufklettern mußten.

Vor einer Kutja auf der Amalijah Ada im Gehölz Osmin Sip trat ein Komitatschi, der dort gelauert hatte, plötzlich, während die 3. Kompanie vorbeimarschierte, aus dem Versteck hervor und erschoß aus einer Nähe von drei Schritten den Reserveleutnant Hugo Schulz aus Auval, mit dem ich im Frieden gedient hatte. Der Serbe wurde sofort von Kugeln durchlöchert und lag auf dem Rücken, Hände und Füße von sich gestreckt, die Augen noch im Tode offen, und es schien, als ob er lächle, weil er sein Leben gegen das eines feindlichen Offiziers eingetauscht. Die

meisten Komitatschis hatten sich auf Bäumen versteckt, ließen die Truppen passieren und gaben dann von hinten auf sie Feuer, wodurch heillose Verwirrung entstand und alles gegeneinander zu schießen begann.

Ein solcher Vorfall ereignete sich um 3 Uhr nachmittags. Die Leute fühlten sich beschossen und hörten die Kugeln über ihren Köpfen pfeifen. Sie rannten wie aufgescheuchte Hühner auseinander, und ohne daß ein Befehl zum Feuern gegeben worden oder ein Gegner zu sehen gewesen wäre, schossen sie nach rechts, schossen sie nach links, nach vorne und nach hinten und verletzten in Massen eigene Leute. Unsere Kompanie, die gar nicht geschlossen war, sondern in dem dichten, unwegsamen Gehölz ungeordnet vorwärts ging, war gleichfalls nicht zu halten. Im allgemeinen waren die Leute, welche feuerten, wohl in der Minderzahl, aber sie richteten viel Unheil an. Neben mir stand ein Korporal, der ununterbrochen mit seinem Schwarmpfeifchen das Signal zum Feuereinstellen gab. Plötzlich vernahm ich einen Fall, dem ein Krachen folgte, das durch das heftige Niederfallen eines Gewehres verursacht war. Ich wandte mich nach rechts und sah den Korporal auf der Erde liegen, aus seiner Stirn spritzte ein ungeheurer Blutstrom. Eine Minute später regte er sich nicht mehr.

Es dauerte zehn Minuten, bevor endlich auf das laute Pfeifen und Brüllen der Besonneneren das Feuer ganz eingestellt war und wir weitermarschieren konnten. Auf dem Weg sah es böse aus: hier und da ein toter Serbe, aber viel mehr verwundete Kameraden vom Regiment. Das war unser erstes Gefecht.

Am Abend nach Vorrücken über die Prud-Au und Skokica Ada lagerten wir am östlichen Ende des Osmin Sip auf dem Karrenwege, der gegen Novoselo führt, mähten vor uns alle Kukuruzstauden bis zur Drina nieder und sorgten für gute Deckungen. Ich war mit den Infanteristen Šlapák und Tima als Seitenpatrouille ausgesendet worden, um den Anschluß an die bisher noch nicht bis zu uns vorgerückte 14. Kompanie zu suchen. Wir bekamen vom jenseitigen Ufer des Flusses Feuer, suchten Deckung.

Wir lagen etwa zehn Minuten hinter den Bäumen, und wenn ich meine Gefühle während dieser Zeit schildern wollte, da ich mich als Belagerter hätte fühlen müssen und beim Aufstehen von der Kugel lauernder Gegner getroffen werden konnte,

vermag ich nichts anderes zu sagen, als daß mich die Landschaft entzückte. Die Sonne ging über der glitzernden Drina unter, die Laubbäume boten sich in feingeäderten Zeichnungen dar, der Sand des sonst überfluteten Drinaufers leuchtete hell wie neuer Schnee, die Birken und Weiden streckten sich gerade und stark in Turmhöhe empor. Kriechend zogen wir uns zurück und begaben uns zur Kompanie, nachdem wir wieder einen Drinaarm bis zur Brust durchschritten hatten. Zurückgekehrt wechselte ich die Strümpfe.

Wir begannen uns einen Tee zu kochen, aber bevor das Wasser zu sieden anfing, erhielten wir den Befehl zum Vormarsch. Den mühselig erschaufelten Schützengraben mußten wir zurücklassen, fünf Minuten später watete ich mit meinen reinen Strümpfen wieder durch die Drina. Dann wurde wieder Halt befohlen, aber es gab keine Ruhe. Unser Schwarm wurde als Feldwache am Rande eines Kukuruzfeldes aufgestellt. Ohne einen Bissen gegessen zu haben (seit zwei Tagen), legte ich mich in den nassen Kleidern, meinen Kopf auf die Patronentaschen stützend, auf den hügeligen Boden und blieb so zähneklappernd, bis der Morgen tagte.

Donnerstag, den 13. August 1914.

Frühmorgens kochten wir aus Konserven und Flußwasser Kaffee. Du guter Mokka von Bjelina, wie sehnsüchtig dachten wir deiner!

Seit Bjelina begleitet uns ein schwarzer Wächterhund, der angeblich der 8. Landwehr gehört und seine Truppe verloren hat. Im Gefecht von Osmin Sip wurde er durch einen Schuß auf dem Rücken verwundet und schleicht jetzt müde und blutig hinter uns her. Wir, die wir immerfort auf österreichische und serbische Leichen und auf schrecklich verwundete Menschen stoßen, haben mit diesem Hund ein grenzenloses Mitleid. Wir wuschen seine Wunde und verbanden sie, ja einige gebärdeten sich geradezu verzweifelt über das traurige Schicksal des Tieres. Auch wenn wir an verendenden Pferden vorbeikommen, werden Rufe unwilligen Mitleids laut: „Die armen Tiere, die ohne ihren Willen in den Krieg müssen und nicht wissen, warum sich die Menschen schlagen!" Und die Menschen?

Bis zum Nachmittag waren wir damit beschäftigt, Kukuruzfelder niederzuhauen und zu durchsuchen, um die nachfolgen-

den Truppen vor Überfällen aus dem Hinterhalt zu bewahren. In einer Pause äußerte einer von uns, man könnte sich Zigaretten auf Vorrat drehen. Ich wunderte mich, daß alle Leute plötzlich traurig wurden und von ihren Familien zu sprechen anfingen. Erst aus den Gesprächen wurde mir der Grund klar: keiner drehte und stopfte die Zigaretten so gut wie seine Ehefrau; die hatte ja ihre Bekanntschaft mit ihrem jetzigen Mann begonnen, als sie noch Arbeiterin der Piseker Tabakfabrik und er noch aktiver Soldat vom „Elften" war. Nachmittags rückten wir in der Richtung gegen Lešnica vor, in den Kleidern die Drinica durchschreitend, bis zum Hals im Wasser, und dann wieder durch die gelbe Unendlichkeit der Kokorica, des Maisgebietes.

Freitag, den 14. August 1914.

Das Wasser schepperte in den Stiefeln, die Zunge war wie aus Leder, so daß nicht einmal der Rauch der Zigarette gespürt wurde. Wir hatten lange nicht geschlafen, der Feind war vor uns, und der (ärgere) Feind im Rücken war der Tornister; Müdigkeit; Gestrüpp, daß Kleider und Haut in Fetzen gingen; Brennesseln; Hunger; Kukuruz; nächtlicher Frost nach der Hitze des Nachmittags – so rückten wir gegen Lešnica vor. In den Maisfeldern platzten Minen, drei Leute unseres Bataillons wurden verletzt. Hier und da kamen wir an eine Kutja oder in ein Dorf, wo natürlich alles ausgeräumt war. Kein Lebewesen zu sehen, außer einigen Hühnern.

Gegen Viertel 5 Uhr morgens schritten wir aus unserer Stellung zur Besetzung eines Hügels, zu dessen Füßen die Stadt liegt. Kaum waren wir im Morgengrauen aufgebrochen, als aus den (wie wir später konstatieren konnten) sorgfältig ausgebauten Schützengräben der Serben Hunderte von Projektilen über unsere Köpfe sausten, jedoch ohne in meiner unmittelbaren Umgebung jemanden zu verletzen. Wir gingen vor, überschritten eine Eisenbahnstrecke, auf der wir von einem rechts von uns befindlichen Gegner Flankenfeuer bekamen, beschleunigten unser Tempo und machten hinter einer Böschung halt. Im selben Augenblick krachten die Haubitzen der Serben, und etwa hundert Schritte vor uns ging ein Sprühregen von Schrapnellkugeln nieder. Im ersten Moment erschraken wir, um so mehr als wir wußten, daß sich die Artillerie erst einschießen und mit dem

nächsten Schuß unsere Schwarmlinien erreicht haben würde. Aber drei Minuten später trat Gleichmut an Stelle dieser Unruhe, und als nun unsere eigene Artillerie das Feuer zu erwidern begann, schauten wir interessiert zu, wie die Schrapnelle zunächst oberhalb des Gegners einen feurigen Punkt in die Luft setzten, aus dem dann eine Rauchwolke und aus dieser ein Hagel niederging. Obwohl die eigenen Geschosse scharf über unseren Köpfen wie elektrische Schlitten hinsausten, empfanden wir keine Angst mehr, und als das Infanteriefeuer eingestellt wurde, dachte ich an die belanglosesten Dinge der Welt, dachte daran, daß die Offiziersdiener, deren Herren verwundet sind, jetzt schön in Bjelina spazierengehen, fragte mich, ob Frau Saftová am Obstmarkt in Prag noch so billige Pflaumen verkaufe, und schlief, den Tornister auf dem Rücken, im Kanonenfeuer ein. Rechts und links platzten die Schrapnelle, aber von unserer Kompanie wurde niemand verletzt. Unser Schlaf dauerte etwa eine halbe Stunde. Patrouillen meldeten, daß die feindlichen Gräben, die wohl nur schwach besetzt gewesen waren, geräumt worden sind.

Gegen 6 Uhr erklommen wir den Hügel (Cote 404), der teils mit Laubwald, teils mit undurchdringlichem Gestrüpp bewachsen ist, so daß man die steile Höhe nur mühsam empor konnte. Wir waren kaum oben, als das Gefecht losging. Natürlich war beim Klettern alle Einteilung verlorengegangen, und wir standen, völlig ungeordnet, etwa 150 Schritte vom Feind entfernt. Ich wurde beordert, mit einem Schwarm von 15 Leuten auf der linken Flanke rechtwinklig auf die Schwarmlinie Front zu nehmen. Als wir uns in dieser Stellung hinter den Bäumen niederwarfen, feuerten die Serben wie wahnsinnig auf uns, da wir ihnen näher waren und ein besseres Ziel boten als die im Walde liegende Hauptmacht unserer Truppe. Die Infanteristen Barbanek und Vavra erhielten Kopfschüsse und waren sofort tot, dem Gefreiten Perin wurde das Schulterblatt zerschmettert, zwei Leute trugen ihn weg. Ich riß eine Seite aus meinem Notizbuch und schrieb folgende Meldung, die ich an den Kompaniekommandanten sandte: „Haben fünf Mann Verluste in fünf Minuten. Stellung sehr gefährdet.“ Nach wenigen Minuten kam ein ganzer Zug unter Kommando des Kadetten Weiser. Der rechte Flügel der Serben bog sich nach hinten mit der Front gegen uns ab, um dem Flankenfeuer zu begegnen, aber er vermochte

sich nicht mehr zu halten. Von unserer rechten Seite wurden Hurrarufe hörbar, und als nun auch wir zum Sturm vorgingen, war die feindliche Reihe bereits auf dem Rückzug.

Nun gingen wir weiter auf dem Bergrücken vor. Was Durst ist, habe ich da erfahren, man bat auf den Knien die Kameraden um einen Schluck dreckigen Wassers; sie hatten es aus einem Tümpel geschöpft, der bald leer war. Auch ich bekam von einem Soldaten ein paar Tropfen und trank sie unfiltriert. Wenn das so weitergeht, sterben alle unsere Leute an Cholera oder verdursten.

Beim Vorrücken gegen den Hügel fanden wir sechs tote serbische Soldaten, einige 15-mm-Gewehrpatronen aus Blei ohne Stahlmantel, was nach der Genfer Konvention verboten ist, massenhaft weggeworfene serbische Gewehre und Patronentaschen. Auf dem Hügel selbst, welcher das ganze Land in weitem Umkreise beherrscht und nach Bosnien bis Bjelina Aussicht gewährt, hatten die Serben eine Kanone zurückgelassen. Hauptmann von Löw, der diese Geschützposition gestürmt hatte, übergab die Kanone unserer Artillerie, die sie mit großer Mühe fortführte.

Unsere Verluste sind außerordentlich groß. Der erste Gefechtstag hat uns alle drei Bataillonskommandanten gekostet: Oberstleutnant Haluska ist tot, Oberstleutnant Hoffmann hat einen tödlichen Kopfschuß, Major Banauch ist durch Sturz vom Pferde kampfunfähig, sein Adjutant, Oberleutnant Ullrich, durch Schuß in den Unterleib und Oberleutnant Suchovsky durch Halsschuß getötet. Es ist mir schon gestern aufgefallen, wie unvorsichtig sich manche höhere Offiziere benehmen: die meisten saßen während des Marsches zu Pferde, als ob sie den Komitas ein besonders deutliches Ziel zeigen wollten. Einige trugen Feldbinden, alle Säbel, die kilometerweit blitzen.

Wir rasteten auf dem Gipfel des Hügels, um dann von oben herab Lešnica zu stürmen. Aber um 8 Uhr morgens wurde auf dem Kirchturm eine weiße Fahne gehißt, und mit den Ferngläsern konnte man beobachten, daß auch aus allen Häusern weiße Tücher herausgesteckt wurden. Wir hofften nun, in die Stadt einmarschieren und dort unter Dach und Fach nächtigen zu können. Diese Annehmlichkeit hatten aber nur die anderen Regimenter unserer Division, wir mußten noch lange weitermarschieren, bis in das Dorf Slatina. Auch hier wehten schmutzige

Leintücher als weiße Fahnen aus den Fenstern. Wir führten Feldwachen auf und rasteten im Dorf. Zum ersten Male kamen wir hier mit der serbischen Bevölkerung in Berührung. Sie war sehr erstaunt, von uns zu vernehmen, daß unser Regiment aus tschechischen Soldaten bestehe, aus slawischen Brüdern. Es wurde uns nicht erlaubt, in den Häusern zu schlafen. Wir lagerten die ganze Nacht auf einem niedergemachten Kukuruzfeld.

Samstag, den 15. August 1914.

Unseren Kompaniekommandanten, Hauptmann Neseny, hatten wir seit gestern früh nicht mehr gesehen und ihn schon tot geglaubt. Erst heute erfuhren wir, daß er am Eisenbahndamm einen Schuß bekommen habe, der ihm den rechten Arm zertrümmerte.

Am Morgen fiel mir beim Waschen meine Seife in den Dorfteich von Slatina. Ich blickte ihr wehmütig nach, dem letzten Rest der Kultur. Wie sagte doch König Franz I. von Frankreich, als ihm ein Glied amputiert wurde: „Adieu mon plaisir..."

In Jadranska Lešnica machten wir mehrstündige Rast auf einer Wiese und badeten pudelnackt und feuchtfröhlich in einem Bächlein. Bald sah man Serben herankommen, eine furchtbare Panik entstand, einige Offiziere und Soldaten rannten nackt zu den Gewehrpyramiden, aber bald erkannte man den Anlaß der Panik: vier Serben mit weißer Fahne, ohne Gewehre, blutjunge Burschen, Überläufer. Es folgten ihnen vierundzwanzig andere serbische Deserteure nach, teils aus dem mazedonischen Neu-Serbien, teils aus dem geschlossenen bulgarischen Sprachgebiet Serbiens.

Ein geradezu tödlicher Regen ging um 5 Uhr nieder, als wir abmarschieren sollten. Die Kolonne hatte sich bereits so formiert, wie sie aus Slatina hierher abmarschiert war, ein Bataillon 73 als Flankensicherung, die restliche Brigade im Tal der Lešnica, als Tête ein Bataillon 73, unser Bataillon unter Kommando des Hauptmanns Popelak, Gebirgshaubitzen, unser II. Bataillon, schwere Haubitzen, I. Bataillon 11, Gefechtstrain und zuletzt der Bagagetrain. Als der Regen begann, der uns in der Hitze des Tages höchst willkommen gewesen wäre, rissen wir die Zeltblätter vom Tornisterdeckel und schlugen sie über den Kopf.

An ein Weitermarschieren war nicht zu denken, obwohl es

heißt, daß wir am 18. August, zu Kaisers Geburtstag, Valjevo bereits erobert haben müssen und zu diesem Geschäft also nur drei Tage Zeit gelassen ist.

Die Truppe stand. Die bewegten Gruppen schienen zu Felsblöcken erstarrt. Das steinerne Heer! Die sandsteinfarbenen Zeltblätter waren über Mann, Tornister und Brotsack geworfen, über stehende, sitzende und liegende Leute. Dergleichen Formationen habe ich, wenn auch nicht so mannigfaltig, in der böhmisch-sächsischen Schweiz gesehen.

Wir haben schon viel erlebt während dieses serbischen Feldzuges, wir haben Tote, Verletzte, Häftlinge und Hinrichtungen gesehen, wir haben Strapazen, Müdigkeit, Hunger, Durst, Frost und Hitze in den vierzehn Tagen überstanden, seit wir Kleider und Stiefel nicht von unseren Leibern ziehen konnten. Aber ich glaube, wenn wir noch tausendmal Seltsameres und Grausameres erleben, nichts wird stärker in unserer Erinnerung haften, nichts werden wir je deutlicher schildern können als diesen unerbittlichen Guß. Stundenlang stand ich unter meinem Zelttuch und dachte, daß jetzt ein Serbenfranktireur den Lagerplatz beschleichen und mit einem Gewehr ein paar hundert von uns vermummten Gestalten über den Haufen schießen könnte.

Es troff durch mein zerrissenes Dach aus Zeltstoff, die Wäsche wurde naß, und die Füße standen bis zum Knöchel in einer Lache. Der Tornister zerrte nach hinten, die Füße wankten. Niederlegen konnte man den Tornister nicht, denn er wäre zu kotig, zu naß und zu schwer geworden.

Manchmal zerbrach ein Rattenkönig von Blitzen die Finsternis, und die Bäume rings um den Lagerplatz hoben sich in solchen Sekunden vom Hintergrunde ab, als ob sie Geier wären oder Furien oder riesige Hunde. Dem Einsamen unter Bataillonen von Menschen wurde fast ängstlich zumute bei diesen Lichteffekten. Auch andere kleine Beleuchtungsscherze gab es, wenn ein Leutnant mit seiner elektrischen Taschenlampe umherging, oder eine Zuglaterne zum Ausweiden eines eben mitten unter uns geschlachteten Stieres leuchtete, oder der Assistenzarzt und die Blessiertenträger sich über einen ohnmächtig gewordenen Mann beugten. Dann erblickte man unverständliche Bilder, nur Füße oder nur Hände, die sich bewegten, oder ein Gesicht auf einem riesigen Buckel – dem eingehüllten Tornister am Rücken. Bald sah es aus, als ob man in einem Heinzelmännchen-Berg-

werk wäre, bald wie in der Adelsberger Grotte, bald wie in einem Weinberg.

Wiederholt versuchten wir fortzumarschieren, aber bei jedem Schritt auf der Landstraße rutschte man zwei Schritte zurück. (Das Mittel, verkehrt zu marschieren, ist in solchen Fällen problematisch.) So blieben wir. Einige legten sich auf ihre Zeltblätter, auch ich versuchte es, aber der Boden war zu naß, und mein halber Rumpf lag im Wasser. Schließlich setzte ich mich mit fünf Kameraden auf den Kutschbock der Fahrküche und dachte eine endlose, endlose Nacht lang, daß ich niemals mehr im Hotel oder im Restaurant oder im Café oder zu Hause über Bett, Heizung, Speisen, Getränke schimpfen würde, wenn ich je wieder in ein Land des Friedens käme.

Sonntag, den 16. August 1914.

Eine Kotlösung, die sich Kaffee nannte, im Magen, gingen wir um 4 Uhr früh durchnäßt auf der unwegsamen Landstraße vorwärts. Gleich rechts am Wege sahen wir eine Feldkanone und ein totes Pferd im Bach liegen; das Geschütz mit Bemannung ist gestern abend infolge des Sturmes, des Drecks und der Dunkelheit die acht Meter tiefe Böschung hinabgestürzt. Dann kamen wir zu einem Aeroplan, dessen Pilot verwundet worden und niedergegangen war. „Erbeutet von der 11./11. Kompanie" steht mit Tintenstift auf dem weißen Aluminiumrand des Eindeckers geschrieben, dessen Steuer blau-rot-weiß ist.

Gegen halb 12 Uhr besetzten wir, die wir bisher neben der 8. Korpsartillerie vormarschiert waren, im Laufschritt die Höhe Rasuljaca. Nun wurden wir hinauf- und hinabdirigiert, bis den Leuten die Geduld riß, die seit drei Tagen nur einmal (und sehr schlecht) gegessen hatten, kein Stückchen Brot, kein Streichholz, keinen Tabak, keinen Tropfen Wasser gesehen hatten (einer gurgelte, um den Mund zu nässen, nachdem er in seine Eßschale uriniert hatte). Sie knurrten über die Führung und über die Wirtschaft, ohne sich vor dem Feldwebel und den Offizieren irgendwie zu genieren. Ja, im Gegenteil, sie verstärkten vor ihnen die Äußerungen des Unmutes. Andere Regimenter hatten ihre Fahrküchen auch auf den steilsten Hügeln mit sich, die unsrigen waren durch die Artillerie aufgehalten worden, andere Regimenter hatten Wasserfässer, wir hatten nichts.

Um 5 Uhr ging ein Gewitter nieder. Wir hatten eine Höhe der

Cer-Planina, etwa eine Stunde von Milina entfernt, besetzt und standen unter dem Kommando eines 73er Oberstleutnants nordwestlich von Valjevo. Der Hügel hieß Rajin-Grob. Wir hackten uns Schanzgräben, maskierten sie mit Kukuruzstauden und erwarteten als rechte Flügeldeckung der Division den Angriff.

Friedlich lagen wir hier in einem ununterbrochenen Lärm von Geschützen und Gewehren, hatten uns schön eingegraben, als vom Oberst Wokoun der Befehl kam, man möge einen Unteroffizier samt Schwarm zu ihm entsenden. Der Befehl des Kompaniekommandanten lautete: „Schwarm Kisch zum Regimentskommando." Schon bevor ich mich auf den „Feldherrnhügel" zu unserem Oberst durchfragen konnte, der auf der dem Feinde abgekehrten Lehne des Hügels Velka Glava unter einem aufgespannten Zeltdach saß, erlebte ich grauenhafte Bilder des Krieges.

Zahllose Verletzte wurden an uns vorbeigetragen, auf Tragbahren, auf dem Rücken oder von je zwei Leuten bloß auf den Händen, Stöhnende, Wimmernde, Schreiende, Zugedeckte, Blutende, Verbundene und Unverbundene, Leute, denen die Wange weggerissen war oder die Nase, Soldaten, die hinkten, und solche, die sich den blutenden Kopf mit ihrem Verbandzeug selbst verbinden wollten, und solche, deren Arm nur an einem Knochen und an Hautfetzen hing. Ein Kadettaspirant unseres Regiments war tobsüchtig geworden; vier Infanteristen führten ihn und hielten mit Mühe seine Arme fest, einer trug seinen Säbel, der Kadett aber schrie, Schaum stand vor seinem Munde, vom Augapfel war nur das Weiße sichtbar. Als er uns bemerkte, brüllte er: „Da sind die Serbenhunde", riß sich los und wollte die Scheide emporziehen, in der Meinung, daß es der Säbel sei. Wir packten ihn, und auch seine Begleiter hielten ihn schon wieder fest und führten ihn weiter. Unsere Stimmung war durch diesen Vorfall so gedrückt, daß es beim Infanteristen N. zu Verzweiflungsausbrüchen und „hochverräterischen Äußerungen" kam. Übrigens war der Kadett nicht der einzige psychisch Verletzte, den wir trafen. Ein Kanonier riß sich die Montur unter gräßlichem Schreien vom Leibe.

Beim Regimentskommando erhielten wir den Auftrag, mit den Munitionstragtieren nach Milina abzugehen, dort beim Trainpark Brot zu fassen, es den Pferden aufzuladen und nun

in die Schwarmlinie den Leuten zu bringen, die seit zwei Tagen nichts gegessen hatten. Das war leicht gesagt. Schon unbeladen konnten sich die Pferde auf den steilen Seitenwegen kaum vorwärts bewegen. Jeden Augenblick kam uns ein Verwundetentransport entgegen, dem wir Platz machen mußten, obwohl unsere Aufgabe dringend genug war. Waren wir uns doch bewußt, daß unsere Kameraden in der Schwarmlinie vor Erschöpfung, hauptsächlich aber vor Hunger und Durst, halbtot sein mußten. Endlich kamen wir beim Fouragetrain an, der Trainkommandant, Hauptmann Oberdanner, war nie Proviantoffizier gewesen und bewies das, indem er völlig den Kopf verlor. Seine Tätigkeit begleitete er mit wüstem Schimpfen. Er hatten keinen Wecken Brot und wollte mich veranlassen, daß ich mit Hafer und Kukuruz, also mit Pferdefutter, wieder in die Schwarmlinie gehe, hinter der allerdings auch die Pferde der Offiziere und der Maschinengewehrabteilung hungerten. Schließlich erhielt ich zwei Kisten Zwieback und eine Kiste Kaffeekonserven. Aus einem Faß Essig machten wir in zwei Fässern je eine Mischung von drei Viertel Wasser und ein Viertel Essig, worauf wir nicht ohne Schwierigkeiten die beiden Fässer auf die kleinen Tragtiere verluden. Die Karawane ging aufwärts. Wiederholt scheuten unsere Pferde, weil sie die Last nicht zu schleppen vermochten oder weil ein totes Pferd am Weg lag. Wir Menschen waren nicht so empfindlich. Überall sahen wir Leichen unserer Kameraden, aber stumm, ruhig und eilig gingen wir weiter.

Wir kamen an einem Oberst vorbei, dem eben von einem Zugführer fünf Tschužen vorgeführt wurden. Der Adjutant des Obersten, der schwarze Aufschläge hatte, fragte den Führer: „Wer hat gesehen, daß sie geschossen haben?" – „Der Herr Hauptmann und zehn Leute." – „Sie haben es bestimmt gesehen?" – „Ja." Schon mußten die fünf Bauern hinter einer Böschung niederknien, und die Schüsse eines Schwarmes krachten gegen sie. Der Jüngste mochte fünfzehn Jahre alt sein.

Links von uns fiel Schrapnellhagel in das Gehölz und auf die Wiese. Wir waren so müde, daß ich glaube, auch wenn uns hier der Tod gewiß gewesen wäre, würden wir unser Tempo nicht beschleunigt haben. Plötzlich erwachten wir aus unserer Apathie, denn über unseren Köpfen blitzte ein Schrapnell, und fünfzehn Schritte vor uns sahen wir die Füllsel auf die Erde

fallen, ein schreckliches Wimmern und Stöhnen erhob sich, ein Verwundetentransport, Blessierte und Blessiertenträger waren getroffen, von neuem verwundet worden oder getötet. Wir wollten auseinanderstieben, sahen aber alsbald ein, daß eine Flucht ja Blödsinn sei, da Artilleriegeschosse überall niederfallen. Schließlich kamen wir wieder vor dem Feldherrnhügel an, banden die mitgebrachten Lasten von den Tragtieren, schwärmten aus und rückten bis zu unserer Schützenreihe vor, die auf der Kammhöhe etwa einhundertzwanzig Schritte vom Feind entfernt lag. Dort stellten wir die Kisten nieder, beluden unsere Taschen und Mützen mit Zwieback und Kaffeekonserven und liefen nun die Schwarmlinie entlang, den Leuten die Nahrungsmittel zuwerfend. Sobald unsere Hände und Taschen leer waren, mußten wir um neuen Vorrat zu den Kisten zurück. Daß sich das ganze Feuer des Gegners nun gegen uns konzentrierte – überflüssig zu sagen. Zwei Infanteristen, Burda und Novak, wurden getroffen und verletzt, die übrigen Schüsse, die fast jeden von uns trafen, bohrten sich nur in die Eßschalen oder in die Feldflaschen. Das Essigwasser konnten wir den Leuten in der Schwarmlinie nicht zubringen, so liefen sie – Durst ist stärker als Angst – selbst zu den Fässern und tranken aus der hohlen Hand... Dann zog unser Schwarm nach Milina hinunter.

Wir kamen an einer ländlichen Ziegelei vorüber, die zu einem Spital umgewandelt worden war, Divisionssanitätsanstalt, Regimentshilfsplatz und Bataillonsverbandplatz zugleich. Ein Rummel ohnegleichen herrschte in dem langgestreckten, aber doch viel, viel zu kleinen Raum. Soldaten der Sanitätsgruppe, Bandagenträger der Infanterie, Mediziner von vier Regimentern, Assistenzärzte, Oberärzte, Regimentsärzte, Stabsärzte – alles wimmelte durcheinander, es gab keinen Überblick, Einjährig-Freiwillige-Mediziner des 2. Semesters knüpften die Enden zerrissener Stirnadern aneinander, vernähten die gefährlichsten Wunden, der Oberstabsarzt verband Streifschüsse, die Doktoren hatten nicht einmal Schürzen über ihrer Uniform, nur einer oder zwei hatten die Bluse ausgezogen und arbeiteten mit aufgeschlagenen Hemdsärmeln.

Es gab kein Stroh in dem Ziegelschuppen, der Kranke, der von den Blessiertenträgern nicht mitsamt der Bahre niedergestellt worden war, mußte auf dem nackten Tennenboden liegen. In den schmalen Gängen zwischen den Ziegelregalen kauerten zu

Füßen der Liegenden Verletzte, die ihre noch unverbundene, zerschmetterte Hand betrachteten oder aufschrien, wenn jemand auf ihr von Maschinengewehrfeuer durchlöchertes Bein trat.

Man hatte einen Tisch und einen Schrank aus irgendeiner Hütte requiriert, und auf diesen Möbelstücken nahm man die schweren Operationen vor. Den Schrank hatte man umgelegt im Mittelraum untergebracht, ein narkotisierter Infanterist unseres Regiments, der vollkommen angekleidet war und dem man nur die Hose bis zur Hüfte aufgeschnitten hatte, lag darauf, und ein Regimentsarzt amputierte sein Bein oberhalb des Kniegelenkes. Auf dem kleinen Tisch, der draußen stand, wühlte ein Stabsarzt in den Eingeweiden eines gleichfalls narkotisierten Soldaten, der einen Bauchschuß erhalten hatte.

„Sparen mit dem Verbandzeug", schrie der Arzt, die Verletzten und die Blessiertenträger wurden beschimpft, wenn sie erklärten, keine Verbandpäckchen bei sich zu haben. Immerfort kamen neue Verwundete auf Gewehren, auf Feldbahren oder huckepack herbeigetragen oder schleppten sich selbst herein, die Ärzte um Hilfe anflehend.

Bäche von Blut flossen durch die engen Gänge, die zwischen den Ziegelstellagen führten, durch den betäubenden, stickigen Staub der Mauersteine. Durch den Geruch von Lehm und Blut und Schweiß und bloßgelegten Eingeweiden drangen die Schmerzensschreie, das Röcheln von Sterbenden und der Streit von Verwundeten, die um Plätze rauften.

Ich wollte meinen Freund Bergstein sprechen, der, wie mir die Mediziner sagten, schwerverwundet war. Aber es war nicht daran zu denken, in diesem Tohuwabohu menschlichen Jammers einen Schritt vorwärts zu tun.

Meine Kameraden waren beschäftigt, auf dem Abraumplatz des Lazaretts nach Schätzen zu suchen, nach einem Stückchen Brot und einer Konserve. Draußen lagen nämlich Hunderte von Brotsäcken, Tornistern, Rucksäcken, Gewehren, Patronentaschen, Feldflaschen, Mänteln, Feldspaten, Beilpicken, Säbeln, Zeltblättern, Mützen und Blusen, die man den Kranken abgenommen hatte.

Einer fand in einem Brotsack außer einem Spiel Karten eine Tafel Schokolade, die er mit seinem Nachbar, der ihn bei dem Fund gesehen, teilte. Zwei andere aßen eine kalte Fleischkonserve, die sie in einem Patronentornister entdeckt hatten.

Sanitätssoldaten saßen draußen auf einem Berg von Tornistern und notierten nach den Legitimationskapseln die Namen der Verwundeten und der Toten in eine große, rubrizierte Liste. Hinter der Ziegelei lagen nebeneinandergeschichtet etwa einhundert Menschen – tot. Es waren die, welche erst hier oder auf dem Transport hierher gestorben waren.

Immerfort schob man in die zwei Stockwerke der Ambulanzwagen Tragbahren mit Schwerverwundeten, die Kutscher hieben auf die Pferde ein, und die traurige Fahrt ging grenzwärts, in das mobile Feldspital.

Inzwischen schlugen in unmittelbarer Nähe feindliche Artilleriegeschosse ein. Wie konnte man auch, kaum einen Kilometer Luftlinie von der vordersten Front entfernt, direkt an der Landstraße, von der die Serben genau wissen, daß sie unsere einzige Kommunikation bildet, das Lazarett einrichten! Aus dem Bach, dessen Wasser durch das ununterbrochene Schöpfen breiig und schokoladenbraun geworden war, tranken wir, indem wir uns auf die Erde legten und den Mund ins Wasser steckten. Dann füllten wir unsere Feldflaschen und zogen wieder aufwärts.

Wir wollten in dem kleinen Wald vor Milina bleiben. Wußten wir doch, daß jetzt unsere Kompanie in die Schwarmlinie gesandt werden würde. Selbst das von einem Unschlüssigen geäußerte Bedenken, der Kompaniekommandant könnte sich beim Regimentskommando nach unserem Verbleib erkundigen und dabei erfahren, daß wir nicht mehr dort seien, fruchtete nichts. Wir waren äußerst übermüdet und der Gefahr ausgesetzt gewesen, während die übrige Kompanie ruhig und kampflos als Flankenschutz in ihrer Stellung gelegen hatte. „Soll man glauben, daß wir desertiert sind! Ob wir vom Feind erschossen werden oder von den Herren mit dem Goldkragen, ist egal." Bei den Fahrküchen aber erfuhren wir, daß unsere Menage auf den Hügel geschafft worden sei, und nun waren wir hungrigen Burschen gern bereit hinaufzuklimmen.

Unterwegs hörten wir die Granaten sausen, und über den Wald, in dem wir hatten rasten wollen, fünfzig Schritte vom Trainplatz und siebzig Schritte vom großen Lazarett entfernt, krachten Sprengstücke nieder, Hunderte von Soldaten stürzten verletzt, aufgeschreckt und panikartig aus dem Wäldchen, der Train jagte davon, scheue Pferde rannten umher. Wir

schauten einander an: gut, daß wir nicht unten geblieben waren.

Oben angekommen, hatten wir neue Verschanzungen zu graben, denn im Laufe des Tages war das IV. Bataillon von 73, unter dessen Kommando wir gestanden, wegdirigiert worden, so daß nur wir, als äußerste rechte Flankendeckung, und links von uns die 16. Kompanie und die Maschinengewehrabteilung den Rajin-Grob besetzt hielten. Die 16. Kompanie wurde abends gleichfalls abberufen. Unsere Vorposten gaben Feuer und verjagten den Gegner, der wohl hier eine starke Besetzung vermutete. Durch die sternenhelle Nacht flogen irdische Meteore aus den Leuchtpistolen, der Kanonendonner verhallte langsam, am Horizont wetterleuchtete es, Lichtsignale wurden gegeben – die Schwarmpfeifen der Grillen verstummten für einen Augenblick – Sternschnuppen und vereinzeltes Aufblitzen der Gewehrmündungen – Morgennebel und Kanonenruhe – man wußte nicht, wo der Friede der Natur begann und der Krieg der Menschen aufhörte. Mein Schreibtisch ist die Brustwehr der Schützendekkung.

Dienstag, den 18. August 1914.

Die Serben hatten uns umfaßt, unsere Schwarmlinien bekamen Flankenfeuer, wir mußten unsere Flügel nach hinten einbiegen, Stellungen zurücknehmen, Verletzte kamen zu Hunderten vorbei, die Artillerie der Serben war glänzend eingeschossen. Wir seien unglücklicherweise in den Artillerieschießplatz der serbischen Armee geraten, erzählten sogar hohe Offiziere. Lächerlich! Es wäre unbegreiflich, wenn die Serben, die seit sechs Jahren nur gegen Österreich zu rüsten hatten, nicht auf der Hauptzugangsstraße aus Bosnien nach Serbien (Janja–Lešnica–Valjevo) jeden Richtpunkt, jede Distanz, jede Ortschaft, jede Straße und jeden Hügel so genau kennen würden und so genau abgesteckt und eingezeichnet hätten wie auf ihrem Schießplatz. Sind sie doch hier zu Hause, und dort, wo ihr Generalstab die für Österreich günstigste Einfallstelle ausgemittelt hatte, waren ihre Geschütze am Mobilisierungstage aufgefahren. Natürlich haben hier auch Manöver und Scharfschießübungen stattgefunden. Damit mußte man rechnen, und von einem zufälligen Malheur kann keine Rede sein.

Einzeln wurden die Züge unserer Kompanie ins Gefecht einge-

setzt. Unser Zug bekam den Befehl, zur Sicherung des Trains abzugehen. Aha! Ist man schon draufgekommen, daß es Wahnsinn war, den Train und die Lazarette so weit vorzuschieben? Kaum waren wir aufgebrochen, als ein neuer Befehl kam: unser Zug habe zur Sicherung der Maschinengewehrabteilung in die Schwarmlinie abzurücken. Und wieder ein neuer Befehl, woraus klar wurde, daß wir die letzte Reserve seien, da sich alle Dispositionen nur auf uns bezogen. Die Order lautete: „Dritter und vierter Zug der 15. Kompanie hat nach Rasuljača abzugehen und sich dem Kommando des Hauptmanns Kňourek zu unterstellen."

Geschieht. Durch Schluchten mit unreifen Brombeeren, die samt Stiel und Stengel verschlungen werden, geht es auf Rasuljača zu, wo sich eine Art Bataillon formiert: 2./11. Kompanie, die halbe 15. und die IV./11. Maschinengewehrabteilung. Vorwärts über Trigonometer 426, Biljevina, Trigonometer 589 und Cote 706, Todorow Rt, wo wir gegen eine feindliche Stellung auf dem Rücken der Cer-Planina gegen Lisnija vorrücken sollen. Wir schwärmen aus. Auf Todorow Rt stößt unser Detachement auf die 5. Kompanie von 73, die unter Kommando des Hauptmanns Wagner in Schützengräben liegt.

In einen Wald auf der rechten Seite wurden Nachrichtenpatrouillen ausgesendet, von uns eine und von 73 eine. Die Patrouille des Egerländer Regiments kam mit der Meldung zurück, daß sich auf dem Rücken bei der Ruine Trojan die Stellung der feindlichen Artillerie und eine von Infanterie (wohl eine Kompanie Geschützbedeckung) schwach besetzte Schanze befinde. Unsere Patrouille war noch nicht zurückgekehrt. Sie hatte Feuer bekommen und wehrte es ab. Um 5 Uhr nachmittags begann die Schlacht. Der Befehl lautete: „5./73. Kompanie mit Maschinengewehrabteilung und Halbkompanie 15./11. haben zur Durchstreifung der Rückenlinie in der Richtung gegen die Ruine Trojan und zur Erstürmung der vor der Ruine befindlichen Schanze vorzugehen."

Wir gingen. Formation: Schwarmlinie. Auf Schritt und Tritt fanden wir blutige Verbände, zerbrochene Feldspaten und andere Spuren eines Kampfes, auch Landwehrpatronentaschen. Hier mußte es gewesen sein, wo gestern die 21. Landwehrdivision des Generals Prziborsky vernichtet worden ist. Bald sahen wir auch tote Landwehrsoldaten. Nach zweihundert Schritten

bekamen die 73er Feuer aus einem Häuschen, das kaum vierhundert Schritte entfernt war. Da wir hinter dem Hang vorrückten, sah man uns noch nicht. Wir überschritten die Höhenlinie. Nach fünfzehn Schritten ergoß sich eine Höllenflut von Schüssen gegen das welke Laub zu unseren Füßen, gegen die Bäume zu unseren Seiten, klirrend flogen Projektile gegen unsere metallenen Rüstungsteile, Aufschreie in unseren Reihen wurden hörbar – wir sprangen die fünfzehn Schritte zum Rand des Hanges zurück und begannen gegen die Serben zu feuern, von denen wir nichts sahen als einen kleinen Erdwall und das Mündungsfeuer der Flinten. Dennoch mußten unsere Schüsse drüben fühlbar geworden sein, denn die Serben zogen sich zurück, wobei wir sie eigentlich zum erstenmal zu sehen bekamen: manche krochen rückwärts, manche rannten gebückt davon, aber sie waren kaum eine halbe Minute in Sicht. Wir glaubten, daß sie sich bis zur Schanze zurückzogen, auf der sich das feindliche Geschütz bis jetzt stumm verhalten hatte. Schnell sprangen wir auf, um bei ihnen zu sein, bevor sie ihre Rückzugsstellung technisch verstärkten. Wir durchschritten ihren Schützengraben, darin zwei Tote, ein Sterbender und ein Mann mit zerschossenem Bein lagen, der flehend die Hände in die Höhe hob: wir möchten ihn nicht erschießen. Ein Infanterist blieb bei ihm zurück, wir anderen gingen weiter vor, ohne beschossen zu werden, und hofften schon, daß die Serben zurückgegangen seien.

Aber das war nur ein Trick. Sie wollten uns anrennen lassen, und wir – wir rannten an. Ganz plötzlich prasselten Schüsse auf uns nieder. Wir sahen im ersten Augenblick keinen Gegner, aber wir wußten sofort, wo er steckte. Hundert Schritte vor uns war eine niedrige Gartenmauer, stark verwittert. Dort hatten sich die Serben Löcher in das Mauerwerk gehackt, die sie als Schießscharten benützten, oder sie hatten ihre Gewehrläufe durchs Geröll gesteckt. Jetzt konnte man die Einzelschüsse nicht mehr unterscheiden, durch die ununterbrochene Aufeinanderfolge wurde das Pfeifen der Bleigeschosse zu einer gellenden Einheit.

Rechts und links fielen unsere Leute leblos oder schreiend um, aber das allerärgste waren die Handgranaten, die vor uns und neben uns mit schrecklicher Detonation explodierten und ihre Splitter weithin auseinanderwarfen. Diese Waffe kannten wir noch nicht, sie erfüllte uns mit Grausen.

Nur eine Sekunde hatten wir gestutzt, nur eine Sekunde überlegt, ob wir flüchten sollten (wir sahen sofort, daß dies der sichere Tod wäre), nur eine Sekunde dauerte es, bevor wir uns hinter Baumstämmen und kleinen Unebenheiten des Bodens niederwarfen – aber in diesen Sekunden wurden wir dezimiert, von einer geschlossenen Schützenlinie war keine Rede mehr. Was blieb uns übrig als zu schießen, zu schießen, zu schießen?

Dann kam die kühlere Erwägung: sich selbst zu schützen. Hinter den Bäumen hoben meine Kumpane kleine Brustwehren aus. Ich hatte natürlich – was habe ich denn überhaupt? – keinen Feldspaten. Mit dem Bajonett stieß ich in den Boden, um ihn zu lockern und dann das Erdreich auszuheben und mit den Händen vor mich hin zu werfen.

Bald sah ich, daß ich mit dieser Kratzerei nicht vorwärtskomme. Fünf Schritte vor mir lag ein Toter in einer Blutlache auf dem Bauch. An der Montur erkannte ich, daß es der Infanterist Roubal war – er pflegte immer seine Hosen so kokett und sorgfältig aus den Hosenspangen hervorzuziehen, daß sie wie Pumphosen aussahen. Ich kroch zu der Leiche und schob sie, ohne sie anzusehen, wieder kriechend, zu dem dünnen Baumstämmchen, das mir bisher als Deckung gedient hatte. Der Tote lag nun quer vor dem Baumstamm, unter seinen Körper hatte ich mein Gewehr geschoben, zuerst mit der Breitseite. Als ich es umdrehte, daß das Korn nach oben lag, bäumte sich der tote Roubal ein wenig auf, und ich sah sein Gesicht: Wangen, Stirne, Augenhöhlen waren grünlich, Nase, Mund und Kinn rot von vorgequollenem Blut.

Ich begann meine Gefühle von Angst, Grauen und Verzweiflung zu betäuben, indem ich immerfort lud und feuerte. Diese Bewegungen folgten einander in immer größerer Hast, bis ich mich dabei überraschte, daß ich nur repetierte (ich beschoß die Geröllhaufen, hinter denen serbische Schützen steckten) und abzog, aber zu laden vergaß.

Nun sah ich meinen Munitionsvorrat nach. Ich hatte nur noch zwei Magazine zu je fünf Patronen. Sollte ich weiterschießen oder mir beide Patronenrahmen für einen Notfall aufheben? Ich entschloß mich zum Sparen und legte das Gewehr flach auf die Erde. Im selben Moment rutschte natürlich mein toter Beschützer Roubal auf den Boden, und schon fiel mir ein: der muß doch Patronen haben. Er lag auf dem Bauch, so daß ich nur die Hand

auszustrecken brauchte, um den Patronentornister auf seinem Rücken aufzuklappen. Sechs volle Kartons waren darin.

Plötzlich ertönte ein serbisches Hornsignal, wir hielten erschreckt einen Augenblick im Schießen inne und erkannten, daß auch drüben das Feuer eingestellt worden sei. Über der Mauer wurde ein weißes Tuch geschwungen. Von drüben wurde in deutscher Sprache unser Kommandoruf geschrien: „Feuer einstellen!" Wir schossen nicht. Aus einer Mauerluke trat ein junger serbischer Offizier heraus, ein weißes Tuch in der Hand. Er rief: „Offiziere vor."

Hauptmann Wagner sprang auf und wollte (mir nicht sichtbar) dem feindlichen Offizier entgegengehen. Er war aber kaum zwei Schritte gekommen, als er getroffen zusammenbrach. Ich sah, wie der serbische Leutnant wieder hinter seine Deckung zurücksprang. Jetzt ging ein Taifun von Handgranaten und Flintenkugeln über uns nieder, die Mauer war zu einem Vulkan geworden, und nun begann das feindliche Geschütz uns mit Kartätschenfeuer zu bespeien. Die Äste der Bäume zerbrachen, und wir glaubten, der Wald stürze ein.

Unsere Panik war ungeheuer, der Kommandant der Maschinengewehrabteilung ließ, da seine ganze Bedienungsmannschaft verloren war, das Gewehr zurückschaffen, und das war das Signal zur allgemeinen Flucht; wir rannten wie von Furien gehetzt davon und machten erst auf dem dem Feinde abgekehrten Hang des Todorow Rt halt. – Die 73er liefen dem Hauptmann von Löw in die Arme, der gerade an der Spitze unserer 14. Kompanie zur Verstärkung heranrückte. „Halt, kehrt euch!" schrie er sie an, „das also ist das Reklameregiment! Großsprecher seid ihr, Maulhelden! Ihr singt, daß ihr euch nicht fürchten würdet, wenn die Welt voll Teufel wär, und vor ein paar Serben lauft ihr bis Afrika!" Als einige 73er dennoch weiterliefen, zog er den Revolver und drohte, jeden Flüchtenden zu erschießen.

Es regnete, und Dunkelheit brach herein. Hauptmann von Löw trat mit seiner Kompanie und unserer Maschinengewehrabteilung den Vormarsch von neuem an. Er ging in den Tod... Die 2. Kompanie bildete Reserve, die sehr dezimierte Kompanie von 73 begab sich nach Biljevina zurück, woher sie gekommen war. Zugführer Krebs rangierte den Rest unserer Halbkompanie, zweiundzwanzig Mann, von meinem Schwarm

waren nur Infanterist Sperl, der ein wenig aus der Schläfe blutete, und Marek, dessen Kopf von einem niederfallenden Ast verletzt war, in der Einteilung. Die andern fehlten. Die zurückgekehrten Verwundeten wurden auf improvisierte Tragbahren geladen, und mit diesen schweren Lasten versuchten wir bergab zu schreiten, die letzten Goten.

Ach, was war das für ein Weg! Aufwärts hatten wir ihn schon bei Tageshelle mit Mühe erklommen, jetzt in der Finsternis bergab zu gehen war fast unmöglich. Vom Weg abzuweichen und ein steiles Stück des Abhanges hinunterzurutschen gehörte zum Programm jeder Minute. Welch ein Gewitter, welch ein Sturm, welch ein Hagel, welch ein Kot auf den Wegen! Wir warfen die Tornister weg, die Gewehre der Bahrenträger nahm immer abwechselnd einer, der gerade nicht Hand anlegte, auf die Schulter. Die Eßschalen trugen wir so, daß etwas Wasser hineinregnete, denn wir hatten Durst. Aber die Hagelkörner schlugen uns die Näpfe fast aus der Hand. Korporal Hanf, ein ehemaliger Freiwilliger, lag auf der Bahre; Bauchschuß. Er fröstelte und war nicht zugedeckt. „Gib mir deinen Mantel." Nun fror ich noch mehr.

Der Marsch dauerte Stunden. Manchmal glomm etwas am Wege, und wir sprangen hinzu, in der Hoffnung, ein Zigarettenstümpfchen zu finden. Aber es waren Glühwürmchen. Die Fahrküchen hatten abends zu ihren Abteilungen zu fahren versucht. Sie lagen umgeworfen auf dem Wege, und wir stießen in der Finsternis dagegen. Wenn ein Blitz die Nacht aufhob, sahen wir Gewehre, Brotsäcke, Patronentaschen, Helme, Säbel, Mützen und Blutlachen auf dem Pfad und an seinem Rand.

Beim Lazarett von Milina machten wir halt, um unsere Verwundeten abzusetzen und auf den Morgen zu warten. Ich saß auf einem Tornisterberg, in der Ziegelei gingen die Ärzte mit elektrischen Taschenlampen und mit Instrumenten umher, ohne der Arbeit Herr werden zu können. Über zweitausend Verwundete von einer Division binnen drei Tagen. Wie viele sind tot!

Mittwoch, den 19. August 1914.

Die Armee ist geschlagen, ist auf einer regellosen, wilden, überstürzten Flucht. Wir haben die Nacht auf dem Gerümpel der Sanitätsanstalt verbracht, dem Gußregen ohne Schild preis-

gegeben, klappernd und nur von einer Hoffnung aufrechterhalten: daß es bloß endlich tagen möge. Aber als sich der Gesichtskreis erhellte, war das erste, was wir sahen, die in zügellosen Haufen vom Todorow Rt laufend ankommenden Soldaten unserer 14. Kompanie und unserer IV. Maschinengewehrabteilung. Dreißig Offiziere tot oder verwundet, Hunderte von Soldaten tödlich oder schwer getroffen, zwei Maschinengewehre verloren, der Rest waffenlos, rüstungslos wie wir.

Auf dem umgelegten Schrank in der Ziegelei und auf dem kleinen Tisch vor ihr hantierten die Ärzte, die die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, amputierten Beine und Arme, trepanierten Schädeldecken, renkten Kieferbrüche ein, extrahierten Geschosse aus der Schläfe oder aus Eingeweiden. Immerfort brachte man neue Verwundete, nicht mehr auf Tragbahren, denn es gab keine mehr. Man trug sie auf Gewehren oder auf Ästen oder in Zeltblättern.

Wie eine Hyäne des Schlachtfeldes öffnete ich alle Tornister der Spitalspatienten, nach einem Hemd suchend. Es brauchte nicht sauber zu sein, nur trocken. Endlich fand ich ein vergilbtes Kommißhemd und zog es an. Es war viel zu kurz, und das nasse Tuch der Hose klebte jetzt statt des nassen Linnens an meiner Haut. In der Ziegelei, in der ich meine über und über blutende Hand verbinden lassen wollte, war ein noch beängstigenderes Gedränge als gestern. Ich sah hier auch unseren Regimentskommandanten, er hatte den Fuß verstaucht; der Oberst lag eingepfercht zwischen verwundeten Infanteristen, aber man hatte ihm eine Decke gegeben.

Gegen fünf Uhr früh bekam der Train den Auftrag, sich auf der Straße rückwärts zu verschieben. Auch die Divisionssanitätsanstalt wurde jetzt nach hinten befohlen. Die meisten Krankenwagen waren aber mit Krankenabschub unterwegs, und um einen Platz in den wenigen Wagen, die eben vorfuhren, bettelten die Patienten herzzerreißend. Wer sich halbwegs fortzuschleppen vermochte, schleppte sich fort. Denn alle wußten, daß der in Gefangenschaft geraten müsse, der sich jetzt nicht davonmache.

Die Ärzte blieben bei den nichttransportfähigen Kranken. Vom steilen Hang des Rajin-Grob, wo eben Sturmlärm gehört worden war, rannten Soldaten. Die Serben hatten unseren rechten Flügel umfaßt, und daß am linken Flügel, am Todorow Rt, gleichfalls alles verloren war, wußten wir seit heute nacht besser

denn jeder andere. Auch von der Velka Glava fluteten nun die Truppen in Massen herab, zuerst die Offiziersdiener mit dem Gepäck ihrer Herren, dann alles andere, Kanonen, Generalstäbler, Stabsoffiziere, die Kompanien.

Die Flucht hatte begonnen und riß uns fort. Eine geschlagene Armee – nein, eine zügellose Horde rannte in sinnloser Angst der Grenze zu. Kutscher peitschten ihre Pferde. Fahrkanoniere spornten und schlugen die ihren, Offiziere und Soldaten drängten sich und schlängelten sich zwischen den Wagenkolonnen durch oder stapften im Straßengraben, Gruppen, in denen alle Truppengattungen vertreten waren, solche mit ziegelroten Aufschlägen auf den Blusen, solche mit dunkelgrünen und mit papageigrünen und mit milchgrauen, Landwehr, Heer, Kanoniere, Sanitätssoldaten, Sappeure.

Von allen Höhen und durch die Hecken fuhren Geschütze rücksichtslos auf die mit Wagen vollgepfropfte Landstraße und drängten sich mitten in die Wagenkolonnen, nicht achtend des Schimpfens von Kutschern und Unteroffizieren, der Befehle von Offizieren, die naturgemäß immer nur das Interesse ihrer eigenen Geschütze und Wagen vertraten.

Leute wurden überfahren, die Räder der Lafetten, der Fahrküchen, der Wagen und Kanonen verfitzten sich ineinander, Pferde bäumten sich auf und bissen einander, von den Peitschenhieben und den Anfeuerungsschreien halb toll gemacht, man konnte oft weder vorwärts noch rückwärts.

Außer diesen Stockungen, welche die eigene Sinnlosigkeit verursachte, gab es andere, für die der Serbe sorgte. Er beschüttete den ganzen Weg, auf dem unser Heer von Flüchtlingen davonjagte, mit Artilleriegeschossen. An zweitausend Schrapnellschüsse wurden während des Tages gegen uns gerichtet und platzten fast alle genau über der Straße oder wenige Schritte von ihrem Rand entfernt.

Manchmal prasselten die Füllkugeln nur auf Bagagewagen nieder und zerschlugen die Fässer, Kisten, Koffer und Verschläge, manchmal schlugen sie klirrend auf die Kessel der Feldküchen oder auf Kanonenrohre und Munitionswagen, manchmal aber wurden auch Gruppen von Soldaten getroffen, die mit Aufschreien, Stöhnen, Hilferufen oder Resignation in Sümpfen eigenen Blutes liegenblieben. Die nachfolgenden stolperten über sie.

Wurden Pferde von den Sprengstücken und Zündern erwischt, so stürzten sie mit triefendem Hals, durchbohrtem Rumpf, gebrochenen Beinen, noch lebend, in ihrem Zaumzeug zusammen. Den niederbrechenden Munitions- oder Wassertragtieren, deren Führer gleichzeitig (noch vom Zivil her) ihre Besitzer waren, schnallten diese die Gurte ab, und man sah darunter uralte Druckwunden voll von Eiter und Fliegen und Würmern, denn die faulen Maultiertreiber in Slawonien und Bosnien nehmen ihren Tieren zeitlebens die Sättel nicht ab. Waren es aber Pferde von Bagage- oder Krankenwagen, die getroffen niedersanken, dann ließen die Kutscher die Fahrzeuge im Stich und liefen davon. Wozu sich plagen, die Pferde ausspannen und den Wagen aus dem Wege schleppen? Zu retten war er ja doch nicht! Und fluchend mußten die Dahinterfahrenden das Hindernis irgendwie beseitigen oder ausweichen, was ungeheuere Arbeit und neue Stockungen gab. Mehr als zweihundert verendete oder erst traurig und langsam ohne Gnadenschuß verendende Tiere umsäumten unseren Weg.

Es war offenes Terrain, durch das wir flohen, und es gab keine Deckung vor den Schrapnellen. Wir konnten nichts tun, als – geduckt weiterlaufend – ihre Explosion über unseren Köpfen zu befürchten. Wenn ihr Flug in einem gelben Wölkchen mehr als 30 Schritte von uns entfernt seinen Abschluß fand, wenn plötzlich das Sausen in den Ton des Niederprasselns überging, so strafften wir wieder erleichtert und aufatmend unsere Körper.

Manchmal kamen wir durch Dörfer, und man konnte sich vor dem Regen von Eisenkugeln durch einen Sprung in ein Haus retten.

Aber die Augen der Ortsbewohner waren eine neue Qual: sie, die bei unserem Vormarsch uns so haßerfüllt als den zukünftigen Mördern ihrer Gatten, Söhne und Brüder nachgesehen hatten, blickten uns nun mit offenem Hohn an, da wir, geschlagen, mit Mann und Roß und Wagen wieder aus dem Land zogen.

Die Brunnen waren ausgetrocknet, die Soldaten drangen in die Häuser und schenkten sich aus den Branntweinfässern ein. Rakjaschnaps ist klar wie Wasser, und die Leute tranken ihn wie Wasser. Nach wenigen Schritten begannen sie zu lallen, zu taumeln und fielen hin.

Jede halbe Stunde verstellte irgendein Stabsoffizier den Infanteristen den Weg: wir hatten uns auf dem Straßenrand unter

Kommando eines Offiziers zu sammeln, in Schwarmlinie zu entwickeln und den Rückzug zu decken. Es kamen bei diesen schlecht organisierten Versuchen höchstens zweihundert bis dreihundert Soldaten zusammen, welche natürlich nicht imstande gewesen wären, die Straße vor einem Angriff des feindlichen Heeres zu schützen.

Man lag eine Viertelstunde lang, sah wütend die Wagen und Artilleristen auf dem Weg weitereilen, um sich in Sicherheit zu bringen, man schimpfte darüber, daß man sinnlos geopfert werde, verzehrte sich in Angst vor einem feindlichen Ansturm fünfzigfach überlegener Kräfte und besonders vor einer Umfassung, die der ganz kurzen Schwarmlinie jeden Augenblick widerfahren konnte. Wenn wir aus der Sicht eines Offiziers waren und uns die Ausrede vom Mangel an Patronen zurechtgelegt hatten, löste sich die Schwarmlinie ohne Befehl und via facti auf, und wir schlossen uns wieder der allgemeinen Flucht an.

Nur einmal, gegen Abend schon, wurde vor Lešnica ein etwas besserer Widerstand organisiert. Ein dicker Oberstleutnant-Ordonnanzoffizier (Zivilberuf: Oberstlandmarschall des Königreichs Böhmen) stand als Sperrbaum auf der Straße, lief jedem Infanteristen nach, der zu entwischen drohte, und packte ihn höchsteigenhändig. Unser Regiment sammelte sich rechts von der Straße. Es waren genug Soldaten da, aber fast gar keine Offiziere, weil diese zum Teil verwundet sind, zum Teil die Flucht auf den Wagen mitmachen, die nicht angehalten wurden. Das Bataillonskommando wurde von Leutnant Basch, die Kompaniekommandos von Unteroffizieren übernommen. Über die 40 bis 50 Leute, die offizierslos von der Fünfzehnten vorhanden waren, ergriff Zugführer Urban das Kommando. Schwarmlinie, Deckungen.

Wir sehen den Feind etwa eineinhalb Kilometer entfernt die Höhen hinabschreiten, wir feuern mit höchster Aufsatzstellung, und einige Geschütze, die hinter uns aufgefahren sind, eröffnen die Kanonade. Das bringt den wohl ohnedies erschöpften Feind zum Stehen, auch drüben fährt Artillerie auf und beginnt statt der flüchtenden Kolonnen uns zu beschießen.

So bleiben wir bis zur Nacht, richten aus angstvollen Schüssen eine Schutzmauer vor uns auf, nicht zielend, aber den Lauf halblinks haltend, damit wir nicht unsere Leute auf der Landstraße treffen.

Donnerstag, den 20. August 1914.

Die ganze Nacht ratterten die Fluchtkolonnen über die Chaussee, vor Tagesanbruch fuhren auch unsere Kanonen von dannen, und wir schlossen uns ihnen an. Bei der Kirche in Lešnica sahen wir neue Gräber, an der Kirchenwand stehen die Namen: Oberstleutnant Haluska, 11. Regiment, gefallen 15. August 1914. – Oberleutnant Ullrich, 11. Regiment, gefallen 15. August 1914. – Weiter die Namen von fünf Infanteristen und darunter: „Zehn Unbekannte des I. R. 11."

In Lešnica erfuhren wir den Rückzugsbefehl: „Bis über die Drina zurückzugehen und das Ufer bis zum letzten Mann zu halten." Ich schloß mich zwei Prager Bekannten an, und wir marschierten zusammen, Otto Weinberg, Korporal im 91. Regiment, Paul Brandfeld, Korporal im 102. Regiment, und ich, Korporal im 11. Regiment. Weinberg hatte einige Sportzigaretten, mit denen wir uns den Sitz auf einer Kanone erkauften. Da saßen wir oben und fuhren etwa fünf Stunden. Oft stockte die Fahrt, dann zog ich mein Notizbuch hervor und beschrieb den Verlauf des gestrigen Tages. Wenn wir fuhren, deklamierte Brandfeld, seines Zeichens Schauspieler, den Lärm der Schrapnelle und das Geratter der Räder überschreiend, die Rolle des Zanga aus „Der Traum, ein Leben":

Jetzt Feinde, jetzt Brüder
Streckt der Mordstahl nieder;
Empfangen und geben
Den Tod und das Leben
Im wechselnden Tausch,
Wildtaumelnd im Rausch.
Die Lüfte erschüttert,
Die Erde zittert
Von Pferdegestampf,
Laut toset der Kampf!

Schließlich jagte uns ein Artillerieoffizier von unserem Sitz auf der Protze, und wir stapften wieder zu Fuß.

Gegen Abend überschreiten wir die Drina auf einer Kriegsbrücke, in deren Pontons schon Pioniere stehen, um sie abzubrechen. Das österreichische Ufer ist von einer Schwarmlinie Honveds besetzt. Wir ziehen weiter nach Janja, wo in einem Pflaumengarten sich das 11. Regiment vergattert, leeren Magens

seit zwei Tagen, entnervt, gebrochen von den Gefechten und der Flucht.

Wie die Soldaten erzählen, die gestern serbisches Vieh nach Bjelina getrieben haben, sind die beiden Korps an unserer Seite, das 13. und 16., noch stärker geschlagen worden als wir und auf dem Rückzug begriffen. Auch andere Soldaten haben Tausende von Angehörigen dieser Korps nach Bosnien zurückfluten sehen.

Ununterbrochen äußert sich die allgemeine Depression in Verwünschungen und Verdächtigungen der Führer. „Lauter unfähige alte Esel sind unsere Generäle." – „Wer Protektion hat, dem wird das Schicksal von Hunderttausenden anvertraut." – „Das sind prachtvolle Kerle, diese Serben, sie wissen ihr Land zu verteidigen. Wenn ein Feind nach Böhmen käme, würden wir ihn auch hinausprügeln." – „Lauter Redls! Einer wie der andere, lauter bestochene Schufte, lauter Spione, lauter Verräter." Dieser Vorwurf kehrt immerfort wieder, auch von den intelligentesten Burschen ausgestoßen. Das Vertrauen in die Führung ist schon in Friedenszeiten infolge der albernen Behandlung der Affäre des Generalstabschefs Redl erschüttert worden. Wie hat man in Frankreich den kleinen Hauptmann Dreyfus, der des Verrats eines Bordereau von fünf Stücken verdächtigt war, inquiriert, bestraft, hat monatelang recherchiert, prozessiert und diskutiert, bis sich eine aufgeregte Volksmenge so heftig gegen den (vermeintlichen und nicht überwiesenen) Verräter richtete und gegen alle seine Stammesgenossen, bis Frankreich eine Revolution drohte und bis eine Gegenattacke die Klarstellung der wahren Schuldigen forderte. Beide Parteien waren sich in der Verdammung des Verrates einig, und es war ein reinigendes Gewitter: Nach jener Bewegung gab es keinen Franzosen, der nicht mit Recht davon überzeugt gewesen wäre, daß nach dieser Angelegenheit sich niemand mehr zur Fortsetzung des Verrats oder gar zu einem neuen bereit erklären würde. Österreich aber? Redl, Generalstabschef eines der wichtigsten Korps, Oberst und besonderer Vertrauensmann, wird unzweifelhaft des fortgesetzten Verrats überwiesen, und sofort drückt man ihm den Revolver in die Hand und gewährt ihm einen „ehrenvollen Tod", nur aus Angst vor der Öffentlichkeit. Nach keinem Komplicen wird er gefragt, nicht über seine jahrelangen Beziehungen, nicht über deren Entstehung, nicht über die Mittelsmänner, nicht über die

Wege und nicht über die Objekte seines Verrats verhört, und so vervielfältigten unsere weisen Militaristen den Glauben des Volkes, die Armee sei voll solcher Verräter. Und es ist selbstverständlich, daß man nach einem geschlagenen Feldzug diese Vermutung bestätigt glaubt, den Rest von Vertrauen in die Führung verliert und seinen Pauschalverdacht unverblümt ausspricht. Aber die wichtigsten Gründe für die Widerstandsunfähigkeit der Monarchie liegen tiefer.

Freitag, den 21. August 1914.

Lager in Janja. Jetzt sucht man die Fehler in der Verpflegung gutzumachen. Wir fassen ungarische Salami, eine gute Suppe, Rindfleisch, Kaffee mit Rum und Brot. Soldaten haben sich Ansichtskarten gekauft zum Andenken. Es sind nicht etwa Ansichten aus Bosnien, sondern kitschige „Künstlerkarten" mit Aufschriften wie „Oh, daß sie ewig grünen bliebe". Post wird ausgeteilt, die Offiziere studieren die Namen der Beförderten im Verordnungsblatt.

Die Namen der Adressaten von Briefen und Karten werden verlesen. „Ist tot", erschallt es jede Weile beim Namensaufruf, und alles ist still. Der Tagskorporal steckt den Brief in die Tasche, den Brief, in dem eine Mutter, eine Geliebte, eine Gattin geschrieben hat, wie bange ihr sei und wie sehnsüchtig sie den Augenblick des Wiedersehens erwarte.

Mittags wurde es düster: Sonnenfinsternis. Eine endlose Kolonne von Verwundetenwagen des 15. Korps kam an uns vorbei. Honvedsoldaten eskortierten etwa fünfhundert Gefangene, größtenteils Komitatschis und nur wenige serbische Soldaten.

Wir schlenderten durch die Stadt. Ärmliche, mitteleuropäische Kleinhäuser, orientalisches Leben, Betondamm am Flußufer, alte Moslemin waschen ihre wunden Füße und Augen, über heißen Metallformen werden Feze geglättet, Bäckereien mit offenem Herdfeuer im Ladenfenster, ein uralter Schmied, Männer, Kinder mit verschränkten Beinen, Rasierstuben, in denen noch Bilder vom Sultan hängen, als ob es weder Okkupation noch Annexion gegeben hätte. Da ich an der 1. Kompanie vorbeikomme, bei der ich im vorigen Jahr zugeteilt und als ihr Schalksnarr während der Taborer Kaisermanöver

beliebt war, höre ich Ausrufe der Überraschung und kann diese erstaunte Begrüßung nicht verstehen, denn ich habe meine vorjährigen Kumpane bereits wiederholt während des Feldzuges gesehen. „Warum wundert ihr euch so?“ – „Einige haben behauptet, daß sie dich tot am Weg liegen sehen haben. Hallo, Lenor, du hast ja auch gesagt, daß du den Korporal Kisch als Leiche gesehen hast.“ Lenor wird rot, er hatte die kleine Sensation weiterkolportiert und mit grausamen Details ausgeschmückt. „Ich hätte geschworen, daß du es warst“, beteuert er. „Der Tote hatte zwar ein ganz verstümmeltes Gesicht, von Füllkugeln zerrissen, aber ich hätte geschworen, daß du es bist.“

Samstag, den 22. August 1914.

Am Morgen meldeten sich etwa vierzig Leute der Kompanie zur Marodenvisite. Alles hat Diarrhöe, Magenkatarrh und Brechreiz. Ob es vom Kaffee kommt oder ob der Magen, der Nahrungsaufnahme längst entwöhnt, durch das Brot und die Menage kaputtgegangen ist, wird diskutiert, oder ob das nicht durchgelegene Fleisch des eben geschlagenen Viehs, das nasse Bett aus Gras, die heimtückische Kälte der bosnischen Nächte daran schuld sind.

Die Mediziner sind der Meinung, daß es sich wohl um eine Ruhrepidemie handelt, aber sie haben keine Mittel, um sie einzudämmen. Das Fläschchen Opium, das ihnen zur Verfügung steht, reicht kaum für den Bedarf der erkrankten Offiziere aus. Ich presse die Zähne zusammen, um vor Schmerz nicht zu brüllen, und begehe einen Kameradschaftsdiebstahl: ich öffne einen fremden Tornister und stehle daraus eine ärarische Leibbinde, die der Mann auf seinem Rücken von Pisek bis nach Serbien geschleppt hat, um für den bewußten Krankheitsfall gerüstet zu sein. Es wird mir nicht besser, und nach und nach werden alle Kameraden von Bauchschmerzen befallen und scheißen Blut. Das Lager hat sich in eine einzige Latrine verwandelt. Es zirkuliert der Vers:

An der Drina, an der Drina
Herrscht die rasche Katharina.

In diesem Epidemielager wurden die Kompanien neu geordnet. Die unsrige ist derart zusammengeschmolzen, daß wir als

vierter Zug der 16. Kompanie zugewiesen werden. Am Abend wurde mir so schlecht, daß ich mich, von Erbrechen befallen, in Krämpfen auf dem Boden wand.

Krank kroch ich in das Zelt, in dem schon alle Leute meines Zuges schliefen. Diese Leinwandpyramide von acht Meter Länge und eineinhalb Meter Breite, in der mehr als dreißig Menschen auf nacktem, nassem Grasboden aneinandergepreßt schliefen, ist das primitivste Massenquartier, das ich je in der Welt gesehen. In der Nacht wollte ich hinaus, aber ich konnte es nicht übers Herz bringen, alle Schläfer um meinetwillen zu wecken. Schließlich hob ich einen Zeltpflock aus dem Boden und entfloh durch die gelockerte Seitenwand. Die ganze Nacht goß es in Strömen.

Sonntag, den 23. August 1914.

Das ist der Tag der Gerüchte: In Madrid finden Friedensverhandlungen statt, das 13. Korps sei zertrümmert, die beiden anderen Korps aus Serbien nach Rußland dirigiert worden, in der 1. Kompanie grassiere der Flecktyphus usw., usw. Tatsache ist, daß unser Brot infolge des nassen Bodens, auf dem die Brotsäcke liegen, über und über mit Schimmelpilzen bedeckt ist. Tatsache ist weiter, daß die Geschäfte in Janja geschlossen sind, weil heute Sonntag ist; das taten die orientalischen Händler natürlich bloß aus alter Gewohnheit und aus Dummheit, aber man hätte ihnen von Amts wegen sagen sollen, daß die Vorschrift der Sonntagsruhe für den Krieg nicht gilt. Richtet sie sich doch bloß gegen die Soldaten.

Montag, den 24. August 1914.

Heute bauten wir Schanzgräben gegen Artilleriefeuer. Natürlich werden die mit morschem Holz überdeckten Gräben einen Schmarren gegen Schrapnellhagel helfen.

Nachts war Alarm auf Grund irgendeiner beunruhigenden Meldung. Aber man durfte sich wieder schlafen legen. Die Leute fluchten, daß man sie grundlos aus den Zelten gejagt hatte. Wie hätten sie erst geflucht, wenn es nicht grundlos gewesen wäre.

Dienstag, den 25. August 1914.

Wir froren alle in unserem Zelt, aber die Leute, die ihren Mantel am Tornister festgeschnallt hatten (ich habe keinen Mantel mehr), wären lieber zu Eis erstarrt, bevor sie sich am Abend die Mühe des Auseinanderrollens und am Morgen wieder die des Zusammenrollens gemacht hätten.

Wir hatten uns auf Grund der Manövererfahrung, ohne daß man gerade an Stendhals Waterlooschilderung oder wenigstens an Wallensteins Lager dachte, vorgestellt, daß uns Marketenderinnen oder Marketender begleiten würden. Leider war dies nicht der Fall. Nur hier in der Janja tauchen bosnische Weiber auf und bieten zu niedrigem Preis Zwetschgen feil. Wir haben Geld, die Pflaumen sind süß, aber wir sind bauchschmerzbefallen und dürfen sie nicht kaufen.

Heute wurde die erste Verlustliste fertiggestellt. Wir haben 69 Offiziere und Offiziersaspiranten, das sind 71 Prozent, und über 1000 Mann, das sind 25 Prozent der Mannschaften, in einer Gefechtswoche verloren. 23 Offiziere sind tot, darunter 6, die eben aus der Kadettenschule ausgemustert und direkt in den Krieg gesandt worden waren. Allgemein glaubt man, daß für unser Regiment unter solchen Umständen der Krieg beendet ist. Man wird uns wohl nach Pisek zurücksenden.

Selbst die belanglosesten Mitteilungen auf Feldpostkarten werden von der hochwohllöblichen und infalliblen Zensur der Rechnungsoffiziere nicht zur Beförderung zugelassen. Geheimhaltung aller Nachrichten ist gewiß nötig, aber die Serben wissen doch genau, wen sie vor sich hatten, finden doch Bajonette und Gewehre mit den Nummern unserer Regimenter, finden doch Monturstücke mit den Paroli unserer Korps, und selbst wenn sie daraus nichts ermitteln könnten, so fänden sie in den Legitimationskapseln der Verletzten, Toten und Gefangenen, in den Namenszetteln der zu Tausenden aufgefundenen Uniformstücke, Tornister und Brotsäcke viel mehr, als Spione je erzählen können. Die Mitteilungen unserer Feldpostkarten würden sie also gar nicht interessieren, selbst wenn sie ihnen zugänglich wären. Die einzigen, die nicht einmal erfahren dürfen, daß wir in Serbien sind, sind unsere Angehörigen.

Ich ging mit dem 4. Bataillon um 3 Uhr auf Feldwachen an die Drina. Nach einer Stunde waren wir an Ort und Stelle. Wir Schwarmführer gingen mit unserem Zugkommandanten und

dem Hauptmann von 73, dessen Bataillon wir ablösten, zu den Befestigungen. Der Abend war von atemraubender Schönheit, die Kukuruzfelder waren von der noch nicht ganz verschwundenen Sonne vergoldet, und die Silhouetten des Ahornlaubes und der Kastanienzweige hoben sich schwarz vom Hintergrund ab. Die Birkenstämme leuchteten silbern durch den Abend, die Drina floß schnell und glitzernd an Gras, Schaumkraut und Löwenzahn vorbei, und die Landschaft war wie das Paradies. Längs der Drina verlaufen Schanzgräben. Quer darein haben unsere Pioniere Traversen gegen Flankenfeuer eingebaut.

Mittwoch, den 26. August 1914.

Im Regimentsbefehl wird verlautbart, daß an der russischen Grenze bei Sokal am 23. dieses Monats ein großer österreichischer Sieg erfochten und tausend Russen gefangen wurden. Wir waren schon nahe daran, uns mit der völligen Impotenz Österreichs abzufinden.

Unter einem weitverzweigten Kirschbaum, nahe beim Hauptposten, lag ich heute nacht. Im Halbschlaf huschte so etwas wie ein erotischer Gedanke durch meine Sinne. Es war die erste Regung dieser Art, und so deplaciert sie hier war, so schnell mußte sie auch verschwinden. Übrigens sind dergleichen Gefühle auch bei den anderen verstummt, man hört keine frivolen Scherze mehr, die große Sehnsucht nach baldigem Frieden scheint ihren Hauptgrund in dem brennenden Verlangen nach einem guten Schweinsschlegel und vor allem nach Piseker oder Smichower Lagerbier zu haben, wenn man den Reden der Leute glauben darf. Von Frau und Kind sprechen sie jetzt schon viel seltener.

Die Köche, die in Bjelina einkaufen waren, bringen das Gerücht mit, daß Italien an Österreich die Forderung gestellt habe, von Serbien abzustehen.

Der Nachmittag brachte Abwechslung in unser Lageridyll. Ein nackter Mann kam atemlos zu uns gelaufen und sank zu Füßen unseres Oberleutnants nieder, wie der Neger Freitag vor Robinson. Er stöhnte und gewann erst nach und nach die Sprache wieder. Dann erzählte er, daß er vor zwei Stunden in einer Zille eine Patrouille der 13. Kompanie unseres Regiments über die reißende und breite Drina nach Serbien übergesetzt habe.

Nun wollte die Patrouille wieder herüber, und unser Nackter – er lag, während er erzählte, auf dem Boden – und der Infanterist Wintera von meinem Schwarm waren hinübergerudert, um sie zu holen. Unterwegs aber hatten sie mörderisches Feuer bekommen, unser Mann war in die Drina gesprungen, hatte sich darin seiner Montur und Waffen entledigt und war unter Wasser ans Ufer geschwommen.

Wenige Minuten nach diesem ersten Berichterstatter kam Wintera mit durchschossenem Arm an. Er hatte sich mutiger benommen. Trotz der schweren Wunde hatte er den Kahn durch Feuer und Wasser zu einer Sandbank gerudert, um unser einziges Überschiffungsmittel nicht in die Hände der Serben gelangen zu lassen. Erst als das Boot angelegt und befestigt war, sprang er ins Wasser und schwamm mit dem verwundeten Arm in Kleidern zu uns. Der arme Kerl, der schon auf dem Rajin-Grob einen Schrapnellsplitter ins Gesicht bekommen hatte und davon noch immer geschwollen ist, wurde gleich verbunden, und der Oberleutnant verfaßte einen Antrag, ihm die Tapferkeitsmedaille zuzuerkennen. Der Rest des Tages war damit ausgefüllt, den Kahn von der Sandbank zu uns zu bringen, was gelang. Aber die viermaligen Anstrengungen, die Patrouille der 13. Kompanie herüberzuschaffen, die des Schwimmens nicht kundig war, gelangen nicht. Das Kanu war schlecht, die Strömung stark, der Fluß breit, und die Serben feuerten intensiv auf das Boot. Zum Glück wußten sie aber nicht, daß die fünf Leute von der 13. Kompanie drüben sind. Sie hatten sich dort eingegraben und mußten bis zum Abend warten, bis die Pioniere kamen und sie übersetzten.

Donnerstag, den 27. August 1914.

Das Schießen verstummt heute nicht. Bald taucht drüben eine serbische Patrouille auf und bekommt Feuer von uns, bald werden unsere Patrouillen von drüben beschossen. Eben bringt man einen Schwerverletzten von der 14. Kompanie vorüber.

Freunde vom 3. Bataillon haben mir durch eine Verbindungspatrouille die Neue Freie Presse vom 20. dieses Monats geschickt. Japan hat an Deutschland ein Ultimatum gestellt, und der Papst ist gestorben. Ich glaube, beides ist für uns derzeit gleich unwichtig, wenigstens läßt es mich kalt.

Mich bewegen viel größere Sorgen. Mit Lebensgefahr habe

ich mein letztes Taschentuch in der Drina ausgewaschen und zum Trocknen an einen Strauch gehängt. Als ich es holen wollte, war es weg. Was soll nun weiter werden?

Unsere Kompanie hat ein Geschenk gekriegt, das nichts Gutes verheißt: ein Tragpferd. Also wird es mit unserer Wacht an der Drina bald zu Ende sein, und die Zeit der Märsche im Sonnenbrand kann wieder beginnen.

Der Tragtierführer ist ein Bauernbursche aus der Slowakei, schwerhörig und schwer von Begriffen. Er sei zu belehren, daß er dem Militärstrafgesetz unterstehe, stand in dem Dienstzettel, der mit ihm ankam. Als man ihm begreiflich zu machen versuchte, daß er bei Flucht oder Verrat den Strick zu gewärtigen habe, verstand er unsere Gesten falsch und glaubte, daß er jetzt gehängt werden würde, begann seine Unschuld zu beteuern und schließlich bitterlich zu weinen. So unterließ man es, ihm das Kolleg über Militärstrafrecht zu lesen.

Aeroplane der Serben und unsere eigenen fliegen immerfort über uns hin. Am Nachmittag kam ein Major visitieren, ein Mummelgreis, der den Tatterich und Rückenmarkschwindsucht hat. Er hat sich wohl aus einer Lokalanstellung ausgraben lassen und ist nun hierhergekommen, um die orientalische Frage und die Balkanwirren einmal endgültig zu lösen. Der alte Narr im Silberkragen beanstandete bei unserem Verteidigungsabschnitt, daß sich die Feldwachenkommandanten nicht stramm genug melden, daß die Leute bei Verrichtung von Bedürfnissen das Gewehr aus der Hand legen und daß die Offiziere nicht den (am Ufer ganz besonders zwecklosen) Säbel umgehängt tragen. Dabei schrie er in den Deckungen am Drinaufer mit den Vorposten so laut, daß Exz. Pavlowitsch in Kragujevac diese Ausstellungen hätte mitstenographieren können – wenn er auf die Theorien eines österreichischen Majors aus den sechziger Jahren hinsichtlich des Feldwachdienstes Wert legen würde.

Durch das Auftauchen dieser der „Muskete“ entsprungenen Figur ergaben sich witzige Situationen. Wir mußten zu lächerlichen Mitteln aus der Manöverzeit greifen und – natürlich ohne sein Wissen – eine Feldwache, die er noch nicht visitiert hatte, von seiner Ankunft und seinen Wünschen warnend benachrichtigen. Leider war es ein Gefreiter, den man sandte, aber kein Kirchenlicht. Er kam geradewegs von seiner Mission, als ihm der Major begegnete. „Wo waren Sie?“ – „Bei der Feld-

wache 3." – „Was haben Sie dort gemacht?" – „Ich habe gemeldet, daß Herr Major visitieren kommen und auf stramme Meldung und Habachtstellung Wert legen."

Ohne ein Wort zu sagen, kehrte der Major um. Knapp vorher hatte er beim Vorbeigehen an der Drinica, einem toten Drinaarm, auszusetzen gehabt, daß die Badenden nicht von fünf Leuten mit Gewehren beschützt werden. Als er nun so schnell zurückkehrte, nur vom Oberleutnant und von mir, der ich als Ordonnanz hinten ging, begleitet, war ich mir dessen bewußt, daß die fünf Leute noch nicht postiert seien, da im Kriege unwichtige Befehle nicht mit übertriebener Schnelligkeit und nicht mit unvornehmer Hast ausgeführt zu werden pflegen. Es konnte also einen Skandal setzen. Deshalb schlug ich mich seitwärts in die Büsche und rannte zur Badestelle, wo ich mich aufstellte.

Eine Minute später watschelte der Major heran, ich leistete die Ehrenbezeigung, als ob ich ihn nie gesehen, geschweige denn eben verlassen hätte, und er dankte. „Wo haben Sie Ihre Leute?" – „Fünf Mann im Dickicht längs des Ufers verteilt", entgegnete ich, ohne auch nur einen Augenblick bei dieser frechen Lüge zu stocken. – „Sehr zweckmäßig, bin vollkommen einverstanden."

Gegen 4 Uhr kam das Marschbataillon unseres Regiments zu uns. (Ein zweites soll bereits – wo nimmt man nur so viele Leute her? – in Pisek aufgestellt worden sein.) Es ist von Wien auf der Donau und der Save zu Schiff hierhergekommen, um unsere Bestände aufzufüllen. Die Leute schauten auf das schöne Drinicawasser, dem man nicht ansah, daß es einige Schritte aufwärts über Pferdekadaver und Menschenleichen floß und uns allen gut schmeckte; es war weitaus das beste Wasser, das wir seit Wochen getrunken. Die Neuen rümpften aber die Nase und verschmähten es, Flußwasser zu trinken. Da fühlte sich die ganze alte Mannschaft beleidigt.

Ein Reserveleutnant kam mit seinem Koffer an, was geradezu Hallo erweckte, und als er erst seine Brautausstattung auspackte: ein Nachthemd, einen Gesichtsschwamm, eine Zahnbürste und Pasta, Kamm, Bürste und Schnurrbartbinde und andere Dinge eines übertriebenen Luxus, staunten wir wie die Indianer zur Konquistadorenzeit über den Glasschmuck der Europäer. Die Ankunft der neuen Leute hatte Einfluß auf die Gespräche, plötzlich begann man die Erlebnisse der Schlachten

und Heldentaten auszukramen, während man bisher über das Furchtbare, das man gemeinsam erlebt, lieber geschwiegen hatte...

Freitag, den 28. August 1914.

In der Nacht wurden wieder drei Leute, die auf den Drinainseln patrouillierten, angeschossen. Der eine, ein gewisser Diviš, kam mit aufgeflossenem Auge zur Sanitätspatrouille, er sah grauenhaft aus. Nach Aussage des Mediziners wird er wohl auch das andere Auge verlieren. Man brachte ihn nach Janja ins Feldspital.

Im Regimentsbefehl steht, daß der Ersatzreservist Wintera wegen besonderen Mutes zum Gefreiten befördert wird, die erste Beförderung innerhalb meines Schwarmes.

Um 12 Uhr bezogen wir die Feldwach-Hauptreserve. Der Drinaarm bildet zwei rechte Winkel, so daß der uns zugewiesene Raum eine rechteckige Halbinsel ist, mit schlanken Eschen an den Konturen. Auch hier sind langgestreckte Deckungen ausgehoben. Der Bataillonskommandant hat einen eigenen Schlupfwinkel für sich, die meisten anderen ziehen es vor, statt die dumpfe Luft im „Asyl gegen Geschoßfeuer" zu atmen, im Freien das Quartier aufzuschlagen, ungeachtet der Projektile, die sich von Zeit zu Zeit zu uns verirren. Gestern hatte ich als Schreibunterlage für mein Tagebuch den Reisekoffer des Reserveoffiziers, manchmal schreibe ich auf Patronenverschlägen. Unbequemer ist es, wenn ich auf dem Tornister oder auf der Erde schreiben muß, wie heute. Die Mannschaft macht sich übrigens über mein fortwährendes Schreiben lustig, das auf Kosten meines Schlafes geht. Wenn jemand eine Dummheit sagt oder wenn sich etwas Komisches ereignet, rufen alle: „Schreib das auf, Kisch!"

Im Regimentsbefehl steht, daß die Deutschen bei Metz acht französische Armeekorps zurückgeworfen haben. Die übrigen Nachrichten im Regimentsbefehl, zum Beispiel daß zwischen Brčko und Bjelina der Autobusverkehr eingeführt wurde, daß weiter die Soldaten bei langsamem Feuergefecht die Patronenhülsen sammeln sollen, und eine Reihe von Verfügungen administrativer Natur sind „interessant, aber langweilig". Wichtiger ist für uns der Punkt, daß, einem aufgefangenen serbischen Befehl zufolge, feindliche Patrouillen sich durch unsere Vorpo-

sternlinien schleichen und in unsere Trains und Artilleriekolonnen Handbomben werfen sollen. Einstweilen stört uns das wenig, wir baden und plätschern im Drinaarm, dann kochen wir Türkenweizen in Salzwasser. Es schmeckt wie Schoten, nicht gerade schlecht.

Am Himmel formiert sich eine Armee von Sternen: unser Mediziner, der sich anscheinend mehr mit Astronomie als mit Heilkunde befaßt hat, ist unser Seni. Das gibt Anlaß zur Erkenntnis, wie klein der Krieg im Vergleich zum Kosmos ist, und anderen ebenso tiefsinnigen wie originellen Betrachtungen. Wir unterhalten uns ganz gut, nur stört uns manchmal ein serbisches Gewehrprojektil, das an uns vorüberpfeift. Auch unsere Kanonen hört man wieder nach längerer Pause donnern. „Das Leben ist schön, aber unsicher." (Kisch.)

Samstag, den 29. August 1914.

Habe ich es nicht gesagt? Der Herr Major, der so stramme Dinge von uns verlangt, hat seine Felderfahrung vom Monturdepot in Korneuburg her. Heute ordnete er an, man möge ein bißchen exerzieren, Gewehrvisiten ansagen und derlei, damit Disziplin in die Leute komme. Unsinn! Jede Sekunde, in der wir uns von den Emotionen und Anstrengungen erholen, ist Gewinn. Und Disziplin? Wer hat denn die Leute diszipliniert und exerziert, wer mit ihnen Gewehrvisiten gemacht, als sie, vier Jahre nach ihrer letzten Waffenübung, als Eheleute, Bauern, Handwerker lebten? Und doch mußten sie direkt aus dem Zivil in die Schwarmlinie von Lešnica. Man macht die Leute nur unwillig, denn Schwenkungen und Aufmarschieren kommen ihnen mit Recht überflüssig, läppisch und vor allem erniedrigend vor.

Heute trafen die Zeitungen vom 22. dieses Monats ein. In den Abendausgaben findet sich der vom k. k. Telegraphen-Korrespondenzbureau ausgegebene amtliche Bericht über unseren Rückzug vom 19. August. Was die einleitenden Worte über die herabgeminderte Wichtigkeit des serbischen Feldzuges anlangt, spricht das Kommuniqué die Wahrheit. Im übrigen ist es ganz und gar verlogen und unaufrichtig, speziell die Behauptung, daß Österreich von vornherein den Einmarsch in Serbien nur als einen kurzen Vorstoß gedacht hatte und zur sofortigen Rückkehr entschlossen war. Das wird auch kein Mensch glauben,

ebensowenig wie die Behauptung, daß unsere Aufgabe erfüllt worden ist. Ferner wird totgeschwiegen, um welche Korps es sich handelte, obwohl die Serben doch genau die Nummern der geschlagenen Korps kennen. In Österreich wird vielleicht dadurch die Befürchtung erweckt werden, daß noch mehr Truppen auf dem Rückzug waren.

Den Beschwichtigungshofräten, die diesen Wechselbalg von Kriegsbericht verfaßt hatten, ist also gewiß das Gegenteil ihrer Absicht geglückt. Ich glaube, diese schlau sein sollende Stilübung wird in Salzburg und Innsbruck und in anderen, an unserem Rückmarsch gar nicht beteiligten Ergänzungsbezirken den gleichen Schrecken hervorrufen wie bei unseren Angehörigen in Böhmen und zu einem Sturm auf die Verlustlisten Anlaß geben. Es wird wohl ein beruhigender Kommentar zu diesem beruhigenden Kommentar nötig sein: sollte man aber einen solchen nicht erlassen, so deshalb, weil sich die Herren schämen werden, ihre Blamage einzugestehen. Warum nicht die Wahrheit? Man erfährt sie ja doch bald genug, die Verwundeten im Hinterland werden noch übertreiben. Hier der Wortlaut des Kriegsberichts:

„Mit dem Eingreifen Rußlands in den Kampf zwischen Österreich-Ungarn und Serbien waren wir genötigt, unsere ganzen Kräfte für den Hauptkampf im Nordosten zusammenzufassen. Damit wurde der von der Öffentlichkeit vielfach als Strafexpedition aufgefaßte Krieg gegen Serbien von selbst zu einer die Hauptentscheidung kaum berührenden Nebenaktion. Nichtsdestoweniger ließ die allgemeine Lage und die Nachrichten über den Gegner eine Offensivaktion zweckmäßig erscheinen, die aber mit Rücksicht auf die vorstehend dargelegten Gesichtspunkte nur als kurzer Vorstoß auf feindliches Gebiet gedacht war, nach dessen Gelingen notwendigerweise wieder in die frühere zuwartende Haltung zurückzukehren war, um bei Gelegenheit abermals zum Schlage auszuholen. Dieser kurze Offensivstoß erfolgte denn auch in der Zeit zwischen dem 13. und 18. August durch einen Teil der im Süden verwendeten Kräfte mit hervorragender Tapferkeit und Bravour und führte dazu, daß er fast die ganze serbische Armee auf sich zog, deren mit großer numerischer Überlegenheit geführter Angriff unter den schwersten Opfern an dem Heldenmut unserer Truppen scheiterte. Daß auch diese zum Teil bedeutende Verluste erlitten, ist bei dem an Zahl weit überlegenen, um seine Existenz

kämpfenden Gegner nicht zu verwundern. Als dann unsere auf serbisches Gebiet weit vorgedrungenen Truppen am 19. August abends nach erfüllter Aufgabe den Befehl erhielten, wieder in die ursprüngliche Situation an der unteren Drina und Save zurückzugehen, ließen sie auf dem Kampfplatz einen vollständig erschöpften Gegner zurück. Unsere Truppen halten heute die Höhen auf serbischem Boden und den Raum um Schabatz besetzt. Im südlichen Serbien befinden sich die aus Bosnien dorthin vorgedrungenen österreichisch-ungarischen Truppen unter fortwährendem Kampf im Vorgehen in der Richtung nach Valjevo. Wir können mit voller Beruhigung den weiteren Ereignissen entgegensehen, deren Verlauf das Vertrauen rechtfertigen wird, dessen sich unsere unter den schwierigsten Verhältnissen kämpfenden und mit einer dem Laien undankbar scheinenden Aufgabe betrauten braven Truppen in den Tagen vom 13. bis 19. August wieder in vollständigem Maße würdig gezeigt haben."

Die Lüge von der Besetzung der serbischen Höhen durch österreichische Truppen, die Verschweigung der Tatsache, daß es sich um einen Vormarsch aus dem Westen gegen Valjevo gehandelt habe, läßt sogar gegen die sehr glaubhafte Behauptung des Kommuniqués mißtrauisch werden, daß es fast die ganze serbische Armee war, die uns gegenüberstand. Wenn das aber doch wahr ist, wo ist unser Kundschafterdienst gewesen, unsere Nachrichtenpatrouillen, unsere Aeroplane und – unsere Führung?

An allen Bäumen sind Soldaten der 13. Kompanie angebunden, weil sie Konserven der Reserveportion trotz Verbotes aufgegessen haben. Die Gesichter der Bestraften sind verzerrt, denn ihre Arme sind bei den Schulterblättern fest an den Stamm des Baumes gebunden, Arm, Kreuz und die Striemen an den Knöcheln schmerzen stark. Indianerdorf: Europäer am Marterpfahl. Die leinenen Zeltpyramiden und die mit Kukuruzkolben überdachten Deckungen sehen wie Wigwams aus. Um die Lagerfeuer versammelt sitzen Krieger und rauchen das Calumet. Die Häuptlinge halten Kriegsrat vor ihrem Zelt, die Mustangs schnauben und scharren.

Einer der Festgebundenen wimmerte, er sei erst eine halbe Stunde angebunden und zu zwei Stunden verurteilt. Das könne er nicht aushalten, er spüre, daß er wahnsinnig werde und Krämpfe bekomme; zu Hause habe er vier Kinder. Er bat mich

flehentlich, ich möge seine Fesseln ein wenig lockern, ich näherte mich ihm, um seinen Wunsch zu erfüllen, aber der Posten ließ es nicht zu und erklärte, daß er mich anzeigen müßte. Der Angebundene bat schließlich selbst: „Also lassen Sie es sein, Herr Korporal, wenn es für Sie gefährlich ist, sonst werden Sie auch noch angebunden." – Ich mußte leider weggehen, da der Posten – aus Angst – auch nicht durch ein Angebot von Geld von seiner Pflicht abzubringen war. Die Stricke taten mir weh, sie schmerzten mich vielleicht mehr als den Angebundenen. Lange konnte ich nicht einschlafen.

Am 30. August 1914.

Liebe Mutter!

Herr Fähnrich Hugo Robitschek, der verwundet nach Prag transportiert wird, ist so liebenswürdig, Dir dieses Notizbuch zu bringen, in welchem ich meine Erlebnisse während des ersten – und wohl noch nicht letzten – Kriegsmonates verzeichnet habe. Gib das Notizbuch Herrn Elsner (Annahof), der das Stenogramm mit Schreibmaschine übertragen wird, damit Du lesen kannst, wie es mir ergangen ist. Ich hatte einige Gefahren zu bestehen, denen ich wie durch ein Wunder heil entgangen bin, aber jetzt geht es mir sehr gut. Wir sind in einer schönen Uferlandschaft, das Leben im Freien wirkt wohltuend auf meine Nerven, die Bedürfnislosigkeit erfüllt mich mit Glück. Deine letzte Karte war vom 18. d. M. datiert, ich hoffe aber, daß die darauf enthaltene Versicherung Deines Wohlbefindens noch immer Geltung hat und Du auch seither vom nördlichen Kriegsschauplatz günstige Familiennachrichten erhältst. Bestätige mir, bitte, den Empfang des Tagebuches sofort und sei geküßt von Deinem

Egon Erwin.

Gefechtsabschnitt 2, Drinaufer,
Sonntag, den 30. August.

Ich fuhr frühmorgens mit den Oberleutnants Beyrodt und Manlik, die an dem Leichenbegängnis des Grafen Lazansky teilnehmen sollten, als deren „Bedeckung" in einem humpelnden und rumpelnden Fuhrwerk nach Bjelina. Wir waren keineswegs in Leichenbitterstimmung, sondern freuten uns diebisch auf die

Großstadt, die wir beinahe drei Wochen nicht mehr gesehen hatten. Wir waren geradezu aufgeregt, wieder Häuser zu sehen, mit Zivilisten darin, Geschäfte und Gasthäuser und wieder an einem Tisch zu sitzen. Das Bild von Bjelina war das alte. Eine Mischung von Markt und Kriegslager, von orientalischen Trachten und österreichischen Uniformen, von Trägheit und Hast. Ich begegnete auf Schritt und Tritt Bekannten, was ja kein Wunder ist, da dort noch immer das Kommando des 8. Korps mit Truppen und Anstalten ist, also lauter Soldaten aus meiner Heimatstadt. Manche Begegnung war unterhaltsam, so die mit einem politischen Freund, der sich eine Kriegserleichterung verschafft hat, indem er Offiziersdiener wurde. In Zivil ist er ein radikaler Redner und politischer Schriftsteller.

Auch einen Verwandten (Regimentsarzt) traf ich, den ich vor zwei Monaten in einem eleganten Restaurant des westlichen London gesprochen hatte, damals waren wir beide im Smoking gewesen. Er hatte mich damals eingeladen, nach Cambridge zu kommen, wo er an der medizinischen Fakultät lehrte. Es war mir nicht möglich gewesen, seiner Einladung Folge zu leisten, und nun konnte ich mich im diametral entgegengesetzten Winkel Europas deswegen entschuldigen; wir lachten über die Kontraste unserer Begegnungen, über die Änderungen in Ort, Zeit, Verhältnissen und Kleidung.

Lustig gestaltete sich das Beisammensein mit Ernst Taussig, dem Schwager Max Brods. Ernst ist gewöhnlicher Infanterist ohne Chargengrad, ja noch weniger: Ersatzinfanterist, hat nur acht Wochen gedient. Aber er ist zum Motorfahrerkorps eingerückt, und da er auf seiner Sportbluse keine Distinktion, sondern nur das Abzeichen und auf dem Kopf eine Offiziersmütze trägt, so hält es jeder Hauptmann für geraten, ihm die Ehrenbezeigung zu leisten und Habtacht zu stehen, wenn Infanterist Taussig mit ihm spricht. Ich war selbst dabei, wie er Fürsten und Grafen auf der Straße kollegial anrief und Ordonnanzoffiziere der hohen Kommanden ihm gehorsamst antworteten. Gegenwärtig hat er sich mit irgendeiner Belanglosigkeit marode gemeldet und treibt sich seit zehn Tagen im Spital umher, wo er als Leutnant geführt wird. Eine hübsche Pflegerin ging ihm immerfort nach, und Taussig erzählte mir, er habe heute die ganze Nacht mit ihr auf dem Operationstisch geflirtet.

Unter anderen sprach ich im Spital den Reservekadetten

Robitschek von unserem 1. Bataillon. Er hat drei Schüsse abgekriegt, sieht elend aus und fährt jetzt nach Prag; er erklärte sich bereit, mein Tagebuch mitzunehmen. Weiter sah ich im Lazarett Hauptmann Wenzel von unserem Regiment, der etwa sechs Schüsse im Leib hat. Neben ihm lag Leutnant Neidhart von 73, der von einem schrecklichen Tod erzählte, den der Schauspieler Josef Dresdner-Döring, ein hübscher Junge von erstem künstlerischem Ehrgeiz, erlitten: eine Schrapnellhülse hatte ihm den Kopf zerschmettert.

Gegen 6 Uhr abends fuhr ich auf einem Proviantwagen bis Janja, von dort sollte ich zur Drina zu Fuß gehen. (Die beiden Offiziere waren bereits mittags nach Hause gefahren.) In Janja hörte ich, es sei Alarm, da die Serben die Offensive begonnen und die Drina bereits überschritten hätten. Eine Abteilung habe sich in Uniformen österreichischer Gefangener, Verwundeter und Gefallener gesteckt und den nachfolgenden serbischen Truppen schnell Platz geschaffen. Begreiflich erregt eilte ich vorwärts, um zur Kompanie zu kommen, die vielleicht schon im Gefecht stand, während ich hier mutterseelenallein inmitten unendlicher Kukuruzfelder, Hecken und Sträucher war, in denen Serben stecken konnten, möglicherweise in unserer Uniform. Aber in der Hast verfehlte ich den Weg. Es war schon spät abends, von der Sonne war nur ein bordeauxroter Reflex über den Bäumen und Stauden im Westen zu sehen. Ich ging rechts, ich ging links, ich ging vorwärts, ich ging zurück, ich lud mein Gewehr und machte mir die Patronen in der Patronentasche handgerecht und war nicht wenig nervös. Endlich kam ich zu einem Trainplatz der Gebirgsartillerie, die mich zum 1. Bataillon wies, von dort war der Weg zu unserem, dem 4. Bataillon, weiter als von Janja. Aber ich hatte nun die Richtung und war um 8 Uhr abends in Stockdunkelheit bei meiner Kompanie. Im Befehl ist verlautbart, daß außer zwei Stabsoffizieren und fünf Offizieren auch ich die belobende Anerkennung des Armeekommandos für mein Verhalten in der Schlacht von Milina erhalten habe. Ich bekam ein Diplom: „K. u. k. 5. op. Armeekommando Res. Nr. 36/95. – Belobende Anerkennung für tapferes, mutiges und beispielgebendes Verhalten vor dem Feinde. Brčko, am 29. August 1914. Stempel des Armeeoberkommandos. Liborius Franck, G. d. I. An den k. u. k. Korporal des Inf.-Regts. Nr. 11, Egon Erwin Kisch.“

Montag, den 31. August 1914.

Nun ist ein Monat vorbei, seit wir von der Heimat weg sind. Wievielmal wird hier noch die Monatswende verzeichnet werden müssen!

Im Befehl steht wieder von einem Sieg, der an der russischen Grenze von unseren Truppen bei Josefow-Krasnik erfochten wurde.

Die in diesen Blättern vorausgesagte Verwirrung und Bestürzung über das läppische Kommuniqué, das unseren Rückzug zu verschleiern versuchte, scheint noch größer zu sein, als ich angenommen hatte. Alle Blätter bringen inspirierte Kommentare, die womöglich noch unsinniger sind als die zu kommentierende Stilübung. Übrigens mußte Honved-Minister Hazai (jedenfalls auf allgemeines Drängen) eigens zur Erklärung des Schlachtberichtes das Wort ergreifen; er sprach ganz offen von den Mißdeutungen, denen die offizielle Darstellung ausgesetzt war, und wagte sogar das Wort „Rückzug". Im übrigen sagte auch er nichts über die Truppen und den Ort der Schlachten.

Am Abend gingen wir baden, weiter stromabwärts, als es gestattet war. Die Weiden standen, dicht aneinandergedrängt, im Wasser, und ihr Spiegelbild färbte an beiden Seiten je ein Drittel des Flusses mit tiefem Dunkel. In der Mitte war ein heller Streifen, in dem sich die Sonne, schon untergehend, spiegelte. Die Strömung war sacht, der Fluß aber zu tief, als daß man an hervorstehenden Steinen das Branden der Strömung hätte konstatieren können, und nur Reflexe verrieten, daß wir hier kein totes Wasser vor uns hatten; manchmal schluckerte ein Fisch.

Wir rieben uns mit dem Schlamm ab, in dem man ohnedies bis an die Unterschenkel versank, und wenn man schwamm, löste sich die schwarze Schicht vom Körper, und dieser wurde weiß. Allerdings wurden die Füße wieder schlammig, als wir hinauswateten. Dann kehrten wir zum Lagerplatz zurück und saßen, in allerhand friedliche und scherzhafte Gespräche vertieft, in einer Laube aus Baumstämmen, Maisstauden und Weidenzweigen, in deren Ecke ein Tischchen war. Vom Plafond hing ein Lüster – ein ausgehöhlter Kürbis, in dem eine Kerze brannte. Lange saßen wir lustig beisammen, bis eine Patrouille kam und die Erkennungszeichen meldete. Feldruf: Scheibe; Losung: Skutari; Parole: Siegfried. Da erinnerten wir uns, daß wir Soldaten und im Kriege sind.

Dienstag, den 1. September 1914.

Heute früh wurden wir durch Maschinengewehrfeuer geweckt. Die Serben beschossen einen Aeroplan. Bald darauf kam unsere Ablösung, es hieß: Vergatterung, Rüstung umhängen, ergreift das Gewehr – Kommandi, die wir schon seit acht Tagen nicht mehr gehört. Honved, 26. Regt. aus Agram kam herbei, kroatische Befehle ertönten. Die Honveds bezogen unsere Stellungen, und wir marschierten von dannen. In Janja, wo wir rasteten, und in Patkowača (zwei Kilometer vor Bjelina), wo wir in Zelten nächtigten, kamen wir mit den anderen Teilen unseres Regiments zusammen, die wir seit unserer vorgeschobenen Position nicht mehr gesehen hatten.

Mittwoch, den 2. September 1914.

Teufel, war diese Sommernacht kalt! Das sind die bosnischen Witterungsverhältnisse: bei Tage kann man vor Hitze nicht marschieren, bei Nacht kann man vor Frost nicht schlafen. Wir empfanden es als Erlösung, daß schon um 2 Uhr nachts Tagwache war, wir unsere Zelte niederreißen, den sogenannten Kaffee in den Magen gießen und das immerhin wärmende Rüstzeug umhängen durften. Es ging über Bjelina, wo mir diesmal die Haarfarbe der Kinder auffiel: meist ein Farbengemisch von mokkabraun und fezrot, den Farben der wichtigsten Dinge im Orient. Was mir weiter in Bjelina auffiel, waren die Straßentafeln: oben in einem kleinen Bogen der Name der Gasse in kyrillischer Schrift, unten in Antiqua und dazwischen wie ein zierliches Ornament die türkischen Schriftzüge.

Der Weg ging weiter über Gaic, dort war um halb 8 Uhr früh Rast, gegen Nieder-Brodac. Wohin gehen wir? Nach Rußland, nach Slawonien, wo Aufstände sein sollen, an die Save, nach Wien, wo Befestigungsbauten aufgeführt werden, nach Budapest? Wenn diese Fragen nicht wären und nicht übergescheite Antworten darauf, so gäbe es auf dem Marsch kein Gespräch. Selbst die Offiziere wissen nichts und sind neugierig. In Gaic borgte mir ein aus Leipzig eingerückter Reservist die „Leipziger Neuesten Nachrichten", die ihm seine Frau nachgeschickt hatte. Eine alte Nummer, aber es war ein Feuilleton darin, worin die Kriegszeiten im Berliner „Café Größenwahn" geschildert werden. Fast täglich war ich in diesem Jahr dort zu Gaste und kann

mir denken, wie diese supernervösen, hypersensitiven und krankhaften Menschen jetzt von Psychosen befallen sind, wie sie Gerüchte aufnehmen, Gerüchte aufbauschen, Gerüchte entstehen lassen. Mir ist bang nach ihnen.

Erst bei der Rast in Gaic bedeckte sich das Gras mit Morgentau. Es war Viertel 12 Uhr mittags, als wir in Brodac waren. Die Leute, die doch so Gräßliches erlebt hatten, schimpften wie Tobsüchtige und fielen marode zu Boden, denn die Sonne brannte bratend, der Staub über der Straße war dick zum Schneiden, und die Konserven und Patronen, die wir neu gefaßt hatten, waren keineswegs aus Aluminium.

Ich hatte nach der Spezialkarte konstatiert, daß wir um 11 Uhr in Brodac sein würden, aber schon von halb 11 an begannen die Leute zu monieren, es sei schon 11 Uhr vorbei und die Landkarten seien überhaupt nur Blödsinn und Schwindel, die Herren zeichnen ein, was ihnen paßt, ohne je in dem Land gewesen zu sein. Kurzum, es war eine kleine Meuterei gegen mich im Gange, die zu einer größeren ausartete, als es wirklich 11 Uhr wurde und wir noch immer nicht in Brodac waren. Wenn ich mich nicht an den Schluß der Kompanie verfrachtet hätte, wäre ich mindestens verprügelt worden. Nie mehr werde ich aus den Karten weissagen!

Mein rechter Fuß war von der Hitze verbrüht und aufgerissen. Ein Mediziner schnitt mir zwar die losgelöste Haut ab, wollte mir aber kein Pflaster auf die offene Wunde geben, da das Material für schwere Schußwunden gespart werden muß. Dann lernte ich, der Not gehorchend (denn nicht bloß meine Füße, sondern auch meine Strümpfe sind zerrissen), das kunstgerechte Zusammenfalten der Fußlappen. Die halbe Kompanie umstand mich voll Neugierde, denn sie hatte nie einen Menschen gesehen, der keine Fußfetzen auf den Füßen hatte, und begleitete meine Lektion mit Lobeshymnen auf die Erfindung der Fußlappen und mit Belehrungen. Ich bin selbst neugierig darauf, wie ich darin marschieren werde. Wenn man den Leuten glauben darf, die sie auch in Zivil tragen, so wirken sie wie Siebenmeilenstiefel. Sollten die Flügel auf den Fußknöcheln des Gottes Merkur nichts anderes sein als die Enden seiner Fußlappen?

Diese Nacht ist nicht als schön zu bezeichnen. Es fehlen Zeltpflöcke, und die kümmerlich zurechtgeschnittenen Stämme sind gar zu schlampige Grundpfosten. Die Zeltstoffe flattern im

kalten Nachtwind, der insbesondere die Füße widerwärtig kühlt. Gleich nach dem Einrücken, noch vor halb 12 Uhr, bekamen wir Menage, von der ich nur die Suppe aß. Am Abend knurrt mein Magen so, daß ich gern das Fleisch hinuntergewürgt hätte, das ich mittags verschmäht. Aber jetzt ist nichts mehr da als „Tee". So gehe ich hungrig zu Bett.

Frost und Hunger würden mich vom Schlafen nicht abhalten können. Aber von einer Anlage, die wir nachmittags unter Leitung des Pionieroffiziers aus sanitären Gründen hergestellt hatten, weht der Wind den Duft herüber. Durch das Lager laufen während der ganzen Nacht Ferkel mit graugelb gestreiftem Rücken. Sie quieken wie die Alten.

Brodac, Donnerstag, den 3. September 1914.

Rast im stinkenden Zeltlager, Sehnsucht nach reiner Luft und dem viel schöneren Wasser bei den Feldwachen am Drinaufer. Im Regimentskommandobefehl wird von einem großen Sieg der Armee Auffenberg in Rußland, im Raum Zamosce-Kristovasc, berichtet; Scharen von Gefangenen und 160 Geschütze erbeutet. Auch die Armee Dankl, die um Lublin angreift, habe ununterbrochene Erfolge.

Der Nachsatz der Meldung weckt aber Bedenken: „Ostgalizien und Lemberg gegenüber starke russische Vorstöße, Lemberg noch in unserem Besitz." Wenn man das erst betonen muß, daß eine österreichische Stadt, von der wir nie ahnten, daß sie bedroht sei, noch in unserem Besitz ist, kann es mit den Siegen nicht allzuweit her sein!

Die Mannschaft hatte sich befehlsgemäß mit Feldzeichen geschmückt, bei der Verlautbarung des Sieges wurde ein Hurra ausgebracht. Es klang matt und befohlen. Bis jetzt war der Glaube lebendig gewesen, der Krieg werde morgen oder übermorgen zu Ende sein, immerfort hatten sich Gerüchte über Friedensverhandlungen erhalten, obwohl sie sich stets als falsch herausstellten. Die Menschen wollen eben nichts für sie Unangenehmes glauben, und hätte ihnen jemand nach der politischen Konstellation erklärt, daß ein Friedensschluß sehr kompliziert, mit Serbien allein nicht zu machen sei und daß wir auch während der langen Friedensverhandlungen im Felde bleiben müßten, so wäre er sicherlich gelyncht worden. Jetzt, nachdem vier

Wochen, also eine Waffenübungsperiode, verstrichen sind, ohne daß ein dreimaliges Trompetensignal „Abgeblasen“ das Ende der Manöver verkündete, macht der Glaube an baldige Heimkehr einer verzweifelnden Resignation Platz.

Die Musikkapelle spielte zur Feier des Sieges, die Offiziere steckten kleine Metallkruzifixe, die sie vom Feldkurat erhalten haben, an die Mützen. Fürst Lobkowitz hat sie gespendet, im Stephansdom zu Wien wurden sie geweiht. Wir einfachen Soldaten bekamen bloß Sliwowitz und Gulasch.

Dolni Brodac, Freitag, den 4. September 1914.

Auch heute nacht konnte ich im Zelt nicht schlafen und ging über die in ihr Zeltblatt eingewickelten Schläfer, an Gewehrpyramiden und Zelten, an angebundenen Pferden und drohend aussehenden Fahrküchen vorbei, bald auf Tornister, bald auf Proviantsäcke und auf Schichten von Kommißbrot tretend, im Lager spazieren. Der einzige Mensch, der wachte, war der Inspektionsgefreite. Ich setzte mich zu ihm. Es war ein Bergmann vom Fortuna-Schacht bei Dux. Fanatischer Anarchist, dessen Gesinnung sich im Kriege noch gestählt hatte. Er erzählte persönliche Motive für seine Weltanschauung. Ich versuchte mit sozialistischen Gründen zu entgegnen. Je mehr wir stritten, desto näher kamen wir einander, und als ich doch endlich Müdigkeit verspürte, hatte ich und gewiß auch er das Gefühl: jetzt habe ich einen Freund gefunden.

Gegen 5 Uhr früh schlug jemand an unser Zelt und brüllte: „Aufstehen, fünf Uhr ist’s, der Kaffee ist fertig.“ Wütend darüber, daß ich – eben eingeschlafen – schon geweckt werde, obwohl erst für halb 7 Uhr Vergatterung angesagt war, brüllte ich dem Störenfried ungehalten entgegen: „Steig uns am Buckel, blöder Kerl, und laß uns schlafen.“ Der Unbekannte blieb die Antwort nicht schuldig: „Du gemeiner Trottel, ich werde dir gleich ein paar Ohrfeigen geben.“ – „Eher ziehe ich dir die Hosen herunter und haue dir den Hintern blau.“ So ging es durch die undurchsichtige, aber den Schall nicht dämpfende Zeltwand zwischen mir und ihm hin und her, und die Kompanie, inzwischen wach geworden, hatte ihr Gaudium und hetzte ganz tüchtig. Mit Erfolg. Endlich fragte mein Gegner, wer denn der Lausbub sei, der sich so unverschämt das Maul zerreiße. Er sei

im Dienst – schrie er – und werde den Kerl zum Rapport nehmen. „Das ist der Kisch", erwiderten lachend die Leute, die wußten, daß er mich, einen Korporal, nicht selbst zum Rapport befehlen könne. „Wer?" – „Der Kisch." – „Von dir hätte ich das am allerwenigsten vermutet, na, ich werde mir das merken." Nun fragte auch ich, wer mein Gegner hinter dem Visier sei. „Der Inspektionsgefreite." Fünf Minuten später trafen wir uns bei der Fahrküche. Wir blickten einander wütend an, und doch hatte ich – und gewiß auch er – das Gefühl: jetzt habe ich einen Freund verloren.

Um halb 7 Uhr rückten wir zum Exerzieren aus, das angeordnet worden ist, damit wir einer Beschäftigung „obliegen". Schwarmlinien, Vorrücken zum Kukuruz, Beschießung von Waldrändern, lauter Dinge, die wir schon in der Wirklichkeit schaudernd miterlebt hatten und die uns jetzt als Spielerei unsäglich lächerlich vorkamen. Wenn man sich einen Augenblick in Gedanken verlor und aufschauend die Kameraden aus der Deckung hervorlugen sah, schrak man zusammen; aber rechtzeitig erinnerte man sich, daß hier der Feind nur vorgeschriebenes Gaukelspiel der Sinne und daß sogar die Zielscheiben nur angenommen seien.

Als wir in der Hitze nach Hause gingen, fluchten wir darüber, daß der Befehl zum Exerzieren uns aus unserer Ruhe reiße. Ein Witzbold bemerkte: „Das ist fein, das Exerzieren! Jetzt wissen wir wenigstens, wie es gemacht wird." Da lachten alle geschmeichelt und überlegen.

Die Fußlappen bewähren sich gut. Nachmittags Kirmesstimmung. Ein Steinbrucharbeiter spielte virtuos auf der Ziehharmonika, mit der er schon im Waggon seine Kameraden vom Marschbataillon Tag und Nacht unterhalten hatte. Drei Hornisten, ein Tambour und einige Sänger begleiteten leise die schwermütigen slawischen Melodien und die Gassenhauer. Ein Freiwilliger ging heute mit dem Hauptmann Popelak, um Geld für die Regimentskasse zu fassen. Sie erhielten 260 000 Kronen für einen Monat!

Das „Berliner Tageblatt" schreibt mir, ich möge Artikel über meine Erlebnisse schicken. Ich habe es in einem Briefe abgelehnt, in dem ich bemerkte, daß ich über das Erlebte nicht so schreiben könne, wie man jetzt schreiben dürfe. Es sei anders.

Mein Löffel ist aus dem Brotsack gestohlen worden. Messer

und Gabel habe ich schon seit Monatsfrist nicht mehr. Das ist egal! So werde ich eben auch die Suppe jetzt mit der Hand essen. Nun habe ich kein Taschentuch, kein Stück Wäsche, keine Eßschale, kein Besteck, kein Taschenmesser, kein Stück Papier, keinen Mantel und kein Zeltblatt zum Zudecken, keine Seife, keine Zahnbürste, kein Handtuch, kein Streichhölzchen und keine Zigarette mehr und nichts zum Essen. In meinen Taschen habe ich nichts anderes als ein beängstigend kleines Bleistiftstümpelchen, dieses mein halbvolles Notizbuch und meine Legitimationskapsel.

Einer hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, auf sein Zelt eine Aufschrifttafel zu befestigen: „Hier wird ein Fräulein in Kost und Logis genommen."

Die Offiziere sitzen abends bei Kerzenlicht um ihren Tisch und sprechen. Das Licht ist das einzige, um das ich sie beneide. Ich könnte beim Licht so viel schreiben. So aber muß ich auf der nassen Erde liegen, das Notizbuch auf einen Tornister gestützt, und bei dem flackernden Schein, den das niederbrennende Holz vom Herdkasten unserer Fahrküche verbreitet, kritzeln.

Dolni Brodac, Samstag, den 5. September 1914.

Zu unserem Trost und zur Hebung unseres kriegerischen Selbstbewußtseins wurde heute im Befehl ein von Phrasen strotzendes Elaborat verlesen, das von unserem Divisionär, Feldmarschalleutnant Scheuchenstuel, gefertigt ist. Darin findet sich folgender, gegebenenfalls noch als sachlich anzusehender Satz: „Aus dem großen und schönen Erfolg im Norden kommt auch unseren Truppen im Süden ein beträchtliches Verdienst zu. Unsere so rasch und energisch nach Serbien hineingetragene Offensive befestigte dort und in Rußland die Überzeugung, daß die ursprünglich gegen Serbien angesetzten sechs Korps tatsächlich hier geblieben seien, und verleitete aus diesem Glauben heraus die Russen zu Maßnahmen, welche in letzter Linie zu ihrer Niederlage führten. War unsere Offensive, welche tatsächlich nur mit einigen Divisionen geführt wurde, auch für diese eine erschöpfende und verlustreiche, mußte sie schließlich, nachdem sie die ganze serbische Armee auf sich gezogen hatte, auch mit dem Rückzug enden, so hat sie doch ihre Aufgabe im Raum des großen Kriegszweckes voll und ganz erfüllt. Die große

Entscheidung liegt im Norden. So wie die Truppen der 9. Infanterie-Division zu dieser großen Entscheidung in dem ihnen zugefallenen bescheidenen Wirkungskreise bisher ihr Scherflein beigetragen haben, ebenso erwarte ich, daß dieselben auch weiterhin ihr Bestes leisten werden."

Nach weiteren stilistischen Purzelbäumen werden Truppenkommandanten und Offiziere angewiesen, die frische, fröhliche Stimmung der Mannschaft aufrechtzuerhalten: „Das wesentlichste Mittel hierzu bildet baldige ausgiebige Beschäftigung der Mannschaft; ein- bis zweistündiges Exerzieren täglich genügt nicht. Die Truppen müssen vor- und nachmittags durch mindestens zusammen sechs bis acht Stunden beschäftigt werden." Das ist fürwahr das beste Mittel zur Hebung der fröhlichen Stimmung! Ich wenigstens habe gelacht...

Gegen 10 Uhr abends wurde dem Oberleutnant Raschin, genannt „Raschin der Grausame", die Unterhaltung, die wir unter einem Baum führten, zu laut, und er jagte uns zur Ruhe. In der Nacht vernahmen wir starkes Kanonenfeuer von der Save her.

Brodac, Sonntag, den 6. September 1914.

Exerzieren. Die Wiese, die der Kompaniechef prüfenden Auges daraufhin untersuchte, ob sie für einen Angriff mit Schwarmgruppen geeignet sei, war von hohem, saftigem Gras belebt, blühende Sträucher umrahmten sie und hohe schattige Bäume, eine Kuh weidete selig, und zwei Kälber hüpften eilig und erschreckt an ihre Seite, wenn der kleine Hirt, ein bosnisches Knäblein mit breiten Hosen und schwarzer Lammfellmütze, seine Peitsche knallen ließ.

Von weither war die Regimentskapelle hörbar, sie spielte zur Sonntagsfeldmesse auf. (Zum letztenmal: mit heutigem Tage ist sie aufgelöst, die Instrumente reisen nach Pisek, und die Musikanten werden zu Blessiertenträgern.)

Vom Norden tönte aus nächster Nähe eine Kanonade herüber. Die Serben beschossen seit Mitternacht die Saveschleife bei Rača samt unserer im Bau befindlichen Kriegsbrücke, und unsere schweren Haubitzen sind dabei, den serbischen Gegenangriff abzuwehren. Am Nachmittag hörten wir aber, daß der Angriff von Rača nur fingiert gewesen, um unsere Aufmerksamkeit von einer anderen Stelle abzulenken. Inzwischen war es den

Serben geglückt, bei Mitrowitza mit einer Division die Save zu überschreiten und die Eisenbahn zu besetzen; dort standen ihr nur schwache österreichische Kräfte gegenüber. Unklar ist uns, warum wir noch hier bleiben.

Dem Oberstleutnant sind drei Konserven gestohlen worden, das hat eine Flut von Visitierungen und Verordnungen zur Folge. Niemand darf eine Konserve essen, alle fünf Minuten wird untersucht, ob die Leute ihre Konservenbüchsen unversehrt bei sich haben, der, dem eine fehlt, wird eine Stunde angebunden, wem zwei fehlen, zwei Stunden, wem drei fehlen, drei Stunden, und wer beim Diebstahl erwischt wird, vier Stunden. Auch am heutigen Tage des Herrn sind Menschen an Bäume gefesselt. Der allgemeinen Stimmung und dem Geist der oberstleutnantischen Verordnung gibt ein Vers Ausdruck, der im Lager kursiert:

Hast du getötet auch tausend Serben,
Hast aber nicht deine drei Konserven,
Mußt du eines elenden Todes sterben.

Die Nacht ist kalt. Mein Nachbar und ich schmiegen uns fest aneinander, um irgendwie dem Frost zu begegnen. Schon von 1 Uhr nachts an heizen die Köche den Herdkasten der Fahrküche. Sie tun es, um sich zu wärmen.

Brodac, den 7. September 1914.

Zeitig rückten wir zum Exerzieren aus, aber ein Radfahrer vom Regimentskommando beorderte uns zur sofortigen Rückkehr und strenger Marschbereitschaft. Nachrichten sind da, daß von den bei Mitrowitza vorgestoßenen Serben (Timokdivision) viertausend gefangen wurden, daß Rumänien mobilisiere und unsere Grenze dort frei sei. Daß es gegen uns mobilisiert, scheint nach dem zweiten Teil des Satzes ausgeschlossen; oder scheint es nur so? Auch kommt bald eine neue Nachricht, daß es sich bei Mitrowitza nur um zweitausend Gefangene handelt; naturgemäß glaubt man auch davon jetzt nur mehr die Hälfte. Graf Tisza hat stark aufgetragen, als er anläßlich zahlloser Interpellationen wegen unseres Rückzuges erklärte, es sei kein Österreicher in Serbien gefangen und kein Geschütz von den Serben erbeutet! Wieviel Hunderte unserer Kameraden hatten wir am rechten Drinaufer hilflos zurücklassen müssen! Darüber hat der

Regimentskommandobefehl folgende (wahrscheinlich aus begreiflichen Gründen erlogene) Mitteilung gemacht: „Laut verläßlichen Nachrichten haben die Serben unsere Gefangenen und Verwundeten erschossen."

Das Ereignis des heutigen Tages ist der Abgang von zwei Medizinern unseres Bataillons, die zur Ablegung ihrer letzten Prüfung einen dreiwöchigen Urlaub erhalten haben. Nach Prag fahren! Die heiße Sehnsucht, der Gedanke aller. Die einen gönnen es den beiden Burschen, die anderen beneiden sie, die dritten tragen ihnen Grüße auf, und die vierten werden von verstärktem Heimweh befallen und verfluchen ihr Schicksal mehr denn je.

Die Stimmungen wechseln während des ganzen Tages. Um 4 Uhr hieß es, die Serben beschießen Bjelina, das Militärlager sei unter Schrapnellfeuer, das Spital nach Brčko verlegt. Um 5 Uhr bekam ich ein Paket von daheim. Man hatte mir Winterwäsche, Schokolade, Ölsardinen und Biskuits geschickt. Es freute mich eigentlich bloß die Verteilung an die Kameraden, denn ich wußte, daß wir abgehen würden, und es war gar nicht daran zu denken, mehr als eine Büchse Ölsardinen und eine Tafel Schokolade in den Brotsack zu packen.

Um 6 Uhr große Beratung der Kompaniekommandanten beim Bataillonschef. Nur soviel dringt in die Öffentlichkeit: daß es morgen wieder gegen die Serben geht. Das wirkt beklemmend. Ein Teil der Mannschaft (das Marschbataillon) kommt also zum erstenmal ins Feuer, die anderen sind noch ärger daran, sie wissen, wie es schmeckt. Solange wir drüben waren, war ein Gefecht mehr oder weniger gleichgültig. Wenn man einmal im Wasser ist, findet man es nicht mehr so kalt, und mit dem Feuer ist es analog. Aber bevor man hineinkommt, klappert und zittert man. Um so mehr, wenn die Nacht so kalt ist, die Kanonen so donnern und die Maschinengewehre so knattern wie heute.

Dienstag, den 8. September 1914.

Mariä-Verkündigung. Um 2 Uhr morgens wären wir geweckt worden, wenn wir geschlafen hätten. Um halb 5 Uhr ging es von dannen, ostwärts der Sonn' entgegen, die noch nicht aufgegangen war. Nach kaum zehn Minuten begegnete uns ein Fuhrwerk. Der Regiments-Pionieroffizier, Oberleutnant Fleischmann, und

einige seiner Soldaten saßen darin, er hatte einen Schuß im Arm, die anderen waren schwerer verletzt, ihre Uniformen blutüberströmt. Wenige Minuten später sah man über der aufgehenden Sonne Schrapnellwolken.

In Velino-Selo machten wir halt. Ich nahm den Bret Harte aus der Tasche, den mir gestern ein Freiwilliger geliehen. Ich wollte die mäßige, keineswegs besonders aufregende Geschichte „Der Mann im Semaphor" zu Ende lesen. Ich ließ mich durch die wenige Schritte vor uns niederfallenden Schrapnelle und die donnernden Begleitgeräusche nicht stören; in all der rings um mich herrschenden Angst vor der Schlacht, in die wir im nächsten Moment eintreten würden, hatte ich kein anderes Gefühl als das, daß ich erschossen werden könnte oder vorwärts marschieren müsse, bevor ich die Novelle zu Ende gelesen habe. Es war nur der Wunsch, etwas Begonnenes zu vollenden. Ich las rasch und atmete auf, als ich zu Ende war.

Der Infanterist Sperl, der am 18. August von einem Schrapnellschuß im Gesicht verletzt und in der Front geblieben war, um dann am 26. bei seiner Drinaüberschiffung vom Feinde beschossen und besser getroffen zu werden, ist heute aus dem Spital zurückgekehrt. Sein rechter Arm, der durchschossen war, ist nicht einmal mehr verbunden, und er handhabt wieder sein Gewehr. Die Sehnsucht aller, einen leichten Schuß zu erhalten, ist dadurch wesentlich herabgemindert. Was hilft es, wenn man doch so bald wieder aus dem Spital in die Plänklerreihe gesendet wird?

Verletzte, sterbende 102er und 28er werden auf Tragbahren vorbeigetragen, gestützt oder den Arm in der Binde kommen andere vorüber. Die vierspännigen Blessiertenwagen der Infanteriesanitätsanstalt 9 fahren leer nach vorn, um gefüllt zurückzukehren.

Die Kolonne der Verwundeten, die zu Fuß kommen, wird dadurch nicht geringer. Von Schüssen zersprengte Knochen ragen aus dem Fleisch, Hautfetzen hängen von den Gesichtern, Bluse, Mantel, Verband imprägniert mit einem einzigen Farbstoff: mit Blut. Immer dichter, immer ergreifender wird der Totentanz. Einer hat die Stirn verbunden, zwei tragen ihn mehr, als er geht, er hält den Kopf weit zurück in den Nacken gedrückt, damit er trotz der Bandage nicht verblute. Aber das Blut fließt nach hinten.

Barfüßig schleppen sich andere vorwärts, beide Füße verbunden, der Stock ist ihr einziges Bein, weinende Burschen, deren gerötete Hosen Schenkelwunden verraten, Hunderte anderer Jammerbilder. Dann ein Gruppenbild: ein Hilfsplatz des Inf.-Regts. 102. Tote liegen da, die Füße hochgezogen vor Schmerz, bevor sie Erlösung fanden. Einer liegt, den Kopf nach links geneigt, auf der Bahre, seine starren Hände halten die Photographie einer jungen Frau und zweier Kinder.

Einer brüllt, einer wimmert, die meisten haben die Hände gefaltet und murmeln Unverständliches, wahrscheinlich Bitten und Gebete.

Bis hierher hatte ich um 10 Uhr vormittags geschrieben, aber jetzt (5 Uhr abends) weiß ich nicht, was ich schreiben soll. Wo soll ich anfangen, wenn ich von dem beispiellosen Grauen sprechen will? In mir klingt all das Entsetzliche nach, während ich bebend zwischen Toten und unter Schrapnellschüssen dieses schreibe. Das Gegenwärtige läßt mich gleichgültig, wenn ich an die vergangenen Stunden denke.

Vom Hilfsplatz ging es weiter zur Drina. Wir sahen jetzt den Fluß wieder, den wir unter Kämpfen vor beinahe Monatsfrist überschritten, dessen Inseln wir unter Verlusten besetzt und dessen Arme uns feucht und gefahrdrohend umfangen hatten, bis wir verzweifelt und arm heimgeflüchtet waren, und den wir nun mit schweren Opfern von neuem überschreiten müssen. Daß wir ihn wieder überschreiten müssen, das wußten wir, und daß es schwere Opfer kosten würde, das sagten uns (wenn es uns nicht schon die Legion der vorbeikommenden Verwundeten gesagt hätte) die feindseligen Pfiffe der Projektile, um derentwillen wir gebückt wie Diebe an den Dämmen das Ufer entlang huschten.

Das Regiment lag gegen Viertel 11 Uhr am Ufer versammelt und gedeckt. Oberst Wokoun rief um halb 11 Uhr unseren Kompaniekommandanten heran. „Sie setzen als erste Kompanie des Regiments über die Drina und verlängern die bedrohte Brigade Daniel am linken Flügel..."

Dolni Brodac, 10. September 1914.

Bis zu dem Worte „Flügel" hatte ich vorgestern geschrieben. Den größten Teil auf Rasten des Marsches, die letzten Sätze habe ich in der Feuerlinie zu stenographieren versucht. Meine Nach-

barn schraubten ihre Blicke in das Vorterrain, auch ich schaute, nach jedem notierten Wort nervös zusammenzuckend, ängstlich lauernd in die feindliche Richtung.

Um uns pfiffen silberne Linien, jeden Augenblick schlug eines der einander jagenden Geschosse in den kleinen Erdhügel, den sich jedermann mit der Hand als Brustwehr aufgeschichtet hatte, fast jedem hat sein Brotsack, den er vor den Kopf geschoben hatte, das Leben gerettet. Die Brotbeutel tragen Löcher in ihrem Leib, Projektile stecken in der Winterwäsche, die man darin aufbewahrte, andere prallten von der vollen Konservenbüchse ab. Wie langsam, wie mühselig, in welch gefährlicher Situation ich vorgestern die drei letzten Sätze geschrieben habe! Es war mir und es ist mir, als ob ich den Höhepunkt grausamen menschlichen Erlebens verzeichnen müßte. Seit ich vorgestern nachmittags mein Geschreibe unterbrechen mußte, als ein Artilleriegeschoß hart über meinen Kopf sauste und den Stamm eines Baumes hinter mir fällte, sind zwei Tage vergangen. Zwei Tage, deren Folter uns noch in Gliedern und Nerven steckt.

Also: um halb 11 Uhr vormittags lag unser Regiment in der Deckung am österreichischen Ufer der Drina. Nun kam unsere Kompanie an die Reihe, in den Pontons übergesetzt zu werden. Nachdem Partien zu zwanzig Mann abgezählt worden waren, kommandierte der Oberleutnant „auf!" und rannte über die Böschung zum Fluß. Die Kompanie zögernd hinter ihm drein, denn als unsere Figuren auftauchten, verstärkte sich der Schwarm feindlicher Geschosse, die bisher über die Böschung gezischt hatten, ins ungemessene. Einige unserer Leute zogen sich hinter die Deckung zurück, als sie die langen Spießruten prasseln fühlten, aber ein drohendes Kommando jagte sie wieder vorwärts. Der Oberleutnant sprang in das Boot, das Pioniere lenkten. Nur etwa zehn Leute von den zwanzig, die abgezählt worden waren, nahmen darin Platz. Wir legten uns platt auf den Boden, damit uns die metallene Pontonwand Deckung sei.

Ungeheures zerfetzendes Wimmern, Brüllen war hörbar. Ich lugte über den Bootsrand und sah am serbischen Ufer Hunderte unserer Soldaten. Bis an die Knie, bis an die Schenkel, bis an den Bauch standen sie im Wasser, stießen die Hände in die Höhe und kreischten einen einzigen endlosen Schrei, Tobsüchtigen gleich.

Nichts fühlte ich als ein würgendes Nichtverstehen dieses Hexensabbats. Nur ein Gedanke: jetzt gondelst du selbst hin-

über, um in wenigen Minuten – diesen dort gleich – als Vertierter, Verkrüppelter und Flehender an der gleichen Stelle zu stehen.

Es waren die Verwundeten. Sie schrien nach ärztlicher Hilfe und nach ihrem Abtransport. Hügel und Wälder, die die Ufersandbahn einsäumten, erbrachen immerfort Blessierte und Leute, die sie stützten – jene im Kriege auftauchende Art von barmherzigen Samaritern, die den Verwundeten zum Verbandplatz helfen, um nicht mit der Schwarmlinie vorrücken zu müssen.

Obwohl wir schon vor mindestens zehn Minuten abgestoßen waren, hatten wir kaum zwanzig Meter zurückgelegt. Die Pioniere hatten fast gar nicht gerudert. „Sollen wir weiter vorwärts rudern?" fragte der Zugführer der Pioniere. – „Selbstverständlich!" rief der Oberleutnant, „Sie haben doch den Befehl." – „Nun ja, aber..." – „Das sind ja nur Verwundete", beruhigte einer von uns den Gondoliere, der jedenfalls in seiner Angst die Szene drüben als einen Rückzug ansah und das sofortige Auftauchen verfolgender Serben befürchtete. Resigniert stieß der Pionier das Ruder nach vorn, aber seine beiden Gehilfen machten an den hinteren Riemen passive Resistenz, und auch jetzt kam die Zille nicht vorwärts. Erst als der Oberleutnant den Revolver zog und ein „wird's bald!" schrie, ging es näher zum Ufer.

Wir kamen nur auf etwa fünfundzwanzig Schritte heran, denn bis dorthin hatten sich die verwundeten Flüchtlinge in das Wasser gewagt und wollten sich brüllend in den Ponton schwingen, um einen Platz für dessen Rückfahrt zu belegen. Wir konnten gar nicht aussteigen, so war das Boot umlagert. Ein Mann ohne Bluse, der nur an den Breeches und Ledergamaschen als Offizier kenntlich war, rief immerfort: „Ich muß hinüber, ich habe eine wichtige Meldung." – „Sie lügen", schrie ihn jemand an. Da verschwand er in der Richtung eines anderen Pontons.

Der anderen, die sich unseres Bootes bemächtigen wollten, konnte man nicht Herr werden, und wir stiegen aus, nun selbst bis über die Hüften im Wasser watend. Die Strömung war stark, unsere Rüstung schwer, zehnmal drohte jeder von uns umzusinken, bevor wir serbisches Festland betraten.

Dem Befehl des Obersten gemäß wollten wir nach rechts abschwenken, aber Generalmajor Daniel, der mit seinem Generalstabschef Baron Pitreich hier umherlief, beorderte uns zur

schleunigen Verstärkung des linken Flügels. Durch einen Verhau gingen wir vorwärts. „Kisch, gehen Sie zurück und führen Sie den übrigen Teil der Kompanie im Laufschritt nach.“ So eilte ich wieder an das Ufer.

Aus allen Pontons stiegen eben Elfer aus. Die von der 15. Kompanie nahmen am Ufer Liegestellung an. „Das war bös, das mit dem Oberst“, sagte mir ein Infanterist, „nicht?“ – „Was denn?“ – „Ja, er ist doch in deiner Gegenwart in die Brust geschossen worden.“ – „In meiner Gegenwart?“ – „Ja, gerade wie du mit ihm gesprochen hast und dich von ihm abwandtest, um zur Böschung zu laufen, hat es ihn erwischt.“ – „Ist er tot?“ – „Weiß nicht.“

Inzwischen war alles da. Im Laufschritt gingen wir durch den Wald vor, senkrecht auf den Lauf der Drina, in Schwarmlinie.

Durch das Geäst und an den Stämmen vorbei strichen Kugeln zu Tausenden. Überall lagen Stücke von Blut, rotbefleckte Hemden, Tücher, Bandagen, weggeworfene Brotsäcke, Gewehre, Stiefel, Tornister. Verwundete schleppten sich vorbei, und so war ich nicht eine Sekunde im Zweifel, daß ich den richtigen Weg führe. Um so überraschter war ich, als wir, die wir uns doch immerfort vom Fluß entfernt hatten, plötzlich wieder am Ufer des Flusses standen. Dann fiel mir aber ein, daß der Strom vor mir nicht mehr die unglückselige Drina, sondern die Save sei. Nun verschoben wir uns nach rechts und waren schnell bei der Plänklerlinie. Dem Gruppenkommandanten, einem Major von 91, meldete gerade ein Infanterist, daß Hauptmann Sychrava von 91 in seiner Stellung durch ununterbrochene Verluste vollständig geschwächt und so gefährdet sei, daß er unbedingt Verstärkung haben müsse, wenn er seine vorgeschobene Position halten solle. Bevor der Major antworten konnte, meldete unser Kompaniechef, daß er zur Verstärkung bereitstehe. Es schien selbstverständlich, daß der Major uns zur Rettung der bedrohten Abteilungen vorschicken werde.

Endlich: „Herr Oberleutnant, verdichten Sie einstweilen den linken Flügel am Wall und warten Sie ab, ob wir vorwärts gehen.“ Der Infanterist wartete noch immer auf Bescheid. „Sagen Sie Herrn Hauptmann Sychrava: wenn er sich nicht halten kann, soll er bis zu diesem Wall zurückgehen, den ich mit aller Energie ...“

Wir schauten einander verdutzt an. Blick über die Erdwelle,

„diesen Wall“: Kukuruzstaude an Kukuruzstaude. Nicht ein Quadratmeter niedergebrochen, geradezu als ob man gefürchtet hätte, Feldschaden zu machen. Die Sichtweite betrug buchstäblich einen halben Meter.

Der Infanterist wollte mit dem Bescheid zu seinen bedrohten Kameraden zurückkehren, als ihn der Major zurückrief und einen blutjungen Kadettaspiranten damit betraute, die negative Botschaft zu überbringen. Der Kadett schwang sich in den Kukuruz, aber in demselben Augenblick kollerte er mit einem Aufschrei zu Boden. Er hatte oberhalb des Ohres einen Schuß in den Kopf bekommen. Man verband ihn rasch. Inzwischen erhielt doch der Infanterist den Auftrag zur Befehlsüberbringung; ihm fiel es gar nicht ein, im ungedeckten Terrain vorwärts zu laufen, sondern er nützte den Schutz der Welle aus.

Während dieser Szenen hatte ein Leutnant, der jedenfalls zum Stab des Majors gehörte, mit unserem Fähnrich ein Gespräch angeknüpft. „*Das ist* eine Mausefalle, was?“ Jetzt erst fügte ich mir im Geiste die Grenzlinien unserer Stellung zusammen und erkannte, wie recht er hatte: eine Mausefalle. Links die Save, hinter uns die Save, rechts die Drina und vor uns der dichte, unübersichtliche Mais mit dem Feind darin, der ununterbrochen Projektile in das Wäldchen zwischen Save und Feldrand sandte. Kaum fünfundzwanzig Meter war der Busch breit, wir mußten uns darin gegen zwei Fronten sichern, und seine Bäume markierten deutlich das Ziel, während wir aufs Geratewohl in das Maismeer schossen.

Vor uns knatterten die Schüsse eigener Leute. Wir hätten sie zusammenschießen müssen, wenn wir von hier aus zu feuern begonnen hätten. „Vorwärts!“ befahl der Oberleutnant spontan, aber wir waren kaum dreißig Schritte im Kukuruz vorwärts gekommen, als uns, wie von Erinnyen gepeitscht, Soldaten entgegenkamen, Hundertzweier. Sie jagten dem Ufer zu. Wir stockten im Vorgehen, und es bedurfte drohender Schreie der Vorgesetzten, um uns noch einige Schritte vorwärts zu reißen. Aber dann begegneten wir einer ganzen Schwarmlinie, die rückwärts stürmte, ihr voran ein Kadett. „Halt!“ schrie ihn unser Oberleutnant an, aber jener rannte weiter. „Halt, Herr Kadett, oder ich schieße!“ Jetzt blieb er stehen. Bebte wie ein Kranker. „Ich befehle Ihnen, vorwärts zu gehen!“ – „Es ist nicht möglich, Herr Oberleutnant, wir werden *so* beschossen und haben keine

Munition." Er stotterte vor Angst, schlotterte mit den Knien. „Kehrt euch und nochmals vorwärts!" – „Ich gehe ja, ich gehe." Aber das half nichts mehr. Seine Leute hatten das Ende der Kontroverse gar nicht abgewartet und waren, in den hohen Stauden unbemerkt, bis an die Deckung gelangt, unsere Leute mit sich schwemmend.

Es war also nichts zu machen. In dem undurchsichtigen Maisgebiet und in der allgemeinen Depression konnte die Kompanie nicht auf einmal vorgehen. Der Oberleutnant befahl die Züge des Leutnants Valek und des Kadetten Weiser zum Vorrücken, die anderen als Reserve. Wir waren kaum sechzig Schritte weit gekommen, als Hauptmann Sychrava mit einem Teil seiner Kompanie zurückkam. Er hatte sich solange gehalten, als es möglich war. Er war vollkommen verstört. Er nannte immerfort die Namen seiner Chargen, der Leute, die er neben sich hatte fallen sehen, er fluchte und weinte.

Es war der Kamm eines niedrigen, mit Mais bewachsenen Hügels, auf dem wir Position bezogen. Da die Serben auf der anderen Seite des Abhanges lagen, gingen ihre Schüsse zu hoch, und das war der Grund dafür, daß wir bisher verhältnismäßig wenig getroffen wurden. Wir waren schon beim Vorrücken immerfort auf Leichen serbischer Soldaten gestoßen, die noch von Blut trieften, ein Beweis, daß sie erst vor kurzer Zeit hier getötet worden waren und ihre Kameraden nicht weit zurück sein konnten. Das Frontalfeuer war von äußerster Intensität, und vom Finanzwachhaus nächst Serbisch-Rača bekamen wir (schwächeres) linkes Flankenfeuer. Überdies sausten die Kugeln der rechts etwas hinter uns liegenden Abteilungen unserer eigenen Divisionsregimenter allzunah an uns vorbei, weil sie im Kukuruz nicht zielen konnten.

Der Feind durfte auf keinen Fall von der Welle Besitz ergreifen, sonst würde die ganze Division im Wäldchen vernichtet oder ins Wasser geworfen. Deshalb mähten wir den Kukuruz bis zum Wall nieder und hatten im Vorterrain unserer Kompanie nun wenigstens so weit freie Sicht, daß man uns nicht unvermutet mit dem Kolben erschlagen oder ungesehen mit Handgranaten bewerfen konnte. Dann legten wir uns wieder in unserer Dekkung zurecht und gruben uns ein. Da ich keinen Feldspaten hatte, scharrte ich mir mit dem Bajonett mühselig und ungeschickt ein kleines Loch. Eine Ordonnanz vom Brigadekom-

mando lief vorbei, ein Bekannter: „Streng dich nicht an, wir bleiben nicht hier.“ So ließ ich denn die Kugeln mich umpfeifen, und mir taten die dummen anderen leid, die sich im Schweiße ihres Angesichts eingruben, um dann, bis die Deckung fertig sein wird, aus ihr fort zu müssen.

Aber es wurde spät und später als spät, zu den Geschoßbahnen der Gewehrkugeln liefen nun auch Schrapnelle und Granaten parallel, und wir waren noch immer nicht fort. (Die Ordonnanz hatte mich nicht belogen. Wir hatten vorgehen sollen bis unsere Verbindung mit der Landwehr-Infanteriedivision hergestellt sei, die uns links verlängern sollte; aber sie war zurückgeschlagen worden, gar nicht über das Ufer gekommen.) So lag ich, während die dummen anderen längst eine Burg um sich errichtet hatten, in meinem Erdloch und schaufelte mir mit den Händen einen kleinen Erdhügel. Als aber von links immer mehr und mehr Schüsse kamen, legte ich mir dort den Brotsack auf, und wenige Minuten später klirrte das erste Projektil gegen die darin enthaltenen Konservenbüchsen. Nun drehte ich die Mütze um, weil mich das Schild hinderte, den Kopf bis an die Stirne ins Erdreich zu pressen, wenn ich mich nach abgegebenen Schüssen wieder decken wollte. Immerfort schrillten die Kugeln vorüber und schlugen in die Deckungshügel ein, uns die Erde so heftig ins Gesicht spritzend, daß wir uns schon getroffen wähnten.

Links von meiner Miniaturdeckung sind die verlassenen Schützengräben der Serben, schon im Frieden gebaut. Gegen Schrapnelle, ja gegen Granaten geschützt, betoniert, mit Schießscharten versehen, schier uneinnehmbar. Es waren keine „Hammeldiebe“ oder „Ziegenschänder“, die hier gegen uns auf der Wacht an der Save lagen: eine serbisch-französische Grammatik liegt im Graben, daneben ein serbisch-französisches Diktionär. Anderswo das Notizbuch eines Schülers der 6. Realschulklasse mit dem Stundenplan. Im Augenblick, als die Serben aus dem Schutzdach traten, traf sie der Hagel unserer Schrapnelle. Ein Serbe sitzt auf eine Trommel gestützt, und aus dem Auge des längst Toten sickert das Blut langsam, wie aus einem Tropfenzähler. Ein anderer liegt mit ausgestrecktem Arm auf dem Rücken und neben ihm – aus seinem Brotbeutel ausgeschüttet – frisches Obst. Wir alle haben Durst und Appetit darauf, aber keiner wagt, das Eigentum des Kalten zu berühren. Ein serbi-

scher Oberleutnant, die Hand am Säbel, liegt auch auf dem Rücken; er ist von unten in das Kinn getroffen worden.

Wir haben uns an die kalte Gesellschaft gewöhnt. Ein junger Zugführer von 91 macht immer Witze. Er steht aufrecht, als ob er am Rosenberger Teich spazierenginge und nicht im Streukegel der Patronen. „Mit den Serben wären wir bald fertig, aber der Kukur..." Ein Wimmern vollendet den Satz. Wie einen Nervenriß empfinden wir dieses Wimmern, so schnell es auch verzittert ist. Ich wende mich ab, man ist gerade nervös genug von dem Lärm und der Gefahr. Und jetzt noch das Gekreisch eines Verletzten hören müssen! Aber Gott sei Dank, er schweigt. Schweigt sogar auffallend. Ich schaue über die Brüstung, eine kleine, natürliche Traverse. Da liegt er und röchelt nicht mehr... Eine Minute später hinkt ein 91er vorüber, den Fuß ganz blutig. „Na also, da geht er", meint der Hauptmann, „und gewimmert hat er, als ob er zu Tode getroffen wäre." – „Das ist nicht der Zugführer, Herr Hauptmann." Der Hauptmann schaut hinüber, und es fröstelt ihn.

Leutnant Valek kommt mit den Leuten unseres vierten Zuges von vorn zurück. Er ist in das Schulterblatt getroffen, Oberleutnant Manlik in den Arm geschossen.

Drei Regimenter liegen wir jetzt am Wall, hart aneinandergepreßt. (73 ist drüben Reserve.) Wir sind über 10 000 Leute hier, und von nachmittags bis abends schießt alles Salven. Jeder hat mindestens 140 Patronen. Sagen wir, jeder habe nur hundertmal geschossen, so wären es eine Million Schüsse; und über uns sausen die Geschosse unserer Artillerie. Serbien muß übersät sein von unseren bleiernen Fabrikaten. Vielleicht trifft eines bei Ub eine arme Greisin, die gerade Äpfel pflückt. Und zu den Millionen eigener Geschosse gesellen sich Millionen serbischer Patronen, serbischer Schrapnelle, serbischer Granaten, denn angeblich stehen sechs serbische Divisionen der unseren gegenüber. Es ist unmöglich, durch diese Ziffern irgendwie einen Begriff des Krawalls zu geben, für den das Wort „Höllenlärm" ein Euphemismus wäre. Wir sind schon ganz apathisch.

Ich hatte Durst und nichts zu trinken. Im Brotsack hatte ich Schokolade. Ich stand auf und packte den Brotsack aus. Sie war in Wäsche eingewickelt und nicht leicht zu finden. Zwei prächtige Tafeln Schokolade in Originalverpackung. Ich nahm sie heraus und steckte sie in die Bluse. Hinter mir stand ein Ober-

leutnant, neben mir zwei Infanteristen, denn das Feuer war schwächer geworden. Im selben Augenblick schwirrte eine Granate haarscharf über unsere Köpfe. Das Geäst des Baumes fiel krachend auf uns nieder, und dieweil wir uns zu Boden warfen, spürte ich, wie die Schokolade links neben mir zu Boden fiel. Hauptmann Mimra schrie mir zu: „An Artillerieaufklärer weitergeben: Finanzhaus Rača zusammenschießen!" Ich wiederholte den Befehl und gab ihn weiter. Das dauerte eine halbe Sekunde. Als ich die Schokolade aufheben wollte, war sie weg. Ich brüllte meine Nachbarn an, ich weinte vor Wut, ich dachte nach, wie ich den Dieb ohrfeigen wollte, wenn ich ihn erwischen würde; anstatt dem Schicksal für jede Sekunde zu danken, in der mich kein Geschoß traf, waren meine ganzen Gedanken bei nichts anderem als bei der Schokolade, die meine Mutter zu Hause verpackt hatte und die nun ein anderer verzehren würde. Ja, ich weinte vor Wut und wünschte nichts, als den Räuber zu erwischen.

Immerfort wankten Legionen Verwundeter vorbei. Wie wird das erst werden, wenn wir vorgehen? Was wird uns der Morgen auf jenen Höhen bescheren? Diese Befürchtungen wurden durch eine Botschaft zerstört, deren Schrecklichkeit noch tausendmal ärger wirkte.

Es war 2 Uhr nachts. Der Kompaniechef rief mich zu sich. „Ich hab das Gefühl, es wird Rückzug sein." – „Unmöglich, Herr Oberleutnant, es ist ja keine Brücke geschlagen." Er winkte mit der Hand ab, und ich erkannte, daß es nicht *Gefühl*, sondern *Kenntnis* einer Tatsache war, was ihn zur Mitteilung veranlaßt hatte. „Also passen Sie auf: wenn sich der Rückzug vom linken Flügel aus vollzieht, bleiben Sie bei Herrn Hauptmann Mimra als Verbindung zwischen ihm und meiner Kompanie."

Ich lief zum Hauptmann, vorbei an Leuten, die der Drina zuströmten. Es waren schon von anderen Kompanien Ordonnanzen da. Ich hörte, wie er sie abfertigte. „Oberleutnant Schier beginnt." Es ging vom linken Flügel an. Drei viertel Stunden lag ich aufgeregt da. Tausende von Menschen waren hier und zur Überschiffung höchstens zwölf kleine Pontons, die gewiß nicht mehr als je vierzig Personen faßten, gelenkt von nur wenigen Truppenpionieren, von denen manche feig, manche verletzt waren. So sollten wir aus der Mausefalle entkommen?

Die Szenen von der Herüberfahrt würden sich gewiß wiederholen, wenn nicht übertroffen werden!

Sooft sich eine neue Abteilung vom linken Flügel aus vorschob, ohne daß die schießend und gedeckt in der Schwarmlinie liegenden Leute eine Ahnung davon hatten, erhielten die Kompanieführer ein Zeichen, auf das sie mit dem Kommando zu lebhafterem Schießen reagierten. Unsere Leute, die diesen Befehl als Ausdruck besonderer Gefahr auffaßten, klapperten vor Angst, schossen wie rasend und bohrten die Köpfe in die Dekkung.

Um drei Viertel 3 Uhr nachts waren *wir* der linke Flügel. Hauptmann Mimra rief mir zu: „Fünfzehnte los!" Nun war zu allen unseren Zugkommandanten zu laufen, um ihnen den Befehl zuzurufen: „Fünfzehnte Kompanie von Elf Rückzug." Leicht gesagt, aber in der beinahe lückenlosen Schwärze dieser Nacht, im übersteigerten Lärm, während in unsere Schwarmlinie andere Regimenter und andere Kompanien eingekeilt waren, sehr schwer getan. Es durfte niemand von den Kameraden zurückgelassen werden, und so rannte ich von einem Plänkler zum anderen, um den Befehl zu überbringen und nach dem Zugkommandanten zu fragen. Zwei hatte ich verständigt, als sich schon alles zum Rückzug bewegte.

Der Kompaniechef wartete auf der alten Stelle: „Fünfzehnte Kompanie nach rechts verschieben." Zum Wald. Gegen die Drina zu. Immerfort durch Gebüsch, immerfort durch Gestrüpp. Immerfort mußte man sich zu Boden werfen, weil ein Artilleriekomet unsere Kokarden streifte, und bald hatten wir den Weg verfehlt oder glaubten es wenigstens. „Hierher, Herr Oberleutnant", rief einer, „hierher, Herr Oberleutnant", schrien die anderen. Wir waren bald nur fünf Leute beisammen, entschlossen uns, zur Save zu gehen und längs ihres Ufers zur Drina; aber als wir an den Fluß kamen, der durch Spiegelung des kläglichen Mondlichtes wenigstens etwas Helle gab, wußten wir nicht, in welcher Richtung die Drina liege. Einer wollte eine Streichholzschachtel ins Wasser werfen, um die Stromrichtung festzustellen. „Nicht die Zündhölzchen, das wäre schade", wehrten alle. So warfen wir eine Feldpostkarte in den Fluß und sahen, daß wir nach links zu gehen hatten. Trupps von Soldaten brachen aus den Büschen am Ufer und schlossen sich uns an, andere überholten uns, andere kamen uns entgegen und wollten uns einreden,

daß unser Weg der falsche, der entgegengesetzte der richtige sei. Wir aber wußten, in welcher Richtung die Feldpostkarte geschwommen war, und der einzige Zweifel war nur, ob wir wirklich an der *Save* seien und nicht vielleicht an der Drina oberhalb der Überschiffungsstelle. Aber bald sahen wir die Drinamündung.

Ein Schrei aus tausend Komponenten, ein einziger Schrei aus tausend Stimmen und ohne Ende, riß an unserem Trommelfell. Wie wir herzklopfend vorausgesehen hatten, als wir den Rückzugsbefehl erhielten: beim Überschiffungsrelais herrschte Chaos. Näher an das Gellen heran, immer lauter wurde es. An Menschenmassen war die Überschiffungsstelle kenntlich. Das Geheul und unsere eigene Angst lähmten uns. Langsam, während das Gedränge uns aufsaugte, begannen wir im matten Licht des Mondes zu unterscheiden.

Leute warfen Tornister und Gewehre auf den Sand, saßen auf der Erde und nestelten hastig an ihren Schuhriemen. Die meisten standen in voller Ausrüstung bis an die Hüften im Wasser, um den Ponton zu erreichen, noch bevor er ans Ufer komme. Sie waren es, die durch schakalisches Gebrüll und durch tobsüchtiges Vonsichschleudern der Arme die Aufmerksamkeit der Pioniere auf sich lenken wollten und mit ihren Nachbarn rauften, weil diese durch noch exorbitanteres Gebaren Berücksichtigung zu finden hofften.

Andere hatten die Absicht, den Strom ganz zu durchwaten, so daß Truppen in geschlossener Masse, bis an den Hals im Wasser, vorwärts gingen. Ihnen schloß ich mich an und drängte, halb gestoßen, vor. Da mein Gewehr mich hinderte, mit den Händen zu balancieren, steckte ich den Kopf in den Gewehrriemen. Immerfort traten wir auf Tornister und Gewehre. In der Mitte des Stromes mußten wir halten, Kameraden kamen zurück: es geht nicht weiter, es ist zu tief, die Strömung zu stark.

Mit einemmal erhielt das Schreien der Massen einen gemeinsamen Text:

„Die Serben sind schon am Ufer!“

Tatsächlich verdichtete sich der Horizontalregen der Kugeln. Nicht mehr über unseren Köpfen flogen die Geschosse, sondern sie durchlöcherten das Wasser. Manche von uns rannten nach rechts zurück, denn nur von links, schien es, kamen die Serben; manche von uns wollten schwimmend das österreichische Ufer

erreichen. Fünf Schritte schräg vor mir sah ich einen Offizier energisch schwimmen. Wie mir schien, war es Oberleutnant Batek. Ich rief seinen Namen, aber er hörte mich nicht. Ich wollte ihm nachschwimmen, da tauchte sein Kopf unter und kam nicht mehr zum Vorschein. Entweder hatte ihn eine Kugel getroffen, oder ein Herzschlag hatte ihm den Drinatod gebracht.

Überall das gleiche Bild: an dreißig Ertrinkende, schreiend, röchelnd, schnappend, aus dem Wasser tauchend, versuchten, sich in der Luft festzukrallen und an dem Nichts emporzuziehen; Füße streckten sich aus dem Wasser – – während ich dieses schreibe, zittert meine Hand, ich muß innehalten.

Einige Nichtschwimmer klammerten sich an Schwimmer, die wollten die Last abschütteln, schlugen um sich, bald sanken sie gemeinsam in die Tiefe. Wer in der Nähe den Boden verloren hatte, dem streckten wir, die wir noch in einer Reihe zu stehen vermochten, die Hände entgegen und zogen ihn an uns. Zweien ich. Der erste rannte gleich wieder ans Ufer zurück. Der zweite pustete eine Weile, dann sank er um und verschwand auf dem Grund.

Eine Bewegung nach rechts ging durch die Reihen. Dort fuhren drei Pontons herüber. Mitgerissen eilte auch ich hin, soweit man eilen konnte, wenn das Wasser bestenfalls bis zum Hals, an manchen Stellen bis zum Mund reichte. Der Ponton, zu dem ich kam, war aufgehalten worden und stand nun parallel zu den Ufern. Während alle in neuerlichem Verzweiflungskampf auf der ihnen zugekehrten Seite sich in den Kahn zu schwingen versuchten, stapfte ich zu der entfernteren, dem österreichischen Ufer näher gelegenen Breitwand und hielt mich am Bordrand fest.

Noch ein zweiter ist so schlau gewesen und hängt dort. Einen der in den Kahn Gelangten flehe ich an: „Kamerad, zieh mich in das Boot." Er packt mich, vermag aber nicht, mich über den hohen Rand zu zerren, da ich keineswegs imstande bin, ihm irgendwie zu helfen. Mit einem Blick auf meinen Nachbar, den gleichfalls jemand trotz aller Anstrengung nicht in den Ponton ziehen kann, rate ich meinem Retter: „Hilf zuerst dem da und dann mir." Er tut es, und mein Nachbar ist drinnen.

Der Ponton hat sich bereits gefüllt, Stimmen werden laut: „Abstoßen! Niemand hereinlassen!" Ich bitte meinen Retter: „Also, jetzt komm ich dran", aber er hilft mir nicht, der Insasse,

den er unterstützt hat, ebensowenig, und mein früherer Nachbar von der Außenwand, der mir doch sein Leben verdankt, am allerwenigsten.

Inzwischen ist das ganze Fahrzeug, auch meine schon patentiert geglaubte Pontonseite, von mehr als sechzig verzweifelten Händen umklammert. „So können wir nicht rudern", schreien die Pioniere, und das ist das Signal zu einem Angriff gegen uns „Außenseiter". Mit Gewehrkolben schlägt man den draußen Hängenden auf die Finger oder trommelt mit den Fäusten auf ihre Hände, bis diese loslassen. Dann fallen die Armen ins Wasser, gurgeln, tauchen auf, manche zwei- oder dreimal, und sinken unter...

Die Aufgabe, mich vom Bordrand abzuschütteln, hat ein junger Bursch übernommen, dessen Gesicht ich niemals vergessen werde. Ein getreideblondes Haarbüschel schiebt sich aus seiner Mütze weit über die Schläfe, er trägt die papageigrünen Aufschläge der Einundneunziger und hat große, hellblaue, unendlich gütige Augen; mit diesen würdigt er mich keines Blickes, sondern schaut nur ganz sachlich auf meine Finger, die sich verzweifelt an der Brüstung halten.

Seelenruhig kniet er nieder und beginnt, meine Hände abzureißen, gleichgültig, als schäle er Nüsse. Endlich gelingt es ihm, meine rechte Hand zu öffnen; aber kaum macht er sich an die linke, habe ich mich von neuem mit der rechten Hand festgekrallt. So geht es demnach nicht. Einen Augenblick lang sinnt er nach, faßt dann den kleinen Finger meiner linken Hand, den Goldfinger, den Mittelfinger, Zeigefinger, Daumen.

Innerhalb dieser Zeit bin ich keineswegs stumm. Zuerst bitte ich, verspreche, ihm ewig dankbar zu sein, appelliere an seine Kameradschaft, beschwöre ihn beim Leben seiner Mutter und weise darauf hin, daß durch mich das Boot ja nicht umkippen werde. Er läßt sich dadurch in der ruhigen Ausführung seiner Absicht, mich zu ersäufen, nicht stören und hebt weiter meine Finger. Durch Flehen ist nichts zu erreichen. „Schuft", brülle ich, „ich kenne dich ganz genau, wenn ich hinüberkomme, wirst du als Mörder aufgehängt – es nützt dir auch nichts, mich hinunterzuwerfen, die anderen werden dich schon als Mörder anzeigen!" Verfehlt den Eindruck. Er hat meine linke Hand bereits gelöst und hält sie mit seiner linken fest, damit sie nicht von neuem die Pontonwand umarme; nun schickt er sich an, mit

seiner frei gebliebenen rechten an meinen rechten Fingern die Prozedur fortzusetzen.

Die anderen Insassen sind längst wütend, daß ich mich dagegen auflehne, ertränkt zu werden. „Schmeißt den Kerl ins Wasser!“ Ich will nun nicht weiter lästig fallen und lasse mich ins Wasser plumpsen.

Versuche zu schwimmen. Aber ich kann kein Tempo machen, denn mein Gewehr, das ich vergessen hatte, verschiebt sich zum Hals, und der Gewehrriemen würgt. Außerdem ziehen mich die schweren Kommißstiefel und die Rüstung grundwärts. Den Gewehrriemen über den Kopf zu zerren gelingt mir nicht. Der Ponton hat sich inzwischen gedreht und befindet sich bereits an einer tiefen Stelle. Meine Verzweiflung läßt mich emporschnellen; ich packe die Zille am Heck, meinen Kopf verbergend.

Heilloser Schreck herrscht auf Deck, die serbischen Kugeln pfeifen, Aufwimmern, Schrei, Schrei und Schrei beweisen, daß sie treffen.

Eines von den serbischen Schrapnellen, die bisher rechts und links von uns ihre Füllkugeln oder ihre rotglühenden Zünder in die Drina gesprengt haben, platzt über unserm Boot: Lärm, Geächze, Stöhnen, Flüche und dann Panik: „Der Boden ist durch!“ – „Schnell die Löcher zustopfen!“ – „Zeltblätter heraus!“ – „Mäntel hineinstecken!“ Ich höre tausend derartige Rufe, ohne etwas zu sehen. Nebenan gleitet ein anderer Ponton, in den nacheinander zwei Schrapnelle einschlagen. Er kippt um, ich wende die Augen weg – – –

Unser Vehikel wird von der Strömung abgetrieben, etwa zweihundert Schritte weiter nördlich kommen wir an das österreichische Ufer. Sappeure und einige Infanteristen helfen ans Land; bevor ich mich aber von der Hinterwand mit den Händen vorwärts gegriffen habe, sind alle ausgeschifft, alle aus dem Kugelregen geflüchtet, das Wrack zurücklassend.

Ich versuche an das Land zu steigen – das Wasser ist zu tief, die Strömung zu stark, ich rufe um Hilfe. Manche, die die Böschung hinaufeilen, wenden sich um, jedoch keiner kehrt zurück. Ich erkenne einen Kompaniekameraden. „Neumaier!“ schreie ich. Er dreht sich um: „Wer ruft mich?“ – „Ich, der Kisch.“ Er kommt herunter, um mir sein Gewehr entgegenzustrecken, ich fasse es, und er zieht mich ans Ufer. Es ist steil und glitschig, ich rutsche aus; in meiner Schwäche verliere ich das

Gleichgewicht, stürze rücküber ins Wasser. Neumaier springt mir, der ich mich wieder aufgerichtet habe, nach. Wir stehen bis an den Hals im Wasser. Er stellt sich hinter mich, fest hält er mich an den Hüften, stößt mich vorwärts über den Uferdamm, Boden spüre ich unter mir, Boden.

Eine Kolonne wie die von Falstaff Geworbenen, jämmerlich und elend, trabt im Gänsemarsch längs der Böschung. Nackte Soldaten, Soldaten in Unterhosen, Soldaten in voller Rüstung, Soldaten bloß in Zeltblättern trotten apathisch. Zwischen Neumaier und mich haben sich bereits andere geschoben.

Links ein großer Baum. Das ist der Sanitätshilfsplatz der Hundertzweier, fällt mir ein, den wir beim Hinmarsch gesehen haben, Dr. Klein, Dr. Turnovsky oder Dr. Wollin werden mir irgendwie helfen. So biege ich ein, binnen fünf Minuten bin ich bei dem Baum. Ein Baum wie hundert andere, keine Spur von Hilfsplatz. War's nicht dort der nächste Baum? Im Nu habe ich die Richtung verloren, irre allein über Kleefelder, während an den Ufern aus Patronenmagazinen ununterbrochen debattiert wird und Geschosse, den einsam Gehetzten umflitzend, das einzige Zeichen sind von Menschlichkeit.

Dreißig Schritte vor mir, aus einem Gebüsch, ruft mich ein Posten an: „Halt, wer da?" Ich weiß kein Erkennungszeichen, weder Feldruf noch Losung, da ich im geschlossenen Zug eingeteilt war; aber der Buschmann beharrt darauf, vielleicht hätte er mich erschossen. Zum Glück erinnere ich mich, daß die Feldwachen heute morgen von den Dreiundsiebzigern bezogen wurden, und gebe mich durch egerländische Mundart als Freund zu erkennen: „Seid's diats Dreisiebzger? I tirt gern mit enkern Kummadanten riadn." Zwei Mann führen mich zum Leutnant, der mich anschreit: „Elender Drückeberger, du bist aus der Schwarmlinie geflohen!" Er weiß noch nichts von dem allgemeinen Rückzug, da an seiner entlegenen Feldwache keine Truppen vorbeigekommen sind. Schließlich läßt er mich passieren, weist mir die Richtung nach Velino-Selo. Nach zehn Minuten habe ich den Weg nach Velino-Selo erreicht. Tausende von Soldaten lagern da, sie haben ihre Hemden ausgezogen, um sie auszuwinden und dann wieder anzuziehen.

Endlich ein Haus, ein Gendarmeriekasernchen, Soldaten davor, mit ihrer Toilette beschäftigt. Hier leere ich meinen Brotbeutel, die Reserveportion Zwieback liegt als flüssiger Brei

im Säckchen. Meine Briefe und Karten sind aneinandergeklebte Fetzen, ebenso die alten Stücke Zeitungspapier, die ich für alle Fälle aufgehoben hatte; mein Tagebuch ist, soweit es mit Tintenstift geschrieben war, ganz verwischt und verschwommen; mit dem Tintenstift kann ich nicht mehr schreiben, seine Mine hat sich aufgelöst. In meiner Hosentasche hat sich die Blechkapsel geöffnet, und das Legitimationsblatt ist unleserlich geworden. Gleichgültig, mag man mich als X oder Y begraben!

Beim Gendarmeriehaus treffe ich meinen Retter. Er raucht. „Neumaier, gib mir einen Zug!" – „Ach was", damit lehnt er ab.

Vor Dolni Brodac, unserem alten Lager, warten Soldaten, jeden Vorbeikommenden nach dem Verbleib von Bekannten befragend, beliebte Kameraden stürmisch begrüßend. Auch eine Gruppe von Offizieren sitzt dort, unter ihnen mein Oberleutnant, der in dem umgekippten Ponton war, sich aber doch gerettet hat, ein Oberleutnant, dessen Arm durchschossen ist, ein Leutnant, der vier Schüsse in den Schultern hat, und andere.

Sie fragen, ob ich nicht von irgendeinem verletzten Offizier wisse. „Kirrmann ist tot." – „Das haben wir auch schon gehört, aber es soll nicht wahr sein." Einer erzählt, daß er ihn zerschmettert gesehen. Da schweigen sie. Sie nennen die Namen anderer gefallener Offiziere. „Was ist mit Oberleutnant Batek?" frage ich, mich meines schwimmenden Nachbarn aus der Drina entsinnend. „Vermißt." Hauptmann Mimra liegt fiebernd in seinem Zelt, Lungenentzündung.

Die Kompanie rangiert sich, die Verluste sollen aufgenommen werden. „Unser Zug ist schön zusammengeschrumpft", wende ich mich mechanisch an meinen Schwarmführerstellvertreter, der immer neben mir in der Einteilung stand. Ein anderer antwortet. Korporal Czeschka fehlt also auch. Er war zur Dekorierung eingegeben, weil er vor vierzehn Tagen zur Rettung unserer Patrouille im Feindesfeuer durch die Drina geschwommen war. Wie hatte er sich, unserem Spott zum Trotz, auf die Medaille gefreut! Von meinen Kumpanen fehlen über zwanzig. In den anderen Kompanien sollen die Verluste noch größer sein. Und erst bei den anderen Regimentern unserer Division!

Den ganzen Morgen weine ich grundlos und unvermittelt, nachmittags lache ich, bin kindisch geworden. Trotz Übermüdung und Hitze kann ich nicht einschlafen. Alle sind in ähnlicher Stimmung.

Ich komme an unserem vierten Zug vorüber, der besonders viel Verluste hat; eine Gruppe sitzt traurig, niedergeschmettert da: „Weißt du schon: unser Schimmel ist auch tot." Ja, ich weiß schon, daß unser Munitionstragtier ertrunken ist.

Manche Chargen, die im Mobilisierungsrummel von Pisek keine Distinktionssterne kaufen konnten, hatten sie mit Tintenstift auf den Blusenkragen gemalt. Im Drinawasser sind nun diese Sterne sehr groß geworden. Darüber lachen sich jetzt alle schief: „Schau, was der für einen großen Stern hat – muß der stolz darauf sein, daß er Gefreiter ist." Auch ich kichere stillvergnügt in mich hinein.

Donnerstag, den 10. September 1914.

Wir liegen auf unserem alten Lagerplatz, der allerdings inzwischen zur Hälfte von zwei Divisionen Windischgrätz-Dragonern mit Beschlag belegt worden ist. Das Geheimnis jener Enthüllung, die der Oberstleutnant vorgestern abend dem Kompaniekommandanten gemacht hatte, ist nun keins mehr. Seine Mitteilung besagte: „Der Kommandant der Balkan-Armee hat sich entschlossen, seine Aufgabe in offensiver Weise zu lösen. Die 9. Infanterie-Truppen-Division soll bei Rača die Save an der Drinamündung überschreiten, rechts hiervon die 36. Infanterie-Truppen-Division, links davon die 21. Landwehr-Infanterie-Truppen-Division."

Wie unsere Offensive ausgefallen ist, habe ich schaudernd miterlebt, wie unsere Nachbarn abgeschnitten haben, darüber legt der Divisionsbefehl Rechnung:

„Die 36. Infanterie-Truppen-Division vermochte im Laufe des gestrigen Tages infolge überlegenen feindlichen Widerstandes den Fluß überhaupt nicht zu überschreiten. Die 21. Landwehr-Infanterie-Truppen-Division wurde im Laufe des Nachmittags über die Save zurückgedrängt. Infolgedessen mußte auch die am serbischen Ufer isolierte und von überlegenen feindlichen Kräften umfassend angegriffene 9. Infanterie-Truppen-Division den Rückzug antreten. Derselbe wurde im Laufe der heutigen Nacht und des heutigen Vormittags durchgeführt und gestaltete sich (trotz vollständigen Versagens der zugeteilten Pionierkomp.) weniger verlustreich, als ursprünglich angenommen wurde. Ich kann zum Schluß nicht umhin, den Truppen der Division,

Offizieren und Mannschaften für ihre, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, mustergültige Haltung in den letzten 24 Stunden meinen vollsten Dank und meine vollste Anerkennung auszusprechen.

Scheuchenstuel. F. M. Lt. m. p."

Freitag, den 11. September 1914.

Um 5 Uhr früh Alarm, aber es wird erst um 7 Uhr früh abmarschiert. Der Marsch geht über eine schöne Etappenbrücke, die von den Sappeuren, mit einem Materialaufwand im Werte von einer Million Kronen, über die Save hergestellt wurde, nach Slawonien. Wir kommen auf die Rača-Halbinsel, die von der Saveschleife gebildet wird. Das Ufer ist mit Stacheldraht und durch Wolfsgruben geschützt. Die Brücke wird von kroatischen Landstürmern und Monitoren bewacht. Unser Regiment bezieht Feldwache am Saveufer bei Bossut und südlich von Rača in einer kleinen Festung; unsere Kompanie und die 16. bilden die Hauptpostenreserve in dem von Einwohnern verlassenen Ort. Das Kommando über uns führt Major Banauch, nervös und herumschreiend wie in Pisek. Wir heben Deckungen aus und hören vor uns dichtes Artillerie- und Infanteriefeuer. Auf dem Bahnhof steht ein Eisenbahnzug andauernd unter Dampf. Der Stationsvorstand wurde gestern gehängt, weil er den Serben die Abfahrt der Züge signalisiert hatte. Außerdem wurden in Dolni Brodac Leute gehängt, die den Serben durch nachgeahmtes Hahnengeschrei Truppenbewegungen angezeigt haben sollen. Aber auch die wirklichen Hähne geraten in Aufruhr, wenn die Truppen sich bewegen, deshalb müssen auch sie getötet werden. Das ist recht! Warum sollen es die Hennen besser haben als unsere Frauen zu Hause?

Samstag, den 12. September 1914.

In der Nacht heftiges Feuer hörbar. Die Serben haben einen Angriff auf die alte Festung gemacht und wurden von der Kompanie Popelak und den Monitoren zurückgeschlagen. Die alte Festung, die noch vor kurzem als Powidl(Pflaumenmus)fabrik adaptiert war, ist nun wieder befestigt worden, so daß sie mindestens ebenso sicher ist wie zur Zeit Maria Theresias, da

die Türken auf dieses Bollwerk stolz waren. In einer kleinen Küche habe ich mit einigen Kameraden einen Haushalt etabliert. Wir kochen am Herdfeuer, ich habe aus einer Kutja, die ich aufgebrochen habe, einige Kartoffeln gestohlen, worauf Todesstrafe durch Erhängen steht, und wir essen abends mit bestem Appetit Erdäpfelpüree. Ich bin aber den ganzen Tag in einer schlimmen Stimmung; ich spreche nur sehr wenig und kann nicht einschlafen, weil es mich beunruhigt, keine Post erhalten zu haben; im letzten Brief stand, daß mein jungverheirateter Bruder vom russischen Kriegsschauplatz seit Wochen nicht geschrieben habe. Ich male mir alle Schicksale, deren erschauernder Zeuge ich in den letzten Tagen war, mit Projektion auf ihn aus und stelle mir die Wirkung der ausbleibenden Mitteilungen auf meine Mutter und meine Schwägerin vor.

Sonntag, den 13. September 1914.

Am Morgen wurden fünf Leute verhaftet, darunter vier aus unserer Kompanie, weil sie in ein Haus eingebrochen sind und sich verschiedene Eßwaren angeeignet haben. Sie wurden gefesselt in den Ortsarrest abgeführt und harren des standrechtlichen Verfahrens. Um 7 Uhr früh fuhren unsere Köche zum Regiment nach Bossut, um Proviant zu fassen. Sie sollen die Post mitbringen, und ich laufe ihnen um halb 9 Uhr an den Ortsrand entgegen, um möglichst bald im Besitz meiner Briefe zu sein. Endlich kommen sie. Ich reiße dem Zugführer die Briefe aus der Hand: für mich ist keiner darunter. Verzweifelt gehe ich in den Kompaniebereich und werfe mich in das Gras, als ein Koch auf mich zukommt. Er habe zwei Karten für mich eingesteckt, um sich eine Zigarette als Botenlohn zu verdienen. Es sind gute Nachrichten, so daß ich fast von meinem Aberglauben geheilt werde. Es ist ein glücklicher Dreizehnter *bis jetzt.* Mein Bruder hat seiner Frau einen witzigen Brief gesandt, und es geht ihm gut. Ein Mitschüler, jetzt als Pionierkadett beim Bau der Savebrücke tätig, bringt mir Zigaretten.

Die Ortschaft ist evakuiert. Nur in einem der verlassenen Häuser ist eine kranke hilflose Greisin aufgefunden worden. Schon die Landwehrsoldaten scheinen sie gelabt zu haben, denn Kommißbrotreste liegen an ihrer Bettstatt. Wir setzen das Samariterwerk an der Alten fort, die geistig vollkommen

frisch und sehr beredt ist, und unser Arzt gibt ihr Medikamente.

Es regnet ein wenig. Die Apfelbäume stehen in zweiter Blüte. Auch der wilde Oleander ist mit blaßroten Blüten bedeckt. Durch die Felder laufen hungrige Hunde des Dorfes, und Krähen streichen in Schwarmlinien durch die Luft, aufgescheucht durch Aeroplane. Bei Nacht fährt ein Motorboot, das uns gehört, zur Bewachung der Save fast lautlos – nur sein Plätschern im Wasser, nicht aber der Motor, ist hörbar – hart am Ufer bis zu einer Wassermühle, die östlich von Rača liegt. Ein Witz bezeichnet sie bereits als die „Zwickmühle".

Wir heben Deckungen aus, etwa 500 Schritt hinter dem Ufer parallel zu diesem; wenn unsere Kompanie von der Festung zurückgeschlagen werden sollte, wäre dies unsere Verteidigungslinie. Am Bahnhof baut eine Korneuburger Eisenbahnkompanie Rampen aus starkem Buchenholz. Mit Schotter bestreute Dächer sichern die Strecke vor Artilleriefeuer.

Nachmittags hatte ich mit zwei Mann die kleine Wassermühle zu durchsuchen, die hart neben dem Ort in der Save verankert ist. Die Tür war nur angelehnt, Strindbergs „Kronbraut" wird im Moment des Eintritts lebendig. Ein ganz seltsames, naturhaftes Familienleben müssen hier auf dem Wasser die Müllersleute geführt haben. Noch liegen Kinderkleidchen auf dem Boden, bunte Schafwolljacken sind nicht zu Ende gewebt, Netze beim Knüpfen liegengelassen worden, kleine Schemel stehen umher, auf denen im Winter die Müller im Kreise saßen und Pflöcke für die vier Räder im Innern der Mühle schnitzten, neue Bretter für das mit Tang und Schilf über und über behangene Schaufelrad sägten oder für den kleinen Schüttboden. Der Schüttboden wackelt noch ein wenig, und auch die Mühle schaukelt leicht. Mehlsäcke liegen halb angefüllt da, Scheffel, eine Rakjaflasche...

Bis hierher war dieser sonntägige Dreizehnte schön, bis hierher galt das Wort, das ich mittags vom ausnahmsweise glücklichen Dreizehner in das Tagebuch geschrieben, wobei ich die Worte „bis jetzt" unterstrichen hatte, damit der Tag nicht vor dem Abend gelobt und der Oppositionsgeist des Schicksals nicht herausgefordert werde. Aber gegen 6 Uhr ging ein grauenhafter Regen nieder, und es wurde uns mitgeteilt, daß abends Abmarsch gegen die Save sei. Hol's der Luchs! In diesem Hunde-

wetter aus dem Ort hinaus, um den Übergang der Landwehrdivision zu unterstützen, der sich links von uns vollziehen wird. Wozu das alles!

Wir sind drei Korps stark aus Serbien verjagt worden. Ein Korps mußte das mit großen Opfern genommene Schabatz verlassen. Der letzte mißglückte Drinaübergang steckt uns noch in den Gliedern, und jetzt soll man mit nichts als vier Landwehr-Regimentern über den tödlichen Fluß, der so schwer zu überschreiten ist. Wenn wir hier genügend Streitkräfte zu einer Offensive hätten! Aber hinlaufen, um den stärkeren Buben in den Popo zu zwicken, und dann wieder wegrennen – ich finde das kindisch, Herr Kommandant der Balkanstreitkräfte!

Jeder Wechsel schreckt den Glücklichen, und hatten wir auch hier in Syrmisch-Rača wenig Glück gefühlt, so schreckt uns doch der Wechsel, wieder bei Nacht und Sturm in feindliches Feuer zu müssen. Das Wasser steht in den Gärten und an den Straßenrändern mehr als kniehoch. Man würde vor lauter Dunkelheit nicht einmal ein Licht sehen, wenn überhaupt eines angezündet werden dürfte.

Ich habe keine Strümpfe an, sondern Fußlappen, die sich in meinen Riesenstiefeln längst vorgeschoben haben, so daß Beine und Füße ganz nackt sind, und das Wasser schwappt im Stiefel, als wollte es den Rheumatismus mit Fanfaren ankünden.

Wir fassen 180 scharfe Patronen pro Mann, jeder nimmt Schaufel oder Hacke, Feldschaufel oder Beilpicke in die Hand, und lautlos, nur flüsternd fluchend geht es nun südwärts aus der Stadt, der Halbinselspitze zu. Wir besetzen das österreichische Ufer im nördlichen Teil der Saveschleife gegenüber unserer Insel Mlinski ot und bekommen von dort serbisches Feuer. Es kann auch möglich sein, daß es nicht von der Insel kommt, sondern von der serbischen Savehalbinsel Paraschnitza und ihrem Wald Račanski ključ. Wir erwidern das uns zugedachte Schrapnellfeuer, indem wir die Insel überschießen. Das Erdreich ist hart wie Stein; ich muß erst mit dem Bajonett wütend hineinstoßen und stochern, damit ich es ein wenig für die Behandlung mit dem Feldspaten lockere. Ein besonders wütender Bajonettstoß geht in meine linke Handfläche, reißt ein Stück Fleisch vom Daumenballen mit, und ich blute wie ein Schwein. Dabei ist mein Seitengewehr dreckig und rostig.

Von der Saveschleife hinter uns schießen die Monitoren über uns weg: nach Serbien. Außer meiner Verwundung spüre ich wieder Darmschmerzen.

Montag, den 14. September 1914.

Gleich morgens wird es sympathisch wärmer, und Oberleutnant von Raschin bringt von den Monitoren her Nachrichten. Vielleicht sind sie nicht wahr. Das 15. Korps in siegreichem Vorrücken durch Serbien von Süden gegen Norden, die Überschiffung der Landwehrdivision geglückt und die serbische Division, die vor drei Tagen bei Mitrowitza nach Österreich eingebrochen war, geschlagen. Österreichische Truppen müssen jedenfalls schon in Serbien sein, denn wir sehen einen Fesselballon aufsteigen, der unserer Artillerie verkündet, wo sich die Infanterie aufhält. Weit rechts am Horizont brennt ein Dorf oder ein großer Schober.

Um 4 Uhr nachmittags wurden wir abgelöst und sollten nach Syrmisch-Rača in unseren alten Lagerplatz zurückkehren. Unsere Freude darüber war nur kurz.

Allzu vorteilhaft sticht dieser Vierzehnte von dem Dreizehnten nicht ab. Wir sind noch nicht im Hof, den wir bewohnt hatten, als schon Ordonnanzen umherschwirren: wir werden in der Nacht vom 15. Marschregiment abgelöst. Ob wir nach Serbien zur Unterstützung der Landwehr müssen oder ob wir, wie ein anderes Gerücht besagt, die Sicherung der Brücke übernehmen werden, ist noch ungewiß.

Bevor wir noch vergattert sind, beginnen die Serben Rača zu bombardieren.

Vor unserem Abmarsch sollte noch Kaffee ausgeteilt werden. Wir stellten unsere Schalen auf den Rand des Kessels der Fahrküche. Plötzlich krepierte ein Schrapnell gerade vor uns. Einer von den gestern wegen Plünderung verhafteten und heute wegen des Gefechtes freigelassenen Infanteristen wurde in den Hals getroffen, daß das Blut in den (auch mit Füllkugeln gesegneten) Kaffeekessel spritzte. Auf allen vieren kroch er in das neben unserer Kompanie befindliche Marodenhaus und soll dort verblutet sein. Wir zogen von 5 Uhr an hinter Rača umher und lagerten schließlich am Bahndamm.

Gegen halb 7 Uhr fuhr ein Eisenbahnzug vorüber. Er verließ

das preisgegebene Rača. Er pfiff ganz regelrecht, als ob er nicht fast im Feindesland zwischen Artilleriegeschossen fahre, sondern schnurstracks zwischen Pisek und Prag. So ergriffen hat uns schon lange nichts mehr wie dieser Eisenbahnzug. Alle schauten ihm entgeistert nach.

Dienstag, den 15. September 1914.

Seit 4 Uhr marschieren wir kreuz und quer, bald hierhin, bald dorthin beordert. Um 8 Uhr früh gehen wir im Verbande mit der 13. Kompanie (Popelak) über die Savebrücke zur Verstärkung der Landwehrschwarmlinie ab. So überschreiten wir nun wieder die serbische Grenze, zum dritten- und hoffentlich zum letztenmal!

Es ist der von der Saveschleife nördlich der Drinamündung gebildete sackartige Zipfel, die Halbinsel Paraschnitza, auf der wir vorrücken; sie ist vom Ufer bis zu der angeblich betonierten und zementierten Chaussee, die bei Černabara den Abschluß des Zipfels bildet, fünf Kilometer lang. Diese hoch aufgedämmte Chaussee, welche von Mitrowitza über Ravnje nach Černabara führt, sollen wir erreichen.

Unsere Kompanie wird an den linken Flügel gesendet und dem Regimentskommandanten von 7er Landwehr, Oberst Zappe, unterstellt. Das Vorrücken in dem dichten Wald, dem Račanski ključ, ist gefährlich, es haben sich Züge und Teile der Schwarmlinie losgebröckelt, und unausgesetzt geht es an Leichen vorbei, die erst drei Tage hier liegen und doch schon ganz schwarz geworden sind, so daß die Toten mit den von der schwarzen Gesichtsfarbe grell abstechenden weißen Gebissen aussehen wie Orang-Utans. Und der Verwesungsgeruch bringt die Lebenden vollends der Ohnmacht nahe. Hinter allen Sträuchern stecken Landwehrleute, die nicht vorgehen wollen, und unsere Offiziere und Soldaten beschimpfen nicht nur die sich Verbergenden, sondern auch generalisierend alle „Landwehraken".

Wir waren wiederholt von Landwehrgruppen zurückgerissen worden, welche aus der Schwarmlinie flüchteten. Man sammelte sich immer wieder und ging von neuem vor. Nachmittags wurden ein Kadett und 20 Mann zum Patronenfassen beordert, ich, als ein Kenner des Weges, mit ihnen. Unterwegs holten uns flüchtende Landwehrplänkler ein. Im Nu war unser Fassungs-Detachement zerstoben, aber bald auf 120 Mann angewachsen:

jeder motivierte seinen Rückzug damit, daß er Patronen fassen gehe. Natürlich wurde niemand über die Brücke gelassen.

Vor der Brücke war der Hilfsplatz der Sanität etabliert. Hier lagen viele im Sterben, und der Geistliche gab ihnen die Letzte Ölung. Ein Kadett schlug im Todeskampf mit den Füßen um sich und fiel dann leblos von der Tragbahre. Unauslöschlich schreckliche Bilder. – Der Hilfsplatz wurde gegen 6 Uhr abends von Schrapnellen beschossen und mußte über die Brücke verlegt werden. Unsere Leute, die die Patronen nach vorn tragen sollten, stoben beim Beginn des Bombardements auseinander, und erst als wir einige Kisten auf die Fahrküchen aufladen konnten, gelangten wir vorwärts.

Hundert Soldaten mit Schußwunden humpelten vorüber – fast durchweg Selbstverstümmelungen. Meistens sind sie in den Zeigefinger der linken oder der rechten Hand oder in den Fuß getroffen – am Pulverrauch der Wundränder erkennt man das eigene Fabrikat.

Eine kompaniestarke Abteilung von solchen anscheinend selbstverletzten Soldaten zieht von der Divisionssanitätsanstalt unter Bedeckung von Feldgendarmen wieder in die Schwarmlinie. Gewiß sind nicht alle von ihnen Selbstverstümmler und müssen doch dafür büßen, daß die anderen sich durch ein Blutsopfer am eigenen Leib dem Kampf zu entziehen versucht haben. Es ist in der menschlichen Natur begründet, daß man sich lieber eine schwere Wunde selbst zufügt als sich der Möglichkeit aussetzt, eine vielleicht leichtere zu erhalten. Gibt es doch auch Selbstmord aus Angst vor dem Tode.

Wir kamen an der Save vorüber. Überall am Ufer liegen Leichen unserer Soldaten, die genau vor einer Woche in der Drina den Tod gefunden haben und nun von der Save angeschwemmt werden. Oft mehrere nebeneinander, an einer Sandbank ihrer sechs, alle in der gleichen Lage: nur Rücken und Hinterkopf sind sichtbar, als ob sie im Wasser knieten, um sich zu waschen, und den Kopf untertauchten. Die Uniformen glänzen infolge der Nässe und sind vom Wasser geglättet, so daß es den Anschein erweckt, als ob es lauter Offiziere in Extrauniformen wären. Neben der Totenreihe trinken die Soldaten gierig das gute, kühle Wasser.

Mittwoch, den 16. September 1914.

Die ganze Nacht im Gefecht. Dreißig Schritte vor uns lagen die Serben unter Bäumen, im Mondschein sah man, wenn einer aufstand und lief und meist getroffen wurde. Gegen 1 Uhr nachts bekam der Oberleutnant eine verschlossene Meldung. Ich wußte sofort, was sie enthielt, denn er reichte seinem Burschen Uhr, Brieftasche und Portemonnaie und gab ihm Verhaltungsmaßregeln. Ich kenne diese Anzeichen: das ist Sturm.

Knapp vor 4 Uhr ein Befehl von Mann zu Mann: „Obacht geben und lebhaft schießen", und dann Punkt 4 Uhr: „Feuer einstellen, Aufsatz normal, Bajonett auf!"

Der Bataillonshornist von der Landwehr stieß in die Trompete. Sturmsignal!

„Vorwärts, hurra!" Wir laufen vorwärts. Nach 5 Schritten ist unsere Schwarmlinie gelockert. Nach 10 Schritten beträgt der Plänklerabstand schon über 15 Schritte, so viele sind gefallen.

An ein Weiterstürmen ist nicht zu denken. Rechts und links flutet alles in die Deckung zurück. Wir natürlich auch. Der Sturm ist abgeschlagen. Wir verbinden Kameraden und sehen Kameraden sterben. Um 5 Uhr kommt der Befehl zu neuerlichem Sturm, da er am rechten Flügel geglückt ist und Anschluß hergestellt werden muß.

Wieder: „Hurra!" Diesmal geht's schneller. Wir sehen, der Tod ist uns sicher, es gibt keine Rettung mehr, und deshalb wollen wir's lieber rasch abtun. Nur nicht denken. Schon sind wir zwanzig Schritte vorwärts gekommen, schon sehen wir, daß wir im nächsten Augenblick in der feindlichen Stellung sein werden, daß das Handgemenge unvermeidlich ist. Die meisten der Serben wenden sich um und jagen davon. Nur wenige bleiben liegen und repetieren wie wahnsinnig.

Ich renne schräg gegen einen zu. Ich bin einen Schritt von ihm entfernt, als er mich sieht. Er will noch schießen, aber ich trete auf sein Gewehr. Er springt auf und krallt mir in die Augen, dann läßt er mit einem Aufschrei los. Infanterist Patocka von meinem Schwarm hat ihn in die Hüfte gestochen. Mit vertierten Augen dreht sich der Serbe gegen den neuen Angreifer. Aber da hat er schon den zweiten Bajonettstich vom Infanteristen Dejmka im Unterleib. Er sinkt zusammen.

Links einige Kolbenkämpfe, aber kein Zweifel, die Deckung ist genommen. Wir müssen uns schnell wieder eingraben, denn

dreißig Schritte vor uns liegen die Serben in neuer Stellung. Wir atmen keuchend.

Wir haben keinen Zugkommandanten mehr. Kadett Benesch verletzt, Kadett Lenz verletzt, ihre Stellvertreter, die Zugführer Brettl, Krebs, Patleich und Raba verletzt, elf Infanteristen tot, davon vier aus meinem Schwarm.

Freitag, den 18. September 1914.

Sechs Kompanien unseres Regiments haben die Landwehr abgelöst. Neben unserem Loch hat die 16. Kompanie Deckungen ausgehoben. Ich unterhielt mich mit dem Kadetten Kraus, als es hieß, daß die 16. Kompanie als Nachrichtenabteilung vorwärts zu gehen habe. „Laß mir die Zeitung hier", schrie ich dem Kadetten zu, der an der Spitze seines Zuges marschierte. – „Warte, bis ich sie ausgelesen habe, ich schicke sie dir zurück." – Jetzt sind wir wieder allein. Der Hauptmann schickt mich zum Adjutanten des I. Bataillons; ich gehe zum linken Abschnitt, wo ich eine Order notiere. Plötzlich bekommen wir mörderisches Feuer, alles läuft in die Deckungen. Ich ziehe es vor, rasch zu meiner Kompanie zurückzukehren, bevor sie fortmarschiert. Ich laufe über die Wiese und freue mich, daß ich schon etwa einen Kilometer zurückgelegt habe, also mehr als die Hälfte des Weges, und außerhalb des Feuerbereichs bin. Ob nur das Regiment nicht bereits abgegangen ist? Ich habe meine Ausrüstung dort gelassen, nur das Gewehr hatte ich umgehängt... Herrgott, das Gewehr! Das habe ich richtig im linken Abschnitt vergessen, als ich die Meldung abschrieb. So unmilitärisch bin ich in den zwei Tagen schon geworden. Nun muß ich den gefährlichen Weg zurück, den ich glücklich überstanden glaubte. Nach zwanzig Minuten komme ich wieder unversehrt zum Kompaniekommando, wo ich den Feuerangriff melde.

Wenige Minuten später sprengen die ersten Leute der 16. Kompanie ohne Rüstzeug, ohne Gewehre heran. Sie sind unvermutet an die serbische Position auf zehn Schritte angerannt, haben überdies Flankenfeuer bekommen und wurden auseinandergetrieben. Nach und nach kehrt die ganze Kompanie in ungeordneten Trupps zurück, viele verwundet. Es dauert über eine Stunde, bevor sich alle sammeln. Ich sehne mich nach der Zeitung und frage nach dem Kadetten Kraus: „Der hat einen

Bauchschuß und wurde zum Hilfsplatz getragen – hoffnungslos."

Abends Regen, ich muß mir in einer Pfütze mein Lager zurechtmachen. Der Oberstleutnant ißt zwei Sardinen aus einer Büchse. Auch der Adjutant bekommt eine Sardine. Wenn mir doch jemand wenigstens ein Stückchen Brot schenken würde!

Samstag, den 19. September 1914.

Morgens Marodenvisite. Von der 16. Kompanie kommen etwa 140 Leute zur Untersuchung. (Der ganze Stand beträgt 200.) Sie haben Rheumatismus, Ruhr, Kolik, schwere Verstauchungen usw. Nur ein Drittel wird anerkannt und darf auf dem Hilfsplatz bleiben, obwohl auch die anderen nach Ansicht der Ärzte keine Simulanten sind. Aber was tun? Man hat keine Medikamente, nicht einmal Opium, sehr wenig Watte, fast kein Verbandzeug, keine Möglichkeiten zur Pflege.

Ich lasse von einem Freunde, dem Mediziner Ninger, meine Bajonettwunde untersuchen, die übel aussieht, um so mehr, als ich meine Hand seit sechs Tagen nicht gewaschen habe (und vorher kaum gewaschen). Der Medikus macht ein bedenkliches Gesicht, die Wunde sei ganz eitrig und die Gefahr, daß Phlegmone und Blutvergiftung hinzutreten können, sehr groß. Er desinfiziert sie, so gut es geht.

Nachmittags um 3 Uhr gehen wir vor. Nach 200 Schritten kommen wir zur ersten serbischen Deckung. Überall stinkt es von serbischen Leichen, und auch unsere Landwehrsoldaten sehen wir tot und unbegraben auf dem Feld. Einem nehme ich einen Löffel aus dem Brotsack. Es geht mir zwar etwas gegen das Herz, aber zu lange habe ich ohne Löffel gegessen.

Die serbischen Deckungen sind nicht so gut wie jene am Ufer, die seit drei Jahren (von Berufsarbeitern wohl) sorgsam hergestellt wurden. Aber als Gefechtsdeckungen sind auch diese hier ganz vorzüglich, und wie verzweifelt man sie verteidigt hat, ist daraus zu ersehen, daß die Toten auf Plänklerdistanz, ja in Abständen von zwei Schritten, nebeneinanderliegen. Und inmitten dieses Leichenfeldes muß man lächeln, wenn ein aus dem Pensionsverhältnis ausgegrabener Major mit einem Blick auf die infolge Verwesung ganz schwarzen und weithin riechenden Leichen, vor deren Mund und Nase das Blut in Batzen erstarrt

ist, vorsichtig bemerkt: „Achtgeben, ob die auch wirklich tot sind!"

Ich suche Charakteristika in der von den Serben geräumten Deckung. Es sind meistens Spielkarten darin, Flaschen, keine Bücher mehr, nur ein Schulheft mit ungelenken Schreibversuchen: einer lernte da schreiben. Weiter liegen hier die seltsamen Trinkflaschen der Italiener und Balkanier: ein doppelt ausgebauchter Kürbis, der trocken und hohl ist und in dem der Bauer und der Krieger seinen Schnaps und sein Trinkwasser aufbewahrt.

Auf den Patronenkartons ist verzeichnet, daß es Projektile aus österreichischen Fabriken waren, die gegen uns hier verschossen wurden. Österreichische und deutsche Firmen: „Hirtenberger Patronen-, Zündhütchen- und Metallwarenfabrik vorm. Keller & Co.", „Manfred Weiß in Budapest"; die vielen türkischen Kugeln stammen von der „Deutschen Metallpatronenfabrik in Karlsruhe"; die russischen Gewehre tragen den Firmenaufdruck: „Niemiezkaja fabrike oruschia i munizii, Berlin".

Die anderen Kartons stammen aus Paris oder aus Lüttich, oder sie haben wohlweislich überhaupt keinen Firmenaufdruck. Serbische Patronenverschläge liegen in Massen herum. Sie sind viel handlicher, tranportabler, kleiner und praktischer als die unseren, enthalten je zwei Zinnblechhülsen (weil das Pulver wohl nicht feuchtigkeitsfest ist) für 30 Kartons à 15 Patronen, d. i. 450, während jeder unserer riesigen Verschläge 1350 Patronen enthält und von zwei Leuten kaum zu schleppen ist.

Die Sandsäcke, die ich vor zwei Jahren im Balkankrieg überall vor den Schützengräben gesehen hatte, sind hier nirgends vorhanden. Dagegen haben die Serben Erde in die Blechfüllungen der Patronenverschläge gestopft und diese ziegelartig vor ihrer Deckung aufgeschichtet. Mit Latrinenbau haben sie sich nicht befaßt – eine Unterlassungssünde, die zum Himmel stinkt.

Wir graben Deckungen für die Nacht. Neben mir kratzen alle fieberhaft, um bald – gegen die wild umhersausenden Kugeln geschützt – schlafen zu können. Ein Gefreiter ist besonders eifrig. Er arbeitet liegend, damit ihn keine Kugel erreicht. Da schreit er auf, und durch den Rock unterhalb der linken Achsel sickert Blut. Die Sanität wird herbeigerufen, sie macht die Bahre zurecht, wir versuchen seine Kleider vom Leibe zu reißen, um ihn zu verbinden, aber inzwischen ist er gestorben. Ein Offizier

und ein Unteroffizier vermerken auf dem Legitimationsblatt seinen Tod, und man trägt ihn beiseite. Die Regimentspioniere haben jetzt Arbeit.

Wir graben weiter Deckungen. Ich beteilige mich an der Arbeit, als wäre ich ein gelernter Erdarbeiter. Aber meine Tätigkeit erstreckt sich nur darauf, die Deckung zu verbreitern, nicht sie zu vertiefen: mir kommt es mehr darauf an, daß ich ein bequemes Lager habe, auf dem ich meine Füße ausstrecken kann, als ein tiefes, in dem mich keine Kugel treffen könnte. Während die anderen sich bemühen, den Brustwall hoch aufzuschütten, und den Kopf möglichst flach auf die Erde pressen, lege ich mir unter diesen noch meinen Brotsack. Ich bin keineswegs mutig wie die Böhmerwäldler, die schnell wieder in die Schwarmlinie eilen, wenn sie zum Beispiel einen Verletzten nach hinten geführt hatten, geschweige denn bin ich mutig im Sinne der Komitatschis, die den Tod unvermeidlich wissen und doch freudig ausharren, um die Chance zu haben, bis dahin einen österreichischen Offizier zu erschießen. Ich gehe mit dem größten Unbehagen ins Feuer und würde mich gewiß noch vorsichtiger benehmen, wenn ich weniger beachtet wäre. Aber beinahe ebenso ungern gehe ich aus dem Kampfe fort. Stärker als Todesangst ist der Wunsch zu beharren und nach Bequemlichkeit.

So wie ich manchmal aus Faulheit am liebsten liegenbleiben möchte, auch wenn ich in Lebensgefahr schwebe, so wagen sich die ängstlichen Leute aus der Deckung in das Netz der feindlichen Schüsse, wenn es Essen zu holen gibt. Vor einem Haus in Milina, das von der serbischen Artillerie geradezu überschüttet wurde, füllten viele Kameraden ihre Feldflaschen aus dem Rakjafaß, nachdem sie ein- oder zweimal die Flasche auf einen Zug geleert hatten, sie schätzten den Tod geringer als den Trunk. „Alkoholiker" könnte man sie nennen. Aber wir haben dieselbe Geschichte vor Slatina an einem Bach erlebt, wo die Leute an einer von Gewehrfeuer bestrichenen Stelle Wasser tranken. Außerdem trinken viele aus Brunnen, die als vergiftet bezeichnet waren. Das sind eben Menschen, bei denen wieder der Durst stärker ist als die Todesangst.

Sonntag, den 20. September 1914.

Die ganze Nacht goß es in Strömen in unsere Deckung, und zwei Salven von Gewehrprojektilen schlugen in den Bretterschutz und in die Erde unseres Brustwalles ein. Die Zahl der Maroden ist auf Kriegsstärke erhöht. Brechreiz und Diarrhöe mit Blut. Seit zwei Tagen nichts als kleine Stücke Brot gegessen, die mir Feldwebel Roba Löwy geschenkt hat. Die Fahrküchen kommen überhaupt nicht herauf. Mir knurrt der Magen – die Begleitung zum Gesang der Patronen, der heute den ganzen Tag nicht verstummt. Was gäbe ich für eine Zigarette!

Unsere Schüsse klingen wie das Klatschen des Regens in Pfützen, wie das Plätschern eines Wasserfalles, wie die Schläge von Holzfällern oder wie das Rattern einer Maschine, so gleichmäßig. Niemand würde glauben, daß es zitternde Finger sind, die den Hahn abziehen. Übrigens sind wir im allgemeinen nicht allzu schlecht gedeckt, und ist auch der Feind nah – er kann die kleinen, unbeweglichen Ziele nicht treffen. Die Verletzten sind Patronenzuträger und jene, die Brot und Menage in die Plänklerlinie vortragen, vor allem aber die Ordonnanzen, die vom Regimentskommando mit Befehlen und Weisungen nach vorne zu laufen haben. Eben wurde einem unserer Beliebtesten, dem Korporal Turek, bei einem solchen Gang Kinnbacke und Zunge durchschossen.

Die Artilleriegeschosse schlagen so nah von unserer Deckung ein, daß die Gewehrpyramiden vom Luftdruck umstürzen und die Erdschollen uns in Mund und Gesicht fliegen. Aber wir schlafen ein, ohne darauf zu achten, daß auf uns Regen und Geschosse fallen.

Montag, den 21. September 1914.

Wir sitzen in unserer dumpfigen und niedrigen Deckung mit hochgezogenen Beinen, bis uns die Gliedmaßen schmerzen. Sobald wir den Kopf hinausstecken, preschen Schüsse gegen uns, von Komitatschis abgegeben, die sich durch unsere Linie geschlichen haben müssen und nicht aufzustöbern sind. Trotzdem gehen wir später doch vor den Deckungen spazieren und nehmen für den Genuß, einige Minuten aufrecht gehen und weniger stickige Luft atmen zu können, gerne die Todesgefahr in Kauf.

Dienstag, den 22. September 1914.

Noch wütet die vor neun Tagen von der Landwehrdivision begonnene Schlacht. Jetzt steht unser Regiment nur im Anschluß an Reste der Landwehr und an das 73. Regiment, das sich rechts von uns befindet. Wir sind bereits weit im Südosten der Paraschnitza-Halbinsel, ungefähr bei Vasiljevića koleba, und kaum zwei Kilometer von dem Dammweg entfernt, der die Halbinsel vom serbischen Festlande trennt. Wenn wir diesen Dammweg hätten, dann wäre wohl die Vorrückung durch die Matschwa, den nordwestlichen fruchtbaren Bezirk Serbiens, leicht. Der Gegner sammelt seine Kräfte in und um Valjevo, weil sowohl von der Drina als auch von der Save her österreichische Truppen vorgedrungen sind und er deshalb in eine umfaßte Stellung kommt; um dieser Umklammerung auszuweichen, zieht er sich unter Zurücklassung von Teilen, die sich opfern und den Dammweg vor uns verteidigen, in die wahrscheinlich bereits vorbereitete Stellung bei Valjevo zurück. Die den Dammweg verteidigenden Kräfte sind anscheinend stärker als unsere, durch Artillerie, Maschinengewehre und Stacheldrahthindernisse glänzend geschützt, und ihre Deckungen scheinen wieder Meisterwerke heimischer Baukunst zu sein. Sicher ist auch der Dammweg selbst, der von Ravnje nach Černabara führt, gut befestigt.

Mittwoch, den 23. September 1914.

Um die Gleichförmigkeit der Nächte zu unterbrechen, mischte sich heute nacht in den Regen aus Wolken, Flinten, Kanonen und Haubitzen und in den landesüblichen Frost ein grausamer Wind, der uns in den Deckungen umherwarf. In der Zeitung steht über unseren famosen Drinaübergang vom 8. d. M.: „Unsere Offensive hat wieder begonnen. Seit gestern kommen Verwundetentransporte vom südlichen Kriegsschauplatz in Agram an. Die Verwundeten erzählen, daß wir am 8. und 9. September die Drina überschritten haben und wieder in Serbien eingedrungen sind. Die Serben leisteten verzweifelten Widerstand. Sie mußten aber vor unseren ausgezeichneten Truppen überall weichen.“ Bis auf den Schlußsatz ist das ja schließlich auch richtig.

Donnerstag, den 24. September 1914.

Heute war keine Ruhe zum Schreiben. Man bereitete einen Sturm auf die nur 150 Schritt entfernte feindliche Stellung vor; wie wir am Telefon erlauschten, stritten Division und Brigade darüber, ob ein Sturm möglich sei, es regnete Meldungen und Befehle.

Ich bekam endlich einen Brief von zu Hause und Zeitungen, aber ich konnte nur immer ein Stückchen lesen, denn unausgesetzt wurde ich mit irgendeinem Auftrag vorgeschickt, und schrecklich mischten sich mir die kleinen Belanglosigkeiten, von denen ich las, mit den nervenzerrenden Ereignissen meiner Umwelt.

„Der Emil Lehmann, der aus der Länderbank, der mit Arnold ins Gymnasium gegangen ist, hat sich mit der Käthe Kalivoda aus Weinberge verlobt."

Kadett Frank wird auf einer Bahre vorbeigetragen, Schrapnellschuß, über und über mit Blut bedeckt. Er winkt mir mit der Hand zu, ich trete zu ihm: „Grüß mir Prag." – „Ich komm nicht mehr bis Prag", stöhnt er traurig.

„Slavia spielt gegen Meteor. Dem sonntägigen Wettspiel der beiden Mannschaften, die in der letzten Saison nach aufregendem, erbittertem Kampfe einander ein unentschiedenes Spiel lieferten, kann mit um so größerer Spannung..."

Ich muß wieder in die Feuerlinie. „Wo ist Hauptmann Spudil?" frage ich einen Gewehrmeister von der Maschinengewehrabteilung, der aus seiner Deckung etwas nach hinten gegangen ist, um seine Notdurft zu verrichten. Er zeigt mit der Hand die Richtung.

Plötzlich: wie bei einem Erdbeben bäumt sich die Erde auf, die Luft pfeift, meine Mütze fliegt vom Kopf, Erdklumpen in mein Gesicht. Ich drehe mich um. Der Gewehrmeister liegt mit zerschmettertem Kopf da, das Blut ist bis zu meinen Füßen gespritzt, und hinter ihm, tief eingemauert in der Erde, die Granate. Ein „Blindgänger".

Zum Hauptmann und wieder zurück. Mir zittern noch alle Glieder, schnell die Zeitung, vergessen, nur auf andere Gedanken kommen.

„Pauline Ulrich von der Dresdner Hofbühne ist in den Ruhestand getreten und aus diesem Anlasse zum Ehrenmitglied dieses Institutes ernannt worden." – „Baron Wladimir Schlicht-

ner hinterließ seine wundervolle Antiquitätensammlung, in der sich eine von Fragonard mit einer gewagten Skizze geschmückte Tabatiere ..."

In einem Zeltblatt bringen Soldaten einen verwundeten Kameraden. Sie legen ihn vor uns nieder, um in unserer Deckung einen Augenblick zu rasten. Wir schauen ihm ins Gesicht. Er ist tot. Wir berühren seine Hand: sie ist kalt. „Kisch, nehmen Sie ihm die Legitimationskapsel ab und die Habseligkeiten, und lassen Sie ihn hinter dem Baum begraben."

Ein Feuilleton: „Um die Kuppeln und Spitzen wob das Mondlicht einen bläulichen, zittrigen Schimmer und verwandelte die Landschaft in ein abenteuerliches Sehnsuchtsbild, wie es in heißen Träumen vor der Seele gaukelt." Der Berliner sagt: „Z. K." und meint „Zum Kotzen".

Meldung der 12. Kompanie: 15 Tote, 85 Verletzte. Möglichst viele Verwundetenträger und Soldaten zum Fortschaffen der Verwundeten erbeten, da die Schwarmlinie allzusehr geschwächt ist.

„Sechster Ziehungstag der 2. Österreichischen Klassenlotterie. Je 200 Kronen gewannen folgende Lose ..."

„Wasser, um Gottes willen, Wasser!" Zum Glück ist noch in einer Feldflasche ein wenig kalter Kaffee. Der Mann mit dem Brustschuß wankt weiter.

„Javazucker fest 23.6 bezahlt, Silber 24.62, Liverpool (Baumwolle) Umsatz 6500." – „Gerichtssaal – Das Muster einer braven Tochter scheint die 24 Jahre alte Martha Planer aus Komotau ..." – „Theater: In Fräulein Winterfeld scheinen wir nun endlich die Altistin gefunden zu haben, die unserer Oper seit dem Abgang der Frau Berril brennend fehlte." – „Morgen wird die mit so großem Beifall aufgenommene Operette ‚Das Musikantenmädel' ..."

„Gehen Sie zur Pionierabteilung, sie soll zwanzig Leichen im Abschnitt Bischitzky begraben."

„Kreuzherrenplatz. Die blonde Dame im grauen Tailor made wird von sie verfolgendem, nicht unbemerkt gebliebenem Herrn *dringendst...*"

Das Gewehr fester, dort kriecht ein Mann aus den Strünken des niedergemähten Kukuruzfeldes. Es ist ein Unsriger, Kuchler, Stabshornist des 3. Bataillons. Er kann nicht sprechen, seine Bluse ist voll Blut. Verwundet? Er nickt. Ein bißchen kalter

Kaffee labt ihn wieder. Er ist zeitig früh verletzt worden, Schuß von hinten durch die Brust, blieb bewußtlos liegen, erwachte erst nachmittags, schleppte sich mehrere Stunden bis hierher, kriechend, teils weil er nicht die Kraft hatte aufzustehen, teils weil ihm die Kugeln um die Ohren pfiffen. Ungeschickt hat er die Wunde selbst verbunden, wir erneuern ihm den Verband und schaffen ihn zu den Sanitätern. Der arme Kerl weint herzzerbrechend: „So allein bin ich gelegen, niemand hat mich gesehen, niemand hat mich gehört."

Uns friert, und einer sagt: „Schade, daß ich nicht einen Mantel erwischt habe." Alle schauen den Sprecher an, alle fühlen sich ertappt bei einem gräßlichen Gedanken: alle hatten wir gewünscht, es mögen mehr Tote dort sein, damit wir bei Nacht schlafen können. Niemand hat den Wunsch zu formulieren, niemand hat ihn sich selbst einzugestehen gewagt, jeder hat ihn im Unterbewußtsein festgehalten, und nun spricht einer aus, was alle roh und egoistisch empfanden und sich dessen schämten. Noch mehr gefallene Freunde drüben als die vielen, deren toter Atem vom Wind herübergeweht wird!

„Heiratsantrag. 35jähriger Privatbeamter von elegantem Äußern..."

Freitag, den 25. September 1914.

Mir fehlt das Talent zu erzählen, was uns der heutige Freitag gebracht hat. Der Nacht vom 18. auf den 19. August und der vom 8. auf den 9. September reiht sich die heutige würdig an. Wir hatten gegen halb 8 Uhr gestürmt. Wenn man den Erzählungen einzelner glauben darf, hatten die Serben versucht, Reißaus zu nehmen, als wir vorwärts stürmten, sind aber schleunigst in ihre Deckungen zurückgekehrt, als sie die Kläglichkeit unseres Angriffes erkannten. Daß der Angriff kläglich war, steht außer Frage. Die meisten schrien ihr „Hurra" in den Erdboden, und auch die Hornisten bliesen das Signal in den Brustwall ihrer Deckung hinein. Kaum ein Drittel unserer Soldaten stürmte vorwärts. So kamen die wenigsten über ein paar Schritte hinaus, sie wurden entweder zusammengeschossen, als sie den Serben ihre ganze Figur zum Ziel boten, oder sie liefen zu ihrem Ausgangspunkt zurück, als sie sich vereinsamt und ihre Aktion aussichtslos sahen.

Man darf aber den Soldaten keineswegs die Schuld geben, daß

dieser Sturm mißglückt ist. Die Distanz zwischen ihnen und dem Feind war für einen Sturm zu groß, das Vorterrain offen, so daß eine einzige Kompanie ein anrennendes Regiment über den Haufen schießen konnte. Und die Serben sind mindestens so stark wie wir, wie man aus der Zahl ihrer Maschinengewehre, aus der ungeheuren Menge ihrer Gewehrschüsse und aus der Stärke ihrer Batterien schließen kann, während wir als Offensivkräfte doch bedeutend überlegen sein sollten. Über die Aussichten dieses Angriffes waren ja selbst unsere vorgesetzten Kommandos verschiedener Meinung gewesen und hatten – wie wir am Telefon erhorcht haben – mehrere Tage hindurch darüber debattiert.

Das Resultat des gescheiterten Sturmes war ein Heer von Jammergestalten, das sich gegen den Hilfsplatz bewegte. Die acht oder zwölf Tage, die sie im Erdreich vergraben zugebracht hatten (ohne sich waschen zu können), gaben ihren Gesichtern und ihren Kleidern ein Aussehen, das durch die Verzerrungen, Verkrümmungen, Blutungen und Wunden selbst auf uns abgestumpfte Gemüter grauenhaft wirkte.

Natürlich wurde der Rückzug mit Feuer verfolgt; die serbischen Kugeln wühlten rechts und links von uns den Erdboden auf.

Über unsere Deckung haben wir ein Zeltblatt gespannt, damit es nicht hineinregne. Dieser Baldachin ist von Projektilen derart durchsiebt, daß der Himmel durch unzählige Löcher zu sehen ist. Wenn man ausgestreckt auf dem Rücken liegt, kann man glauben, ein dunkelgraues, nächtliches Firmament über sich zu haben, aus dem die Sterne freundlich scheinen.

Samstag, den 26. September 1914.

Heute traf das 2. Marschbataillon unseres Regiments ein und löste einige Kompanien aus der Feuerlinie ab. Die neuen Leute dienen zur Komplettierung unserer Bestände, denn obwohl wir schon einmal einen Nachschub von etwa 1400 Mann erhalten haben, ist unser Regiment zusammengeschrumpft. Auch Rekruten sind unter den Ankömmlingen. Arme Burschen! Bevor sie noch mit dem Gewehr Bescheid wissen, müssen sie als Kugelfang dienen. Die Jungen, die sich jetzt dem Feind stellen müssen, tun uns allen aus tiefster Seele leid. Schon beim Vormarsch

wurden einige von den Neuangekommenen verwundet oder erschossen.

Auch über die Drina ist gegenüber von Syrmisch-Rača eine Brücke geschlagen worden, so daß wir jetzt auf zwei Seiten mit Österreich verbunden sind. Die in der Reserve liegenden Kompanien hacken, senkrecht zur Front, aber im Zickzack, tiefe Laufgräben von der Schwarmlinie bis zur Drina. Wenn diese fertiggestellt sind, wird der Verkehr auf der Paraschnitza weniger gefährlich sein.

Sonntag, den 27. September 1914.

Der Feldwebel Menčl, bei der Fahrküche des Regimentsstabs beschäftigt, hat mir heute durch die Köche, die den Offizieren Menage zutragen, einen kleinen Kuchen mit Pflaumenmus, in Papier eingewickelt, geschickt. Ich war außer mir vor Freude! Immerfort der gleiche Fraß von Suppe und Rindfleisch, das hat mich ganz vernichtet. Und als die Powidlbuchte ankam, traten mir Tränen der Rührung in die Augen.

Meine gerührte Stimmung schlug bald in eine exzessive um – ich betrank mich. Das geschah so: meine Kompanie war nach dem Sturm aufgelöst, beziehungsweise mit der 12. Kompanie vereinigt worden, da von ihr nur dreißig Leute übriggeblieben waren. Natürlich sind nicht alle hundert etwa getötet, verletzt oder ertrunken, sondern viele kämpfen versprengt in anderen Abteilungen. Jeder von uns faßte einen Becher voll Rum, und ich, der ich schon seit Monaten keinen Tropfen Alkohol getrunken und dessen Magen durchs Fasten alle Widerstandskraft verloren hatte, trank ihn auf einen Zug leer. Der Erfolg war ein Mordsrausch. Ich torkelte und begann dumme Reden zu führen. Die Kameraden warfen mich in die Deckung, wo ich einschlief. Als ich erwachte, hatte ich nur Kopfschmerzen zur Erinnerung an den gehabten Genuß.

Morgen ist Sankt-Wenzels-Tag, der nationale Feiertag der Tschechen, die von der Kirchweih in ihren Heimatorten sprechen, manche erinnern sich auch an den Schutzpatron und beten.

Montag, den 28. September 1914.

Am Abend zeigte es sich, daß der heutige Festtag für uns keiner ist. Wir knieten auf der Erde und wuschen uns in den Zinnblech-

verschlägen, die als Waschbecken vorzüglich sind. Da plötzlich schreckte uns eine Nachricht aus unserer Ruhe. Ein Telefonist kam hereingelaufen und teilte uns mit, daß Marschbereitschaft angeordnet sei.

Also, es geht fort! Seit neun Tagen wohnen wir hier hinter den gleichen Erdschollen, haben uns schon häuslich eingerichtet, Nischen für das Eßzeug in die Wand gehackt, Stroh unter uns gebreitet und darüber ein serbisches Zeltblatt, und zu unseren Häuptern schützte uns ein niedergebrochener Gartenzaun, über dem unsere eigenen Zeltblätter lagen. (Jetzt, da wir uns reisefertig machen und die Zeltblätter wegen des ungeheuren Kugelregens nicht vom Dach herunterholen können, fällt uns ein, daß es besser gewesen wäre, unsere eigenen Zeltblätter auf die Erde, die serbischen auf das Dach zu legen.) Wohin es geht, wissen wir nicht. Der Telefonist erzählt, es sei ein Vorstoß geplant, Ordonnanzen sind zur Brigade mit der Meldung geeilt, daß sich die Serben gegen unseren rechten Flügel (73. I. R.) verschieben.

Anderen Gerüchten zufolge ist unser Rückzug anbefohlen. Wir haben zwei Rückzüge mitgemacht. Schrecklich lebt in uns noch die Erinnerung an die Flucht aus Milina und an die Flucht durch die Drina; jetzt sind Drina und Save mächtig aus ihren Ufern getreten, das Hochwasser hat die serbischen Uferdeckungen unter Wasser gesetzt, unsere Kriegsbrücke mußte bereits zweimal verlängert und erhöht werden, und es scheint uns nicht ausgeschlossen, daß die Flut sie wegreißen könne. In diesem Fall käme bei einem Rückzug niemand lebend davon, der durch das Wasser flüchten muß.

Während wir unsere Seitengewehre umschnallten, unsere Brotbeutel und Tornister packten, spiegelte sich unsere trübselige Abschiedsstimmung bei den verschiedenen Leuten verschiedenartig wider: „Wir müssen einander versprechen: wenn einer verwundet wird, so müssen ihn zwei zum Hilfsplatz tragen." Ein anderer gab uns die Adresse seiner Braut, die wir von seinem Tode benachrichtigen sollten, und vermachte für diesen Fall seinem Nachbar zwei Fleischkonserven, seine Zwiebackportion und seinen Feldspaten – sein ganzes Hab und Gut. (Feldspaten sind jetzt der gefragteste Artikel; jeder gäbe gern sein ganzes Vermögen dafür.)

Alle saßen mit umgeschnallter Rüstung, ich aber legte mich

auf meinen Arm und erklärte, schlafen zu wollen. „Das lohnt sich nicht", rieten mir alle. Ach was! Ich blieb liegen. Ich wäre auch wirklich eingeschlafen, wenn nicht das Konzert der Gewehre und Geschütze Dimensionen angenommen hätte, die selbst uns ungewöhnlich schienen. Der Sturm fegte mir die aufgeschüttete Erde ins Gesicht, rüttelte an dem Holzzaun, den wir über die Böschung gelegt hatten, so daß er jeden Augenblick herunterzustürzen drohte, es regnete in Strömen auf uns nieder, die wir das schützende Obdach aus Zeltleinen eben fortgenommen hatten. Es war eine wüste Nacht.

Der Befehl zum Abmarsch ist noch nicht gekommen. Immerhin: so heimisch fühlen wir uns nicht mehr in unserer kleinen Festung und sind uns bewußt, daß wir jeden Augenblick dem stillen Haus Lebewohl sagen können.

Nachmittags hatte ich dem Divisionskommando zwei Meldungen zu überbringen. Das Divisionskommando befindet sich in Salaš, und da der Weg dorthin von der Velka brana, wo wir uns befinden, weit ist, beeilte ich mich, um nicht wieder in Nacht und Kugelregen nach Hause tappen zu müssen. Das heißt: ich wollte mich beeilen, es ging aber nicht. Der Weg längs der Drina war ohnedies nur eine via via facti, nicht gebaut, sondern einfach von unseren Soldaten ausgetreten. Und wie sah dieser Weg aus! Stellenweise mußte ich bis zu den Knien waten, und meine ungenagelten Schuhe rutschten auf dem weichen Grund aus, stellenweise plumpste ich von Pfütze zu Pfütze, stellenweise glitschte ich vorwärts wie ein Seiltänzer, das Gewehr war meine Balancierstange.

Die Save und die Drina haben sich erschreckend verändert, sie sind weit aus den Ufern getreten, das Wasser jagt im Galopp seinen Weg. Die Weiden, die wohl die Grenzwacht an beiden Flüssen bilden, wenn diese auf Friedensstärke sind, stehen jetzt bis an die Kronen im Wasser. An ihren Blättern zupfen die Wellen und reißen sie so weit mit sich, als sich die Zweige biegen können. An den Bäumen haben die Wogen das Zerstörungswerk vollendet, das unsere Granaten und Schrapnelle begonnen hatten: die Geschosse hatten sie geknickt, das Hochwasser hat die gebrochenen Teile abgerissen und mit sich fortgenommen. Nur Baumstrünke lugen aus dem Wasser hervor.

Mein Weg längs des Flußrandes ist von dem Gedanken beherrscht: nur nicht wieder durch den Fluß schwimmen zu

müssen! Jetzt würden nicht Hunderte ersaufen, sondern Tausende.

Genau an der Drinamündung spannt sich die Brücke, über die ich gehen muß, drüben die Festung Syrmisch-Rača, in der unsere 13. und 14. Kompanie vor drei Wochen lagen. Nur Trümmer stehen noch. Der Ort Rača, der uns lange beherbergt hat, ist durch die Geschosse fast vernichtet. Aber meine kleine Wassermühle schaukelt noch immer fröhlich und still auf ihren Wasserkothurnen. Neben der Pontonbrücke wird eine neue Pfeilerbrücke gebaut.

Bei der Division gab ich meine Meldung ab und erhielt zwei Flaschen Maschinenöl. Ich hastete, um bald zurückzukommen. Trotzdem war der Abend bereits angebrochen, bevor ich vom Saveufer in die Laufgräben einbog, und das übliche Abendkonzert hatte laut eingesetzt.

Ich ging nicht in den Laufgräben, denn erstens kommt man in ihnen nur sehr langsam vorwärts, weil sie schmal sind und Leute darin arbeiten, so daß man sich kaum durchschlängeln kann, zweitens weil sie im Zickzack verlaufen, drittens weil sie vorläufig noch so niedrig sind, daß man gar nicht gedeckt ist und jede Weile jemand verletzt wird, und viertens sind sie streckenweise überhaupt noch nicht ausgegraben. So scherte ich mich keineswegs um die Kugeln, die die Reste der niedergemähten Kukuruzstauden streiften oder sich in der Erde stäubend einbohrten. Ich sah schon unsere Deckung in der Ferne, als ich plötzlich einen Schlag über die rechte Hand erhielt, zwischen Daumen und Zeigefinger. Das konnte nur ein Schuß sein – ich schaute, ob ich meine Hand noch besitze, aber nicht einmal ein Blutfleck war zu sehen. Da mich jedoch der Schlag schmerzte, blickte ich mißtrauisch längere Zeit auf die Hand, und wirklich begann sie nun zu bluten. Also doch ein Schuß. Nichts Gefährliches.

Gleich nachdem ich den Schlag erhalten, hatte ich nach der Ölflasche in meiner rechten Tasche gegriffen. Das war durchaus keine heroische Geste. Während meines Balancierens und Hastens auf den kotigen, unwegsamen Wegen war mir die Besorgnis nicht aus dem Kopf gekommen, daß ich hinfallen und die Flaschen zerschlagen könne, was sehr mißlich gewesen wäre. Hätte mir der Oberstleutnant geglaubt, daß ausgerechnet ein Schuß die Flasche zertrümmert habe? Zum Glück war sie unversehrt, nur der Korkstöpsel war herausgesprungen.

Beim Regimentskommando übergab ich die Empfangsbestätigungen über die beiden abgegebenen Meldungen und die zwei Flaschen, zu deren Kustos ich taxfrei ernannt wurde. Dann ging ich zur 5. Kompanie, welche jetzt in Reserve neben uns liegt, und ließ mich von der Sanitätspatrouille verbinden. Ich habe jetzt an beiden Händen Verletzungen, nahezu an der gleichen Stelle.

Liebste Mutter!

Herr Dr. Malec, der zur Promotion nach Prag fährt, ist so liebenswürdig, diese zwei weiteren Bändchen meines Tagebuches abzugeben. Bin pumperlgesund, sehr lustig und habe eben Dein Paket erhalten.

29. September 1914. Dein Egon Erwin.

Velka Brana, Mittwoch, den 30. September 1914.

Heute ist Versöhnungstag der Juden. Genau nach dem Ritus faste ich notgedrungen, aber schon den zweiten Tag, denn wir haben keine Menage bekommen und kein Brot gefaßt. Ich wünschte, es wäre Versöhnungstag der Welt, kein religiöser, sondern ein wirklicher.

Donnerstag, den 1. Oktober 1914.

Heute schreiben wir schon Oktober, und es war im Juli, als ich die Kluft anzog, die seither nicht von meinem Körper gekommen ist. Was wird der Monat bringen? Wie oft werde ich noch hier unten eine Monatswende zu registrieren haben? Ich hatte heute beim Train genächtigt und marschierte morgens wieder nach Hause. Bei der Fahrküche der 15. Kompanie hatte ich ein für mich angelangtes Paket vorgefunden und behoben, das wer weiß wie lange dort gelegen.

Beim mobilen Feldspital, bestehend aus zusammengestellten Baracken, begegnete mir ein Mann, der mir nach Haltung, Gang und Mütze bekannt vorkam. Sein Gesicht konnte ich nicht erkennen, denn es war von einer blutüberströmten Binde verhüllt, die die Hälfte seiner Augen, die Oberlippe und die Ohren bedeckte. Es tropfte auch Blut auf die Erde. „Hallo, was ist mit dir?“ – „Ach, Korporal Kisch, entschuldige, daß ich dich nicht

erkannt habe, die Binde reicht mir bis über die Augen." Jetzt erkannte auch ich den Verwundeten. Es war der Ersatzreservist Sperl, der schon am 18. August auf Todorow Rt durch einen Schrapnellschuß in die Schläfengegend verwundet worden, aber in der Front geblieben war. Vierzehn Tage später, bei der Rettung der verlaufenen Patrouille von der 16. Kompanie, kam Sperl mit durchschossenem Arm wieder glücklich über den Strom und mußte trotz seiner neuerlichen Weigerung ins Spital. Dort konstatierte man, daß ein Schrapnellsplitter noch oberhalb seines Ohres stecke, und extrahierte diesen. Ein paar Tage später war er wiedergekommen – gerade zur rechten Zeit, um noch die Sintflut vom 8. September zu erleben. Und nun ist er wieder verletzt. „Na, jetzt bleibst du wohl länger weg?" meinte ich, aber er protestierte: „Nein, nein, ich gehe nur mich ordentlich verbinden lassen, mein Verband taugt nichts. Mittags bin ich aber wieder oben." Das ist natürlich unmöglich, und der arme Kerl wird wohl jetzt längere Zeit fortbleiben.

Am Hilfsplatz hatten die Ärzte viel mit neuen Verwundeten zu tun. Man sprach allgemein davon, daß der Chefarzt, Doktor Maschek, der einzige aktive Arzt des ganzen Regiments, sich marod gemeldet hat und abgereist ist. Gegen Mittag traf ich bei der Kompanie ein und erfuhr wieder von neuen Verlusten. Auch beim Train hatte ich über Freunde aus anderen Teilen unseres Regiments Hiobsbotschaften genug gehört, von denen jede einzelne in anderen Zeiten einen niederschmetternden Eindruck hervorgerufen und in einer ganzen Stadt monatelang das Tagesgespräch gebildet hätte. Man ist aber hier von all dem Gräßlichen schon abgestumpft.

Es kamen heute Ausrüstungsstücke an, und ich bekam einen neuen Tornister. Er ist neu, und sein Riemenzeug strahlt wie Juchtenleder. Jetzt sehe ich wie ein Rekrut aus. Mein Postpaket enthielt Winterwäsche. Es war höchste Zeit.

Freitag, den 2. Oktober 1914.

Wieder hat die Nacht Verluste gebracht. Der Kadett Rudolf Rößler aus Niedereinsiedel war, seit wir im selben Eisenbahnzug aus Pisek abreisten, mit mir beisammen gewesen, da die 15. und 16. Kompanie als Halbbataillon nebeneinanderlagen. Vorgestern war die 16. Kompanie aus der Reserve in die Schwarmlinie

beordert worden; Rößler hatte sich von mir verabschiedet, „als ob es in den Tod gehe“, und mir die Adresse seines Vaters gegeben. Heute früh erfuhr ich, daß er mit einem schweren Bauchschuß bewußtlos zum Hilfsplatz getragen worden ist. Gegen 11 Uhr kam der Blessiertenträger mit der Meldung, daß Rößler dort seiner Wunde erlegen sei.

Sein Kompaniekommandant, Hauptmann Mikulasch, war vor drei Wochen dem Divisionskommando zugeteilt worden, mußte aber gestern abend zu uns zurück, da beim Regiment kein Hauptmann in der Front ist. Am Morgen trug man ihn vorbei. Fußschuß.

Mittags kamen die Menageträger. Unter ihnen war – Sperl. Er hatte auf keinen Fall im Spital bleiben wollen. „Von morgen ab bin ich wieder in der Schwarmlinie“, versicherte er.

Samstag, den 3. Oktober 1914.

Frühmorgens kam der Offiziersdiener des Kadetten Kraus zurück, von dem hier wiederholt die Rede war. Ich hatte auch in Brodac in seinem Zelt Gastfreundschaft genossen. Wie der Offiziersdiener erzählte, ist Kraus im Spital gestorben. Es sind schon alle, alle tot, die mir im Regiment lieb und wert waren. Die einzige gute Nachricht, Dr. Stransky betreffend, der an unserem linken Flügel eingeteilt ist, stammt aus Prag, kann also auch schon verspätet sein. Es ist grauenhaft. Wollen wir kämpfen, bis der letzte Mann gefallen ist? Soviel Prozent von Toten hat wohl noch nie ein Feldzug der Weltgeschichte aufzuweisen gehabt. Unter den heute Gefallenen befindet sich Oberleutnant X. Ich hatte ihn in diesen Blättern namentlich angegriffen, weil er in Janja einen alten Reservisten ohrfeigte, der unerlaubt eine Konserve verzehrt hatte. Nun ist die Schuld tragisch gebüßt, und ich wünsche, daß jene Stelle in meinem Tagebuch unkenntlich gemacht wird.

Ich leide seit gestern unter einer besonderen Depression. Ich hatte dem Rudl Rößler versprochen, im Falle seines Todes seinen Vater zu benachrichtigen. Nun machte ich vor mir selbst allerhand Ausflüchte, um mich dieser schmerzlichen Pflicht nicht unterziehen zu müssen. Vor allem stützte ich mich darauf, daß ich die Adresse seiner Angehörigen, die er mir gab, vorgestern mit meinem Notizbuch durch den Mediziner Malec nach Prag geschickt hatte. Weiter redete ich mir ein, daß er vielleicht auch

andere um den Vollzug dieses letzten Liebesdienstes ersucht habe, und verschob den Brief. Da kam der Infanterist Vaníček, der Rößler Offiziersdienerdienste geleistet hatte, und ich fragte ihn nach der Adresse und danach, ob jemand die Angehörigen des Gefallenen von der Katastrophe verständigt habe. Vaníček verneinte und erwähnte, er habe geglaubt, daß Rößler mich selbst mit der Verständigung beauftragt habe. Nun mußte ich den Brief an den Vater schreiben. Die Worte der anerkennenden Charakteristik und des Trostes, die ich versuchte, und der Gedanke an die Wirkung, die mein Brief auf die des einzigen Sohnes beraubten Eltern ausüben müsse, erschütterten mich dermaßen, daß ich während des ganzen Tages keiner anderen Gedanken fähig war.

Sonntag, den 4. Oktober 1914.

Heute, an Kaisers Namenstag, erhielten wir Pakete, von der Bevölkerung Piseks dem Hausregiment gesandt, warme Wäsche, Tücher, Schokolade; einige Kinder hatten Zuckerln beigepackt und dergleichen. Wir beschenkten die Ärmsten, d. h. die, die keine Pakete bekommen hatten. Ich behielt ein Abziehbild, womit ich ein Holz auf meiner Kugeldeckung schmückte.

Im Armeebefehl steht heute, daß der Krieg längere Zeit in Anspruch nehmen wird. Herr des Himmels!

Montag, den 5. Oktober 1914.

Tagesgespräch: Gestern abend hat in Salaš, in den Garten, wo sich das Offizierskorps des Artillerieregiments zum Nachtmahl (nach einer Version: zur Abfertigung) versammelt hatte, eine serbische Granate eingeschlagen, den Oberst-Regimentskommandanten schwer verletzt, einen Major und einen Fähnrich (Fürth aus Budweis) getötet sowie andere Offiziere verwundet. Einige Leute reden von Verrat, andere wieder wollen darin eine Meisterleistung der serbischen Artillerie sehen. In Wirklichkeit handelt es sich nur um einen Glücksfall, den die Serben mit diesem Volltreffer hatten, denn wenn auch die Stellung genau verraten worden wäre und wenn die serbische Artillerie noch so brillant gearbeitet hätte – daß die Granate gerade den Oberst und das Offizierskorps treffen werde, konnte selbst der kühnste serbische Optimist nicht ahnen.

Dienstag, den 6. Oktober 1914.

Von dem ganz nahe (etwa achtzig Schritt) liegenden Feind sieht man nur für wenige Sekunden die Köpfe. Man kann auf die Löcher der Schießscharten nur zielen, wenn diese verdunkelt sind – ein Beweis, daß gerade jemand herauslugt. Mein Bruder hat mir heute zwei Bände der Rousseauschen „Confessions" geschickt. Ich freute mich über die Sendung, aber eines befürchte ich: vor diesem bedeutenden Memoirenwerk wird mir mein eigenes Geschreibsel so albern vorkommen, daß ich dieses Tagebuch vernachlässigen werde, um so mehr, als mich das Lesen ohnedies leicht vom Schreiben abhält.

Donnerstag, den 8. Oktober 1914.

Ich hatte vom Hilfsplatz weiße Fahnen mit dem roten Kreuz zu holen und zum Major Laschek zu bringen. Als ich mit meinen beiden Fähnchen herankam, war Major Laschek gerade mit dem Generalstabshauptmann Grafen Nostitz und Oberleutnant von Nastič vom Brigadekommando in ein Gespräch verwickelt, das sich auf die Verhandlungen wegen der Bergung der vor unserer Linie befindlichen Leichen bezog. Ich blieb, um das Gespräch nicht zu stören, in Respektdistanz stehen, als eine Kugel heranpfiff, den Major in das Kinn und in die Schulter traf. Er begann zu bluten und mußte sich zu Boden legen, damit ihm der Verband von dem diesmal schnell herbeigelaufenen Sanitätsunteroffizier (handelte es sich doch um einen Major!) angelegt werden könne.

Ich hatte mich auf die Böschung zu stellen und die beiden Fahnen, deren Stock etwa zwei Meter hoch war, in die Höhe zu halten. Ein Infanterist von serbo-kroatischer Nationalität trat gleichfalls auf die Böschung und schrie dem 80 Schritt entfernt liegenden Feind die Worte zu, die ihm der Generalstäbler vorsprach: „Wir – wollen – die Leichen – begraben – schießt nicht – wenn ihr einverstanden seid – steckt eine Fahne heraus." Der Dolmetscher schrie jeden dieser kleinen Wortkomplexe über den Brustwall und versteckte dann seinen Kopf hinter der Böschung, und das mit gutem Grund, denn die serbischen Freischärler, die dort während des Tages die Funktionen von Soldaten versehen sollen, lassen sich durch die von uns herausgesteckte Fahne keinesfalls im Schießen stören. Auf unsere dreima-

lige Aufforderung, die sich stets nach vorausgegangenem Signal des Hornisten vollzog, erfolgte gar keine Antwort. Der Generalstabsoffizier begleitete die Worte, die er dem Dolmetscher diktierte, mit saftigen Randglossen: „Von mir persönlich richte den Herren aus, daß sie mir auf den Buckel steigen können" usw.

Die Serben erwiderten endlich, daß ein Parlamentär vortreten möge. Das wurde von unserer Seite auf bestehenden Befehl eines höheren Kommandos abgelehnt: man dürfe sich mit den Serben nicht in Parlamentieren einlassen, damit diese nicht verbreiten können, daß wir um ewas bitten. Vielleicht kam es den Serben wirklich nur darauf an, unseren Parlamentär zu brüskieren, denn zur Erfüllung unseres Antrages bedurfte es ja keiner Unterhandlung, sondern bloß des Heraussteckens einer weißen Fahne und des Feuereinstellens. Im übrigen hätten wohl einige Soldaten unseren Parlamentär so beschossen wie damals im August den Hauptmann Wagner auf dem Todorow Rt. Wir lehnten also ab, und zum Schluß kam noch eine Antwort von den Serben: „Necemo! – Zurück!" Darauf von unserer Seite das Kommando: „Feindseligkeit wieder eröffnen", und im Augenblick pfiffen Hunderte von Kugeln über die Schwarmlinie der Leichen, die zwischen uns und dem Feind lagen...

Die Serben gestatten wohl die Beerdigung der Leichen deshalb nicht, weil diese etwa 8 bis 10 Schritte vor ihrer Deckung liegen und wir (selbst unbeabsichtigt) die Dichte der Schwarmlinie, die jetzige Deckung und die Lücken in den Drahthindernissen hätten konstatieren können. So lehnten sie unser Ansuchen ab, obwohl ihnen der Leichenduft viel ärger in die Nase stinken muß als uns. Und humanitäre Gründe! Du lieber Himmel! Krieg und Humanität sind etwas Unvereinbares und werden ewig etwas Unvereinbares bleiben, trotz Haag und Bern und Genf. Wenn ich mir's so überlege, tun mir die toten Plänkler schon bedeutend weniger leid als die lebenden. Necemo! Zurück!

Freitag, den 9. Oktober 1914.

Wir graben weiter Deckungen. Es wurde Stroh für die Lagerstätten gefaßt, und Sappeure sind uns behilflich. Auch ich hackte, grub und schaufelte wie ein Wütender, vor allem, um mich zu erwärmen. Plötzlich stieß ich auf einen Fremdkörper, und als ich diesen hervorschaufelte, war es ein verwester Sol-

datenarm. Ich war nun nicht mehr dazu zu bewegen, auch nur einen Spatenstich zu tun. Oberleutnant Rebensteiger stieß bei seiner Grabearbeit auf die bereits wäßrige Leiche eines Komitatschis.

Die Menage, die immer ganz sauer aus Österreich zu uns heraufkommt, wollte ich natürlich heute noch weniger essen als sonst und benützte daher die Mittagspause, um Perten, den Leiter unseres Gebirgstrains, in die Schwarmlinie zu führen und ihm die gegnerischen Stellungen zu zeigen. Als ich zurückkam, erwartete mich die Botschaft, daß der allerhöchste Kriegsherr der Paraschnitza, Brigadier Kornberger, von der Existenz meiner Wenigkeit Kenntnis genommen habe. Er hatte mir nämlich sagen lassen, er habe erfahren, daß ich im Besitze von Büchern sei, ich möge ihm daher einige senden. Ich packte also meine zwei Bände Rousseau, die Tolstoischen „Soldatengeschichten aus dem Kaukasus" und einige Detektivromane, die ich im Felde bekommen hatte, und trug sie zur Brigade. Die Herren hielten ihr Mittagsschläfchen, und ich mußte alles dort lassen, was mich kränkte, da ich meinen Rousseau noch nicht ausgelesen und gehofft hatte, daß mir die Herren dieses sie nicht interessierende Buch zurückgeben würden. Am Nachmittag borgte ich mir von einem Reserveoffizier ein albernes Kriminalbüchlein aus, um es zur Brigade hinzutragen und dafür den Rousseau zurückzuerbitten. Ich trug dem Oberleutnant von Nastič, den ich dort traf, mein Anliegen vor, und er gab mir den Rousseau zurück mit dem Hinweis, daß er das Buch zu genau kenne. Er ließ sich mit mir darüber in eine Debatte ein, und unser Gespräch über Rousseaus Feinde von der Enzyklopädie zeigte mir den Offizier als einen belesenen Mann. Mein Spaziergang mit dem Generalstäbler, der als Lenker der Schlachten in Serbien gilt und von allen Offizieren mit größter Antipathie beurteilt, aber ins Gesicht mit besonderem Respekt behandelt wird, hatte nicht wenig Aufsehen erregt. Ein Offizier unseres Regiments beeilte sich, mich einzuladen, in seiner warmen Deckung zu schlafen. Er versprach sich gelegentlichen Vorteil davon – ich aber hatte solchen Vorteil gleich, indem ich die Einladung annahm.

Samstag, den 10. Oktober 1914.

In das beinahe eintönige Konzert von Gewehrkugeln, Minen und Kanonenschüssen kam heute eine Ergänzung durch 24-cm-Geschütze, die jetzt auf unserer Seite verwendet werden. Die Mörser sind weit hinter uns in die Erde gemauert, in Bossut, ihre Geschosse fahren wie Schiffe durch die Luft.

Sonntag, den 11. Oktober 1914.

Kot. Das ist die Devise des Tages. Eines von den ärgsten Schrecknissen des Krieges. Die ganze Nacht hat es gegossen (es muß nicht die Folge der 24-cm-Mörser sein), und durch das Erdreich, das uns notdürftig überdacht, strömten Wassermassen und bildeten in den Falten des aufgespannten Segeltuches große Lachen. Man sehnt in den Nächten nichts heißer herbei als den Morgen; um 5 Uhr abends muß man, wenn man nicht Wachtdienst hinter den Schießscharten hat, schlafen gehen, da bei Anbruch der Dunkelheit die Kugeln, aus Angst vor einem gegnerischen Sturm, von beiden Seiten in wahnsinniger Hast aneinander vorbeizujagen beginnen. Man kann nicht schlafen und natürlich kein Licht anzünden, so daß die Nächte zu nichts anderem da sind als zur Erwartung des Tages. Heute im strömenden Regen war der Wunsch, daß es bald tagen möge, noch intensiver.

Aber wie arg war es, als er erfüllt wurde! Man konnte nicht einen Schritt aus der Hütte hinaustreten, ohne bei der Rückkehr mit den Stiefeln einen Berg von Lehm und Kot in sein „Bett" zu tragen, und wenn man weitergehen wollte, wurde man an den unvergeßlichen Drinaübergang gemahnt, denn in den Laufgräben stand das Wasser bis in Bauchhöhe. So war man verurteilt, in der Deckung, die kaum einen Meter hoch und einen Meter breit ist, mit drei anderen Bewohnern den ganzen Tag zu vertrotteln. Wollte man in eine Nachbarwohnung schlüpfen, mußte man gewärtig sein, dort wegen des mitgebrachten Lehms hinausgeworfen zu werden. Lesen konnte man gleichfalls nicht, denn die Zeltblätter waren hermetisch zugezogen, um dem Regen den Eintritt zu verwehren, und sie verwehrten ihn auch dem Licht.

Ich dachte (wer denkt an etwas anderes!) an die Möglichkeit der Rückkehr. Nun ist auch mein jüngster Bruder Soldat geworden. Der Zweitjüngste ist gleichfalls dieser Tage als Soldat aus

Prag abgegangen. Von meinem jungverheirateten Bruder, der als Fähnrich in Galizien steht, fehlt wieder mehr als eine Woche jede Nachricht. Werden wir uns alle mit der Mutter wieder zusammenfinden? Kaum. Ich versuchte die Frage, wer von uns nicht heimkommen werde, zu lösen, indem ich darüber nachdachte, wen von uns am wenigsten Verbindungslinien mit dem Leben verknüpfen. Ich glaube nicht, daß die Lostrennung vom Leben plötzlich erfolgen könne, ohne Rücksicht auf die Zahl und Festigkeit der Bande, die den Betroffenen an das Dasein ketten. Nein, es gibt nichts Plötzliches im Leben und noch weniger im Tod. Aber kann ich heute noch bei anderen die Festigkeit des Hanges am Leben feststellen, kann ich es selbst bei meinen Brüdern, kann ich es noch bei mir? Vor einem Vierteljahr war es anders. Hundert Beziehungen, Aufträge, Pflichten, Verhältnisse, Zusammenkünfte, Pläne, Absichten und Bestimmungen verknüpften mich nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit der Zukunft. Ich hätte mir nicht denken können, von einem Tag auf den anderen aus dieser Fülle losgerissen zu werden. Das ist jetzt anders. Die Verbindungslinien zu den Freunden und zur Welt haben sich gelockert, die zur Gegenwart und gar zur Zukunft sind gelöst.

Der Tod ist uns allen so vorbereitet, daß er gegenüber unserem jetzigen Zustand keinen besonderen Wechsel mehr bringen kann. Die Lebenslust ist in uns gestorben, wir sind von Toten und Sterbenden umgeben, unsere Gedanken sind an den Tod viel stärker gewöhnt, als es jemals die eines Zu-Tode-Kranken, eines Zu-Tode-Alten oder eines Zu-Tode-Verurteilten sein können, unsere Hoffnungslosigkeit ist vollkommen, und unsere Lebenskraft ist derart zusammengeschrumpft, daß wir den Tod kaum mehr besonders fürchten.

In unseren Gewohnheiten sind wir ja schon eher Tote als Lebendige. Wir haben keine Lebensgefühle mehr, keinen sich auf das Weiterleben erstreckenden Ehrgeiz, keine äußere Eitelkeit, wir kleiden uns nicht um, wir essen kaum, wir waschen uns nicht, wir putzen uns nicht die Zähne, wir ekeln uns vor nichts, wir schlafen in einem Grabe, und wir sind von einer Apathie, die von der Gedankenruhe eines im Grabe Faulenden nicht wesentlich verschieden sein kann.

Montag, den 12. Oktober 1914.

Ich brach früh mit allerhand Meldungen zum Train nach Velino-Selo auf. Seitdem der serbische Volltreffer den Artilleriestab in Salaš traf, ist das Divisionskommando schleunigst nach Bosnisch-Rača abgegangen. Gegenüber der Divisionssanitätsanstalt ist ein kleiner Friedhof für die Toten der Paraschnitza errichtet, dessen Kreuze mit Sorgfalt hergestellt und dessen Grabhügel mit Herbstblumen geschmückt sind. Hier liegt auch mein Rößler begraben.

Am Rückweg sah ich beim Regimentshilfsplatz fünf Leichen, die man eben aus der reißenden Drina fischte. Sie hatten seit mehr denn Monatsfrist im Wasser gelegen und waren bereits so durchweicht, daß man die Haut von ihren Händen ziehen konnte wie Handschuhe. Ich hatte von einem der Toten, in dessen Legitimationskapsel die Nummer der Standkompanie nicht erwähnt war, das Portemonnaie mit Kronen 6,20 zum Regimentskommando mitzunehmen. Obwohl ich alles dreifach in Papier eingewickelt hatte, mußte ich die Hand, in der ich die Börse trug, weit von mir strecken, damit mich der Leichengeruch nicht betäube.

Dienstag, den 13. Oktober 1914.

Erwartung, was mir dieser Dreizehnte wieder Unseliges bescheren werde. In der Zeitung las ich von dem Tod lieber Freunde, darunter dem des tschechischen Schriftstellers Doktor Erwin Taussig, mit dem ich in Berlin verkehrte und den ich trotz unserer grundverschiedenen Lebensauffassung liebgewonnen hatte. Auch die Tatsache, daß Oberleutnant Beyrodt, der letzte von den Offizieren meiner Kompanie, erkrankt ist und wohl morgen in das Spital abgehen werde, freute mich sehr wenig, aber ich wußte, daß dies noch nicht die ganze Ausbeute eines Dreizehnten sein könne. Am Abend brachten die Menagezuträger eine wirkliche Hiobspost: die neue auf Pfeilern erbaute Drinabrücke, die heute früh dem Verkehr übergeben worden war, worauf man die schwache Pontonbrücke abtrug, ist schon geborsten. Zwei große Wassermühlen waren von dem jagenden Strom gegen die Pfeiler gestoßen worden und hatten deren Widerstandskraft gebrochen. Überflüssig zu sagen, daß sich im Nu die Nachricht verbreitete, die Serben hätten die Wassermüh-

len absichtlich losgemacht, um sie vom Strom treiben und gegen die Brückenpfeiler anrennen zu lassen.

Wir sind jetzt von der Heimat abgeschnitten. Im Falle eines serbischen Durchbruches wäre es sicherlich das günstigste, in Gefangenschaft zu geraten, denn daß unsere Divisionen bei dieser Strömung und bei diesem Wasserstand in den kleinen Pontons hinüberkämen, ist ausgeschlossen. Die Menage kann auch nicht mehr herüber, und wir wurden schonend darauf vorbereitet, daß wir sie uns für morgen und vielleicht auch für die nächsten Tage denken können.

Die Savebrücke, über die wir herübergekommen waren, ist gleichfalls arg gefährdet, obwohl die Sappeure mit Staken und Booten den flüchtigen Teilen der zertrümmerten Drinabrücke nachfuhren, um einen Anprall gegen die Savebrücke zu vereiteln. Einige der Pioniere haben dabei den Tod gefunden.

Ich habe heute meine Wohnung wechseln müssen; ein unliebsames Ereignis, das ich trotzdem nicht zu schmerzlich empfinde. Wenn ich später einmal diese Blätter durchlesen sollte, werde ich mich vielleicht meiner Undankbarkeit schämen, die mich veranlaßt hat, so etwas in mein schriftliches Gedächtnis aufzunehmen. Aber heute glaube ich mich von dem Gefühl der Undankbarkeit frei, und nicht aus momentaner Mißstimmung verzeichne ich das Nachfolgende, sondern ich habe mir gelobt, die hervorstechendsten meiner Gefühle und persönlichen Ereignisse in diesen Blättern niederzulegen, und so darf ich die Schilderung eines Mißbehagens nicht unterdrücken, das während der letzten Tage auf mir lastet.

Wie ich erwähnt habe, hat vor vier Tagen ein Offizier unseres Regiments, nachdem er mich mit dem Generalstabsoffizier der Brigade angeregt sprechen gesehen, sich beeilt, mich einzuladen, in seiner Deckung zu schlafen, und ich hatte bei ihm genächtigt. Das war aus vielen Gründen für mich günstig. Während meine bisherigen Schlafgenossen in unserer selbstverfaßten Erdgrube bleiben mußten und infolge des Regens und Kots, in dem sie die Nächte zubrachten, von Zahnschmerzen, Diarrhöe und Angina befallen waren, blieb ich davon verschont, da der erwähnte Offizier seine halbe Kompanie zur Herstellung seiner Wohnung kommandiert hatte, so daß man darin nicht nur gegen den Regen gut geschützt war, sondern abends auch ein Feuer anmachen konnte. Ein noch angenehmerer Vorteil bot sich mir dadurch,

daß man in dieser Hütte stehen und sitzen, also bis 8 oder 9 Uhr abends wach bleiben konnte, während man in den Mannschaftsdeckungen genötigt ist, immer um 5 Uhr nachmittags schlafen zu gehen. So hatte ich meine Vorteile von der Gastfreundschaft, aber ich konnte mich ihrer nicht freuen. Ich bin wiederholt gezwungen gewesen, mit Leuten beisammen zu sein, die mir im ersten Augenblick unsympathisch waren, und ich habe mich fast immer mit Erfolg bemüht, an ihnen Züge zu entdecken, die meine erste Meinung zu ihren Gunsten richtigstellten. Bei meinem Gastfreund war dies nicht der Fall. So unsympathisch er mir schon bei oberflächlicher Bekanntschaft gewesen, vollends widerwärtig wurde er mir bei näherem Kennenlernen.

Er erzählte mir zum Beispiel mit schamlosen Details sein Verhältnis zu einem Mädchen, das er in unfairer Weise verführt hatte und das ihn noch immer maßlos liebt. Er gab mir die Briefe des Mädchens zu lesen, damit ich sie beantworte. Er hatte sie überhaupt nicht geöffnet, worüber ich um so mehr entrüstet war, als seine Geliebte ihn darin nur um ein einziges Wort bat: sie habe gehört, daß er sie während ihres Verhältnisses, das sie mit furchtbaren häuslichen Szenen, einer verbotenen Operation und darauffolgender lebensgefährlicher Krankheit bezahlt hatte, mit ihrer besten Freundin betrogen habe. Sie bitte ihn nur um ein Wort des Dementis, das sie ihm unbedingt glauben wolle. Der Kerl überließ es mir, diesen Brief so zu beantworten, wie ich wolle. Die an Exhibitionismus grenzende Art, sich zu benehmen, zu schimpfen und zu sprechen, die Brutalität, mit der er Leute seiner Kompanie prügelte und mit den Füßen stieß, die Rücksichtslosigkeit, mit der er seinen Diener weckte, damit dieser aufstehe und die Kerze auslösche (obwohl es dazu nur einer Kopfbewegung oder einer Bewegung der Hand bedurft hätte), brachte mich fast zur Raserei, und ich mußte mir Zwang antun, um ihm nicht Grobheiten zu sagen, was mir bei diesem Menschen gewiß standrechtliche Bestrafung eingetragen hätte und als beispiellose Undankbarkeit ausgelegt worden wäre.

Als er mir einmal brüsk sagte, daß ich mit dreckigen Stiefeln nicht in seine Behausung kommen dürfte, erbat ich mir mein Zeltblatt zurück, das einzige Mobiliar, mit dem ich zu ihm übergesiedelt war. Das hieß, ich wolle wieder in mein altes Heim. Er zwang mich zu bleiben, und ich mußte bleiben. Aber ich empfand es höchst unangenehm.

Das seltsamste war, daß dieser Mensch einmal im Gespräch über einen Stabsoffizier äußerte, dieser sei ein nobler Charakter. Auf meine Frage, wie er dies begründe, zählte er mir alle Eigenschaften auf, die durchweg den seinigen entgegengesetzt waren, und wußte sie nicht genug zu loben. Ich war so verblüfft, daß er (mein Staunen merkend) mich fragte, ob ich nicht seiner Meinung sei. Ich beeilte mich, zu versichern, daß auch ich die von ihm gerühmten Eigenschaften rühmenswert finde, nur seien sie leider selten zu finden.

Übrigens rückte er heute mit seiner Kompanie in die Schwarmlinie ab, und obwohl ich wieder in Regen, Wind und Nässe am Nachmittag zur Nachtruhe gehen muß, wird mir nach seiner schönen Wohnung nicht bange sein.

Mittwoch, den 14. Oktober 1914.

Zu den merkwürdigsten Aufgaben, mit denen ich bisher bedacht wurde, gehört die heutige: ich möge einen neuen Brunnen für die Schwarmlinie und die Reserven suchen, da die bei diesen befindlichen Brunnen infolge (von den Serben) hineingeworfener verfaulter Kürbisse stinkendes Wasser liefern. Der Auftrag schien unerfüllbar. Wäre ein anderer Brunnen vorhanden, so hätten die lückenlos und in langer Front vorrückenden Schwarmlinien auf ihn stoßen, beziehungsweise jeder Schwarm wissen müssen, wo Trinkwasser zu holen sei. Obwohl also meine Aufgabe aussichtslos schien, gelang es mir altem Rechercheur, durch Umfragen doch einen Brunnen zu finden, allerdings einen „a. D.". Die Pioniere sind nun beschäftigt, die Verschalung wegzuräumen, und man wird ja sehen, ob er sich als ergiebig erweisen wird.

Auch die Reservebrücke ist nun zerbrochen worden, und zwar von den Trümmern der geborstenen Drinabrücke. Wir speisten eine unserer Konserven zu Mittag, da die Menagezufuhr verzögert ist. Der Verkehr wird durch eine Überfuhr von kleinen Dampfern aufrechterhalten.

Die Serben, die von der Unmöglichkeit unserer Rückkehr nach Österreich jedenfalls Wind bekommen haben, überschütten uns mit einem Hagel von Gewehrschüssen und Granaten und Schrapnellen und Kartätschen und versuchten einen Vorstoß gegen uns, der nicht glückte. Ein Krawall, wie er selbst unseren

gegen akustische Exzesse abgehärteten Ohren unerträglich klingt, erfüllte die Nacht. Den Schlaf konnte er mir allerdings nicht rauben, denn ich hatte keinen.

Ich liege wieder in meiner alten Deckung, mein Nachbar zur Rechten hat Dysenterie, mein Nachbar zur Linken hustet gräßlich. Seine Mutter starb, zwanzig Jahre alt, an Lungentuberkulose, sein Vater, sechs Jahre älter, an Säuferwahn.

Donnerstag, den 15. Oktober 1914.

Oberleutnant Beyrodt und Hauptmann Wieronski sind heute vom Hilfsplatz in das Spital nach Grk fortgebracht worden. Sie waren die letzten aktiven Offiziere des Bataillons. Als Bataillonskommandeur kam Major Gärtner zu uns, der vor acht Jahren in Ruhestand gegangen war, bei Kriegsbeginn wieder reaktiviert wurde und bisher das hier selbständig detachierte II. Bataillon des Prager Regiments Nr. 28 kommandiert hatte. Vor zehn Jahren, in den letzten Kaisermanövern, die Kaiser Franz Joseph geleitet hat, bin ich in den „Gefechten" bei Stekna und Pisek Ordonnanz bei Major Gärtner gewesen.

Freitag, den 16. Oktober 1914.

Früh: Mit Meldungen zur Division nach Bosnisch-Rača. Die Save noch immer wie eine schwangere Frau. Mitten im Fluß war eine Mühle auf eine Sandbank aufgefahren, die Bretter weggeschwemmt, nur das Mühlenrad streckte sich groß und ungefügig wie ein totes Ungetüm über den Wasserspiegel der Save. Es fiel mir ein, ob das nicht die Wassermühle aus Syrmisch-Rača sei, die ich mir vor Monatsfrist mit dem Amtmann, der Hebamme und den anderen mystisch-grausamen Gestalten der „Kronbraut" belebt hatte. Ich lugte über den breitgewordenen Strom, aber ich konnte nicht sehen, ob meine alte Mühle noch an ihrem Platz ankerte oder ob sie es sei, die tot und unbegraben vor mir liegt, wie tausend andere Freunde.

Die Laufgräben sind teilweise unter Wasser, so daß man über kleine Brücken aus Brettern steigen muß. Die Serben haben angeblich zwei Flüsse in die Drina abgeleitet, um uns oder wenigstens die Laufgräben zu überschwemmen.

Montag, den 19. Oktober 1914.

Antwort von Familie Rößler. Ein Brief, voll von ungeheurem Schmerz über den Verlust des einzigen Sohnes, und vor allem die dringende Bitte, ich möge alles unternehmen, daß der Tote in heimatlicher Erde bestattet wird. Ich erhielt die Erlaubnis, mich nach Bosnisch-Rača zur Divisionssanitätsanstalt zu begeben, wo Rößler beerdigt ist. Dort erhielt ich die Auskunft, daß ein Ansuchen um Exhumierung bei den gegenwärtigen Transportverhältnissen kaum auf Genehmigung zu rechnen habe. Man zeigte mir das Grab, welches auf einem behelfsmäßig hergerichteten, mit einem großen Steinkreuz geschmückten Friedhof sehr sorgfältig gehalten ist. Auf den Hügeln sind Blumen gepflanzt und Holzkreuze befestigt. Ich schrieb der Familie und gab eine Schilderung der Grabstätte.

Dienstag, den 20. Oktober 1914.

Wir haben eine neue Kutja bezogen. Acht Tage lang hatten wir an dem unterirdischen Blockhaus gebaut, das viel geräumiger ist als unsere bisherige Wohnstätte. Es ist für neun Leute bestimmt, vier Meter lang, zweieinhalb Meter breit und beinahe zwei Meter hoch. Der Eingang ist etwas vertieft, so daß der Raum, in dem wir schlafen, eine Art Podium bildet. Wir haben diese Villa vom Laufgraben aus geschaufelt, so hoch, daß sich der Plafond etwa einen Meter unter der Erdoberfläche befindet. Vor Einsturz sollen uns drei Baumstämme schützen, die der Länge nach, und sieben Stämme, die der Breite nach unter der Zimmerdecke eingerammt sind. Dazwischen ist eine Reihe von Latten eingefügt. In der Mitte des Hauses zeugt eine einzige Säule von Pracht: ein Baumstamm, der dazu bestimmt ist, das Dach zu tragen und mich zu stören, denn ich liege als Fünfter gerade in der Mitte. Neben mir habe ich ein kleines Brettchen in die Wand gesteckt, auf dem meine Briefschaften, mein Rousseau und meine Eßschale sind. Bei Nacht brennt auf dieser Konsole ein Kerzenstümpfchen, so daß ich lesen kann. Rechts, in der Mitte der Wand, ist ein Ofen, dessen Rauchfang aus serbischen Zinnverschlägen kunstvoll hergestellt ist. Als Rost- und Bratspieß steckt quer eine starke Nadel darin, die einst zum Festhalten des Traggerüstes an einem Packtornister diente.

Es ist hier zweifellos viel bequemer als in der bisherigen

Deckung, aber ich fühle mich dem Tode näher. Unser früheres Heim lag an dem Hauptlaufgraben, der zu unserer Schwarmlinie führt, und da unser Haus keine Mauer hatte, sahen wir jeden, der nach vorne ging. Bald kamen Offiziere des Divisions- oder Brigadekommandos, bald Proviantunteroffiziersgehilfen von unserem Regimentstrain, bald Rechnungsunteroffiziere, bald Marode, bald Geheilte aus den Spitälern, bald Rekruten und Leute der Marschbataillone, die direkt aus Prag kamen, bald Ärzte vom Hilfsplatz, bald Köche von den Fahrküchen, bald Artilleriebeobachter, und viele Bekannte waren darunter. Sie hielten sich bei uns auf und brachten uns Nachrichten über Freunde, die verwundet oder getötet oder beurlaubt oder geheilt worden waren. Hier und da schenkten sie uns eine Zigarette oder zwei Finger voll Tabak, sie borgten uns für einen Augenblick Zeitungen, die sie zu den Offizieren zu tragen hatten, und dergleichen. Damit ist es nun vorbei.

Wir wohnen jetzt in einer Seitensappe des Laufgrabens zwischen Regimentskommando und Offizierslatrine, und unsere Nachbarn sind fünf tote Komitatschis, die neben unserem Dach verscharrt liegen. An uns geht niemand vorüber. Wir liegen jetzt unter der Erde wie im Grab. Nichts kettet uns mehr an die Welt. Wenn das Gebäude zusammenfällt, so merkt es niemand da draußen. Wir lägen da, wie tausend andere tote Kameraden in unserer Nähe, und hätten den Pionieren nur Arbeit erspart.

In der Nacht konnte ich nicht schlafen. Über unseren Häuptern irrten Mäuse umher, denen wir durch unsere Wühlarbeit die Möglichkeit einer Orientierung in ihrem Heimatland genommen haben. (Ähnlich wird es den Serben gehen, wenn sie je wieder auf die Paraschnitza zurückkehren sollten, die wir durch Laufgräben, Sappen, Deckungen und Verschanzungen zu einem Labyrinth umgestaltet haben, in dem sich kein Polizeihund auskennen würde.) Die Mäuse bröckelten Erde auf uns unbefugte Bewohner ihres bisherigen Heimes herab, und einem Schlafgenossen fiel eine Maus in den Mund. Das war es nicht, was mich nicht schlafen ließ, ich hatte ein anderes, noch unbehaglicheres Gefühl: mir schien es, als hätte ich Läuse. Das wäre für mich das Ärgste. Die Furcht vor diesen Viechern war die einzige Furcht gewesen, die mich einst bei journalistischen Streifzügen ins Elendenland bewegt hatte, während andere diese Gänge aus anderen Gründen als waghalsig beurteilten.

Gegen 4 Uhr früh schlief ich doch ein. Nicht lange darauf weckten mich meine Kameraden. Es war schon hell. Sie waren aufgesprungen und wiesen auf ein leibhaftiges Menschenbein – Schenkel, Wade, Fuß –, das gerade über dem Kopfe meines Nachbarschläfers von der Decke niederhing. Über unserm Haupt war ein Komitatschi begraben, und durch unseren Bau war ihm der Boden unter den Füßen zusammengesunken. Wir hackten die Leiche heraus und gruben sie an einer für uns weniger unangenehmen Stelle wieder ein.

Dann weckte ich den Mediziner einer nahen Kompanie zur Diagnose, ob ich Läuse habe. Er konnte nur Flohbisse konstatieren. Ich war glücklich. Es verdroß mich nicht, drei Viertelstunden zur Drina hinunterzulaufen, um mich in einem Ponton auszuziehen und ins kalte Wasser zu springen. Nach dem Bad kletterte ich wieder über die teerbeschmierte Pontonwand zu meinen Kleidern und wurde dabei noch schmutziger, als ich vorher gewesen.

Nachmittags wurde ich zum Bataillon Balzar (6., 7., 13. und 14. Kompanie) gesandt, um dort eine Meldung abzugeben. Der Weg führte an drei Landwehrregimentern vorbei, längs der Front durch Lauf- und Schützengräben, die breit und mit allerhand Nischen und Bequemlichkeiten ausgestattet sind. Durch metallisch glänzendes Laub, das von den Bäumen und den mit Zweigen überdeckten Traversendächern auf den Weg gefallen war, erhielt alles den melancholischen Charakter eines verlassenen Parkes im Herbst.

Bei Landwehr 8 erfuhr ich vom Tode eines Bekannten, des Fähnrichs Karl Stein. Vor kurzem war er Brautführer bei der Hochzeit seines Bruders in Komotau gewesen, an der ich als Vertreter der Bohemia-Redaktion teilgenommen. Der junge Bursch hatte damals in seiner Uniform so übermütig ausgesehen, nun liegt er in der Uniform nicht weit von mir in der Erde.

Der Weg zum detachierten Bataillon, der vom Finanzwachhaus Omerov Čardak gegen unsere Front führt, dauerte etwa eine Stunde. Ich übergab meinen Befehl. Beim Rückweg verirrte ich mich in den Laufgräben, die unten nächst der Savebrücke in kurzen Windungen verlaufen, so daß man beim schnellen Passieren dieser Schlangenlinie beinahe die Drehkrankheit bekommt. In stockdunkler, von serbischen Kugeln schraffierter Nacht mußte ich von der Landwehrdeckung in die unsere. Der

Weg führte über offenes Terrain. Beim Regiment hatte man mich schon tot geglaubt.

Ich wurde früh wieder zum Bataillon Balzar geschickt. Auf dem Hinweg ließ ich mir das Grab des Fähnrichs Stein zeigen. Durch Zigaretten und gute Worte veranlaßte ich einige Soldaten, es herzurichten und auf dem Baum neben der Grabstätte eine Gedenktafel anzubringen, da im Frühjahr die Save wohl das ganze Gebiet überfluten und den Grabhügel davonschwemmen wird.

Donnerstag, den 22. Oktober 1914.

In den letzten Tagen war man des Lobes voll über den Infanteristen Sokol von der 1. Kompanie, welcher mit unserer neuesten Waffe, den Eierhandgranaten, geschickt umzugehen wußte und in den serbischen Gräben Unheil und Verwirrung anrichtete. Er war zum Gefreiten befördert, zur Dekoration eingegeben worden. Heute nachmittag hantierte er mit einer Handgranate, sie explodierte und zerriß ihn und die beiden anderen Bombenwerfer der Kompanie in Stücke.

Freitag, den 23. Oktober 1914.

Unsere Pioniere arbeiten aus dem Schützengraben Sappen nach vorne, die Serben desgleichen. So kommt es, daß an einigen Stellen die Grabenden der beiden Parteien nur etwa 15 Schritt voneinander entfernt sind, allerdings ohne daß man einander zu sehen bekäme. Gestern wurde nun während der Arbeit von zwei serbischen Leuten herübergerufen, daß sie an dieser Stelle um 7 Uhr abends herüberkommen werden, man möge nicht auf sie schießen. Die Aufforderung brach jäh ab. Wahrscheinlich war sie gehört und die beiden verhaftet worden. Wenigstens kamen sie nicht herüber, obwohl an dieser Stelle nicht geschossen wurde.

Am Abend spielte, in der serbischen Schwarmlinie gedeckt aufgestellt, eine Musikkapelle, deren Töne zu uns herüberdrangen. Man feierte den zweiten Jahrestag der für die Serben siegreichen Schlacht von Kumanova und wollte durch die fröhlichen Klänge auch uns die serbische Kriegsbegeisterung zeigen. Sie spielten das tschechische Volkslied „Andulka Šafařová“ und das patriotische „O du mein Österreich“. Nach serbischen Liedern

schien eine Ansprache zu folgen, und dann brauste ostentativ begeistert ein dreifaches „Živio“ zu uns herüber.

Samstag, den 24. Oktober 1914.

Das war bisher mein brennendster Wunsch gewesen: einen Urlaub nach Prag zu bekommen, anständig zu baden, anständig zu essen, mich anständig auszurüsten und die Lieben zu sehen. Seit heute ist es nicht mehr mein Wunsch. Ein Kamerad kam vom Verwundetenurlaub aus Prag zurück. Ich sagte, daß er zu beneiden sei. „Wenn nicht der Abschied wäre“, erwiderte er. Dieser Satz war es, der mich endgültig von meinem Wunsch abgebracht hat. Nein, jetzt noch einen Abschied? Damals war es noch verhältnismäßig gut gegangen. Es war nur ein Krieg Österreichs gegen Serbien, und man mußte annehmen, daß er bald zu Ende sei. Meine Bagage hatte in einem winzigen Handköfferchen bequem Platz, und ich glaubte, noch zuviel mitgenommen zu haben. Auch war ich damals der einzige von meinen Brüdern, der eingerückt war. Jetzt ist niemand bei Muttern zu Hause, geradezu ein Weltkrieg im Gange, kein Ende abzusehen, jeden Tag erscheinen endlose Verlustlisten in der Zeitung, Freunde sind vermißt, Verwandte tot, die Stadt von Krüppeln bevölkert, Witwen und Waisen erfüllen die Heimat mit Weinen, Not und Schmerz, ich weiß jetzt, wie es hier zugeht. – Nein, nur jetzt nicht noch einmal den Abschied!

Die Stimmung in Prag soll kriegsfeindlich sein. Allgemein wisse man, daß den Siegesnachrichten kein Glauben zu schenken sei, und obwohl die Behörden gegen die Verbreiter pessimistischer Anschauungen und Gerüchte einschreiten, erfüllen nur Nachrichten von verlorenen Schlachten, verlorenen Trainkolonnen und Automobilparks, schweren Verlusten und dergleichen die Bevölkerung, deren Stimmung eigentlich gegen den Krieg gerichtet sei und die sich in ihren abfälligen Äußerungen gegen die eigenen Führer und Machthaber (wenn auch nur in latenter Weise) wende. Sogar der Volkshumor sei ein schwarzseherischer: „Alle Friseure müßten auf den Kriegsschauplatz abgehen, weil wir bereits eingeseift sind.“ – „Die neu eingeführten Zweikronen-Banknoten sind weder hochrot noch rosarot, sondern bank-rott.“ Die Begeisterung, die am Anfang die ins Feld ziehenden Truppen begleitet hat, sei in Verzweiflung umgewan-

delt, auch die abmarschierenden Soldaten sollen keine „Zucht" mehr haben. Die „Prager Kinder", die 28er oder das 8. Landwehrregiment, hätten bei ihrem Abmarsch auf den Bahnhof ein rotes Tuch als Fahne vorangetragen, auf dem ein altes tschechisches Volkslied folgendermaßen variiert aufgeschrieben war. „Červený šátečku kolem se toč, já táhnu na Rusko, já nevím proč", das heißt: „Du rotes Tüchlein, du, dreh dich herum, – Ich zieh nach Rußland jetzt – Und weiß nicht, warum." Im Spital in Pisek seien 2000 Ruhrkranke, in Frankreich sei es nun auch mit den deutschen Siegen zu Ende, an der russischen Front sogar der österreichische Landsturm vernichtet worden. Gegen die Juden sei die Stimmung der Bevölkerung erbittert, weil viele Lokalanstellungen mit ihnen besetzt seien. So? Und mir geht wieder vor den vielen Juden hier die Galle heraus.

Sonntag, den 25. Oktober 1914.

Der Kommandant der Balkanstreitkräfte, Feldzeugmeister Potiorek, fühlt sich bemüßigt, feindliche Jubelmeldungen über Siege von Romanja planja (wie kommen die Montenegriner so nahe an Sarajevo?), von Kurjačiča und vom Gučewo-Rücken auf das „rechte Maß zu reduzieren". Zur Kennzeichnung dieses „Dementis" nur einen Satz von vielen: „Der angebliche Sieg von Kurjačiča war eine durch das Hochwasser der Drina bedingte, nicht durch einen serbischen Angriff erzwungene Räumung eines überschwemmten, kleinen Brückenkopfes." In diesem Ton geht das „Dementi" weiter. Daß auch nicht ein einziger Zeitungsleser bei Lektüre dieser famosen „Reduktion" von Entrüstung über die serbischen „Lügenmeldungen" gepackt werden wird, ist klar. Im Gegenteil, er wird nichts anderes in ihr sehen können als eine unumwundene Bestätigung der serbischen Nachrichten, ein rückhaltloses Eingeständnis eigener Flucht. Nicht einmal in Friedenszeiten hat man solchen gewundenen Richtigstellungen geglaubt, und gar jetzt, wo man in der Technik des Zeitunglesens gründlich geschult wird. Weiß man doch, daß alles zensuriert und konfisziert wird, weiß man doch, was offiziell zusammengelogen wird, und gerade in den letzten Tagen ist durch die Publikation diplomatischer Schriftstücke die ganze Sprachkunst der schamlosen Verschleierung deutlich aufgedeckt worden. Es ist z. B. belehrend, wie Edward Grey seinerzeit auf

eine Anfrage im Parlament das eben abgeschlossene Marineabkommen mit Rußland in Abrede stellte, ohne zu lügen, aber auch ohne die Wahrheit zu sagen. Auch die englischen, französischen und belgischen Blätterstimmen über die Kriegspräludien waren bei uns zitiert, also weiß jeder, wie man Verschleierungen aufzufassen hat, und jeder halbwegs Gewitzte wird heutzutage zwischen den Zeilen zu lesen wissen. Und nun setzt ein Armeekommandant eines Großstaates unter einen solchen albernen Wisch seinen vollen Namen! Er hätte entweder den Rückzug gleich melden oder aber auch jetzt schweigen müssen. Läßt man sich erst durch serbische Meldungen verlocken? Glaubt Herr Potiorek vielleicht, daß man Nachrichten über verlorene Schlachten schmackhafter macht, wenn man sie nicht an sich meldet, sondern nur als Reduktion von offiziellen Berichten des Feindes? Oder tut man es vielleicht um des Auslandes willen? Es wird auch im Ausland nur als Dokument der Unfähigkeit erscheinen.

Montag, den 26. Oktober 1914.

Der Tag galt den Vorbereitungen zum Sturm. Unterhalb der Schießscharten wurde von Pionieren ein unterirdischer Gang ins Vorterrain gebohrt und die Reste der zwischen uns und den Serben befindlichen Drahthindernisse mit geschliffenen Bajonetten und Drahtscheren durchschnitten. Sturmleitern wurden vorwärts getragen, Posten in den Laufgräben aufgestellt, welche niemanden nach hinten lassen dürfen, und auch über den Zeitpunkt des plötzlichen Vordringens, das wieder Hunderten von uns das Leben kosten wird, wurden wir nicht im Zweifel gelassen. Hauptmann Spudil kam in seiner elegantesten Uniform, mit dem Verdienstkreuz angetan, den Schnurrbart in die Höhe gezwirbelt, als ob er zur Hochzeit ginge, und sagte uns: „Morgen um 5 Uhr schrumme ich." – „Schrumm" ist sein Lieblingswort, und besonders in der Verbalform gibt es nichts, was er damit nicht ausdrücken würde.

Die Aufregung aller ist natürlich so groß, daß man kaum ein Auge schließt. Wem wird es morgen gelten? Unruhig zerren die Leute an den Abzugshähnen der Gewehre, als würden dadurch mehr der lebenden Hindernisse auf der Gegenseite aus der Welt geschafft, und von drüben schlagen die Granaten so präzis in unsere Deckungen, daß uns der Luftdruck zu Boden wirft,

wenn wir aus der Deckung kriechen. Morgenrot, Morgenrot!

Dienstag, den 27. Oktober 1914.

Um 7 Uhr früh war Sturm, nachdem schon 25 Minuten vorher die Kanonade ausgesetzt hatte. Den Kampf auf der kilometerlangen Front von Omerov Čardak bis zum Drinaufer bei Serbisch-Rača eröffnete das I. Bataillon unseres Regiments. Dann kamen unsere beiden anderen Bataillone und die übrigen Regimenter.

Die Serben waren verblüfft, denn wir lagen seit Wochen einander gegenüber, und man hatte schon daran geglaubt, daß wir nie anders als unterirdisch aneinander herankommen würden; darauf deuteten auch die Sappen hin, die wir aus unserer und die Gegner aus ihrer Stellung vorwärts gruben.

Von Entsetzen gepackt, jagten sie davon, als wir auf den obersten Sprossen der Leitern erschienen, uns über die Deckung schwangen, das Hurra und das Sturmsignal ertönten. Nur jene Serben, welche aus den gegen unsere Sturmstellungen vorgeschobenen Laufgräben uns mit Flankenfeuer überschüttet hatten, feuerten wütend gegen die an ihnen vorbeistürmenden Österreicher und trafen sie von der Seite oder von hinten.

Binnen fünf Minuten waren die serbischen Stellungen erreicht und von den letzten sich zur Wehr Setzenden geräumt. Den Fliehenden wurden Schüsse nachgesandt, wer nicht schnell genug hatte flüchten können oder einen schweren Schuß erhalten hatte, blieb liegen und flehte um Gnade, die Waffen wegwerfend und die Hände in die Höhe hebend. „Nepucat, nepucat – Nicht schießen, nicht schießen!"

Der Angriff machte nicht bei den Stellungen der Serben halt, sondern ging über den Dammweg hinaus, der die südliche Grenze der Paraschnitza-Halbinsel bildet und der in den letzten zwei Monaten täglich mehr als hundertmal genannt wurde und in unseren Gedanken als etwas Unerreichbares gelebt hatte. Nun rannten wir über ihn hinaus und sahen, daß es eine ganz gewöhnliche, etwa 2 m hoch aufgedämmte Chaussee war, nicht einmal betoniert oder gar zementiert (wie es alle Zeitungen gemeldet). Unsere Granaten hatten die Straße überdies zerrissen.

Erst als die Zahl der serbischen Gefangenen und der um sie Beschäftigten sowie unsere Erschöpfung beträchtlich geworden

war, machten wir halt. Wenige Minuten später rannte ich mit Meldungen über das erstürmte Gebiet. Wie das aussah!

Schreien und Stöhnen von Verwundeten, dort Unterhandlungen mit Gefangenen, dort flehentliches Bitten Verletzter an die Blessiertenträger, Gestank von Leichen, die auf dieser für beide Seiten seit Wochen unerreichbaren Zone unbegraben gefault hatten, dort drei Serben in einer Deckung aneinandergeschmiegt, von einer einzigen Granate getötet; die Bäume verkrüppelt, Stämme und Äste gefällt von Schüssen, die Erde aufgewühlt und durchfurcht von krepierten Geschossen und übersät von Kugeln, die allnächtlich in Myriaden verschossen worden waren, weil man den Gegner nicht sah und doch das Dunkel durchdringen wollte.

Dort liegt der lustige Hauptmann Spudil. Eine Granate hat ihm den Kopf vom Leibe gerissen, nur der Hals ist sichtbar und das rechte Ohr; tiefer die funkelnagelneue Extrauniform, mit Blut begossen. Neben ihm liegen zwei Telefonisten, von der gleichen Granate für immer zu Boden geschmettert.

Auf dem offenen Feld ein Offizier, den Revolver neben sich, durch den Kopf geschossen, schon ganz gelb, nur noch leise röchelnd, und auch das Röcheln verstummt. Es ist Oberleutnant Kučera. Ich kenne seine Braut.

In Zeltblättern und auf Bahren trägt man Verwundete, etwa dreihundert der Unsrigen, zweihundert Serben. Die Serben sind hungrig, viele betteln – nachdem sie vorher gebeten hatten, daß man sie nicht martern, daß man sie nicht töten möge – nunmehr um Brot, dann um Speck, schließlich um Tabak.

Sie erhalten alles, keiner der Eigenen hätte von einem Kameraden soviel bekommen. Nun, da man einander nicht mehr beschießt, da nicht der eine fallen muß, wenn nicht der andere fällt, sind wir wieder Brüder.

Sie leiden wie wir und sind arm. Jetzt eigentlich nicht mehr, sie werden fern vom Schuß sein und hoffentlich in Österreich besser verpflegt werden als im Felde. Denn da drüben scheint das Elend groß zu sein.

Aber nicht alle bitten. Manche hatten schon drei Schüsse im Leib und sich dennoch gewehrt, und jetzt – da sie gefangen sind – werfen sie uns feindselige Blicke zu und lassen die Hilfe des Arztes nur widerwillig über sich ergehen. Man hat das Gefühl, daß sie am liebsten noch auf uns feuern würden.

Massenhaft Munitionsverschläge, Handbomben, Maschinengewehre, Tornister, Brotsäcke, Decken, Laibe von Kukuruzbrot, leere Feldflaschen und Kürbisse haben sie zurückgelassen, Zeltblätter, zerbrochene Gewehre, Opanken. Wir durchsuchen die Deckungen. Alles zeugt von Not und Elend. Bei uns würde man doch hier und da Reste verschwundener Pracht, geleerte Rumflaschen, eine Wursthaut, Speckschwarte, einen fetten Deckel der Menageschale oder geleerte Konservenbüchsen finden. Hier aber nur erloschene Herdfeuer mit faulen Kürbisschalen und Reste von Maiskörnern.

Nachmittags kamen die Köche vom Train aus dem drei Stunden entfernten Velino-Selo herbei, die kaum das Gewehrfeuer gehört und erst durch die Ankunft der Verwundeten und Gefangenen erfahren hatten, daß es Sturm und Sieg gegeben. Nun drängten sich Rechnungsunteroffiziere, Köche, Fahrküchenkutscher e tutti quanti über das Trümmerfeld, sammelten serbische Gewehre, Messer, Schrapnellhülsen, Sprengstücke, Patronenverschläge und andere Reliquien von „ihrem Sturm". Sie haben Gelegenheit, das alles mit Feldpost nach Hause zu senden oder auf die Bagagewagen aufzuladen, werden daheim ihre Wohnungen mit den errungenen Trophäen zu Heeresmuseen ausgestalten und der staunenden Mitwelt von ihren Heldentaten erzählen. Der eigentliche Kämpfer bringt wohl kein anderes Andenken nach Hause als Gicht oder einen Schuß im Leib.

Mittwoch, den 28. Oktober 1914.

Die Arbeitsabteilungen sind mit dem Eingraben der Leichen beschäftigt, mit dem Bergen der Kriegsbeute und kamen nicht dazu, uns die Menage zu bringen.

Donnerstag, den 29. Oktober 1914.

Es ist ein Marschbataillon von Rekruten eingerückt. Irrtümlich war eine Kompanie zum Bataillon Balzar abgegangen, das am linken Flügel der 21. Landwehrdivision steht. Um 4 Uhr nachmittags bekamen Zugführer Švec und ich den Auftrag, hinzugehen und die Rekruten zum Stammregiment zu bringen. Wir gingen über den Dammweg längs der Schwarmlinie in der Richtung zu dem detachierten Bataillon, von dessen Stellung wir

keine Ahnung hatten. Wir bekamen von den Serben Feuer, von den eigenen Truppen falsche Auskunft, vom Himmel Regen und von der Erde Kot, vom Generalstabschef Rüffel und schließlich die Mitteilung, daß die Abteilung bereits zurückgesandt worden sei. Wir verirrten uns in der Nacht. Da wir weder Feldruf noch Losung wußten, am allerwenigsten aber Richtung und Weg, waren wir froh, bei zwei Leuten von der Sechser-Landwehr ein Obdach in ihrer winzigen Deckung zu finden.

Freitag, den 30. Oktober 1914.

Rückweg zum Regiment, am Hilfsplatz unseres detachierten Bataillons vorüber. Mein Vetter, Dr. Stransky, sei gestern von zwei Schüssen getroffen worden, sagte man mir. Drei Monate lang hatte ich nur gute Auskünfte erhalten, ich dachte, es müsse so bleiben. Der arme Junge war ins Spital gebracht worden, mir blieb die Aufgabe, sein Ungemach nach Hause zu berichten, ohne zu wissen, ob ich beschönigen oder lieber den Rat erteilen soll, daß jemand zu ihm in das Etappenspital abreise.

Nachmittags kam die Meldung von großen Siegen bei Visegrad und Gorazda in Ostbosnien, das „gesäubert" wurde, und auch bei Ravnje, in dem nördlich von uns gelegenen Teil der Matschwa sollen wir erfolgreich gewesen sein. Patrouillen melden schon, daß Černabara geräumt, also der Weg von der Paraschnitza in die Matschwa, der Kornkammer Serbiens, frei sei. Ich bekam heute eine Karte von Paul Wiegler aus Berlin; der Ton dieser Karte war mir ein Beweis seiner Schätzung, und mein Tag ist froh.

Samstag, den 31. Oktober 1914.

Um 5 Uhr früh wurden wir unsanft aus unseren Träumen geweckt. Es sei Abmarsch nach vorne. Tornister und Brotsack waren gestern abend gepackt worden, zum Mantelrollen blieb keine Zeit, so behielt ich ihn an. Es ging in südöstlicher Richtung gegen Černabara, über die verlassenen serbischen Deckungen und über den Dammweg hinaus aus der Paraschnitza, in der wir nahezu acht Wochen lang ein Maulwurfsleben geführt hatten. Von der Savebrücke bis hierher ist der Weg kaum fünf Kilometer lang – ein Marsch also von einer Stunde. Wir aber hatten hierzu mehr als fünfzig Tage gebraucht. Nun ging es in

das freiere Gebiet der Matschwa, dort sieht es schon anders aus.

Der Morgen war freundlich. Auf den tiefgrünen Wiesen und Obstgärten standen silbern und chromgelb gewordene Bäume, und nur das Laub der toleranten Misteln leuchtete in seiner Immergrüne. In kurzen Etappen, die durch Meldungen bedingt waren und durch Verzögerung der Anschlüsse nach rechts und links, ging es vorwärts durch ein Spalier von hundsjungen, gertenschlanken Weiden. Nahe von Černabara streckten sich hart an den beiden Wegrändern lange Teiche, die wie Bäche aussahen. Die Offiziere schauten mit ihren Gläsern in die Ferne, ob die Landwehr an unserem Flügel vorrücke, ob sie mit uns in gleicher Linie, ob sie zurückgeblieben oder gar vor unserer Front sei. Es war nichts zu entdecken. „Dort sind Enten“, bemerkte ich naseweis, „also ist die Landwehr noch nicht vorbei.“ Alle lachten, aber der Oberst bemerkte: „Kisch wird schon recht haben.“ Und wirklich, wir mußten noch auf die Landwehr warten.

In der Nähe des Ortsrandes wurde der Frieden der Landschaft dadurch unterbrochen, daß die Kriegsvorbereitungen der Serben sichtbar wurden: dichte Drahthindernisse, feste Wälle, in denen sich Schießscharte an Schießscharte reihte, vorbereitete Geschützstellungen und improvisierte Festungen schufen um die verwaiste Ortschaft einen strichpunktierten Rand, so daß es schien, man habe die Spezialkarte vor sich. Weit hinten, in Rahmen von Pappeln gespannt, hingen Bilder bewaldeter Kuppen – die Berge Bosniens.

Um drei Viertel 10 Uhr rückten wir in Černabara ein. Wir gingen den Weg gegen Banovopolje als erste der österreichischen Truppen. Ein Pompeji. Nur Tiere lebten hier, Hunde kläfften wie wahnsinnig und jappten nach uns. Hühner, Schweine, Kühe wimmelten umher, und diese Begrüßungen freuten uns, denn wir sahen daraus, daß wir genug zu essen haben würden.

Auch die Häuser zeugten von Wohlstand. Statt der in ganz Bosnien und in Serbien üblichen Ziehbrunnen sahen wir Metallpumpen, und in den Höfen standen Lokomobilen und andere landwirtschaftliche Geräte. Die meisten Häuser dieses langgestreckten Ortes sind getüncht, mit netten Stukkaturen, Efeu- und Weinranken geziert, auf den grün oder dunkelrot gestrichenen

Fensterläden stehen Blumentöpfe, kurzum, alles lädt zum Eintritt.

Aber das Innere straft überall das Äußere Lügen: verrußte Wände, verfaulte Bettstätten, der Fußboden jahrelangen Schmutzes voll. In einer Kutja fand ich einen Greis, der friedlich schlief. Ich ließ ihn schlafen.

Vor einem anderen Haus standen zwei Frauen; als wir sie darüber ausfragen wollten, ob noch viele Bewohner hier zurückgeblieben seien, gesellte sich ein gut angezogener, ziemlich fetter Mann (anscheinend ein reicher Bauer und der Gatte von einer der beiden Befragten) dazu, jagte die Weiber in das Haus zurück, und in betrunkenem Zustand – möglicherweise simulierte er – begann er zu schwätzen, daß er gar nichts wisse, daß er sich um gar nichts kümmere, daß er nur hiergeblieben sei, um in seinem Hause zu sterben, wenn er schon sterben müsse. Einen anderen alten Mann, der dazutrat und eher Auskunft zu geben geneigt war, herrschte der Dicke gleichfalls an, ruhig zu sein. Nun stellte ihm der Oberleutnant eine Falle: „Kamo vodi ovaj put – Wohin führt dieser Weg?“ fragte er ihn. – „Neznam nischta, boga mi – Ich weiß nichts, bei Gott“, beteuerte der Bauer, was seine Harmlosigkeit bewies, denn jedes Kind und jeder Dorftrottel muß wissen, daß wir wissen, der Weg führe zu dem eine halbe Stunde entfernten Banovopolje. Nun beschimpfte ihn Oberleutnant Ribola mit allen Tiernamen, die ihm in serbischer Sprache geläufig waren, jagte ihm mit der Gebärde des Aufhängens Angst ein und sperrte ihn samt dem andern Alten und den beiden Frauen in ein Haus, wo er bis auf weiteres unter Bewachung blieb.

In den übrigen Häusern waren größtenteils Webstühle und Rakjafässer zu finden, ausgehöhlte Kürbisse, die langgestielt sind und als Stechheber dienen, manchmal auch eine Fibel, eine Nähmaschine, Weinfässer, eingemachte Früchte und Schweinefett. Ein paar Äpfel steckte ich ein.

Ganz gut ist das Gerichtsgebäude des Bezirks eingerichtet, mit einer Marmortafel an der Außenfront des massiven Hauses, in dessen Flur ein offener (überflüssig zu sagen: leerer), feuersicherer Geldschrank stand. Die Zimmer sind voll von Aktenregalen mit Schriftstücken, für Zeugenvereidigungen ist ein unter Glassturz stehendes silbernes Kruzifix da, auf dessen Sockel eine künstlerische Pietà geätzt ist. An den Wänden aller Zimmer

hängen Pastellbilder Kara Georgs, König Peters und des Kronprinzen Alexander. In einem der ausgeräumten Zimmer, die mit faulem Stroh gefüllt sind und wohl den serbischen Offizieren als Unterkunft gedient hatten, schlafe ich, und über mir hängt ein solches Bild des Schwarzen Georg. Er ist von wildem Typus, und es scheint glaubhaft, daß er das Damaszenerschwert, das in seinem braungestickten Gürtel steckt, mit Todesmut zu führen wußte.

Die Truppen bezogen rings um den Ort in Schwarmlinie Aufstellung. Im Ort selbst sind Reserven, die die Häuser absuchen. Sie haben einige Mummelgreise und alte Frauen aufgetrieben, die man eben versammelt, um sie in irgendein bewachtes, gemeinsames Quartier zu bringen. Eigenartig wirkte die Eskorte eines Popen, der hundert Jahre alt schien. Sein silbernes Haar fiel in einer harten Mähne auf den Talar, er konnte kaum gehen, zwei Kirchenälteste, die wohl seinetwegen zurückgeblieben waren, stützten ihn von beiden Seiten. Hinter ihm schleppte sich ein gleichfalls uraltes Mütterchen mit einem Sessel, wohl seine Bedienerin. Wenn der Pope nicht weiter konnte, humpelte sie mit ihrem Stuhl herbei, und der Alte setzte sich darauf, um auszuruhen.

Um 6 Uhr rückte das Bataillon Balzar, das seit sechs Wochen von uns getrennt gewesen war, wieder zum Stammregiment ein. Mein bester Freund, um dessentwillen ich mir schon längst diese Vereinigung gewünscht hatte, war nicht mehr darunter, zwei feindliche Schüsse hatten ihn getroffen. Auch daß Leutnant Schierl tot ist, erfuhr ich; er war einer der prachtvollsten Burschen des Regiments. Jetzt sind nur noch drei Offiziere ununterbrochen seit Beginn des Krieges in der Front.

Am Karrenweg, der von der Nordgrenze des Ortes gegen Serbisch-Rača führt, ist ein kleiner serbischer Friedhof für Kriegsgefallene errichtet, mit Kreuzen, die aus alten Patronenverschlägen gezimmert sind, ein zweiter Friedhof befindet sich gerade hinter unserem Haus. (Das bringt mich auf die Vermutung, daß das Stroh, auf dem wir jetzt liegen, wohl die Bettstatt von Kranken war, vielleicht von Cholerakranken; deshalb ist auch soviel schmutzige Watte hier.) Auf die Grabkreuze sind Tücher gebunden, ein Gebrauch, der mir schon in Bosnien und Syrmien aufgefallen ist; auf einem Hügel lagen zwei Äpfel. Die Offiziersgräber tragen geschnitzte Bretter mit

Gedichten, auf denen viel von Freiheit und Knechtschaft die Rede ist.

Am Abend trieben Kavalleristen das Vieh des Dorfes mit „Heidi, heidi!" zum Schlachtplatz. Es war wie eine Nacht in der Prärie, Cowboys und Trapper jagten eine Büffelherde, die auseinandersprengen wollte. Wir Infanteristen beteiligten uns jubelnd an der Treibjagd.

Sonntag, den 1. November 1914.

Der 1. November ist Übersiedlungstermin. Vom frühen Morgen an galten alle Vorbereitungen einem Umzug. Patrouillen kamen und gingen, Nachrichtendetachements, Dragoner. Unsere Fernsprechleitung aus erbeutetem serbischem Telefondraht (er ist siebenfach und viel besser als unser eigener, bloß dreifacher) wurde abgebrochen, und wir marschierten um 10 Uhr früh in Gefechtsformation gegen Süden, an Cernobarski Salaš vorbei, etwa elf Kilometer entlang der Grenze, bis Badovinci. Längs des Weges und auf den Triften waren mächtige Hindernisse gegen uns aufgerichtet, Stacheldrahtzäune, durch Gestrüpp kaschiert und durch dichte Verhaue, für die alle Bäume ihre Zweige hatten hergeben müssen. Nun standen die Stämme auf den weiten Weiden nebeneinander wie Bataillone von verkrüppelten Invaliden, nur der Rumpf reckte sich in die Höhe, statt Arme und Finger sah man abgehackte Stümpfe. Es waren gute Deckungen, bastionartig vorgebaut, und immerfort drängte sich die Frage auf, warum die Serben sich in diesen starken Verteidigungsstellungen nicht verschanzt haben. Unmöglich können sie so aufgerieben sein, daß sie auf ihrer Flucht nicht mehr zu halten waren! Nein, wahrscheinlich bereiten sie im Süden eine Entscheidungsschlacht gegen uns vor, in der ihnen das Terrain noch stärkere Gefechtsstellungen gewährleistet, Positionen, die für sie so günstig sind, daß sie leichten Herzens ihre schönen Matschwadörfer dafür in unsere Hand geben.

Gegen 1 Uhr rückten wir in Badovinci ein. Abermals ein unendlich langgestrecktes Dorf; ebenso schön und von Wohlstand zeugend wie Černabara. Man hatte weder Černabara noch Badovinci bombardiert. Das erwies sich nun, da die Serben die beiden Orte nicht verteidigten, als gut. Nur hier und da hatten unsere Batterien einen Bravourschuß in die Ortschaften abgege-

ben, und einige Häuser waren durch Granaten und Schrapnelle in Ruinen verwandelt.

Im übrigen bot das neue Dorf dasselbe Bild wie alle Dörfer, die wir in Serbien gesehen: längs der Landstraße ein Bretterzaun, manchmal mit verschnörkelt gedrechselten oder geschnitzten Pflöcken, oft rot und blau, grell angestrichen. Hinter dem Zaun ein kleiner Vorhof mit Hundehütte und einem überdachten Backofen, an dessen Wand die langgestreckten hölzernen Backtröge für das Maisbrot lehnen. An der Seite der ebenerdigen Häuser einstöckige Bretterbauten, die aussehen wie Tanzpavillons von Ausflugsrestaurants: das sind Tschardaken, die Tennen, auf denen Kukuruzkolben getrocknet werden. Im Hof ein Schwengelbrunnen. Die Straßen sind viermal breiter als die Dorfstraßen in unseren Gegenden. Überall straft das Innere der Häuser das Äußere Lügen. Von Möbeln keine Spur, aber auffallend viele Nähmaschinen, reichgestickte Decken und Tücher, und an den Wänden Photographien, die die Männer niemals in Zivil, sondern immer als Soldaten zeigen. Billige Farbdrucke aus dem Balkankrieg gegen die Türken hängen an der Wand, manchmal auch ein Heiligenbild, darüber eine Ampel.

Die Kirche ist in Kreuzform erbaut, davor ein hölzernes Turmgerüst für zwei Glocken, um zwei Meter niedriger als die Kirche, die selbst keinen Turm besitzt. Hinter der Kirche ein Friedhof mit vielen frischen Kreuzen, die uns sagen, daß größtenteils die Morava- und die Timokdivision gegen uns gekämpft haben. Auch hier ist manches Kreuz rot und blau angestrichen, einige ältere Soldatengräber stammen aus den beiden letzten Balkankriegen und sind mit bunten Porträts des Toten in ganzer Figur bemalt.

Nachmittags brachten unsere Dragoner eine serbische Kavalleriepatrouille ein; zwei der österreichischen Dragoner sollen sich als Serben verkleidet und, als sich ihnen die serbischen Reiter ahnungslos näherten, sie zum Ergeben gezwungen haben. Am Abend ging eine Unteroffizierspatrouille in den größten Meierhof des Ortes, um die dort internierten Gefangenen zu befragen, ob sie Kaffee oder Tee zu trinken wünschten. Auf die fünf gefangenen Kavalleristen bezog sich das nicht, denn sie wurden auf unserer Hauptwache gut bewirtet. Sie sind – wie sie uns sagten – Reservisten des zweiten Aufgebots und gehören der Timokdivision an. Im übrigen erzählten sie uns das, was –

wie sie glaubten – wir zu hören wünschten. Daß Pasič ein Gauner sei und die Kriegsmüdigkeit im Lande groß. Sie sahen ziemlich heruntergekommen aus.

Viel ärger war es aber bei den 115 Zivilgefangenen, die in den Zimmern des Gutes interniert sind. Es waren zurückgelassene Dorfbewohner, wohl Ortsarme, Greise, Greisinnen, Idioten, Leute, die keine Habe in Sicherheit zu bringen und nichts mehr zu verlieren hatten oder sich nicht mehr fortschleppen konnten, zwei schöne Serbinnen, von denen eine eben entbunden hatte, Mütter mit Säuglingen und größeren Kindern, auch einige Männer, von denen es uns unerfindlich war, warum sie zurückgeblieben waren. Leuchteten wir in den dunklen Raum mit der elektrischen Taschenlampe, so bot sich in dem kreisrunden Schein ein Medaillonbild schauerlicher Art, ein Genrebild des Elends. Verrunzelte Weiber, Greise mit lederner Haut über den Knochen, schmutzige Kinder, lallende Irre. Dabei herrschte drückende Hitze, denn die Leute, die in ihre Mäntel und in Schafwolldecken eingehüllt dalagen, hatten es sich nicht nehmen lassen, in dem Ofen eine Höllenglut zu entfachen. Die meisten verharrten vollkommen apathisch, andere näherten sich uns mit heuchlerischen Beteuerungen, und alle ihre Antworten auf unsere Fragen, ob sie Tee oder Kaffee zu trinken wünschten, lauteten: „Rakja." Sie hatten aber genug Schnaps bekommen, denn es ist kein Mangel daran. Kaum ein Haus, in dem nicht wenigstens ein Faß von hausgemachtem Sliwowitz zu finden wäre. Auch unsere Soldaten hatten sich damit vollgesoffen.

Ungarische Zeitungen sind eingetroffen, die von unserem Gefecht berichten. Hier der Wortlaut des amtlichen Berichts: „Am 27. d. M. haben wir in Serbien erneute Erfolge errungen. Der Ort Ravnje und die stark befestigte feindliche Stellung an der Dammstraße nördlich Černabara in der Matschwa wurden nach tapferer feindlicher Gegenwehr von unseren Truppen erstürmt. Hierbei 4 Geschütze, 8 Maschinengewehre erobert, 5 Offiziere, 500 Mann gefangen und viel Kriegsmaterial erbeutet. Potiorek, FZM."

Zum zweitenmal schlafe ich heute seit Monaten wieder unter Dach und Fach. Als wir im Freien schliefen, hatte ich mir einen Schlafsack ersehnt. Heute, da wir in Häusern schlafen, heute, da wir Märsche machen, funktionierte die Paketpost wieder und brachte mir einige erwünschte Bücher und auch einen Schlafsack

– einen prachtvollen, warmen Schlafsack. Ich bin geradezu unglücklich darüber. Was soll ich damit? Ich habe keinen Platz, ihn aufzupacken, wenn ich nicht den Tornister wegwerfen will. Und den schweren Schlafsack auf den schweren Tornister, der schon den Mantel trägt, zu schnallen, ist zwar möglich, aber die Last wirft mich fast zu Boden. Dabei erregt der Schlafsack die Bewunderung aller Kameraden, so daß ich noch Angst haben muß, mir könnte das schwer drückende Geschenk gestohlen werden, wenn ich mich entferne. Der Besitz ist es, der Unglück bringt und Sorgen und Unruhe und Habsucht und alles Übel.

Montag, den 2. November 1914.

Heute ist Allerseelen. Ein Tag im Jahr ist den Toten frei. Aber alle Tage in diesem Jahr dem Tode. Unsere Soldaten bringen die serbischen Kriegergräber in Ordnung, stellen die Kreuze wieder auf, die der Wind niedergebrochen hat, und machen die Kirchhofswege frei von Unkraut.

Soldaten unseres Regiments und die (an der schwarz-gelben Armschleife kenntlichen) zugeteilten Mannschaften der Brigade und der Division umstanden die Gräber und zählten sie. Die meisten konstatierten die Wirkung unserer Geschosse zum erstenmal, denn die eilig aufgeschütteten Grabhügel auf der Paraschnitza können ebensogut unsere Soldaten wie Serben beherbergen. Und die in den Spitälern gestorbenen Serben oder die zurückgeschafften Leichen hatten wir ja nie zu Gesicht bekommen, so daß wir glaubten, unsere Kugeln hätten selten getroffen. Nun aber zählten wir die Gräber, und da wir der Toten gedachten, gedachten manche ihrer eigentlich mit Genugtuung. Ein absonderliches Gefühl am Allerseelentag.

In der Heimat wird es heute Trauer geben, und ein wehklagendes Gedenken wird zu den Gräbern in der Ferne gehen. Nie war ein Allerseelentag trauriger.

Um 11 Uhr nachts wird Abmarsch aus Badovinci nach Zminjak sein.

Bis dahin hatte ich geschrieben, als es 11 Uhr nachts geworden war. Eben wurde das Umhängen der Rüstung befohlen. Der Rechnungsunteroffizier teilte noch rasch die Post aus. Ich erhielt zwei Briefe, einen von meinem Bruder Paul und einen von meiner

Mutter. Ich las nur die ersten Zeilen. Es waren die furchtbarsten Briefe, die ich in meinem Leben bekommen habe: mein Bruder Wolfgang ist tot.

Dienstag, den 3. November 1914.

Ich muß versuchen, mein Herz hier auszuschütten, auch diesen größten Jammer meines Lebens vielleicht doch zu lindern versuchen.

Ich hatte mich schon vor Wochen geängstigt, daß mein Bruder tot sei. Dann aber war doch eine lustige Nachricht von ihm gekommen. Immerhin: wir hatten ihn schon damals beinahe aufgegeben, und das war der Beginn seines Endes. Nie war uns Brüdern, die wir seit dem in unseren Kindertagen erfolgten Tode unseres Vaters keinen Todesfall in der Familie erlebt hatten, bis dahin der Gedanke gekommen, daß einer von uns sterben könne. Wir sind alle fünf von ganz verschiedener Wesensart, aber gemeinsam war uns eine starke Körperlichkeit, nie war einer bettlägerig, alle waren wir tauglich zum Militärdienst, und in uns allen äußerte sich die Gesundheit in übermütigen Betätigungen, wie Übermaß von Sport, durchbummelte Nächte, Schwimmen verbotener Strecken, Rekord an Mensuren, Tanzwut, abenteuerliche Streifzüge, einen Überschuß an Temperament, das jede Berechnung, jede Überlegung und jede Klugheit verlachte. Wie hätte da jemand von uns daran gedacht, daß unser Kreis durch den Tod zerrissen werden könnte! Erst im Kriege war uns dieser Gedanke gekommen, und insbesondere meines Bruders Wolfgang wegen hatte ich mir die größte Sorge gemacht. Er stak viel tiefer in einem Vorzustand des Todes als ich. Schließlich ist es doch das heimatliche Korps, in dessen Reihen ich lebe, schließlich begegne ich doch auf Schritt und Tritt Bekannten, habe mit neuen Bekannten gemeinsame Berührungspunkte. Aber er! Er war da oben in Rußland bei einem polnischen Regiment, unter wildfremden Menschen, mutterseelenallein, in unwirtlichem Lande allein. Das alles hatte ich erwogen, als seinerzeit durch die Schuld der Feldpost keine Nachricht von ihm kam. Und doch hatte es damals gut geendet. Aber als nun in den letzten Wochen wieder keine Post von ihm kam, war ich mir klar darüber, daß der damalige Zustand nur eine schonende Vorbereitung des Schicksals auf das Furchtbarste gewesen sei. Von zu Hause hatte man mir immer geschrieben, es kämen von

Wolfgang „nur spärliche Nachrichten". Aber ich wußte, daß nicht einmal spärliche Nachrichten von ihm gekommen seien, sonst hätte man mir sie im Wortlaut mitgeteilt. Meine gestrige sentimentale Stimmung war von den Gedanken an den vermißten Bruder veranlaßt. Und als mir am Abend dieses Allerseelentages, den ich nie in meinem Leben vergessen werde, der Kanzleiunteroffizier die beiden Briefe von daheim übergab, von wo ich bisher nur Feldpostkarten erhalten hatte, wußte ich alles. Ich las nur die ersten Zeilen. Dann bekam ich Schwindelanfall und Brechreiz. Ich ging in den Garten hinaus, von Verzweiflung geschüttelt.

Die glückliche Rückkehr in unser glückliches Heim war mir als das einzig mögliche glückliche Ende dieses Krieges erschienen. Wir würden wieder, Söhne und Mutter, beisammen sein und durch die Erzählung komischer oder abenteuerlicher Kriegsepisoden die Gedanken der Mutter zerstören, daß es uns etwa schlecht gegangen sei. Damit ist es vorbei! Dieses Heim ist nun auch befleckt und besudelt von dem wahnsinnigen Schlachten, das durch die Welt geht. Nur traurig und tröstend werden wir im besten Falle dessen gedenken müssen, der uns nun fehlt.

Warum hatte der Tod gerade Wolfgang treffen müssen, nicht einen andern von uns! Er ist der einzige, der nicht bloß uns in Trauer stürzt, sondern auch eine blutjunge Frau, die er in diesem Jahre geheiratet hat und deren erster Schmerz im Leben dieser gräßlichste aller Schmerzen ist. Ein halbes Kind ist diese Frau und muß schon Witwe sein.

Als ich mich auf meine Einrückung zum Regiment besann, war dieses längst abmarschiert. Ich holte es ein, als es rastete, man hatte mein Fehlen noch gar nicht bemerkt. Von Verzweiflung und Apathie erfüllt, ging ich nun mit der Truppe. Ich hätte gern jemandem mein Herz ausgeschüttet, aber meinen Bruder, der eine unendliche Güte und einen sonnigen Humor ausstrahlte, kannte hier doch niemand. Was ich in den letzten Wochen erlebt, war nur fremder Jammer gewesen. Nun, da es mich unmittelbar ins Herz traf, faßte mich ein wahnsinniger Haß gegen den Krieg.

Der Mond leuchtete taghell. Kameraden und Offiziere marschierten vorüber, erkannten mich und riefen mir scherzhafte

Begrüßungen zu. Ich antwortete nicht, und mit beleidigter Miene wandten sie sich ab.

Um 2 Uhr früh kamen wir in Zminjak an. Hier las ich die Briefe durch. Mein Bruder ist bei Lublin verletzt worden, in russische Gefangenschaft geraten und im Spital von Lublin seiner Verwundung erlegen. Vielleicht von Bangigkeit, von schlechter Behandlung gemartert, und niemand von denen, die ihn liebten, konnte bei ihm sein! Der Brief meiner Mutter, die untröstlich ist und mich zu trösten versucht, war für mich vollends zum Weinen. Während ich die Briefe las, machten die Vorüberziehenden Witze darüber, daß ich im Mondschein Liebesbriefe lese...

Meine Familie bat mich in den Briefen, den Empfang ihrer traurigen Mitteilung zu bestätigen. Ich schrieb, daß ich die Briefe erhalten habe und nicht wisse, was ich antworten solle.

Auf der Landstraße in Zminjak legten wir uns zum Schlafen nieder. Obwohl schon der Morgen graute und ich seit Monaten nicht so lange wach geblieben war, konnte ich nicht einschlafen. Das war die erste Nacht in meinem Schlafsack.

Um 6 Uhr früh ging es weiter. Die Spezialkarte von Mitrowitza, die uns zweieinhalb Monate geführt hatte, verschwand im Inneren der Kartentaschen. Die Spezialkarte Zone 27, Kolonne XXI (Prinjavor), seit der bösen Augustmitte geborgen gewesen, mußte wieder hervorgeholt werden. Diese Karte zeigt nicht mehr bloß helle Flächen, sondern wirkt düster durch die dichten Schraffen, die bergiges Gelände bedeuten. Zu Beginn unseres gegen Südost gerichteten Marsches war das Terrain noch freundlich und übersichtlich, Weizenfelder, deren Ernte allerdings schon in das Innere des Landes geschafft worden war, und fette Weiden, deren Viehherden gleichfalls von den Serben fortgetrieben worden sind und auf denen nur versprengtes Vieh und Schafe grasten.

Bald wurden rechts, im Süden, die Berge sichtbar, und man erkannte in unserem Direktionsgipfel den unglückseligen Todorow Rt, den wir am 18. August von einer andern Seite kennengelernt hatten; die wenigen Kameraden, die den serbischen Feldzug von Anfang an mitmachen, begrüßten ihn mit Beschimpfungen und Befürchtungen. Bald begannen Kanonen der Serben, die den Ort Lipolist am Südrand besetzt halten, hörbar zu werden. Mir selbst war das alles gleichgültig.

Während das III. Bataillon den Nordrand von Lipolist besetzt hält, liegen die andern Teile auf einem Feld als Reserve, und jeder Soldat schaufelt sich eine sichernde Deckung.

Es ist Nacht. Alle schlafen schon. Ich sitze auf einem Strohschober und schreibe diese Blätter. Der Mond und die Sterne scheinen so hell, daß ich die Zeilen sehe, die ich schreibe, wenn ich auch die Worte oder gar die Buchstaben nicht unterscheiden kann. Aber ans Schlafen ist gar nicht zu denken. Ich sehe immer meinen Bruder vor mir, der in einem Spital Rußlands stirbt.

Mittwoch, den 4. November 1914.

Gestern sind fünf serbische Überläufer zu uns gekommen. Einer von ihnen schien ein besser situierter Mann zu sein: beim Hüsteln hielt er die Hand vor den Mund, er hatte nicht (wie alle Serben) Opanken an den Füßen, sondern mitteleuropäische Halbschuhe und Ledergamaschen. Er erklärte, er sei Mazedonier und wolle nicht mit einem Volke kämpfen, gegen das er gekämpft habe. Die anderen waren wohl nur aus Kampfesmüdigkeit herübergekommen, es waren Weber und Taglöhner aus der Nischagegend, Reservisten der Moravadivision.

Oberleutnant R. hat beim Sturm 12000 Kronen Kompaniegelder verloren, wie er höheren Orts am Tage nach dem Angriff gemeldet hat. In der Kompanie hat er das niemandem gesagt und auch nicht viel suchen lassen, wahrscheinlich fürchtete er, daß man ihm den Verlust nicht glauben würde. Das Geld wurde einfach im Verlustausweis gebucht.

Mittags vor der Menageverteilung marschierten wir gegen Süden längs der Westseite der Ortschaft Lipolist, auf deren Kirchturm sich bereits unser Artillerieaufklärer eingenistet hat. Der Feind steht wohl im Süden des Ortes am bewaldeten Fuß der Hügel. Er mußte sich nach einem äußerst blutigen Gefecht mit unserem III. Bataillon dorthin zurückziehen. Unsere Schwarmlinie rückte im feindlichen Geschützfeuer vor. Unter unseren Tritten rauschte das spröde Laub in den Gärten und kleinen Forsten.

4 Uhr nachmittags. Wir beziehen Stellung nördlich des Karrenweges, Front zur Kirche von Lipolist und zur Moorlandschaft Rangjibara. Eilig ist jeder damit beschäftigt, sich eine Schützendeckung auszugraben.

Donnerstag, den 5. November 1914.

Rheumatischer Schmerz in meiner rechten Kniekehle und im Schenkel, was ich als Beweis dafür nehme, daß auch mein Körper seit dem vorgestrigen Ereignis angekränkelt ist. Um 4 Uhr nachts war Alarm, von drei Burschen unseres III. Bataillons hervorgerufen, die mit der Botschaft, daß Serben von allen Seiten heranrükken, einen Zug der 9. Kompanie zur Flucht veranlaßten.

Gegen die drei Burschen wurde eine umfangreiche Strafanzeige erstattet, weil man nicht weiß, ob es nur Angst war, was sie den Feind sehen ließ.

Lipolist ist ein Dorf wie andere serbische Dörfer auch. Keller kennt man in serbischen Dörfern scheinbar gar nicht; der Apfelwein und der Brombeerwein und die ungeheuren Rakjamengen werden in Fässern aufbewahrt, die in feuchten, scheunenartigen Bauten stehen. Merkwürdig ist und für die mangelnde Überlegung der serbischen Bauern charakteristisch, daß die Ziehbrunnen immer hart an einem hohen Baum errichtet sind, weil dieser als Stütze des langen Hebelarms verwertet werden kann. Nie fällt es dem Bauer ein, einen senkrechten Pfahl selbst in die Erde zu rammen, obwohl er sich durch diese kleine Arbeit einen Weg von oft mehr als 40 Schritten, den er täglich hundertmal zurücklegen muß, ersparen würde.

Im Ort ist eine sehr schöne, in Kreuzform erbaute Kirche mit zwei Türmen, die ziegelrote Kuppeln und goldene Kreuze tragen. Außen an der Kirchenmauer sind einige frische Soldatengräber, aber auch alte Grabsteine, auf denen sich ein altserbisches Motiv wiederholt: ein Kreuz, dessen vier Enden kleine Kreuze sind; unten geht es in einen sockelartigen Bogen über, der in seinem Innern wieder ein kleines Kreuz trägt. An der Kreuzungsstelle der beiden Linien sind vier Keile sichtbar, die eher wie Windmühlenflügel aussehen denn wie Strahlen einer Gloriole. Diese in Schwarzweiß gehaltene Zeichnung ist von Zacken umgeben, die längs des Grabsteinrandes verlaufen.

In der Kirche gibt es außer einigen neuen, mehr bunten als schönen Wandgemälden, die wohl einen Zimmermaler von Lipolist zum Autor haben, ein altes gutes Freskoporträt eines serbischen Heiligen, das aber in schlechtem Zustande ist.

Auf dem Pult vor dem Altar lag ein Meßbuch; der Deckel dieses uralten Werkes ist aus getriebenem Silber und zeigt schön ziselierte Figuren und Ornamente, darüber sechs uralte Medail-

lons mit Emailminiaturen, welche den Heiland und fünf Heilige darstellen. Obwohl die Kirche tagsüber offen steht, hat niemand diese Bilder herausgebrochen, ebenso sind die mit Gold und Edelsteinen geschmückten Meßgeräte im Hauptaltar, über dem sich der kleinere der beiden Türme wölbt und ein Stück des Himmels zeigt, vollkommen unberührt geblieben. Diese Schonung ist nicht etwa eine Folge des strengen Plünderungsverbots, sondern vor allem des Respekts, den selbst der habgierigste Soldat vor der Kirche empfindet.

Aber auch in Privathäusern wird nicht mehr geplündert oder – um sich des gebräuchlichen Euphemismus zu bedienen – „requiriert". Die Dörfer, durch die wir jetzt kommen, bleiben bis auf die Nahrungsmittel fast unberührt. Nur die Leute vom Truppentrain, die keine andere Erinnerung an den Krieg haben als eben jenes Souvenir, das sie mitnehmen, sammeln allerhand Zeug, das sie wohl zu Hause für ein paar Kreuzer ebenso zu kaufen bekämen.

Eben wurden in Lipolist ein alter Zigeuner und sein Sohn der Brigade eingeliefert. Der Alte wand sich unter Leibschmerzen und mußte alle drei Minuten austreten, der kleine Junge war von wundervollem, südländischem Typus, aber Gesicht und Brust waren von Krätze übersät. Die armen Leute waren in der entlegensten Hütte des Ortes angetroffen worden, wo sie einen sterbenskranken Greis, den Onkel des älteren Gefangenen, gepflegt hatten. Nun wurden sie im Siegestaumel zur Brigade gebracht, als ob man mindestens den Generalstabschef Putnik erwischt hätte.

Freitag, den 6. November 1914.

In der heute eingetroffenen Zeitung ist der Wortlaut des Telegramms mitgeteilt, das der Armeeoberkommandant an den Kommandanten des 8. Korps gerichtet hat: „Ich beglückwünsche Eure Exzellenz sowie die braven Truppen des 8. Korps allerherzlichst zu dem schönen, für die ganze Armee wertvollen Erfolg. Potiorek." Wie markant die Worte dieses Manifestes sind, ein Napoleon, ein Bismarck hätten nicht dröhnender, nicht wirkungsvoller sprechen können, nicht stärker die Begeisterungsfähigkeit der Truppen aufstacheln und zu neuen Siegen anspornen können, als es hier in dieser historischen Proklamation geschieht!

Nein, Spaß à part: was man über „Feldherrn" Potiorek hört, wird immer skandalöser. Es heißt, daß er sich überhaupt nicht für die Gefechte interessiert, alles, was sich tags vorher ereignet hat oder ihm rapportiert wurde, vergißt und die unsinnigsten Befehle gibt.

Am Abend des heutigen Freitags bekam ich Post. Von unserem Train schrieb mir Kadett Perten auf meine Bitte, mir ein Paar Kommißstiefel zu verschaffen, es gäbe keine. Das ist schlimm, denn von meinen Stiefeln sind nur Lederfetzen übrig, die rings um meine Knöchel hängen. Ich muß also weiter auf nackten Fußsohlen im Winter durch das Morastgebiet Serbiens marschieren. Schuster gibt es nicht bei den Kompanien, und wenn es welche gibt, so haben sie kein Material, und wenn sie Material haben, so fällt es ihnen nicht ein zu arbeiten, weil sie nichts davon haben (Geld ist wertlos) und vom Kampf und den Märschen dadurch nicht befreit sind. Das kann ja eine lustige Winteroffensive werden.

Am Abend, als ich mir eine Zigarette anzündete, kroch eine Spinne über meine Hand. Eine Spinne am Abend bedeutet Glück, an Unglückstagen doppelt. Was kann sie mir für Glück bringen?

Samstag, den 7. November 1914.

Der Winterfeldzug hat begonnen. Die ganze Nacht konnten wir, die wir sonst im ärgsten Granatenhagel wie Murmeltiere geschlafen hatten, nicht einschlafen, so laut pfiff der Sturm durch die Bäume und Maisstauden, und der Frost ließ die Beine erzittern. Vormittags Vorrücken. Viele wurden verletzt. Es ging gegen Süden über die Moränen von Praznavreče, gegen den Hügel Kosovac (Trigonometer 185), auf dem man feindliche Geschütze von Zeit zu Zeit aufblitzen sah. Hart an dem Berg machten wir halt.

Die amtliche Verlautbarung über unseren letzten Vormarsch steht in den Zeitungen: „Trotz verzweifelter Gegenwehr der Serben und ungeachtet der schwierigen Passierbarkeit der zum Teil sumpfigen Matschwa drangen heute unsere sämtlichen über die Save und Drina vorgegangenen Truppen in breiter Front weiter vor und nahmen die Orte Černabara, Banovopolje, Radenkovic, Glušci und Tabanovic."

Sonntag, den 8. November 1914.

Telefonisch kommt die Meldung, daß Loschnitza erobert und 2200 Serben gefangengenommen worden seien. Es scheint wirklich, als ob sich der Feldzug für Österreich günstig gestalte. Heute kamen auch drei Offiziere, die vor vier Monaten leicht erkrankt waren oder eine winzige Verwundung ergattert hatten, wieder zurück. „Was machen wir mit den vielen Offizieren", seufzte der Regimentsadjutant ironisch, als sie sich bei ihm meldeten. Schon in den letzten Tagen waren einige Offiziere eingerückt, aber sie waren meistenteils am nächsten Tag wieder abgegangen, indem sie sich schleunigst Rheumatismus, Zahnschmerz oder sonst etwas beibogen.

Für 9 Uhr früh war der Angriff gegen den Hügel Kosovac angesetzt, der das serbische Hügelgebiet eröffnet. Wir gingen vor. Nie im Kriege und nie im Manöver hatte ich bisher ein derartig übersichtliches Terrain gesehen. Es ist ein Schlachtfeld, wie man es sich als Laie vorstellt, ein sonnenklares, durch nichts kaschiertes Weidenland. Vor uns lag im Süden der niedrige grüne Hügel, auf dem man jeden Serben unterscheiden konnte, der dort umherlief, jeden, der seinen Kopf aus dem Schützengraben steckte, um ihn sofort wieder verschwinden zu lassen. Die Distanz betrug etwa 1500 Schritte; die Kugeln flogen zwar hörbar nahe an uns vorbei und ließen keinen Zweifel darüber, daß sie uns galten, aber sie trafen ihr Ziel nicht.

Ich mußte mit einer Meldung über die Praznavreče, eine Moorlandschaft übelster Art. Das Gras war mannshoch, und bei jedem Schritt versank ich in den Morast. Nur bis über die Knöchel, denn das Gras, das die Pfützen heimtückisch verdeckte, bot wieder den Vorteil, daß es wegen seiner Dichte und Stärke ein allzu tiefes Einsinken verhinderte. Dennoch war das ein böses Gefühl, weil bei einem eventuellen Einsinken keine sterbliche Seele in der Nähe war, die mich hätte herausziehen können, und ich infolge der Höhe des Grases kein Ende der Morastlandschaft sehen konnte. Dabei fror ich wie ein gerupfter Spatz, denn meine sohlenlosen Stiefel boten dem Eindringen des Sumpfwassers kein Hindernis.

Aber schließlich begegnete ich einer Verbindungspatrouille von 102, und diese wies mich an den Kommandanten der vorgeschobenen Halbkompanie, der mir den Weg zum II./102. Bataillon zeigte. Bald darauf fand ich Hauptmann Sommer von 102,

übergab den Befehl und trat mit der Antwort den Rückweg in unsere Schwarmlinie an. Die Geräusche eines Feuergefechts belehrten mich, daß vor mir unsere Schwarmlinie im Kampfe stehe. Nicht lange darauf kamen Wegweiser: Verwundete, die sich mühselig vom Kampfplatz schleppten. Nun fand ich den Weg nach vorne, und von Bataillon zu Bataillon irrend, erfragte ich mich schließlich bis zum Oberstleutnant, der in einer Mulde des Feldes am Telefon saß.

Mediziner Mauthner kam vorüber, der oft von zu Hause Sendungen bekommt, und ich bettelte ihn um eine Zigarette an, da ich schon lange keine in den Lippen gehalten. Er hatte keine, aber er wußte von einem eben aus dem Spital eingerückten Soldaten, der einige Schachteln aus Ungarn zum Verkauf mitgebracht habe. Ich rannte, den Mann zu suchen, und wirklich erstand ich eine Schachtel Bosna-Zigaretten, fünfzig Stück für drei Kronen. Die Spinne vom Freitag hatte mir das verheißene Glück also nicht vorenthalten. Das wird ein angenehmer Abend werden.

Am Abend lagerten wir auf einem Feld. – Feuerüberfall. – Verletzte wurden vorübergetragen. – Wir hackten uns ein Loch in die Erde, dann steckte ich meine nassen Stiefel inklusive Füße in den Schlafsack, zog dessen Deckel über meinen Kopf und steckte mir eine Bosna-Zigarette an.

Montag, den 9. November 1914.

Die Sonne leuchtet, als ob es August wäre, aber der Frost schüttelt, wie es sich eben für den November gebührt. Von den drei Offizieren, die gestern eingerückt sind, ist keiner mehr da. Gleich bei Beginn des Gefechtes haben sie sich krank gemeldet.

Die Größe der Verluste, welche die Vorrückung der letzten drei Tage gekostet hat, ist uns heute nicht mehr bloß numerisch bekannt, sondern auch namentlich, ich finde in der Verlustliste die Namen von Freunden. Am meisten betrauere ich den Tod des Kadetten Stříbrný, eines der intelligentesten Burschen, die ich hier kennengelernt. Es ist drei Tage her, da hatte er geäußert, sein Tod wäre objektiv gräßlicher als der Tod der anderen, weil er seinen Beruf noch nicht auszuüben begonnen, weil er das Gelernte noch nicht verwertet habe, weil er das Leben noch nicht kenne und vor allem, weil er die Erfüllung der Liebe erst erwarte.

– Leutnant Podrabsky und Einjähriger Adamus sind Kameraden gewesen, mit denen ich auf der Paraschnitza täglich gesprochen hatte. Und auch sonst waren mir viele lieb. Sie liegen nun an der Kirchenmauer von Lipolist begraben.

Dienstag, den 10. November 1914.

Die Tage bringen uns Übles. Es ist nicht auszudenken, daß man Menschen, mit denen man tags vorher gesprochen, junge Menschen, mit denen man seit Monaten ununterbrochen beisammen war und die gesund waren, ohne sichtbaren Übergang plötzlich nicht mehr sehen soll, weil sie im Grabe liegen und nicht mehr sind. Man flucht diesen schrecklichen Tagen. Die Nächte beginnen schon um 5 Uhr, wenn die ängstliche Abendschießerei losgeht und jeder Schritt aus der Deckung die Gefahr bringt, getroffen zu werden. Da legt man sich denn nieder, will einschlafen und kann es nicht. Die Toten des Tages fallen einem ein. Was tagsüber das Gefühl einer Sekunde war, weggewischt von einem neuen Schrecken, der wieder von einem andern abgelöst wurde, dringt jetzt in die Gedanken, man vergegenwärtigt sich das Ungeheuerliche dieser Massenschicksale, den Schmerz daheim, die Not der Hinterbliebenen und die eigene Zukunft. Dabei verschwindet der physische Schmerz nicht, die Glieder tun weh vom Liegen auf einer Seite. Der Regen schlägt lärmend auf das Kukuruzdach.

Gegen Mitternacht hörte das Schießen auf, und an seine Stelle trat das lebhafte Feuer aus einer einzigen Flinte, was man an der Richtung des Schalles und der Geschosse erkannte. Auch ein Feuer, das auf dem Kosovac zu lodern begann, schien nur dazu angetan, uns das Vorhandensein von Serben vorzutäuschen. Patrouillen wurden vorgesandt, und um 2 Uhr morgens meldeten sie, daß der Berg geräumt worden sei. Ein Bataillon besetzte den Ziegenrücken, der das Berggebiet Serbiens im Norden eröffnet.

Um 5 Uhr morgens brachen wir zur Vorrückung auf. Auf der Landstraße, auf dem Gleis der schmalspurigen Bahn, fuhr mit verkehrter Lokomotive ein Zügle in der Richtung Schabatz vorsichtig einher. Am Südausgang von Zminjak sah ich eine Kirche, einen neuen roten Ziegelbau im Kuppelstil der Moscheen. Das wollte mir nicht gefallen, ich erinnerte mich an die

Zigarettenfabrik bei Dresden, die sich gleichfalls recht morgenländisch präsentieren möchte und doch eine Fabrik ist. Viel inniger, weil unabsichtlicher, war die Verbindung zwischen Orient und Kirche auf dem Friedhof gewahrt, dessen Kreuze und Gräber, schief, ungeordnet, verstreut, von schönem Unkraut und mancher Zierblume geschmückt sind, so daß man sich an die heilige Moslemingrabstätte im kleinasiatischen Skutari erinnert.

Ich kam mit einem Soldaten ins Gespräch, der eines der landesüblichen Heidi-Wagerl kutschierte. Er erzählte mir mit wichtigem Gehaben, daß er am Morgen einen verwundeten Leutnant unseres Regiments von Lipolist nach Zminjak gefahren und ihn dabei gefragt habe, wann Schluß des Krieges sei. „Weißt du, was er mir geantwortet hat? Er wisse es selbst nicht. Ist das nicht großartig: die Herren wissen selbst nicht, wann Schluß sein wird!"

Ich bekam endlich ein Paar Stiefel, ein unsagbar angenehmes Geschenk. Ich zog die alten aus und die neuen an. Zwischen diesen beiden Beschäftigungen ließ ich fünf Minuten verstreichen, fünf Minuten genoß ich das Gefühl, ohne Stiefel zu sein. Länger als fünf Minuten bin ich nun seit mehr als vier Monaten nicht ohne Stiefel gewesen. Viermal habe ich seit der Mobilisierung meine Strümpfe gewechselt – gewiß nicht viel, wenn man die großen Hitzen und die riesigen Märsche bedenkt. Die neuen Stiefel haben die Größe „12", während mir schon „15" zu groß wäre. So sieht es aus, als ob meine Beine in den Knien gebrochen wären und Schienbein und Waden, in Stiefeln steckend, auf der Erde schleiften. Aber besser ist es, in derartigen Skiern zu gehen als in den Lederfetzen, die ich bisher getragen.

Wir begegneten einem Tschužentransport, einem Abtrieb der Zivilbevölkerung Serbiens hinter die Etappen. Auch eine Zigeunerfamilie kam vorbei, die auf dem Wege alle Fetzen sammelte. Die Zigeuner hatten ganz schwarze Gesichter und sahen beinahe wie Neger aus. Einige sehr schöne Mädel waren darunter, aber zu schmutzig, um wachzurütteln.

Duvaniště ist ein Dorf voll alter Häuser, unter denen ich zum erstenmal in Serbien ein einstöckiges sah. Nicht einmal in der großen Stadt Leschnitza gab es andere als ebenerdige Häuschen, und auch auf dem Gerichtsgebäude von Černabara hatte sich unmittelbar über dem Parterrezimmer das Dach erhoben. Ich wurde mit einer Meldung nach Lipolist gesandt, das sich seit den vier Tagen, da ich es nicht gesehen, sehr verändert hat. Die

Serben hatten es, da sie uns darin wußten, furchtbar beschossen, fast kein Haus, das nicht Granatenrisse aufweist, die Kirche aber ist unbeschädigt.

Das Regiment war inzwischen über Culikovič und Grustič vorgerückt, wo ich gegen 6 Uhr abends ankam.

Es war bereits stockdunkel. Ein Bataillonshornist sagte mir, er wisse genau, wo das Regiment sei, und gehe gleichfalls hin. Ich schloß mich ihm an. Nach einer Stunde scharfen Marsches fragte ich ihn, ob er sich nicht im Wege geirrt habe. „Ausgeschlossen"; wo er einmal geritten sei, finde er noch nach Jahren genau den Weg und entsinne sich jedes Grashalmes. Beruhigt zog ich wieder eine Stunde mit ihm über Berg und Tal, Schluchten und Felder, Forste und Gestrüpp und Bäche und fragte ihn dann wieder. „Gleich, gleich." Nach zwei Stunden hielt uns ein Posten an. Wir: „Wo ist das Regimentskommando?" Er wies uns den Weg. So kamen wir zu einer Zeltgruppe, und ich fragte, wo das Regimentskommando sei. „Hier." Ich fragte den Telefonisten, ob Oberstleutnant Steinsberg da sei. „Steinsberg? Gibt es nicht." – „Wie? Was ist denn hier für ein Regiment?" – „102." Wir waren also fehlgegangen, ich schnürte mein Bündel und ging mit dem Trompeter von neuem auf die Suche, wir kamen weiter nach Serbien, aber nicht näher zum 11. Regiment. So entschloß ich mich zurückzukehren und bat bei Regimentskommando 102 um ein Plätzchen zum Schlafen und etwas Kaffee. Aber man machte sich keinerlei Ehre daraus, beim jüngsten Regiment der Monarchie einen Soldaten des ältesten Regiments zu beherbergen, und verlassen, hungrig, frierend, obdachlos saß ich im Gestrüpp. Da kam ich mit einem Soldaten ins Gespräch, der fragte mich nach einigen Elfern und erzählte mir, daß hier nicht nur das Regimentskommando, sondern auch die 17. Brigade in den Zelten lagere. Nun suchte ich schnell den Ordonnanzoffizier Leutnant Dr. Hans Thorsch auf, mit dem ich auf der Paraschnitza viel zusammen war. Dr. Thorsch erstaunte nicht wenig, zu so später Nachtstunde auf offenem Felde noch Besuch zu bekommen, aber er freute sich und ließ mir aus einem Faß ein Glas Bier einschenken, sage und schreibe: Bier! Da vergaß ich meine 42 Kilometer, die ich heute mit vollem Tornister zurückgelegt hatte, und schlief im seligen Bewußtsein ein, einen Genuß gehabt zu haben, den ich nie mehr zu erhoffen gewagt: Bier.

Mittwoch, den 11. November 1914.

Durch eine romantische Höhenlandschaft wandernd, ging ich von halb 5 Uhr früh ab und kam gegen 8 Uhr beim Regimentskommando an, das in dem Orte Desič auf einem Hügelkamm lagerte. Um 9 Uhr früh marschierten wir fort: allgemeine Direktion Valjevo. In Rumsko rasteten wir.

In einem Hause fand ich eine ganz abgehärmte junge Frau mit einem Säugling im Arm, die mir erzählte, daß ihr Mann vor einigen Tagen im Kampf gegen uns gefallen sei. Sie bot mir Rakja an. Ich lehnte ab und suchte ein anderes Haus auf, das schmutziger war. Rumsko hat keinen einzigen Brunnen, unter den zurückgebliebenen Dorfbewohnern konstatierte der Chefarzt die schwarzen Blattern.

Liebe Mutter!

Herr Regimentstambour Rašin ist so liebenswürdig, Dir dieses Notizbuch mitzubringen und Dir von meinem Wohlbefinden zu erzählen.

Dein Egon Erwin.

Donnerstag, den 12. November 1914.

Um 8 Uhr früh brachen wir von Rumsko auf. Der Weg unserer Brigade führte in nordöstlicher Richtung. Ein greiser serbischer Bauer ging vor unserer Kolonne, und dieser Ephialtes zeigte uns besser als alle Spezialkarten den Weg gegen seine serbischen Brüder.

Die Gegend ist herrlich, begeisternd schön. Die unheilvollen Berge lassen wir links liegen und gehen durch das Tal der Dobrava, an wundervoll grünen Triften und sanften Hügeln entlang. Manche der niedrigen Hügellehnen fällt ganz steil ab, aber die Bauern haben sich dadurch nicht abhalten lassen, auf diesen schroffen Hängen Obstgärten und Weingärten anzulegen, viele Häuser haben schwarze, im stumpfen Winkel aufgesetzte Dächer, höher als die Häuser, die sie bedecken; diese Dächer sehen wie die schwarzen, hohen Lammfellmützen der serbischen Bauern und Hirten aus.

Die Dörfer sind nicht mehr so verödet wie jene, die wir am Anfang unserer Tour vorgefunden hatten. Verhärmte Frauen, Greise und Kinder stehen vor ihren Hütten, an deren Zaun sie

irgendein weißes Tuch oder Wäschestück ausgesteckt haben, zum Zeichen, daß sie friedlich gesinnt seien. Auf den Feldern liegt manchmal der Pflug in einer begonnenen Furche – der Besitzer hat ihn mit dem Gewehr vertauscht. Auch die Obstbäume, die in langer Schwarmlinie die Felder umstellen, harren noch der Einbringung, ebenso die großen Schober.

Durch Wälder geht der Weg, die vom Herbst wundervolle Farben erhalten haben, die Blätter sind rot, ockergelb, braun, grünlich und golden und knistern unter unseren Schritten. Mulden, Täler, lange Höhenrücken, weiße Häuser, Klöster zeigen sich, und die Berge, die bis zum vorgestrigen Tage uns mit Vorahnungen des Entsetzens erfüllt und uns bei unserer ersten Kampagne in Serbien vor vier Monaten schon so bitteres Leid zugefügt hatten, bleiben weit hinter uns zurück. Der Blick auf diese abgewendete Gefahr oder nach links auf die sanften Höhenlinien versetzt auch den nicht besonders lyrischen Soldaten in angenehme Stimmung.

Diese konnte nicht ganz schwinden, als der Marsch sich unsäglich in die Länge zog, es kalt zu werden, zu dämmern anfing, dunkel wurde und wir noch immer nicht unsere Nächtigungsstation erreicht hatten. Wenn man ein paar Schritte marschiert war, wurde Halt befohlen, dann ging der Vormarsch wieder weiter. Das machte die Leute ungehalten, und wenn man auch anfangs annahm, daß diese Verzögerungen durch Stockungen der Kolonne herbeigeführt seien, so vermutete man bald andere Gründe, unvermutete Behelligungen durch den Feind oder ähnliches.

Die Abteilungskommandanten ordneten an, daß keine Zigarette angezündet und kein Wort gesprochen werden dürfe, aber als wir um halb 10 Uhr abends in einen Ort kamen, sahen wir weithin lodernde Wachtfeuer. Ringsumher saßen ungarische Soldaten, aneinandergepreßt, singend, Harmonika oder Karten spielend, viel fröhlicher als die tschechischen Soldaten, die, seit sie Böhmen verlassen haben, von tiefer Schwermut befallen scheinen, was sich selbst in scherzhaften Situationen nicht verleugnet. Das nasse Holz der Feuer knisterte, und die Funken übersäten das Dorf mit silbernen Sternchen.

Unsere Brigade war in die Marschroute des 13. Korps geraten, wie es heißt, irrtümlich. Nun hieß es, schnell eine Nächtigung zu finden. Auf einem offenen Feld (bei Stolice, zwischen Metlič

und Moravska), in stockfinsterer Nacht, entstand nun ein Tohuwabohu von Befehlen, ein Wirrwarr von Kommandos, Kompanien suchten ihre Bataillone, Soldaten ihre Kompanien, Bataillone das Regimentskommando, Freunde ihre Freunde, Offiziersdiener jagten nach Zeltblättern für ihre Herren, es begann zu regnen, niemand hatte Zeltpflöcke, kurzum, es war sehr schön, und ich baute mir am Rande eines Wäldchens ein Zelt, in dem mein Schlafsack gerade Platz hatte, legte mich hinein, befestigte auf dem Griffknopf des Gewehres, das den Grundpfosten meines leinenen Hauses bildete, ein Kerzenstümpfchen und schreibe jetzt dieses Tagebuchblatt.

Freitag, den 13. November 1914.

Dem heutigen Tag, der Freitag und zugleich der Dreizehnte ist, hatte ich schon seit Wochen mit Befürchtungen entgegengesehen. Der Regen peitschte uns um 5 Uhr früh aus dem Zelt, das trotz des umgebenden Wassergrabens, den wir abends geschaufelt hatten, vollkommen überschwemmt war. Der Frost war über Nacht so ungeheuer geworden, daß man nicht einmal die Handschuhe anziehen konnte, so erfroren waren die Fingerspitzen. Die Fahrküche hatte uns im Straßendreck nicht folgen können, Brot hatten wir nicht gefaßt, die Zwieback-Reserveportion (genannt „Hundekuchen“) ist längst aufgegessen, so mußten wir, vor Frost klappernd und vor Hunger fast sinnlos, in die Einteilung zum Marsch, während man vor Regensträhnen und Nebel kaum den Tragriemen des Gewehres finden konnte.

Zigaretten! Gestern hatten wir uns noch aus Kommiß-Pfeifentabak und dem zugehörigen Packpapier Papyrosi gedreht, heute war gar nicht daran zu denken, das Päckchen aus der Tasche zu zerren, das nötige Quantum von Tabak gefühlsmäßig herauszugreifen, mit liebevollem Gefühl ins Papier zu ordnen und es dann sanft zurechtzuwalzen.

Alle Leute, die nur Husten und Stockschnupfen in der Nacht davongetragen haben, sind gegen jene Armen zu beneiden, die vor Rheumatismus und Zahnschmerz kaum einen Schritt machen können. Die Tornister und Decken waren von der Nässe so schwer geworden, daß man unterhalb der Tragriemen blutige Striemen auf den Schultern bekam und die Last den Mann rücküber zu stürzen drohte.

Aber Hunger, Frost, Regen, Nebel, Rauchernot, Rheumatismus, Bepacktheit und Durchnäßtheit waren noch lange nicht die ärgsten Übel dieses dreizehnten Novembertages. Die ärgste Not war der Kot. Er bedeckte die ganze Gegend, so daß Felder, Straßen und Straßengräben voneinander nicht zu unterscheiden waren; erst wenn man plötzlich bis zur Patronentasche einsank, merkte man, daß man in einen kaschierten Straßengraben geraten sei. Immerfort glitschte man aus, so vorsichtig man auch das Gewehr als Balancierstange benützte, und sauste der Länge nach zu Boden. Auf den Stiefeln häuften sich Kotpatzen und machten sie schwer wie Bleikugeln an den Fußfesseln der Katorgasträflinge.

Ich dankte dem Schicksal, daß ich die neuen Stiefel hatte, aber dafür war mir ein anderes Malheur zugedacht. Seit Pisek trug ich, weil sämtliche Knöpfe meiner Hose den Weg alles Irdischen gegangen waren, keine Hosenträger mehr und keinen Leibriemen, aber den brauchte ich auch nicht, da das Beinkleid eng war. Infolge der unterbliebenen Nahrungsmittelzufuhr bin ich jedoch so abgemagert, daß die Hose nun hinunterrutscht. Über die Stiefel kann sie zwar nicht fallen, da ich Hosenspangen trage, doch fühle ich, wie der Antipode des Bauches unter dem Mantel fast hüllenlos ist – um so unangenehmer, als infolge der Tornisterlast beim Hinfallen immer gerade diese Gegend mit dem nassen Erdboden in Berührung kommt. Dabei ist das Terrain keineswegs eben, sondern geht über Täler und Höhen, von den Höhen zu den Tälern, bei welch letzterer Gelegenheit man sich einfach niedersetzt, um in dem Kot hinunterzurutschen.

Ein ganzes Regiment in unregelmäßigem Gänsemarsch und fortwährend stockend kann man sich nicht vorstellen, es war mindestens fünf bis sechs Kilometer lang. Es sah nicht wie ein Vormarsch aus, sondern wie der zügellose Rückzug eines geschlagenen Heeres. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als sich unsere Kolonnen und jene des 13. Korps miteinander vermengten und viele unserer Soldaten mit Kroaten und Magyaren einhertrotteten, ohne zu merken, daß sie in ein falsches Armeekorps geraten seien. Alles fluchte: „Wenn es doch nur *irgend*ein Ende nähme!" – „Lieber krepieren als solche Strapazen."

In diese Flüche mischte sich ein verzweifeltes Geschrei: es waren die Kanoniere, die vergeblich mit Sporen, Zerren und Schreien die sich aufbäumenden Pferde zu der schier unmögli-

chen Arbeit veranlassen wollten, in dieser Lehmwüste die Geschütze vorwärts und aufwärts zu bringen. Jede Weile blieb eine Kanone so tief im Dreck stecken, daß die Räder gar nicht zu sehen waren, man spannte sechs Ochsen und drei Paar Pferde vor, das Fußvolk, das die Geschützbedeckung bildete, schob von hinten, und die Bemühungen währten oft länger als eine Stunde, bevor sie Erfolg hatten. Dieser Lärm ging durch Mark und Bein und muß auf Meilen hörbar gewesen sein.

Gestern hatten wir die Nackenschützer hervorgeholt, um uns vor der Sonne zu schützen. Heute klappten wir frierend die Ohrenschützer der Mützen herunter. Gestern waren wir noch auf den von serbischen Arbeitsmannschaften für das serbische Heer frisch hergerichteten Straßen gezogen, heute ging es über Gebirge von Straßendreck, gestern trugen wir unsere normale Last, heute ist das Rüstzeug von Nässe und Kot unermeßlich beschwert. Die fast lyrische Stimmung von gestern ist heute in eine verzweifelte umgeschlagen.

Aber so unwillig man sich vorwärts schleppte – das eigene Leid verschwand vor einem fremden, das uns begegnete und bei dessen Anblick sich die Flüche in Ausrufe des Bedauerns verwandelten: das waren die Kolonnen der geflüchteten Dorfbewohner, die wieder in ihre Hütten zurückkehrten. Auf kleinen Fuhren, vor denen Kühe gespannt waren und die mit grellbunten Decken, Polstern und anderem Hausrat sowie Gerümpel schwer beladen waren, kehrten die Armen heim. Das Vieh konnte auf der aufgeweichten Landstraße nicht ziehen, und die armen Leute mußten selbst Hand anlegen, aber das ging schwer, es waren ja nur Greise, Frauen und Kinder, die die traurige Übersiedlung bewerkstelligen sollten. Auf den Wagen hockten Mütter mit Säuglingen und Kinder, die wimmerten, weinten oder lachten. Kleine Mädchen trieben Gänse, größere das Vieh, andere schoben den Wagen an. Eine war sehr hübsch; als sie bemerkte, daß sie Aufmerksamkeit erregte, schneuzte sie sich kokett in die Hand.

Häufig blieb ein Wagen der Dörfler unwiederbringlich im Kot stecken, oder ein Zugtier stürzte um, totes Vieh lag auf der Straße, manchmal auch ein umgekippter Wagen, sein Inhalt zerstreut. Die Besitzer standen ratlos dabei, und ihre Verzweiflung schnitt uns ins Herz. Wir konnten ihnen aber nicht helfen.

Ohnedies zerriß die Rückwandererkolonne unsere Marschordnung noch mehr und hinderte uns auf Schritt und Tritt, und

einige Offiziere äußerten die Ansicht, die Serben hätten uns die Armen absichtlich entgegengeschickt.

Nachmittags kamen wir im Ort Draginje-Bošnak an. Die Kompanien rangierten sich, und man befreite sich von der Last des Rüstzeuges. Da wir Hunger hatten, begannen wir die Hetzjagd auf ein Schwein. Bei dieser Sauhatz gelang es mir zwar, das Tier mit einer Latte über den Kopf zu schlagen, aber ich sauste dabei in den Dreck und schlug mir die Hand blutig. Das Wild wurde mit weiteren Schlägen betäubt und dann durch einen Bajonettstich in den Hals geschlachtet. Dann brieten wir es am Rost. Ich selbst briet mir fette Haut zu Grieben.

Es dürfte keineswegs mein Ungeschick als Koch, sondern der Mangel an Brot Schuld daran tragen, daß mir nach dem Genuß der Grieben elend zumute wurde. Trotz Müdigkeit konnte ich nicht einschlafen, weil ich immerfort Brechreiz hatte. Ich wartete sehnsüchtig auf die Mitternacht – das Ende des Unglückstages. Sie kam, ohne daß ich einen Schuß in den Bauch oder Kopf erhielt, der mich zum geistigen oder körperlichen Krüppel gemacht hätte. Das hatte ich für heute erwartet. Wenn aber der Tod heute gekommen wäre, wäre es ein Beweis dafür gewesen, daß der Tod kein Glück und keine Erlösung ist. Denn das Glück kommt nicht an einem Unglückstag.

Samstag, den 14. November 1914.

9 Uhr früh Abmarsch. Im Ort ist ein Plakat des österreichischen Oberkommandos an die Bevölkerung angeschlagen, mit dem sie zu Ruhe und friedlicher Gesinnung aufgefordert wird. Die Proklamation ist nur in deutscher Sprache affichiert, so daß sie keine Wirkung haben kann. Wahrscheinlich konnte man die kyrillischen Plakate nicht so schnell herstellen.

Immer mehr der heimkehrenden Familien begegneten wir. Auch Männer, die anscheinend in wehrfähigem Alter sind, waren darunter. Kinder haben die olivengrünen Mützen der serbischen Soldaten auf, viele Knaben und auch Frauen serbische Uniformblusen mit Aufschlägen. Heitere Aufmerksamkeit erregten die Frauen, die unsere feldgrauen Blusen trugen. Massenhaft Zigeuner gibt es hier.

Die Leute sind schon mutiger geworden, sie stehen vor ihren Hütten und schenken uns Rakja und Wasser, um unsere Gunst

zu gewinnen. Wenn man sie etwas fragt, neigen sie sich devot bis zur Erde und versichern, daß sie unsere „untertänigsten Diener" seien, und wenn Offiziere vorüberreiten, schwingen sie die Mützen und schreien: „Živio Austria." Natürlich würden sie begeistert auf uns schießen, wenn wir nachts auf einem Rückzug durchkämen. Früher hatten sie um ihr Leben gezittert, jetzt betteln sie uns schon um Tabak an. Kleine Knaben, vier bis fünf Jahre alt, verkaufen Speck und wissen dabei so gut zu feilschen wie die Alten.

Von halb 4 Uhr an wurde starkes Artilleriefeuer, gegen 4 Uhr auch Gewehrfeuer in bedrohlicher Nähe hörbar. Der Marsch dauerte lange über den Anbruch der Dunkelheit hinaus. Die Kolonnen gerieten in schreckliche Unordnung, die Hälfte der Truppen verlor sich und vermengte sich wieder mit den Kroaten und Ungarn und irrte dann stundenlang umher.

Oft läßt ein Licht die Versprengten dort das Truppenlager vermuten. Aber es ist ein anderes, noch viel traurigeres Lager: es sind die Obdachlosen, die auf dem Rückweg zur verlassenen Scholle Nachtruhe halten. Sie hocken um das Feuer, durch ein improvisiertes Strohdach etwas gegen Wind und Wetter geschützt. Kinder lehnen schlafend an dem Arm der Mutter, andere wimmern leise. Und die Erwachsenen starren in das Feuer.

Sonntag, den 15. November 1914.

Der Tag ist trübsinnig und regnerisch. Wir hatten um 12 Uhr nachts auf einem nächst Březovica gelegenen Feld die Zelte aufgebaut beziehungsweise nicht aufgebaut. Die Gegend ist reich an Pflaumen, in jedem Hause sind ganze Berge von gedörrten Exemplaren aufgeschichtet. Eine Powidlfabrik steht am Weg, ihr Magazin, aus Hunderten von Fässern bestehend, wurde mit Hurra im Sturm genommen, und wir schaufelten das Pflaumenmus mit dem Feldspaten aus den Tonnen. Auch in Sudnica-Pambukovica, wo wir in einer auf Pfählen erbauten Futterkammer nächtigten, stand ein drei Meter hohes Faß mit angefaulten Pflaumen, aus denen Branntwein gepreßt wird.

Unser Lager riecht nach Heu, die Kräuter darin betäuben uns fast mit ihrem an Balsam und Pfefferminz gemahnenden Geruch.

Montag, den 16. November 1914.

Von der uns Tag für Tag mehr beschäftigenden Frage bewegt, ob Valjevo oder Kragujevac unser Ziel sei oder wo wir sonst mit den Serben zusammenstoßen würden, gingen wir heute um 7 Uhr früh gegen Osten, Richtung Lajkovac, uns von Valjevo etwas entfernend. Diese großen Märsche sind jetzt immer gleich. Die Füße naß, die Stiefel schwer, die Straße kotig, die Hitze lähmend.

Aber das Ärgste ist die Bestie im Kalbfell, die sich in unser Rückgrat festgebissen hat. Nur ein kurzer Entschluß, und man könnte sich des Feindes im Rücken mit einem Ruck entledigen, aber man schleppt das Tier weiter mit sich. Er enthält nicht viel, der Tornister, aber wenn ich die Konserven, das Winterzeug, die Patronen in den Brotsack stopfen wollte, bliebe noch immer auf meinem Rücken der Schlafsack, dem ich bei Tage fluche und den ich bei Nacht segne. Er ist ein schönes Nachtquartier, jedoch man muß es sich täglich auf dem Marsch im Schweiße seines Angesichts verdienen.

Über Zwidar kamen wir nach Ub, einer großen Stadt. Mit lateinischen Buchstaben stand auf einem Hause die Aufschrift „Hotel Serbien“; statt der „Gemischten Warenhandlungen“, der Kaufhäuser der Dörfer, sah man jetzt spezialisierte Geschäfte, sogar eine Sargtischlerei. Auf der Straße lagen großmächtige Folianten, wahrscheinlich Steuerbücher oder Grundbücher, total zerfetzt und beschmutzt. Die Straßen sind gepflastert, wenn auch holperig. Die Stadt ist leer von Bewohnern, voll von unseren Truppen und Kommandos, die in den Geschäften und auf der Straße und in den Schmiedewerkstätten hantieren und amtieren, Generalstäbler, Schreiber, Kurschmiede und Kanoniere.

Hinter Ub konnten wir auf der Chaussee gar nicht vorwärts, so ungeheuer waren die Kolonnen der Rückwanderer. Die Bauern blieben neben den Wagen stehen, um uns passieren zu lassen. Dabei sah ich, wie eine Bäuerin von einer Zigeunerin abrückte. Der Klassenunterschied ist noch nicht erloschen. Auch jetzt, da die Bäuerin als obdachloses Bettelweib durch das Land zigeunert, wahrt sie zwischen sich und der Zigeunerin die Distanz.

In Ruklade nächtigten wir auf Stroh in einem ehemaligen Gasthauszimmer am hügeligen Südausgang des Ortes, während

nicht weit von uns Kanonendonner und auch Gewehrfeuer hörbar war.

Dienstag, den 17. November 1914.

In das Geknatter der Flinten mischte sich das laute Gepolter der schweren Haubitzen und Kanonen, die links von uns auf der Straße vorrückten. Die zwei Brücken über das Flüßchen Cikanka und über den Fluß Kolubara sind vom Gegner abgebrochen, aber heute nacht von unseren Pionierabteilungen repariert worden.

Wir gingen um 7 Uhr früh, in Schwarmlinie entwickelt, etwa eine halbe Stunde gegen Süden vor. Auf Cote 135 blieben wir auf einer sumpfigen Wiese als Divisionsreserve bis zum Anbruch der Dunkelheit liegen. Unsere Unterhaltung bestand darin, uns in den Morästen Gesicht und Hände zu waschen (wieder einmal seit achtzehn Tagen), einander die Haare zu schneiden und zu rasieren und den Lehm der Woche mit dem Bajonett von Hose und Mantel zu schaben.

Mittwoch, den 18. November 1914.

In sintflutartigem Regen gingen wir früh nach Lajkovac und richteten uns dort im Stationsgebäude mühselig ein nettes Quartier ein. Dann kamen die 73er, denen dieser Rayon eben zugewiesen worden war, und warfen uns hinaus. Wir fluchten.

Ich habe von dem fünf Minuten dauernden Quartier im Bahnhof von Lajkovac einen Vorteil davongetragen: ich fand im Kehricht serbische Zeitungen. Obwohl diese schon fast drei Wochen alt waren, obwohl es sich meistenteils um Exemplare des serbischen Amtsblattes „Srbske Novine“ handelte und mir das Buchstabieren der kyrillischen Lettern immer noch einige Mühe macht, entzifferte ich das Blatt vom amtlichen Teil bis zu den Todesanzeigen, die erste Zeitung aus Feindesland. Besonders interessierte mich die Darstellung der Kämpfe in Bosnien, in denen (ohne Zweifel wahrheitsgemäß) die Zurückweisung unserer Angriffe dargelegt wurde.

Oberleutnant Dr. von Schönfeld vom Divisionskommando ist gestern in der Schwarmlinie getötet worden. Seine Leiche liegt mit offenen Augen und lächelndem Gesicht in einem eilig gezimmerten Sarg. Man bereitete ihm ein besonderes Begräbnis, der

Divisionär und die Brigadiere, die Generalstäbler, Sanitätschef, Intendanzchef, Ordonnanzoffiziere, Divisionspfarrer und Telefonoffiziere erschienen, und der Stabszug der 14er Dragoner rückte aus.

Der zweite Tote ist Dr. Hans Thorsch, der gestern bei der Rekognoszierung eines Brückenzustandes den Tod gefunden hat. Dr. Thorsch war als geistvollster Verteidiger vor dem Divisionsgericht eine äußerst geschätzte Persönlichkeit in unserem Gefechtsbezirk. Mich hatte er vor acht Tagen, als ich mich zu 102 verirrt hatte, mit Bier bewirtet. Seine Leiche liegt vor unserer Linie und ist noch nicht geborgen.

Donnerstag, den 19. November 1914.

Als ich heute nacht nach Hause stampfte, hatten Finsternis und Kot geherrscht, so daß ich trotz meiner Vorsicht jeden Moment einen Holzpflock oder Baum anrannte; die Lehmklumpen hatten mir ins Gesicht gespritzt, und das Wasser war in meine Strümpfe gedrungen. Aber als ich morgens ins Freie trat, war es so hell, daß mich die Augen schmerzten: Schnee ist gefallen! Er lagerte in dicker Schicht auf den Plachen der „Landesübel", das heißt der landesüblichen Fuhrwerke, auf den Zeltblättern, die den Bagagetrain zudecken, auf den Schindeldächern der Lajkovacer Häuser, auf den Querlatten der Zäune, auf den Ästen und auf den schiefen Baumstämmen. Auf der Erde war der Schnee allerdings der Übermacht des Kotes unterlegen. Nur auf besonders hohen Dreckbergen oder Erdwällen hatte er sich festgesetzt und auf dem hügeligen Fuß der Bäume eine Deckung gefunden. Sonst hatte er sich damit begnügen müssen, die konvexen Teile der Kotlandschaft zu bezuckern, während andererseits die Schneestücke mit der braunen Soße besprengt waren.

Die Schweine rieben, um sich zu erwärmen, ihr Fell an Bäumen, wir wärmten uns an Feuern, die an den Pflöcken angebundenen oder von Soldaten umhergeführten Pferde drängten sich mit ihrem Hinterteil an das Feuer, das sie sonst fürchten. Aus der Schwarmlinie kommen Marode mit aufgeschwollenen Handgelenken und steifen Hälsen – der Winterfeldzug beginnt.

Monsignore Zhánĕl zelebrierte in dem Raum, in dem wir geschlafen hatten, eine Totenmesse für Oberleutnant Schönfeld,

nach welcher sich Prinz Lobkowitz und Graf Schönborn das Abendmahl reichen ließen. Am Schluß der Feier gedachte der Feldkurat der Kaiserin Elisabeth, deren Todestag sich heute jährt. Nachmittags kamen dreihundert serbische Gefangene, größtenteils Überläufer, und standen in zwei Reihen formiert im Hof der Division.

Selten habe ich eine Tat bereut, die ich aus freiem Antrieb unternommen. Aber heute fluchte ich, daß ich mich entschlossen hatte, mir Heu zu holen. Seit meiner Erkältung von vorgestern schmerzte mein Rücken maßlos, so daß ich an eine Lungenentzündung glaubte, die sich auf den kalten Steinfliesen des Quartiers noch verschlimmern könnte. Der Weg zum Heu dauerte fast eine Stunde, er führte über Sümpfe, in denen man bis an die Knie einsank, wenn ich aber eine festere, trockenere Stelle vermutete, fiel ich ins Wasser.

Als ich endlich zu dem Heuhaufen kam, merkte ich, daß ich vergessen hatte, mir einen Strick zum Binden mitzunehmen. Zu meinem vermeintlichen Glück hatte ich (aus Furcht, man könnte mir im Quartier meine eben erbettelten Stücke Brot und Käse stehlen) meinen Brotsack umgehängt und schnürte nun damit das Heubündel. Die Schnur des Brotsackes riß. Ich band sie zusammen, aber wohl nur schlecht, denn beim Tragen bröckelte meine Last ab. Schließlich riß der Strick ganz, Brotbeutel und Heu fielen in den See, in den die Straße verwandelt war.

Mit schmerzenden Gliedern brachte ich das teuer erkaufte Heu in den Händen heim, hatte aber den Inhalt des Brotsackes verloren. Dann wurde ich dienstlich abberufen, und obwohl ich einen Freund als Posten zu meinem Nachtlager gestellt hatte, damit mir niemand mein Heu entwende, fehlte bei meiner Heimkehr die Hälfte des „Bettes". Ich kann vor Erkältung kaum atmen.

Freitag, den 20. November 1914.

Die Divisionssanitätsanstalt bekam heute viel Zuwachs. Man brachte Kranke, darunter serbische Soldaten mit erfrorenen Gliedmaßen, von Rheumatismus Geschwollene, Verwundete, die stöhnten und starben. Es war gräßlich, sehen zu müssen, wie man die Schwerverletzten zum Abtransport in das Feldspital auf die Krankenwagen lud. Ich lernte den Sanitätsoffizier Sch. kennen, der einmal bei einer Pragerin mein Nebenbuhler war. Wir

hatten einander bisher persönlich nicht gekannt. Als ich ihn an unsere Rivalität erinnerte, schaute er mich von oben bis unten an, als ob er sagen wollte: Du bist das, und sein Entsetzen darüber, daß er und ich, ein so zerlumpter und schmutziger Patron, einander in einer Chose d'amour in die Quere kommen konnten, vermochte er nicht zu verhehlen.

Samstag, den 21. November 1914.

Das Leben bei der Division kommt mir geradezu verbrecherisch vor. Ich will nichts gegen die Generalstäbler sagen, die kaum zum Essen Zeit finden, aber was sich hier an Ordonnanzoffizieren, Stabskompanie-Kommandanten, Telefonoffizieren, Auditoren, Trainoffizieren, Intendanten, Menageoffizieren, Akzessisten, Proviantoffizieren und dergleichen herumtreibt, ist nicht zu beschreiben. Diese Herren zerreißen sich das Maul, wenn die Dukatenbuchteln oder der Marmelade-Pfannkuchen (von Berufskonditoren hergestellt) irgendeinen formalen Fehler haben. Die alten Stabsoffiziere, die längst pensioniert waren und mehr oder minder freiwillig in die Schwarmlinie eingerückt sind, bekommen tagelang keine Menage. Von der Mannschaft ganz zu schweigen. Aber in der Offiziersmesse geht es wie in einem Hotel zu. Morgens gibt's Kakao, gegen 10 Uhr ein Gabelfrühstück, Gulasch, Kotelett oder Schweinebraten, mittags drei opulente Gänge samt Zigaretten, Zigarren und Wein, abends Karbonaden oder ähnliche Leckerbissen mit Tee, Rum und Kognak, Eier oder Käse.

Ich sah zu, als sich ein Trainleutnant ankleidete, das Nachthemd auszog, das Oberhemd parfümierte, den Halsstreifen wechselte, die Hose aus dem Spanner nahm, sich des Zahnbürstchens und der Zahnpasta und des Rasierapparates bediente, das in der Küche gewärmte Wasser vom Diener bringen ließ, über eine halbe Stunde mit der linearen Herstellung seines Scheitels zubrachte und – nach dem Friseur schickte, damit er ihm die Haare im Nacken ausrasiere.

Oberstleutnant Robert Bischitzky wurde heute von einer Kugel getroffen, die ihn und den Hauptmann Stolz von 73 tötete.

Montag, den 23. November 1914.

Gestern wurde Leutnant Dr. Thorsch bestattet, heute begrub man Oberstleutnant Bischitzky und Fähnrich Ferda von unserem Regiment auf dem improvisierten Friedhof. An der Beerdigung nahm niemand teil, man hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, die Legitimationskapsel des Fähnrichs nachzusehen, in der man hätte lesen können, daß er mosaischer Konfession gewesen war, sonst hätte man ihm wohl kein Kreuz auf das Grab gesetzt.

Selbst das Unvermutete ist immer irgendwie vorbereitet, selbst die Katastrophen. Heute haben zwei Soldaten auf folgende Weise den Tod gefunden: sie wurden, als sie in der Deckung lagen, durch Flankenschüsse getroffen, einer in den Fuß, der andere in den Arm. Als sie daraufhin aufsprangen (vor Schmerz oder um zum Hilfsplatz zu eilen), traf die blutenden, aus dem Zustand des gesunden Lebens bereits herausgerissenen Männer eine Granate und tötete beide.

Ein zweiter Fall: vor einigen Tagen war der Rechnungsunteroffizier Johann Mikšiček vom Regimentsarzt ins Feldspital gesandt worden, weil eine schwere Pneumonie bei ihm konstatiert wurde. Alle ergingen sich in Lobeshymnen über ihn, als ob er bereits tot sei. Inzwischen war – wie man heute erfuhr – Mikšiček frontdiensttauglich erklärt worden und im Begriff, der Truppe nachzukommen. Dabei hatte er auf der Landstraße einen eben eingerückten Rekruten namens Zobal zur Rede gestellt, weil dieser einen ihm anvertrauten Kranken hilflos auf dem Wege zurückließ. Der in der Kriegseile jedenfalls schlecht ausgebildete Rekrut hatte frech geantwortet, Mikšiček ihn in der Erregung angefaßt, worauf Zobal das Gewehr von der Schulter riß und Mikšiček durch einen Herzschuß tötete. Feldwebel Mudra, ein Zeuge des Vorfalles, ließ den Mörder, der ruhig und mit zynischen Bemerkungen seinen Weg fortsetzte, in Ub von einem Feldgendarmen verhaften, und dort wurde Zobal gehängt. Das Tagesgespräch bei unserer Truppe bildet das Bedauern über das Schicksal Mikšičeks, aber eigentlich war jeder auf seinen Tod vorbereitet gewesen, und nur die Art des Todes überraschte, nicht der Tod selbst.

Dienstag, den 24. November 1914.

In der Feuerlinie war mein Gemütszustand nur durch die körperlichen Leiden (die eigenen und die der anderen) gedrückt. Die seelischen Eindrücke waren, wenn nicht gerade die Verwundung oder der Tod eines Kameraden mich betraf, im allgemeinen nicht die ärgsten. Ja, die Primitivität des Lebens hat mich oftmals direkt befriedigt, und wenn ich sah, wie ein Offizier einen Infanteristen, dem er im Frieden kaum auf den Gruß gedankt hätte, um ein Stück Brot oder ein Zigarettenpapier anbettelte, freute ich mich.

Begegnung mit dem Dichter. Er ist bei der Divisionstelefonabteilung tätig und trägt einen abendfüllenden Umhängebart, dessen beide Spitzen mit den Brustwarzen zusammenfallen. Der Koch hat mir ihn auf den Hals gehetzt, um ihn loszuwerden. So schulde ich dem Koch nichts mehr für sein Essen, wir sind quitt. Um also von dem Dichter zu sprechen, er ist Forstbeamter, Dichter, Unteroffizier und Dummkopf zugleich; er hat einmal ein Forstgedicht und ein patriotisches Schülerlied gelesen, und aus Zitaten dieser beiden Gedichte setzt sich seine äußerst produktive Dichtkunst zusammen, die von „Wald und auf der Heide“ und „O du mein Österreich“ wimmelt und deren Erzeugnisse er fein säuberlich mit eigens mitgeschleppter Tinte in ein Notizbuch einträgt, auf Feldpostkarten in die Welt sendet und allen Leuten vorliest, deren er habhaft wird. „Sie sind ja ein zweiter Goethe“, sagte ich ihm, um zu sehen, wie weit seine Albernheit gehe. „Ja, das ist eine eigene Gabe“, erwiderte er mit unerschütterlichem Ernst und fragte mich, ob er mit der Herausgabe seiner Kriegsgedichte einige tausend Kronen und die Unsterblichkeit verdienen werde. Das heißt, er fragte mich nur des Geldes wegen, an der Unsterblichkeit zweifelte er nicht eine Sekunde. Die meisten Leute der Division nehmen seine Dichtungen ernst. Eine Probe aus seinen Gedichten:

„Er ist jetzt als Oberleutnant beim Generalstab eingeteilt,
Und wenn er mich sieht, ruft er: Weidmanns Heil!“

Donnerstag, den 26. November 1914.

Den Tagen von Lajkovac danke ich die Bekanntschaft mit einem interessanten Typ von Kriegskriminellen, mit jenen Berufsoffizieren, die an Gefechtstagen immer krank werden, und mit solchen, die aus dem Spital einrückten, aber im Hinblick auf das gefährliche Klima, dem die Truppe vorn ausgesetzt ist, es vorziehen, die Resultate der Kämpfe im Zuschauerraum abzuwarten. Ihre Reden frappierten mich, in denen sich eine ganz eigenartige Sachkenntnis dartat: jeder wußte die Stationen und Staffeln des Krankenabschubs genau, jeder wußte, wo „günstige" und wo „ungünstige" Spitalskommandanten zu finden seien, wie man es anstellen müsse, um statt in das Militärspital in ein Rotes-Kreuz-Spital zu kommen (ich hatte bisher gar nicht geahnt, daß dies ein Unterschied sei) oder einen Urlaubsschein zur Heimreise zu erhalten oder gar in eines jener Rekonvaleszentenheime zu gelangen, das ein hochadeliges Schloß ist, wo man auf die Jagd gehen und im Auto fahren kann und eine schöne, heitere Pflegerin hat. Jeder hatte Erfahrungen, und die anderen lauschten gierig und notierten sich den Namen eines gefälligen Militärarztes und eines freundlichen Asyls; alle bekannten sich offen zu dem Grundsatz „Heile mit Weile". Einer hatte einen glücklichen Schuß erwischt, der andere leider nur einen Hexenschuß, „mit dem er höchstens bis Bukovar kommen konnte".

Der Krieg dient diesen Nobelmarodeuren zur Erreichung eines feineren Lebens, zur Erlangung von Aufmerksamkeit und Pflege. Diese Leute sind manchmal wirklich krank: Tuberkulose, Herzschwäche, Leistenbruch oder dergleichen. Aber daran litten sie schon im Frieden, und es ist betrügerischer Konkurs, sich im Frieden für den Kriegsfall aushalten, sich jahrelang für den zukünftigen Bedarfsfall bezahlen zu lassen und dann im Moment der Entscheidung einfach auszukneifen. Ein aktiver Offizier, der sich während des Krieges wegen eines Geburtsfehlers superarbitrieren läßt, ist ein Deserteur. Im Felde an Tuberkulose zu sterben ist mindestens so ein „Heldentod", wie wenn man aus dem Hinterhalt durch einen Schuß getötet wird.

Freitag, den 27. November 1914.

Wir marschierten gegen Petka. Die Eisenbahnbrücke über die Kolubara ist von den Serben gesprengt worden, und ihre Mitte liegt im Wasser. Wir zogen über eine Kriegsbrücke. Petka ist sechs Kilometer von Lajkovac entfernt.

Heute wurden 300 Gefangene zum Korps, das jetzt in Lajkovac ist, geschafft. Gegen Abend „atmete ich Höhenluft", indem ich im Tal beim Gebirgstrain unseres Regiments war. Dort wurde der Inhalt von Paketen versteigert, deren Adressaten nicht mehr leben... Das Geld geht an die Absender zurück. Ich erstand einen Sweater für K. 10.–. Als ich heimkehrte, erfuhr ich, daß ich Post erhalten habe – seit Wochen zum erstenmal. Auch Pakete für mich seien darunter. Ich freute mich und zündete mir schon im Geiste eine feine österreichische Zigarette an. Statt dessen: warme Wäsche, aber natürlich nur gestrickter Unsinn, Handschuhe mit zierlichen Posamenten, Pulswärmer mit einem rotgestickten Herzen, Fäustlinge für Elefantenbabys, Knieschützer für Störche und ähnliches Zeug, das die Mädel aus Langeweile und um sich wichtig zu machen in fröhlichen Kränzchen strickten. Man muß sich für diesen Ballast noch bedanken, schenkt die Sachen nicht gerne her, weil man weiß, daß man das, was man heute abgibt, mit mathematischer Sicherheit morgen dringend benötigen wird (während das, was man aufhebt, wochenlang den Tornister beschwert).

Die Schlafgenossen, die beim Auspacken anwesend sind und mich noch vor fünf Minuten mit Schimpfworten aus dem Quartier jagen wollten, weil sie als erste in diesen Schweinekober Streu hineingetragen hatten, werden jetzt liebenswürdig und betteln mich an, indem sie vorgeben, daß sie dieses oder jenes „gerne bezahlen" wollen. Wenn ich aber einem etwas schenke, sind zehn andere tödlich beleidigt. Am Abend kam das halbe Regiment zu mir, alle hatten von meinem „Glück" gehört, daß ich zwei Pakete erhalten, jeder wollte von mir Zigaretten, Schokolade oder Biskuits. Ich hatte nichts dergleichen, und niemand glaubte es mir.

Seit Wochen hatte ich mich schon an meinen Zigarettenmangel gewöhnt. Heute, da ich Zigaretten im Paket erhofft hatte, empfand ich den Mangel an Rauchbarem doppelt. Hätte mir eine der freundlichen Spenderinnen zehn Sportzigaretten eingepackt – ich hätte sie vom Strich weg geheiratet.

Samstag, den 28. November 1914.

Das einzige, was ich von den Wintersachen für mich verwerten wollte, waren die gestrickten Zehenwärmer. Als ich sie aus dem Paket nehmen wollte, waren sie weg.

Das Terrain ist gräßlich, wir haben gar keine Reserven, alle Soldaten denken an Selbstmord. Wenn man die Schwarmlinie wenigstens für acht Tage ablösen könnte.

Das Korpskommando hat unseren Offizieren heute für eventuellen Bedarfsfall zehn Flaschen Champagner gesandt (Törley), also scheint man höheren Orts den Sieg vorzubereiten. Am Abend hatte ich am Lagerfeuer eine erregte Debatte mit den Feldgendarmen über Wert und Unwert von Waffenpässen, Schmuggler- und Wildererverfolgungen, über stehendes Heer und Gesetze. Die Gendarmen waren selbstverständlich auf Seite des Bestehenden, der Staatsgewalt, und der Ansicht, daß der Mensch eine Bestie sei, die mit Gewalt gezähmt werden müsse.

Sonntag, den 29. November 1914.

In der Nacht hatte ich einen Traum, der mir freundliche Gedanken brachte, aber um so schmerzlicheres Erwachen: ich hatte ein Wiedersehen mit meinem Bruder Wolfgang erlebt. Überhaupt ist es noch immer der Tod meines Bruders, der mich vollkommen beschäftigt, wenn ich mich auch schon so weit im äußeren Verkehr in der Hand habe, daß nur Leute, die mich früher gut kannten, an mir eine gedrückte Stimmung bemerken.

Witze mache ich ganz mechanisch, mit der einfachsten Technik, die es gibt: zu irgendeiner Banalität, die zu sagen ist, ziehe ich einen Vergleich aus dem militärischen Alltagsleben heran, ein Wort, das wir tausendmal im Munde führen. Zum Beispiel drohe ich im Hinblick darauf, daß man bei Verwundungen „Sanität" ruft, während die Beerdigung der Leichen den Pionieren obliegt, bei Debatten im Scherze meinen Kameraden: „Wenn ich dir eine Ohrfeige gebe, so braucht man nicht mehr Sanität zu rufen, sondern Pioniere." Oder noch präziser: „Mit der linken Hand gebe ich dir eine Ohrfeige, mit der rechten knüpfe ich dir gleich das Legitimationsblatt ab." Wenn man von Mädeln spricht, ob man die oder jene der vorbeikommenden Serbinnen gerne „küssen" möchte: „Nicht einmal mit dem Putzstock." Derartige Scherze muß ich machen, wenn ich nicht anmaßend

erscheinen will, sobald mir jemand ein Scherzwort entgegenruft und eine Antwort erwartet. Entfesselt aber mein Satz Heiterkeit, so tut mir das Lachen weh, im selben Augenblick erinnere ich mich des Trauerfalls, und die gute Laune, die ich hervorgerufen, scheint mir ein Verbrechen an meinem toten Bruder zu sein.

Am Abend schlief ich in einer der typischen Rakjatennen mit zwei Infanteristen. Links von mir lag H., Prokurist einer großen Spinnerei in Wien und geschulter Nationalökonom, rechts von mir D., Portier eines Kleinseitner Bordells und gewalttätiger Einbrecher, der eben sein siebentes Jahr als Infanterist abdient. Es war kalt, und wir preßten uns fest aneinander.

Montag, den 30. November 1914.

Man hat in Ermanglung eines geeigneten Eiskellers mit der Konsumierung des Champagners nicht bis zum endgültigen Sieg warten können. Am heutigen Tage, an dem die Nachricht kam, daß die Russen zum zweitenmal über die Karpaten gedrungen sind, wurden die zehn Törley-Flaschen ausgetrunken.

Ich habe heute zugesehen, wie der Menageoffizier der 2. Divisionsstaffel (ein aktiver Oberleutnant) die Bratpfanne mit einem Huhn wütend aus dem Fenster warf, weil er gewünscht hatte, daß es zu braten sei, während der Koch es mit Paprika geschmort hatte. Ähnliche Äußerungen eines durch keinerlei Hemmungen beschwerten Jähzornes habe ich beim Train unseres Regiments erlebt, wo z. B. Hauptmann Oberdanner Leute mit Stockschlägen traktierte, so daß Soldaten mit geplatzten Halsadern und dgl. in das Spital abgegeben werden mußten.

Dienstag, den 1. Dezember 1914.

Der letzte Monat dieses grausamsten aller Jahre beginnt heute. Wird es der letzte Monat des Krieges sein? Viele Millionen wünschen es mit allen Fasern ihres Herzens, es ist die inbrünstig ste Hoffnung, die alle beseelt, keinen Menschen gibt es, der das Gegenteil will, und dennoch kann dieser heiße Wunsch, der sich über Legionen und Erdteile schwingt, keine Macht gewinnen, und alle Sehnsüchte sind wirkungslos. Nirgends ist ein Ende abzusehen.

Morgens marschierten wir via Lazaravač, d. h. nur durch die

Elendsviertel der Peripherie, über die Fußgängerbrücke (die Eisenbahnbrücke ist gesprengt) scharf nordwestlich, was das Gerücht verstärkte, daß wir mit dem 13. Korps und der Armee Kraus gegen Stadt und Festung Belgrad marschieren. Der Weg ging an verlassenen serbischen Deckungen und Verhauen vorbei. Ich setzte mich in einen Wagen der Feldpost und spielte – was ich sonst selbst in wochenlangem Arrest nicht getan hatte – mit einem Postbeamten „Mariage" und „Einundzwanzig" um Patronen. Nach einer Stunde hörten wir auf, weil ich keine Patronen mehr hatte und er mir nicht kreditieren wollte.

Ich lag mit dem Rücken an einen Sack gelehnt und spürte, daß aus einem Loch die Ecke eines Paketes herausragte. Ich drehte mich um und sah, daß es Schokolade sei. Hunger hatte ich (es war bereits 2 Uhr nachmittags, und ich war noch nüchternen Magens), und so entstand in mir das Gelüst, ein Stück abzubrechen. Ich versuchte es, aber die Schokolade war hart, und das Paket, das – wie sich nun herausstellte – ganz klein war, blieb in meiner Hand. Aus dem Abbröckeln eines Stückchens hätte ich mir keine Gewissensbisse gemacht, denn ich weiß, daß eine solche Muster-ohne-Wert-Sendung auf dem langen Weg über diverse Feldpostämter, Fuhrwerke und Fahrküchen ohnedies immer in geometrischer Progression abnimmt. Aber das Ganze zu stehlen, schien mir ein um so ärgeres Verbrechen, als auch mir schon manches Paket nicht zugestellt wurde und ich bei solchen Gelegenheiten genug geflucht hatte. Und nun sollte ich selbst zum Dieb an irgendeinem armen Kameraden werden, dem sein Mädel oder seine Mutter für ihre letzten Heller ein Stückchen Schokolade gekauft hatten. Ich hielt das Päckchen in der Hand, und da wir bereits in Vreoci waren und es aussteigen hieß, mußte ich es wohl oder übel in meinen Schnappsack tun, um den Diebstahl zu verbergen. Ich ging zum Stabsquartier. Versteckt zog ich die Sendung heraus: „An Herrn Georg Ferda, Fähnrich in der 2. Kompanie des 11. Infanterieregiments; Absender Gottlieb Ferda in Weipert." Der Adressat, mein guter Freund Ferda, liegt seit einer Woche in Lajkovac begraben, und die Schokolade wäre ohnedies von einem noch weniger Erbberechtigten beim Regimentstrain oder bei der Fahrküche aufgegessen worden.

So brach ich mir ein Stück ab und verzehrte es ohne Gewissensbisse.

In Vreoci klebten am Abend die Kanzleiunteroffiziere der Division Spezialkarten aneinander, immer nördlichere und nördlichere bis Breszkovacz (Z. 27, Kol. XXIII), worauf schon die Donau zu sehen ist. Ob wir sie auch in natura sehen werden?

Mittwoch, den 2. Dezember 1914.

Anläßlich des Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs fand heute vormittag unter zahlreicher Beteiligung die Eroberung von Belgrad mit reichhaltigem Vergnügungsprogramm statt. Die Einnahme erfolgte durch den Ostflügel unserer Armee. Die Heeresleitung hat weder Kosten noch Mühe gescheut, um diese für den heutigen Tag anberaumte Veranstaltung rechtzeitig in alle Teile der Welt zu melden und überall „spontane" Ovationen anläßlich dieses unvorhergesehenen, zufällig am Jubiläumstage erfolgten Ereignisses zu erwecken.

Donnerstag, den 3. Dezember 1914.

Die Sehenswürdigkeit von Vreoci: neben der großen Kirche steht ein kleines Haus aus Holz, äußerlich kaum von den Maistennen der serbischen Bauernhöfe zu unterscheiden. Aber es ist keine Tschardake, sondern eine Kapelle voll alter Reliquien, Holzmalereien, darstellend die Erzengel, die Apostel und Heiligen in Rot und Gold mit deutlichem Anklang an die byzantinische Zeit Serbiens, alles unsäglich primitiv und doch meisterhaft. Die Malereien füllen eine Querwand, die das Allerheiligste vom Versammlungsort der Gemeinde trennt. Über dieser Ikonostasis erhebt sich ein Holzkreuz mit geschnitzten Engeln und zwei hölzernen Drachen, alles polychrom, jedenfalls von anderer Stelle losgelöst, hierher übertragen und willkürlich zusammengestellt; zumindest sind Bindeglieder der Gruppe abhanden gekommen. Aber dichte Spinnweben haben die Mission der künstlerischen Vervollständigung übernommen und schlingen sich von einer Kreuzecke zur anderen wie Strahlen einer Gloriole, vom Rachen der beiden Moloche hinauf zu den schwebenden Putten wie Wolken, und spielen in den Händen der Engelchen wie Schleier im Wind. Hinter der kulissenartig wirkenden Bilderwand steht der Hochaltar. Ein einfacher Tisch mit slawisch bestickter, weißer Decke und einem uralten Altarkreuz.

Vor der Altartür liegt ein runder Stein in der Erde, so wie Grabsteine in die Fußböden der Dome eingebettet sind. Auf diesem Stein, der die Jahreszahl 1130 trägt, sind die Konturen zweier Fußsohlen eingemeißelt, und es scheint der Name Cyrillos erkennbar. Ich glaube kaum, daß hier unten die Sandalen oder die Füße eines Heiligen als Reliquien bestattet sind, sondern eher, daß die Zeichnung Fußstapfen darstellen soll, nur die Stelle bezeichnen, die ein heiliger Mensch betrat.

In Vreoci sind heute die 91er. Viele erzählten mit mehr Erregung, als sie für alle Verluste und Unglücksfälle übrig hatten, von der Unfähigkeit eines Majors ihres Regiments und gaben Anekdoten seiner Dummheit zum besten. Es war jener Herr, der am 8. September dem Hauptmann Sychrava die verlangte Verstärkung verweigert hatte und dem ich in diesen Blättern – auf Grund eines einzigen Satzes, den ich ihn sprechen hörte – die Mitschuld an unserer damaligen Katastrophe gegeben hatte.

Freitag, den 4. Dezember 1914.

Dieser Freitag ließ sich übel an. Schon in der Nacht große Aufregung im Divisionsstab, Ausgabe von Befehlen und Widerruf derselben, Einlangen von Meldungen über serbische Frontveränderungen und Angriffe, die eine keineswegs siegessichere Stimmung hervorriefen, Absendung des Trains in der Nacht und ähnliche Beweise von Unruhe.

Der Kutscher des Fuhrwerkes, auf das ich meine Sackdecke legte, weigerte sich, sie aufzunehmen, aber ich preßte sie schließlich doch in den Wagen, ohne daß er besonders lebhaft protestiert hätte. Bald aber wurden ihm auch von anderen derartige Lasten auf sein volles Heidi-Wagerl aufgeladen, so daß er sich beim Oberleutnant beschwerte. Als ich knapp vor dem Abmarsch an dem Wagen vorbeikam, fand ich meinen schönen Schlafsack im Straßenmatsch liegen. Der Offizier hatte alle Privatbagage hinuntergeworfen, und ich mußte nun – während sich alles schon vorwärts bewegte – meinen Schlafsack so kunstvoll wie möglich falten und schnüren, um ihn unter dem Tornisterdeckel unterzubringen. Mit der Bürde am Rücken hatte ich die Kolonne über steile Hügel einzuholen.

Hier war kein Kot mehr, aber der Weg war dadurch nicht besser geworden. Die Furchen, Rinnen, Löcher, die die schweren

Haubitzen, die beladenen Trainfuhrwerke und die starken Stiefel der bepackten Truppen in das damals aufgeweichte Erdreich gerissen hatten, waren unversehrt erhalten, nur verhärtet. Gelatinedünne Eisplatten überdachten jede Stelle, auf der vor vier Tagen ein plumper Soldatenfuß in schütterem Kot eingesunken war, und wenn man jetzt auf das dünne Glas trat, so barst es, und der Fuß spürte das Wasser genau wie dazumal. Die nichtdurchfurchten und nichtdurchrissenen härteren Stellen des Weges waren glitschig, und wenn man stolperte, so fiel man, denn der Tornister unterliegt stärker als jede andere Materie dem Gravitationsgesetz. Mehr als einmal stieß ich auf diesem Wege mein altes Gebet zum Himmel: Lieber Gott, laß mich in Ruh!

Auf der Höhe von Sakulja etablierte sich der Feldherrnhügel. Soldaten und Pferde froren im Freien und hungerten, wir hatten seit vier Tagen kein Brot gefaßt, der Mittag und der Nachmittag vergingen ohne Menage. (Für die Offiziere war sie gleich vormittags dagewesen.)

Der Vormarsch im unwegsamen Terrain war in so großer Hast erfolgt, daß die Trains nicht nachzukommen vermochten und wir furchtbaren Hunger litten. Wir kauten Späne von den Holzzäunen, um uns wenigstens die Illusion des Essens zu verschaffen.

Die Misere mit dem Schuhwerk habe ich bereits oft erwähnt: die Leute waren barfuß und ihre Zehen erfroren. Erfrierungen ersten Grades wurden von den Ärzten nicht als Grund zur Ablieferung ins Feldspital anerkannt; am nächsten Tag kamen die Leute vom Hilfsplatz wieder, aber nun bekamen sie Erfrierungen zweiten oder dritten Grades, und ihre Beine waren reif zur Amputation.

Die Kompanien schrumpften bis auf 30 Mann zusammen, und die Schwarmlinien werden immer schütterer. Statt uns aber tief einzugraben und hinter Wolfsgruben und Drahthindernissen an der Kolubara zu verschanzen, rennen wir mit unserem Häufchen immer weiter vor und möchten am liebsten mit den paar Leuten Kragujevac belagern und erobern. Erst um 6 Uhr abends kam die Menage.

Im langgestreckten Anbau eines Gehöfts, der in Friedenszeiten den Bauern wohl als Stall, Brotbäckerei und Maistenne gedient hatte, fanden wir Unterschlupf und heizten, um uns zu erwär-

men, den Backofen. Gemeinsam mit einem Hünen holte ich einen Balken, den wir kaum auf der Schulter tragen konnten. Den riesigen Pfahl steckten wir in den Ofen, und er glimmte, daß es eine Freude war. Kaum waren wir eingeschlafen, brüllte jemand: „Es brennt!" Alles sprang auf und rannte aus der Kutja, ganz blaß vor Angst, daß die serbische Artillerie im nächsten Moment ein Bombardement auf ein flammend leuchtendes Ziel eröffnen könne, aber am meisten fürchtete jeder eine Maßregelung durch die Offiziere, die durch eine Feuersbrunst zur nächtlichen Übersiedlung genötigt würden. Die Schlafgenossen kehrten eilig in die Hütte zurück, als sie sahen, daß für die nächste Sekunde ein Übergreifen des Feuers auf unsere Lagerstätte nicht bevorstehe, um in Hast noch ihren Tornister huckepack aufzuladen und das Gewehr zu ergreifen. Ich selbst hatte mich bloß aufgesetzt, als ich aber feststellte, daß nur aus den Lücken zwischen den Ziegeln des Backofens Flammen herausschlugen und das Gebälk nicht erreichten, sondern höchstens erhitzten, rückte ich Brotsack, Gewehr und Tornister zurecht und schlief weiter. Nach und nach kamen auch die anderen zurück, begutachteten die Sache von allen Standpunkten (Wasser zum Löschen wäre nicht vorhanden) und kamen zur Überzeugung, daß bestimmt entweder eine Feuersbrunst oder keine Feuersbrunst entstehen werde. Das Schicksal entschied sich für das letztere, und die meisten blieben wach, bis die Glut des Balkens niederglomm, ohne daß unsere Hütte in Flammen aufging.

Samstag, den 5. Dezember 1914.

Ein Tag der Konflikte. Mittags Gang zum Standort der Fahrküchen, unterwegs hatte ich eine Prügelei mit dem Rechnungsunteroffizier der ersten Kompanie; er will deshalb gegen mich die Strafanzeige erstatten. Bei den Fahrküchen erhielt ich Nachrichten über die Dezimierung unseres Regiments: die 14. und die 11. Kompanie sind vollkommen vernichtet, andere aufgerieben, und die Offiziere, die übriggeblieben sind, saßen einsam und allein bei den Fahrküchen. Über 300 Leute Verlust, das Regiment zählt jetzt im ganzen 815 Mann. Man hat aus den vier starken Bataillonen zwei schwache formiert. Wenn ich nach einem Bekannten frage, erhalte ich die Antwort: „tot" oder „verwundet" oder „gefangen" oder „vermißt".

Mürrisch zurückgekehrt, hatte ich ein neues Renkontre. Die Hütte, in der wir geschlafen hatten, sollte für vier Pferde der Offiziere geräumt und deshalb fünfzehn Mann an die Luft gesetzt werden. Ich erklärte, das Quartier nicht eher zu verlassen, bevor ein Offizier uns hinausweisen würde; da die Dragoner trotzdem die Pferde hereinführen wollten, ohne einen Offizier geholt zu haben, stellte ich mich ihnen in den Weg, packte die Pferde bei den Zügeln und ließ sie nicht hinein, von meinen Schlafgenossen nur sehr matt unterstützt, obwohl ich fortwährend aneiferte. Schließlich kam ein Dragonerwachtmeister und erklärte, daß der Kommandant des Stabszuges tatsächlich diesen Befehl gegeben habe. Ich war es müde, allein der Aufrührer zu sein, und räumte das Feld.

Sonntag, den 6. Dezember 1914.

Heute ist mir zum ersten Male seit vier Monaten vergönnt, Feder und Tinte in der Hand zu haben – Bestand des Pfarrhauses. Am Nachmittag, als ich mir bei der Fahrküche meinen Kaffee holte, schlug eine Granate ein, wir stoben auseinander, ein Koch und ein Soldat wurden getötet und fünf andere Soldaten schwer verletzt. Die Gruppe war neben der Fahrküche gerade damit beschäftigt gewesen, einen Ochsen zu schlachten. Nun lag der Ochse mit zerrissenem Hals tot neben denen, die sich eben angeschickt hatten, das Messer gegen ihn zu erheben.

Montag, den 7. Dezember 1914.

Viel mehr als durch die „den Truppen allgemein zu verlautbarende" Botschaft, daß im Raum von Lodz und Lovicz die vereinigten österreichischen und deutschen Truppen einen „entschiedenen" (im Deutschen schwächt man ab, wenn man bekräftigt, z. B. „zweifellos", „unbedingt", „ganz bestimmt") Sieg erfochten haben, wurden wir von einer anderen Mitteilung mit freudiger Hoffnung erfüllt: in Belgrad gäbe es noch Tabak, Bier und sogar Zigaretten. Wie diese Nachricht zu uns kam? Bei unserer Division treibt sich ein Oberstleutnant herum, der aussieht, als ob er hundert Jahre alt wäre. Er war Kommandant des aus mehreren Truppenkörpern zusammengestellten 15. Marschregimentes gewesen, das uns anfangs September in

Bosnisch-Rača von der Drinabewachung abgelöst hatte. Dieses Regiment war Ende Oktober in der Matschwa vernichtet worden, indem vier Kompanien des 75. und zwei Kompanien des 88. Regiments von den Serben gefangengenommen wurden. Der Exkommandeur wartete seit Wochen auf die Ankunft seines Koffers und den Befehl, was weiter mit ihm geschehen solle. Heute kam nun der Koffer, und zwar per Heidi-Wagen aus Belgrad, und dessen Kutscher war es, der von der Stadt der Zigaretten und des Bieres erzählte, so daß uns das Wasser im Munde zusammenlief.

Dienstag, den 8. Dezember 1914.

Schrapnelle, Granaten werden von den Serben gegen unsere Pfarre gepfeffert und fallen zehn Schritte, zwanzig Schritte vom Haus entfernt ins Feld. Wir sitzen in der Erwartung da, die olivengrünen Artilleristen würden nun bald eingeschossen sein und unser Haus in die Luft fliegen lassen. Ich lese ein deutsches Lesebuch – neben einem Liederbuch für Turner das einzige in abendländischer Schrift abgefaßte Buch der Pfarrbibliothek. Unter den Büchern des Popen finden sich außer einer Unzahl von Jahrgängen des serbischen Catalogus Cleri und der Priesterzeitschrift „Christianskoj Wiestnik“ einige serbische Heldenepen, Übersetzungen von Puschkin und Verne, Doyle und Cervantes, die Statuten der serbischen Fortschrittspartei und die der radikalen sowie panslawistische Zeitschriften. In einer von ihnen finde ich eine vor zehn Jahren erschienene Schrift meines Berliner Bekannten, Dr. Georges Weill, Abgeordneten von Metz im Deutschen Reichstag, zitiert. In deutschen Zeitungen habe ich gelesen, daß Dr. Weill bei der Ermordung Jaurès' anwesend war und in die französische Armee eingetreten ist.

In der heute eingetroffenen Zeitung vom 26. November ist über die Erfolge unserer Division bei Lazarovač eine offizielle Meldung enthalten, und zum erstenmal werden darin Truppenkörper namentlich hervorgehoben: das 11., das 73. und das 102. Regiment.

Die Dunkelheit des Abends versammelt uns in der Pfarre, und man erzählt vom Verschwinden des der Offiziersmesse zugeteilten Korporals Nechanický. Vor vierzehn Tagen ist er mit 1000 Kronen Fassungsgeld und ebensoviel anvertrauten Geldern von Soldaten, welche ihm den Kauf von Tabak, Zigaretten und

Schnaps aufgetragen hatten, nach Schabatz gefahren und seither nicht mehr gesehen worden. Schon seit einigen Tagen war in unserem Kreis die Möglichkeit seiner Desertion erwogen worden. Diese Fälle häufen sich in letzter Zeit. Wenn es sich um private Aufträge handelte, hatte sich der Defraudant einfach bei seinem Auftraggeber nicht mehr blicken lassen. Wenn ärarisches Geld im Spiele war, hatten sich die Burschen wiederholt in Bjelina mit Champagner bezecht, dann das ganze Bordell freigehalten, einer Auserkorenen im Tête-à-Tête ein paar Banknoten geschenkt, und zwei haben sich im Morgengrauen auf der Straße mit dem Karabiner erschossen. Die Burschen hatten seit Wochen kein Essen, kein Geld, keine Frau, keinen Alkohol gesehen, die Flüchtigkeit des Lebens und seine Wertlosigkeit erkannt und noch nie so viel Geld in ihren Händen gefühlt.

Unsere Unterhaltung wurde jäh durch den Befehl zum Aufbruch unterbrochen. Um 9 Uhr abends Abmarsch. Bisher waren wir immer morgens marschiert, und diese nächtliche Hast erweckte allerhand Vermutungen. Rückzug? Ein Gerücht: 102 hat zwei Bataillone verloren, gefangen, vermißt, aufgerieben. Authentische Mitteilung der Offiziere: Nein, nur Frontveränderung aus taktischen Gründen. Aber im Krieg sind authentische Mitteilungen nicht mehr wert als Latrinengerüchte. Die taktischen Gründe werden eben mit Rückzugsgründen identisch sein. Auch aus den Reservestellungen wird alles, was kein Feuergewehr ist, nach hinten befohlen. Train, Stabskompanie, Arbeitsmannschaft marschierten ab, sogar die Offiziersdiener mit den Decken zogen von dannen. Nur die Offiziere des Generalstabs blieben zurück.

Mittwoch, den 9. Dezember 1914.

Morgens kamen 73 und 11 aus der Schwarmlinie bis zu unserer Reservestellung zurück, und das Gebäude, das bisher Divisionskommando gewesen, wurde nun Regimentskommando. Also steht es schlecht mit uns. Nun ist das Ereignis da, das ich längst erwartet hatte: der Rückzug. Hoffentlich wird er weniger furchtbar sein als die beiden ersten. Die Offiziere bestreiten überhaupt, daß es ein Rückzug sei. Nur Räumung einer Position.

Über sonnige Hügel marschierten wir ab. Wir kamen über Sokolova, ein Zigeunerdorf, das von bronzebraunen Kindern

wimmelt, die entweder nackt sind oder ein Hemd von gleicher Farbe tragen. Das typische „Neimaš duvana? – Hast du keinen Tabak?“ klang von den pfeiferauchenden Zigeunerweibern dringlicher als in den Dörfern mit erbeingesessener Bevölkerung. Unterwegs bot ich mich einer Ordonnanz an, eine Aktenmappe des Divisionskommandos zu tragen. Ich hatte nämlich bemerkt, daß daran der Schlüssel baumele, und hoffte, etwas Interessantes darin zu finden. Schnell blieb ich zurück, öffnete das Dossier und durchblätterte das vom Generalstabshauptmann Kirsch geführte Tagebuch der Division, ob nicht etwas Aufklärendes darin zu entdecken sei oder etwas, das geeignet wäre, irgendeinen Irrtum meines Tagebuches richtigzustellen. Ich fand nicht viel dergleichen.

In Arnajevo fanden wir eine schöne Scheune zum Nachtlager, und ich kaufte von unserem Hausherrn eine Gans für drei Kronen, was laut Armeebefehl sechs Dinar entspricht. Wir hatten sie aber kaum gerupft und Kraut zerschnitten, als es hieß: Abmarsch.

Die Gründe für diesen schleunigen Aufbruch verlauteten bald. Das 15. und vielleicht auch das 16. Korps seien zurückgedrängt, wir selbst zu dezimiert, um einen Durchbruch der Serben aufhalten zu können, und müßten deshalb in der Richtung gegen Belgrad ziehen, um die Ankunft neuer Rekruten und die Neuformierung abzuwarten.

Der Rückzug dehnte sich bis in die stockfinstere Nacht, jeden Augenblick kamen wir in andere Trainkolonnen, jeden Augenblick in andere Artillerieregimenter, die Kotmassen preßten die Räder wie Zangen und hielten sie jede Weile an, so daß Fluchen und Schreien die Nacht erfüllte. Immerhin war die Stimmung nicht so verzweifelt wie einst im August. Wir konnten uns nicht vorstellen, daß uns die Serben auf den Fersen seien, denn wir hatten doch in der letzten Zeit gesiegt und glaubten nicht mehr, seit wir mit serbischen Gefangenen gesprochen hatten, an die Tollkühnheit, an die Todesverachtung, an den wilden Haß und an die Unbesiegbarkeit der Serben.

An der Landstraße standen die Troßknechte, Fahrküchenkutscher, Kanoniere vor Feuern, an denen sie sich die durchnäßten Füße wärmten, wenn ihr Fahrzeug nicht vorwärts kommen konnte. Jedes Feuer war eigentlich von einem „Vorfahren“ für den „Nachfahren“ hergestellt worden, der es schon nach weni-

gen Sekunden benützte. Dann wurde auch seines Fahrzeuges Stockung behoben, er fuhr weiter bis zur nächsten Stockung und blieb dort beim Feuer stehen.

Da ich keinen Platz an einem Feuerchen finden konnte, machte ich mir rasch in einer der am Weg befindlichen, mit Türkenweizen überdachten serbischen Deckungen ein Nachtlager zurecht, steckte meine kotigen Stiefel in den Schlafsack, zog die Kapuze über den Kopf und schlief in der eisigfeuchten Dezembernacht so fest, daß ich das Rattern der ungeheueren Kolonnen, das schreiende Anfeuern, die Kommandorufe, die Peitschenhiebe, das verzweifelte Wiehern der Rosse und das Pfeifen des Windes nicht hörte.

Donnerstag, den 10. Dezember 1914.

Um halb 7 Uhr früh brachen wir auf und stießen nach kaum einer Stunde zur Division. Wären wir in der Nacht noch vier Kilometer weiter gegangen, dann hätten wir unter Dach und Fach in Stepojevač schlafen können. Dort lagerten auf der Dorfstraße nahezu alle Truppen der 9. Infanterie-Truppen-Division.

Von den diesjährigen Einjährig-Freiwilligen ist nur noch ein einziger übriggeblieben, der Fahnenträger. Die Verluste des Regiments betragen seit Anfang des Krieges etwa 10 000 Mann.

Gewehrfeuer und Kanonendonner sind in der Nähe hörbar und beweisen, daß die Serben uns doch verfolgen. Dazu die Mitteilungen, daß das 13. Korps zurückgeschlagen, Lajkovač und alle die Höhen an der Kolubara, die so furchtbar viel Blut gekostet haben, wieder in serbischem Besitz sind. Wir sollen eine Verteidigungsstellung in der Richtung gegen Leskovač beziehen, das 13. Korps bleibt Reserve hinter unserem westlichen Flügel. Wahrscheinlich halten wir nur noch die Linie Belgrad – Valjevo.

Es ist drei Viertel 11 Uhr vormittags. Eben hat der Oberstleutnant telefoniert, daß durch Kavallerie zu rekognoszieren sei, ob der Feind verfolge.

Zwei Minuten später. Eine Meldung trifft ein, und die Generalstäbler rennen zum Rastplatz der Truppen: „11. Regiment! Gewehre ergreifen, Rüstung umhängen, Alarm!“ Alles läuft durcheinander wie in einem Bienenstock.

Eine Minute später. Eine Granate pfeift über den Ort.

Eine Minute später. Ungeheures, grauenhaftes Tohuwabohu. Tausend Wagen, die Pferde noch mit umgehängten Futtersäkken, ergießen sich aus allen Höfen, aus allen Ausbuchtungen der Dorfstraße, von allen Wiesen und Gärten auf die Landstraße und sprengen in jagender Hast nordwärts davon.

Der Divisionär wirft sich den Hunderten von Soldaten entgegen, die eben ihre Rüstung umhängen: „73 an den Ortsausgang, 11 an den rechten, 28 an den linken Flügel!"

Die weglaufenden Soldaten behaupten, Trainbedeckung zu sein, aber die Truppenoffiziere hemmen den Strom.

Trotz dieser massenhaften Trainbedeckung müssen zwei Köche aus dem Kessel einer Fahrküche das Wasser mit Eßschalen ausschöpfen, um leer davonjagen zu können, da niemand vorhanden ist, der ihnen beim Herausheben und Ausschütten des Kessels behilflich wäre.

Mitten in dieses Gemenge von rasenden, jagenden, blassen, schlotternden Menschen saust eine Granate nach der anderen auf die Straße, zwischen die Häuser, das Erdreich 20 Meter in die Höhe wirbelnd, Lehm und Kot, wieder eine Granate, wieder eine Granate, und in allen Menschen das gleiche Gefühl: der nächste Augenblick kann mein Tod sein. Wird er der Tod sein?

11 Uhr. Der vor einer Minute von Tausenden bevölkert gewesene Ort ist leer. Nur hier und da humpelt ein Soldat seines Weges, langsam, phlegmatisch. Wäre nur ein Funken Leben in ihm, ein Funken Hoffnung, wäre der Fuß noch so marschmarod, ja, wäre das Bein gebrochen, er würde hasten, von der allgemeinen entsetzlichen Panik ergriffen. Aber ihm ist alles egal. Von den Truppen ist nichts mehr im Ort als unsere Kompanie und die Kommanden von Division 9 und Brigade 18. Die Offiziere blaß, aber bemüht, Gleichmut zu markieren, am ruhigsten noch der General, Befehle gebend und Zigaretten rauchend. Ordonnanzen rennen aufgeregt umher und fragen nach den Regiments- und Bataillonskommanden. Aber wer ist da, der ihnen den Weg weisen könnte? Wer weiß, wo sie jetzt ihre Stände aufgeschlagen haben? Es gibt noch kein Telefon zu ihnen, gerade jetzt wäre das Telefon wichtig.

11 Uhr 10 Min. Unsere Artillerie hat Feuerstellung bezogen und erwidert das feindliche Feuer, daß die Fensterscheiben von Stepojevač, die dem feindlichen Bombardement seit fast einer halben Stunde standgehalten haben, in Splitter springen.

Viertel 12 Uhr. Man hört unsere Truppen schießen. Wohin? Haben sie schon Stellung bezogen? Ist zwischen ihnen und dem Feind kein Österreicher mehr? Wissen sie schon die richtige Front?

11 Uhr 20 Min. Feindliche Schrapnelle mischen sich mit Granaten.

Halb 12 Uhr. Verwundete, noch blutend oder schon bandagiert, manche auf der Bahre, kommen heran. Das Feuer geht weiter, in jeder Minute drei Schüsse: ein pfeifendes Zischen, ein Knall, und eine Fontäne von Sprengstücken spritzt in die Höhe, wenn es eine Granate ist, aus der Höhe herab, wenn es ein Schrapnell ist.

Diesmal war das Feuer unvermutet gekommen, und es war ein jedem Infanteristen erkennbarer Fehler, daß man die Sicherung des Ortes erst angeordnet hatte, als die Granaten schon hineinplatzten und der Feind ante portas war. Alle Regimenter hatten gelagert wie in biblischem Frieden.

Von den Szenen, die sich auf der Landstraße bei der Flucht der Fahrzeuge abgespielt haben mußten, zeugte die Chaussee, als wir sie um 3 Uhr passierten, um nordwärts zu ziehen: umgestürzte Fahrküchen, umgekippte Wagen, manche waren stehengelassen worden, damit man ihre Pferde vor einen anderen Wagen spannen könne, im Graben lagen viele tote Pferde, heruntergefallene Waren, Wäsche, Sattelzeug, Konserven, Fässer. Soldaten waren intensiv dabei, Brauchbares für sich auszusuchen, und plünderten auch jene Wagen, die vielleicht noch abgeholt werden sollten.

Noch zehn Kilometer hinter Stepojevač trafen wir Fahrküchen, die zu ihren Truppenteilen zurückkehrten und von denen manche 75 Mann als „Fahrküchenbedeckung" zur Begleitung hatten. Bis hierher waren also die Leute in der Panik geflohen, aber nun kehrten sie zurück, denn fern von der Gulaschkanone lauert der Hungertod. Um 7 Uhr abends kamen wir in Progon an und schliefen auf welkem Laub, das wir aus einem nahen Wäldchen im Zeltblatt herantrugen.

Freitag, den 11. Dezember 1914.

Seit ein paar Tagen juckt mich das Fell, leider nicht bildlich gemeint, sondern höchst real. Ich mußte mich immerfort krat-

zen, jedoch meine Suche nach Ungeziefer blieb erfolglos. Nur ganz kleine rote Flecke fanden sich an meinem Arm. „Du hast Krätze", sagten mir die Kameraden.

Oberarzt Nocar, den ich vom Zivil her kenne und an den ich mich in dieser „schweren Stunde" um Rat und Hilfe wenden will, wohnt da drüben hinter dem Berg, in einem der weißen Häuser. Das erfuhr ich nachmittags in der Divisionssanitätsanstalt und ging zu ihm. Es war ein weiter Weg, beschwert von dem Gedanken, daß man mich vermissen könne, daß die Division vielleicht abmarschiert sei und vor allem – Krätze! Der Weg wurde immer ekelhafter, ich ging in alle weißen Häuser und fragte nach dem Oberarzt Nocar, aber niemand wußte von ihm. Ich hatte schon alle Häuser abgesucht und ihn nicht gefunden, als ich oben noch ein kleines Haus sah. Ich kam hinauf, fand den Gesuchten nicht darin, erblickte aber von dort aus ein neues Haus, wo er hätte sein können. Also vorwärts. Auch dort war er nicht. Ich gab es auf und ging wütend zurück. Knapp am Ausgangspunkt meines Marsches traf ich einen Sanitätssoldaten. Ob er wisse, wo Dr. Nocar wohne? Freilich wisse er das, er sei sein Pferdewärter und gehe eben zu ihm. Ich mit, wieder eine halbe Stunde weit. In der Wohnung wurde mir der Bescheid, der Doktor sei gerade zur Sanitätsanstalt gegangen, und zwar über die Felder. Deshalb hatten wir ihn nicht getroffen. Also ging ich über die Felder, voll grenzenlosem Ärger über mein Schicksal und überzeugt, daß der Arzt eben auf der Landstraße heimkehre, so daß ich ihn wieder verfehlen werde.

„Du, Körper", sagte meine Seele, „wir sind zwar Feinde von Geburt an, aber jetzt, da wir im Kriege sind und beide von anderen Mächten gepeinigt werden, könnten wir Frieden schließen. Ich bin genug geplagt, plage wenigstens du mich nicht mit Halsschmerz, Schnupfen, Magenschmerzen, Müdigkeit, Fußwunden, Rheumatismus, erfrorenen Zehen, Schmutz, Hunger und Krätze. Ich will dir dein Leid tragen helfen, erleichtere meines. Hast du denn gar kein Gefühl?"

„Hast du denn gar keinen Körper?" gab der Leib brutal zurück.

„Nimm doch Vernunft an", flehte der Geist.

„Nimm doch Gestalt an", höhnte der Körper.

In der Sanitätsanstalt fand ich endlich Dr. Nocar. Er untersuchte mich und schüttelte den Kopf: „Du hast keine Krätze. Das können Flohbisse sein oder eine Reizung der Haut."

Samstag, den 12. Dezember 1914.

Abends konnte ich nicht einschlafen, denn das Jucken hat trotz der beruhigenden Diagnose des Oberarztes leider nicht aufgehört. Obwohl das Zelt höchst baufällig und schlapp war, fror ich nicht, denn, ein seltsames Phänomen, die Nächte sind im Dezember hier wärmer als im August. Auch die Tage scheinen von nichts weiter entfernt zu sein als vom Winter. Heute ist ein wundervoller Frühlingstag, und in der Mittagsstunde, als wir von Progon nordwärts nach Cigani bei Meljak marschierten, war uns so heiß, daß wir den Mantel ausziehen mußten.

In Cigani traf ich Dr. Siegfried Fischl, kaum erkannte ich ihn, blaß, schlotternd, mit wildem Vollbart und unreinem Teint, Infanterist ohne Chargengrad, die Holme einer Tragbahre geschultert. Niemand hätte vermutet, einen Wissenschaftler vor sich zu haben, der schon als Achtzehnjähriger mit Popper-Lynkäus in Zeitschriften polemisiert, später chemische Arbeiten publiziert und an der Technischen Hochschule in Prag Vorträge gehalten hatte. Er begrüßte mich matt, als ob wir uns erst gestern gesehen hätten und als ob wir nicht in Cigani, sondern auf dem Wenzelsplatz wären. Er sei krank. Ich sah ihm an, daß er nicht viele Kranke von der Schwarmlinie zum Hilfsplatz tragen werde. Ob ich ihm irgendwie helfen könne, fragte ich ihn. Nein. So krank wie er seien Hunderte, und wenn er auch für ein paar Tage ins Spital, ja vielleicht nach Hause kommen könnte, so habe das keinen Wert. Und avancieren? „Hätte ich als Freiwilliger gedient, wäre ich längst tot."

Ich legte mich in einer Hütte nieder, die zuletzt als serbisches Feldspital gedient hatte, was an Rezepten, Medikamenten, Wattetampons, Karbolgeruch und Resten medizinischer Zeitschriften erkennbar war.

Wir trinken aus Tränkeimern, in denen sich fünf Minuten vorher jemand die Füße gewaschen hat, oder aus Brunnenkübeln, in denen gleichzeitig je 30 ungewaschene Hände panschen, bis die Feldflaschen voll sind, oder aus Feldflaschen, aus denen 30 schwindsüchtige, katarrhalische oder ekzembehaftete Münder getrunken haben, wir schlafen in einem geräumten serbischen Feldspital und sind glücklich, Stroh darin vorzufinden, worauf vielleicht ein Ruhr- oder Cholerakranker gestorben, sicher aber ein Kranker gelegen hat, wir klauben Zigarettenreste auf und zerbeißen Zigarrenstummel, wenn sie nicht mehr rauch-

bar sind, wir waschen uns nicht, schlafen neben Verlausten, sind selbst verlaust, putzen uns nicht die Zähne, schneiden uns nicht die Nägel, haben die Kleider seit fünf Monaten nicht gewechselt, haben keine Hosenträger, keinen Leibriemen, keine Knöpfe, keine unzerrissene Tasche, kein Taschentuch, keinen Kamm, keine Bürste, wir betteln um Suppenreste und schleichen um die Offiziersküche, ob nicht ein Tropfen Kaffee in der Tasse des Herrn Leutnants übriggeblieben sei, wir kauen rohes Fleisch, wir schlafen im Freien – wird das je wieder anders werden? Über solchen Gedanken schlief ich ein und wurde um Mitternacht geweckt. Abmarsch.

Sonntag, den 13. Dezember 1914.

Halb 6 Uhr früh, noch war es dunkel, gingen wir durch einen Lindenwald nordwärts. Bei einer Karaule mit hölzernen Arkaden sammelten sich die Stäbe von Division und Brigade, dann ging der Marsch weiter bis zum Petrov Grob, Trigonometer 337. Hier kamen die Truppen des 13. Korps auf ihrem Rückzug vorüber, hier stand die Landwehrdivision. Hier bezog auch unser Regiment Lager, laut Frührapport zweihundert Gewehre stark. Wir formierten uns in Gefechtslinie.

Über den Devojacki Grob gingen wir weiter, und ich freute mich beim Aufstieg, daß ich von der Höhe herab endlich Belgrad erblicken werde. Aber als wir mit Mühe die Höhe erschritten hatten, lagen Täler vor uns, und hinter den Tälern Hügel – und von Belgrad keine Spur.

In Ruschanj machten die Truppen halt und stellten sich dem Feinde, der unmittelbar hinter uns her war. Von den Schwarmlinien aus wurden in rascher Eile Telefone gelegt. Oberst Sündermann, Generalstabschef des 8. Korps, leitete, die Landkarten vor sich und das Mikrophon am Mund, die Schlacht.

Daß heute eine Katastrophe kommen werde, hatte ich, für den das Datum das Fatum bedeutet, gewußt. Um 12 Uhr trafen die ersten Granaten in Ruschanj ein und gleichzeitig die ersten Botschaften, daß der rechte Flügel – ungarischer Landsturm – verschwunden sei, daß die anderen Fronten wanken und von einem Durchbruch bedroht seien. Bald darauf kamen ganze Abteilungen versprengt in die Ortschaft hinab, und der Befehl zur Marschbereitschaft, zum Satteln der Pferde und zur Abfahrt des Trains wurde gegeben. Zwei Generalstäbler sprachen darüber,

daß es keine Verbindung mit Belgrad gäbe, man könne also keine Verstärkungen und Weisungen telefonisch ansprechen und ein Auto käme auf den von Trains verstopften Straßen zu langsam vorwärts. Bei diesem erlauschten Gespräch fiel mir ein: unsere Trains werden sich in Belgrad ansammeln, während man dort nichts davon weiß, daß unsere letzte Schlacht verloren ist. Und nichts wird zur Verteidigung von Belgrad getan werden.

Um drei Viertel 2 Uhr nachmittags jagte alles in grauenhafter Hast davon, von allen Seiten des Talkessels kamen Wagen und Menschen, und es wimmelte im Nu von Tausenden. Der Rückzug war regellos und atemlos, aber doch nicht von verzweifelter Stimmung, denn er wurde vom Feind nur schwach mit Feuer verfolgt und wirkte auf die von den langen Monaten des Krieges im Freien ermatteten Truppen wie eine Erlösung: man sollte wieder in menschliche Gegenden, wieder in eine Stadt, vielleicht sogar in die Heimat, nach Österreich!

Ich warf meinen Tornister auf ein Telefonwägelchen, und er wird wahrscheinlich verloren sein. Fröhlich zog ich zwischen Kameraden, Kanonen, Fahrküchen und Trainwagen bergab. Nach kurzer Zeit überschritten wir ein Eisenbahngleis, das normalspurig war; im Wächterhäuschen, das sich durch nichts von unseren unterschied, waren die Glockensignalapparate für Ruhestrombetrieb eingerichtet wie bei uns, und auf dem nahen Stationsgebäude von Resnik waren auch französische Aufschriften (Salle d'attente usw.). Nur ein Mann im Wartesaal erinnerte mich daran, daß ich in Serbien sei. Auf meine Frage, was er hier tue, drehte er sich um, um zu zeigen, daß seine Hände am Rücken mit Isolationsdraht gefesselt seien. Wahrscheinlich hatte sich der Serbe einer österreichfeindlichen Tat verdächtig gemacht, war gefesselt worden und dann zurückgelassen, weil man ihn nicht mehr hinrichten wollte. Jetzt auf der Flucht lernen unsere Machthaber, daß mit Spionenriecherei, Berserkerpose und Meuchelmord kein Krieg zu gewinnen ist. Der Mann stöhnte, daß er Hunger habe. Das Stück Brot, das ich ihm in den Mund steckte, verschlang er mit Gier.

Wir zogen durch Resnik, vor dessen Weingärten eine Batterie Feuerstellung auf der Landstraße nahm, wir klommen einen steilen Abhang hinunter, um den sich ein Bach in fast geschlossenem Ring schlängelte, kamen an einem weißen Kirchlein samt Klostergebäude mit roten Türmen vorüber, das von Häusern

im Karree umstellt war und jedenfalls ein Wallfahrtsort (Knězovač?) ist. An Steinbrüchen, Villen, Telegrafenstangen ging die Flucht vorbei, es begann zu regnen, nach und nach wurde es stockdunkel, die Kameraden verloren einander, ich fand mich unter einer Kolonne von magyarischen Landstürmern und fühlte mich unter ihnen und der Sprache, von der ich kein Wort verstand, einsamer denn je. Auf der Landstraße konnte man plötzlich nicht weiter, weil vorn die Brücke über den tiefen Bach unter den Kanonen zusammengebrochen war; man kehrte zurück, um eine andere Straße zu suchen. Nach fast 5 Stunden fanden wir schließlich einen Weg, der in eine parkartige Allee mündete, an welcher schöne Villen standen. Wir waren also nicht in einer falschen Richtung gezogen, denn das konnte nur ein Vorort der Landeshauptstadt sein, jedenfalls Topschider. Um 7 Uhr abends sahen wir, daß wir auf einer Höhe waren, denn tief unter uns strahlten die Lichter von Belgrad, und diese Lichter waren regelmäßig und standen in geraden Linien und stammten von Glühbirnen und Gaslaternen...

Bald spürten wir Straßenpflaster unter unseren Füßen, und rechts und links standen geschlossene Häuserzeilen. Wir waren in Belgrad.

Keine Patrouille hatte uns angehalten, kein Kordon war zu sehen. Das fiel mir auf. Belgrad ist also nicht befestigt, und man wird es morgen dem anstürmenden Feinde wohl kampflos räumen müssen.

Wir gingen durch die Stadt, an Häusern mit Mörtelverputz und zwei oder drei Stockwerken vorüber, an Parterrewohnungen, in denen ich bemalte Zimmerwände sah, an Sodawasserkiosken, an Fenstern mit Vorhängen, an Straßentafeln und Geschäften und ähnlichem, das ich längst vergessen hatte, hinunter zur Savebrücke. Die Eisenbahnbrücke war zerstört gewesen, aber zwischen den beiden niedergebrochenen Teilen ist ein Fußgängersteg errichtet worden. Außerdem führen zwei Notbrücken nach Österreich. Über sie ratterten die Fuhrwerke unserer Trains und die Munitionswagen unserer Artillerie. Ein Hauptmann von Sappeuren verwehrte jedem Soldaten das Betreten der Brücke. Die aufgelösten Mannschaften sollten noch einmal gesammelt und dem Feind entgegengeführt werden.

Ein Infanterist und ein Korporal, die um jeden Preis hinüberkommen wollten, da sie keine Lust hatten, sich noch einmal dem

Feind zu stellen, wußten sich Rat: sie bewogen den Kutscher des Wagens, der ihre Regimentskasse führte, nicht auf die Brücke zu fahren, sondern etwa 30 Schritte entfernt von dieser am Ufer zu halten. Dann hoben sie in Gemeinschaft mit etwa 20 anderen Soldaten, die sie schnell einweihten, die Kasse vom Wagen und trugen sie über die Brücke. Der Wagen sei niedergebrochen, erklärten sie dem Sappeurhauptmann, und dieser mußte sie mit der Kasse hinüberlassen...

Montag, den 14. Dezember 1914.

Wache ich oder träume ich? Ich bin in Ekstase. Entzücken und das höchste Wohlgefühl, das ich seit meiner Abreise aus Berlin, also seit längst vergangener Zeit, nicht mehr empfunden habe, wechseln mit trüben Bildern. Welch ein Tag! Ich zog auf der von großen Schleppern gestützten Kriegsbrücke als „Begleitmann" der Regimentskasse über die Save. Das Gewoge und Gedränge auf der Brücke, das Geschiebe und Gestoße, das Gebrüll und die Unordnung sind nicht zu beschreiben.

Von allen Seiten kamen Wagen und wollten gleichzeitig auf die Brücke, und die Leute zwängten sich zwischen ihnen durch, so daß jeden Augenblick jemand zwischen den Seilen, die das Brückengeländer bildeten, hinuntergestoßen wurde und in einem der Pfeilerschiffe liegenblieb. Mein Übergang über die Brücke dauerte etwa fünf Viertelstunden. Drüben traf ich den Stabstrain, ermittelte den Telefonwagen, auf dem mein Tornister noch lag, und zog weiter. Von Belgrad hatte ich freilich nicht viel mehr gesehen als neue Häuser, typische Großstadtvororte, am Ufer zusammengeschossene Speicher, Trümmer eines Bahnhofes u. dgl.

Der Weg von der Brücke bis nach Semlin führte über ödes Land, zum Teil längs der Donau auf einem Karrenweg. Es war die Burmahalbinsel, und die Lichter vor uns wiesen uns den Weg nach Semlin. Zur Morgendämmerung kamen wir in Semlin an, entzückt darüber, nicht mehr ungebetene, feindselige, quälende Gäste in fremdem Land zu sein. In lateinischen Buchstaben stand der Stationsname auf dem Bahnhof: „Zemuň", dem ersten österreichischen Gebäude, das wir sahen.

Und nun kamen wir aus dem Staunen nicht mehr heraus. Was für Gestalten, längst vergessen, nahten sich uns. Wir sahen

Zivilisten! Und es waren nicht etwa Matschwa-Bauern mit Schafpelzen, nein, Herren mit Bügelfalten, die in der Mitte einer Allee von Ösen der Lackstiefel endeten, Herren mit Zylindern und Elfenbeinstöcken und Winterröcken. Wir sahen öffentliche Bauten, für die Österreich an den Grenzen aus Repräsentationsgründen etwas aufwendet, wir sahen Firmenschilder von Raseuren, von Fiakerhaltern, Konditoreien, Modegeschäften, nachdem wir monatelang in Erdhöhlen gewohnt hatten.

Und plötzlich standen wir starr. Ein Mädchen kam uns entgegen, mit einem blumengarnierten Samthut, brauner Bluse, schikkem braunem Rock. Ein Mädchen! Eine gewaschene, gutgekleidete, europäische Städterin. Zuerst glotzten wir sie entgeistert an wie eine Erscheinung, wir trauten unseren Augen nicht. Erst als sie um die Ecke verschwunden war, sahen wir einander an und sagten: „Ein Mädchen!"

Andere Frauen kamen dann an uns vorbei. Sie gingen plaudernd nebeneinanderher, in knöchelfreien Röcken, straff gespannten, hellen Strümpfen und Halbschuhen mit breiter Masche.

Und dann Dirnen, viele Dirnen. Wer hat ihnen den Tip gegeben, daß hier jetzt Konjunktur sei? Sie waren da, und man kannte sie oder schien sie von irgendwoher zu kennen, vom Kurfürstendamm oder von der Rotenturmstraße oder von Piccadilly oder von den großen Boulevards. Sie sahen alle gleich aus, aber uns war es, als wären sie Meisterwerke der Schöpfung. Eine kam entgegen, mit der ich in Prag bei Havrda oft getanzt hatte, und ihr unvermuteter Anblick entlockte mir den Ausruf ihres Namens:

„Paula!"

Sie maß mich verächtlich und schwebte weiter. Da ließ ich meinen Blick über meine zerfetzten, beschmutzten und zerknitterten Kleider schweifen.

Ein Café! Zuerst wagten wir uns nicht hinein, aber dann saßen wir halb lachend, halb melancholisch an runden Marmortischchen, vor uns waren Billards, rechts thronte zwischen Messingaufsätzen eine Buffetière, an den Wänden waren Spiegel und Ständer für die Queues, und ein Kellner im Frack brachte uns Tee mit Rum in Porzellantassen, auf Nickeltabletts, Zukkerstückchen daneben, und er betrog uns sogar bei der Zeche! Erregt saßen wir da und machten Witze: sollen wir das Billard

zu Brennholz für unser Lagerfeuer zerhacken? Manche gossen den Tee in die Menageschale, „damit er besser schmeckt". Im Ernst aber steckte sich jeder ein paar Stückchen Zucker ein, um nächstens den Konservenkaffee damit zu versüßen. Ich ging aufs Klosett, Wasserspülung, Wasserspülung, und als ich die Wände mit Pornographien beschmiert sah, empfand ich es noch intensiver, im Bereich der Kultur zu sein.

Wir schlenderten durch die Straßen, an einem Fußballplatz vorbei, über den Kai, Dampfer fuhren auf der Donau, zerschossene Häuser erblickten wir und kamen durch die von den Serben in „Kral Peter-Ulica" umgetaufte Hauptstraße, deren Straßentafel aber wieder übertüncht ist. Auch die Geschäftsleute haben die serbischen Reklamen auf ihren Läden, ja sogar die in Cyrillika geschriebenen Namen der Firmeninhaber aus Vorsicht verlöscht, Tünche.

Während das Geld bisher auch nicht den geringsten Wert für uns gehabt hat, auch der Ärmste seine Löhnung verfallen ließ und jede Geldentschädigung für einen Dienst oder eine Gefälligkeit zurückwies, konnte man sich plötzlich alles kaufen, Gurken, Obst, Käse, Tabak, Brot und Wurst.

Ich ging zu einem Raseur, der mir einen weißen Frisiermantel umhängte, mich glatt rasierte, mir den Kopf schor und ihn mit Bayrum-Shampooing dreimal wusch; er zeigte mir das beim Abtrocknen dreimal ganz braun gewordene Handtuch, ich hatte noch von den Nachtlagern her die ganze Matschwa und das Kolubara-Erdreich in den Haaren. Und ich, der ich noch vor wenigen Tagen höchlichst zufrieden gewesen war, wenn mir ein Kamerad mit halbscharfem Bajonett die Stoppeln vom Kinn geschabt, wurde im Nu wieder zum arroganten Kulturmenschen, verlangte eine scharfe Spritzung, gleichmäßigere Zustutzung der Koteletts und hatte allerhand auszusetzen, bevor mich der Friseur mit Puder betupfte...

Dann kaufte ich Wäsche, denn ich hatte einen Entschluß gefaßt, dessen Erfüllung mir seit Monaten das Erstrebenswerteste auf der Welt schien: zu baden. Am Donauufer war das Dampfbad, schäbige kleine Zellen. Im Berliner Volksbad kostet eine solche Zelle fünf Pfennige, und es ist dort sauberer und schöner, hier zahlte ich eine Krone, aber wie glücklich war ich in dem kleinen Raum! Ich zerrte Kleider und Wäsche vom Leibe. Losgelöste Baumwollstücke der Winterwäsche, Strohhalme und

Gräser und Erde fielen mit zu Boden. Als ich nackt war, erschrak ich, so mager, so schmutzig hatte ich mich nie gesehen. Ich sprang in das warme Wasser. Anfangs glaubte ich, ich würde wahnsinnig, ein so unsägliches Kribbeln überfiel mich, als ob eine Ameisenmilliarde eine Strafexpedition gegen mich vollziehe. Bald aber wurde mir wohlig zumute, der Schmutz löste sich. Dann noch die reine Wäsche! Ich zog das neue Hemd, die neue Unterhose und die neuen Strümpfe an und empfand dabei den glückseligsten Moment während des ganzen Feldzuges.

Mittags aßen der Gefreite Willi Stohl, Infanterist Fritz Fantl und ich in einem Restaurant. Wir drei hatten im letzten Monat gemeinsame Wirtschaft geführt, jedes erbettelte Stück Speck, jedes gestohlene Stück Brot und jeden erbeuteten Tropfen Schnaps redlich miteinander geteilt – jeder einen Bissen, jeder einen Schluck.

Nun saßen wir an weißgedecktem Tisch und aßen mit Löffel, Gabel und Messer, tranken aus Gläsern.

Damit war aber auch die Reihe der Genüsse vorüber. Nachmittags stand ich Posten. Ungeheure Trains kamen vorbei, in wilder Hast, ärger als in Milina, wo sich auf der Straße gegen Amalija nur ein Korps, unser achtes, bewegt hatte. Hier kamen Bosnier, Tschechen, Magyaren, Landesschützen. Die Kanonen donnerten, die Läden waren geschlossen, die Zivilbevölkerung packte ihre Sachen, um fortzufahren (größtenteils nach Neusatz), und das Gerücht verbreitete sich, daß Belgrad brenne. Ich eilte, als ich vom Posten abgelöst worden war, zum Bahnhof, um zu sehen, ob es wahr sei. Nein, Belgrad brannte nicht. Da lag es wundervoll am Hang eines Berges, auf dem sich der Konak und die Spitzen der Kathedrale in den Himmel schmeichelten, während sich unten am Ufer die Häuser in der Donau spiegelten. Auf der Höhe blitzten serbische Kanonen auf und schossen gegen unsere drei Brücken. Belgrad brannte nicht, nur ein isoliert stehendes großes Gebäude – wie es heißt, die Zuckerfabrik – stand in Flammen.

Auf Monitoren fuhren Truppen aus Belgrad fort, und auch über die Brücken kamen noch unendliche Massen von Soldaten. Ein scharfer Regen fiel. Auf der rechten Straßenseite jagten Automobile, den Eindruck einer hastigen Flucht noch erhöhend und die Pferde der seit Stunden fahrenden Wagen, Kavalleriekolonnen und Meldereiter beunruhigend. Dies die Fahr-

bahn. Und auf dem Trottoir, hart an dem wüsten Chaos, trippeln die Kriegshuren, schäkern mit Offizieren und Zivilisten und kokettieren mit Vorbeireitenden.

Dienstag, den 15. Dezember 1914.

Um 5 Uhr früh: sechs große Detonationen, die drei Brücken Österreichs zum Balkan werden gesprengt.

Um 10 Uhr vormittags ging es in die Vorstadt Franzthal, wo sich unser Regiment formierte. Tausende von Menschen, die als die letzten vom jenseitigen Ufer herüberkamen, brachten Schrekkensbotschaften. Batterien gefangen, Regimenter aufgerieben, Paniken auf der Kriegsbrücke, verlorene Trains, verlaufene Kolonnen und dergleichen.

Mein Körper, der bisher nur rote Pünktchen aufzuweisen hatte, ist nun ganz mit einem rotblauen Ausschlag bedeckt. Ich war der Ansicht, daß das vom heißen Wasser des Bades herrühre, aber es sind Läuse. Ich hatte sie in der Schmutzkruste wohl nicht gespürt.

Um 2 Uhr nachmittags zogen alle Truppen der 9. Division nach Surschin. Vor Dobanovci zweigte der Weg nach links ab. Die Marschdisziplin lockerte sich, Gruppen blieben zurück, denn der Weg war kotig, weit und die Erschöpfung groß. Bald sahen wir uns der Dunkelheit ausgesetzt, ohne eine Karte, ohne einen Kompaß, ohne einen Führer zu haben. Rechts und links nichts als Felder, Felder.

Gegen 6 Uhr blitzte es am Horizont auf. Wir stritten darüber, ob es Scheinwerfer oder Blitze aus Kanonenrohren oder Granaten oder Leuchtsignale oder Leuchtschrapnelle seien – daß es Wetterleuchten und Himmelsblitze sein konnten, fiel keinem von uns ein. Aber bald erkannten wir es. Rechts von uns, links von uns, vor uns und hinter uns wurde das Firmament von gezacktem Feuer zerschnitten, dann leuchtete es von allen Seiten gleichzeitig auf, man konnte die unendlich jähe Helle nicht ertragen, obwohl sie kaum den Bruchteil einer Sekunde währte, worauf der Weg unter dem wolkenbedeckten, sternenlosen Himmel wieder verschwand. Um 7 Uhr überfiel uns ein Gußregen, in mancher Minute schlug uns das Wasser brutal in Nakken und Augen, dann gab es schwächere Momente, die man glücklich empfand. Wir strebten einem unvermeintlichen Damm

zu, der sich immer ganz nahe vor uns erhob, aber es war kein Damm, wie wir nach Stunden erkannten, sondern eine optische Täuschung, bewirkt durch den Zusammenstoß der dunklen Pußta am Horizont mit dem immerhin helleren Firmament.

Mittwoch, den 16. Dezember 1914.

Alte Zeitungen sind eingetroffen: der Einzug unserer Truppen in Belgrad am 2. Dezember ist in feierlicher Weise erfolgt. Freilich. Wer hat daran gezweifelt! Der Rückzug war etwas weniger feierlich.

Unter dem hämischen Titel „Ein überflüssiges serbisches Dementi“ wird folgendes Telegramm aus Nisch reproduziert: „Österreichisch-ungarische Blätter melden, daß Belgrad von österreichisch-ungarischen Truppen im Kampf genommen worden sei. Das ist vollkommen falsch. Belgrad wurde Sonntag, den 29. November, von den Truppen und Behörden geräumt. Es handelt sich also nicht um eine Eroberung Belgrads nach vorausgegangenem Kampf, sondern einfach um den Einzug des Feindes.“ Was ich hier sofort behauptet hatte. Die einzige taktische Leistung, die wir vollbracht haben, ist, daß wir den Einzug um vier Tage verzögerten, um am Jubiläumstag dort zu sein. Das sind die Gesichtspunkte, von denen die österreichische Kriegsführung beherrscht wird. Von dem vierzehntägigen Besitz Belgrads wurden aus Gefühlsduselei und Ordensjägerei vier Tage vertrödelt.

Der flüchtige Unteroffizier unserer Offiziersmesse, Nechanický, hat sich in Esseg als Deserteur und Defraudant selbst gestellt. Es wurden Protokolle mit denjenigen aufgenommen, die ihm Geld zum Einkaufen mitgegeben hatten. Ich beeinflußte die Leute, ihre Verluste nicht anzumelden, er wird ohnedies zu hart bestraft werden, und der Hauptschuldige an seinem Verbrechen ist er ja doch nicht.

Belgrad ist seit gestern 10 Uhr vormittags in feindlichen Händen, und es heißt, daß sogar Schabatz, wo zehntausend österreichische Kranke sind, von den Serben besetzt ist.

Die Soldaten, die vorgestern eine Regimentskasse vom Trainwagen gehoben hatten, um sich mit ihr über die Brücke zu schwindeln, sind auf österreichischem Ufer von einem Intendanzoffizier angehalten und sichergestellt worden und zitterten

nun, wegen Flucht aus der Schlacht vor das Divisionsgericht gestellt zu werden. Aber es kam anders. Alle zwanzig wurden für die kleine silberne Tapferkeitsmedaille „wegen Rettung der Regimentskasse aus feindlichem Feuer" eingegeben, ich als Führer – für die große.

Heute hatte ich Gelegenheit, serbische Originalbefehle zu lesen, die uns in die Hände gefallen sind – erster Blick hinter die serbische Front. Marschall Putnik, Chef des serbischen Generalstabes, Oberst Vuko Aračič, Befehlshaber der Timok-Division, II. Aufgebot, General Miha Zivkovič, Stabschef des Abwehrkommandos von Belgrad, und Oberst J. Milisavljevič erlassen Maßnahmen: gegen fliehende serbische Bataillone sei eigenes Geschützfeuer zu eröffnen, gegen fliehende Unterabteilungen Maschinengewehrfeuer, gegen Schwärme Gewehrfeuer, und einzelne Flüchtlinge seien von den hinter der Front patrouillierenden Komitas niederzumachen; wegen Desertion und wegen Wegwerfens von Gewehren wird man gehängt, wegen Wegwerfens von Patronen erschossen, wegen Plünderung standrechtlich behandelt, wegen Trunkenheit gefesselt und mit fünfundzwanzig Stockschlägen bestraft, desgleichen Troßknechte, die ihre Pferde nicht füttern oder Munition von ihrem Trainwagen werfen.

„Gegen jeden, der sich nicht nur zu seiner persönlichen Schande, sondern auch zur Schmach unserer gesamten Armee aus dem Gefecht oder vom Kampfplatz entfernt, sich selbst verstümmelt oder dem Feinde übergeben hat, werden außer dem Vollzug der Todesstrafe noch Schritte zur Konfiskation, das heißt Wegnahme des gesamten Vermögens, sowohl des beweglichen als auch des unbeweglichen, zugunsten der Staatskasse unternommen, ferner werden auch gegen die Hausgenossen eines solchen Soldaten die allerdrakonischsten Mittel angewendet, wie Trennung und Zwangsübersiedlung seiner Familienangehörigen in verschiedene Orte, Verbot, zusammenzukommen und miteinander zu verkehren, Verwendung zu schweren Arbeiten und so weiter, denn eine Familie, deren Mitglied in diesem heiligen Krieg nicht seine Pflicht tut, verdient keinerlei Rücksicht, nicht einmal den gesetzlichen Schutz."

Unter Androhung ähnlicher Strafen wird in einem Erlaß des Kommandanten der III. Armee vom 3. November (16. November n. St.), Aktenzeichen OZ 2627, der serbische Rückzug ge-

schildert, Massendesertionen, Massenplünderungen und Massenübergabe von Soldaten. Schon einige Tage vorher trat Oberst Milisavljevič mit nachfolgendem Befehl an die Chargen (man macht in Serbien nicht so viele Unterschiede zwischen Offizieren und Unteroffizieren wie bei uns) der allgemeinen Verzweiflung entgegen:

„Sagt unseren Soldaten, daß der Feind nicht stärker ist als wir und daß die Gerüchte von seiner Überzahl falsch sind.

Sagt ihnen, daß die feindlichen Soldaten sehr schlechte Kämpfer sind und ein rasches Infanteriefeuer nicht aushalten, macht ihnen klar, daß unsere Komitas, wenn ihrer nur drei oder vier beisammen sind, ganze Züge von Schwabas vor sich hertreiben.

Sagt ihnen, es ist nicht wahr, daß unsere Artillerie keine Geschosse habe, sie sollen sich davon überzeugen, daß unsere Munitionskolonnen und Protzen voll sind und fortwährend Munition aus Rußland kommt, unsere Artillerie aber nur dann schießt, wenn sie trifft, während die Schwabas auf jeden Berg feuern.

Sagt ihnen, daß Rußland die Österreicher und Deutschen geschlagen hat und die Russen uns über Ungarn zu Hilfe kommen werden. Alle Kommandanten und Offizieren befehle ich, die ganze freie Zeit im Gespräch mit ihren Soldaten zu verbringen."

Sehr wichtig ist der Absatz eines serbischen Novemberbefehls: „Es ist der Mannschaft begreiflich zu machen, daß gar kein Grund vorhanden ist, in Kleinmut und Apathie zu verfallen, denn ihre Meinung, der Krieg sei verloren, ist irrig, in Wirklichkeit führt das Oberkommando nur ein einfaches Manöver durch. Wir sind nicht auf der Flucht, da wir doch nirgends geschlagen wurden, und dieser Rückzug hat nur das Ziel, eine günstigere Position einzunehmen!"

Ja, es war tatsächlich ein einfaches Manöver, ein Positionswechsel und keine Flucht. Aber die serbische Mannschaft glaubte es nicht (vor allem, weil die Anordnung der Rücknahme mit unserem Sturm auf den Dammweg von Černabara zusammenfiel), entledigte sich der Patronen, desertierte, und diese von den serbischen Befehlshabern gerügten Übelstände waren ihr Segen: die österreichischen Heerführer erblickten in der Zahl der Gefangenen, der weggeworfenen Munition, der weggeworfenen Gewehre und Patronen den Beweis dafür, daß der Gegner ver-

nichtet sei, sie verlachten den gesunden Menschenverstand, jagten die unterernährten, jämmerlich ausgerüsteten und dezimierten k.u.k. Truppen in die Falle, und die Kampagne gegen Serbien war verloren.

Unser Regimentsadjutant meldete heute bei der Division den Stand des Regiments: „80 Feuergewehre."

Der General nickte traurig. Dann fragte er: „Wieviel Maschinengewehre?"

„Keines, Herr General."

Der Divisionär schüttelte langsam den Kopf und wandte sich zum Gehen. Dann drehte sich der alte Soldat plötzlich um: „Die Fahne?"

„Die Fahne ist gerettet."

„Na also."

Donnerstag, den 17. Dezember 1914.

Trotz der Fürchterlichkeit der letzten Woche, trotz der Anabasis aus Serbien und obwohl wir gestern durch einen Regen der Sintflut und eine Hölle der Finsternis über endlose Felder irrten, bevor wir hier, in einer Tenne von Surschin, Unterkunft fanden, habe ich die ganze Nacht nicht geschlafen, so sehr juckte mein Körper, und ich kratzte ihn wund. Graugelbe Schmarotzer kribbeln in meinem Hemd, in meiner Montur, auf meiner Haut. Unsagbar einfach, ich weiß schon, ist die Therapie: gründliche Reinigung, Vernichtung der Wäsche, Wechseln der Kleider. Das sagt sich leicht! Wo soll ich mich reinigen, wie kann ich die Wäsche, wenn ich keine andere habe, vernichten, Sweater, Bauchbinde und Trikotunterhose, die mich vor dem Erfrieren schützen. Wenn es möglich wäre, die Kleider zu wechseln – bereits vor vier Monaten hätte ich das gerne getan, denn es war schon damals nötig. Ich bin froh, wenigstens graue Salbe zu bekommen.

Freitag, den 18. Dezember 1914.

Die graue Salbe scheint meinen Gästen nahrhafte Speisenzufuhr gewesen zu sein, dem Körper war sie minder zuträglich, er ist mit Ekzemen bedeckt. Was Läuse und Salbe von meiner Haut unversehrt gelassen haben, das ruinierten nachts meine Fingernägel. Ich schmierte heute mit Petroleum, doch wirkte dies auf den Ausschlag nichts weniger als balsamisch, und

außerdem stinke ich. An Hiob mußte ich denken: des Nachts wird mein Gebein durchbohret allenthalben, und die mich jagen, legen sich nicht schlafen.

Samstag, den 19. Dezember 1914.

Morgens marschierten wir ab. Nach Badovinci hieß es im Befehl, aber schon nach vier Kilometern, in Dobanovci, wo das Etappenkommando der V. Armee (8., 13. und kombiniertes Korps Kraus: Armeekommandant Liborius Franck) haust, machten wir halt.

Ich bin bei einem deutschen Bauern einquartiert, die serbokroatischen Bewohner haben ihre Häuser verlassen, zum Teil, weil sie mit den Serben bei deren seinerzeitiger Invasion verkehrt hatten und deshalb die Rache der Österreicher fürchteten, zum Teil wurden sie wegen dieser Sympathien festgenommen und weggeführt. Über vierzig Personen des kleinen Ortes sind von den Österreichern erschossen oder gehängt worden.

In Dobanovci war es nämlich, wo sich Kronprinz Alexander von Serbien vor einem Vierteljahr zum König von Syrmien krönen ließ; unser Wirt, der alte Jakob Balzer, erzählt uns von der Zeremonie, die eigentlich gar keine Krönung war, sondern ein Hochamt. Prinz Georg wohnte mit seinem Stabe bei. Der Pope Save Petkovic, der die Messe zelebriert hatte, wurde später von den Österreichern eingesperrt, aber als diese von neuem flüchteten, blieb er zurück und zog mit den Serben in deren Heimat. Das war in der letzten Septemberwoche. Frau Balzer fürchtet wohl, die Erzählungen ihres Gatten könnten nicht patriotisch genug aufgefaßt werden, und fügt hinzu, die Serben seien sehr grausam gewesen, schildert, wie man der alten Jüdin Goldiger die Augen ausgestochen habe, obwohl sie nichts weiter gesagt, als daß die serbischen Offiziere wie Zigeuner aussehen. Alle zwanzigjährigen Burschen, alle Pferde und alles Zugvieh haben sie nach Serbien geführt.

Dennoch stimmt Frau Balzer ihrem Gatten darin bei, daß die Offiziere „von drüben“ einfach und bescheiden sind, ganz anders als die österreichischen Herren, die nur mit ihresgleichen verkehren und in Betten schlafen wollen, während die serbischen neben der Mannschaft im Stall nächtigen. Auch ist sie schlecht auf die k. u. k. Kommandos zu sprechen, die, als der serbische

Anmarsch gemeldet wurde, ihre Truppen eilends abzogen, aber der Bevölkerung von Dobanovci (selbst den Deutschen) verschwiegen haben, daß Gefahr im Verzuge sei und sie sich in Sicherheit bringen oder wenigstens ihr Vieh schlachten mögen. Der alte Balzer ist Deutscher mit Leib und Seele, sozusagen aus Familientradition: wie seine 1778 aus der Rheinpfalz nach Südungarn gekommenen Vorfahren, so sollen seine Enkel Deutsche bleiben. Seine Schwiegertochter, unsere eigentliche Wirtin, ist eine gebürtige Badovincierin, aber sie sagt, sie sei aus Hessen, als wäre sie erst gestern hier eingelangt und nicht schon ihre Urahnen unter Maria Theresia.

Sie säugt ihren jüngsten Buben, der schon zwei Jahre alt ist und Hosen trägt. „Warum nähren Sie den großen Jungen noch?“ frage ich.

„Es schmeckt m'r halt so gut“, antwortet an ihrer Stelle der Säugling.

Sonntag, den 20. Dezember 1914.

Über die einfach aufs Feld gelegten und mit Klammern an den Schienen befestigten Schwellen einer Feldbahn balancierten wir, um die Tümpel und den Kot der Straße zu vermeiden, zwei Stunden und eine halbe nach Batajnica. Dort wurde die Division einwaggoniert, mitsamt dem Train, was viele Stunden dauerte, denn es ist nicht leicht, Fuhrwerke in die Eisenbahnwagen zu schieben, die Pferde fielen wiederholt in die Lücke zwischen Rampe und Waggon; um halb zwei Uhr nachmittags war die Verladung beendet. Ich war mit sechs Männern und sechs Pferden im selben Wagen zusammen, außerdem war ein Ofen und ein eisernes Gefäß für Ruhrkranke da, das ich während der ganzen Fahrt als Stuhl benützte.

Die Reise ging durch ungarische Dörfer, die artesische Brunnen haben statt der primitiven Schöpflöcher Serbiens, getünchte Hofmauern statt der schon vor unserer Ankunft ramponierten Staketenzäune in Serbien, Felder mit geradem Rain statt der bizarr konturierten Flächen jenseits der Save, alles trug Früchte, war aber nicht geerntet, durch Neupazua, Altpazua, Indija, Beschka, Karlowitz kamen wir, durch andere Orte, deren Namen ich nicht lesen konnte, da es dunkel wurde; ich schlief ein, während mich eins der Pferde beschnupperte.

10 Uhr abends Ankunft in Ujvidek. Wir setzten uns in die

Schankstube des Bahnhofs, aßen Würstchen mit Kren, tranken Bier. Das Lokal war voll. Ein General kam, der sich einen Tisch räumen ließ, was andere Offiziere dazu benützten, alle Mannschaftspersonen aus dem Saal zu weisen, um allein zu sein. Sie gebrauchten die Ausrede, die Soldaten hätten keine Ehrenbezeigung geleistet.

Empört über diese Lüge verließ ich ostentativ langsam und laut lachend die Wirtsstube und schimpfte draußen zu den im Nu um mich versammelten Hinausgeworfenen, es sei schändlich von den Offizieren, jetzt gegen uns wieder die Herren herauszukehren, während sie bisher froh waren, wenn man Brot und Feuer mit ihnen teilte. Natürlich fand sich ein Duckmäuser, der die Schuld uns beimaß: das Benehmen einiger von der Mannschaft wäre tatsächlich lausbübisch gewesen.

Nun kam es zwischen mir und dem Kriecher, der bemüht war, sich als mein Vorgesetzter aufzuspielen, da er Feuerwerker ist, zu einer Rauferei, bei der ich gewürgt wurde und würgte, geschlagen wurde und schlug. Merkwürdigerweise traten einige Burschen auf die Seite meines Gegners, so daß der Zweikampf zur Massenprügelei anschwoll, in deren Verlauf man mit Riemen dreinhaute. Als einige Offiziere aus dem Bahnhof herausstürzten, fand die Schlacht ein Ende, wir verschwanden im Dunkel.

Montag, den 21. Dezember 1914.

Marsch in ein neues Quartier. Nach Ofutak an der Donau. Auf unserem Weg froren wir in unseren dünnen Mänteln und beneideten die sorgsam vermummten Agrarier, die uns in ihren Karossen überholten; selbst die Kutscher hatten so ungeheure Pelze, daß sie daraufhin bei uns eine Stimme im fideikommissarischen Großgrundbesitz erhalten würden; ein pelzverbrämter Latifundienbesitzer ließ sich von vier Knechten auf einer Draisine nach Ujvidek rudern.

In Ofutak sollen wir ein paar Wochen Erholungsaufenthalt nehmen. Es ist ein langgestrecktes Nest, von Schwaben bewohnt, was angenehm ist, da sie reinlich sind und man sich mit ihnen verständigen kann. An einem Haus das Aushängeschild einer diplomierten Hebamme mit einem Bild: eine Frau, einen Säugling in Windeln hüllend.

Überall spricht man von dem gestrigen Raufhandel. Die Partei-

gänger des Feuerwerkers sind, wie er, Etappenschweine; er ist bei der zweiten Staffel des Divisionstrains eingeteilt, seine Kumpane waren ein Zugführer des Divisionsgerichts, ein Stabsführer und dergleichen, also Leute, die noch kaum einen Gewehrschuß gehört haben und daher rücksichtslose Behandlung durch Offiziere als etwas Selbstverständliches empfinden oder gerne hinnehmen, um nicht in den Schützengraben geschickt zu werden. Die Sympathie der Mannschaft ist auf meiner Seite, und als ich morgens zur Fahrküche kam, erhielt ich eine doppelte Portion Kaffee. Aber alle sind sich einig, daß es mir sehr übel ergehen wird, wenn der Zugführer vom Divisionsgericht dort eine Strafanzeige erstattet, da ich mich der Meuterei, der Insubordination, der Tätlichkeit gegen Vorgesetzte und herabsetzender Äußerungen gegen Kommanden schuldig gemacht habe.

Dienstag, den 22. Dezember 1914.

In der Zeitung steht unter dem Titel „Was die Serben lügen" folgendes:

Die „Agence Havas" meldet aus Nisch, daß während der Schlacht vom 3. bis 7. Dezember, in deren Verlauf die Serben Valjevo zurückeroberten, genau 121 österreichische Offiziere, 22134 Soldaten gefangengenommen, 68 Geschütze, 42 Maschinengewehre, 8 Haubitzen, 10000 Gewehre, 52 Caissons, 1315 Wagen, darunter 10 Sanitätswagen, 4 Ambulanzen, 2 Geldkisten und 327 Pferde erbeutet wurden. Zu dieser Meldung bemerkt Wolffs Telegraphenagentur: „Maßlos übertrieben." Wir aber: „Wenn nicht mehr."

Auch vom feierlichen Einzug König Peters, der Prinzen Georg und Alexander in Belgrad und vom Tedeum im Dom ist jetzt zu lesen. Der öst.-ung. Bericht über die Räumung Belgrads kann allerdings keineswegs als maßlos übertrieben bezeichnet werden: „Die durch das notwendig gewordene Zurücknehmen des eigenen rechten Flügels geschaffene operative Lage ließ es als ratsam erscheinen, auch Belgrad zunächst aufzugeben. Die Stadt wurde kampflos geräumt. Die Truppen haben durch überstandene Strapazen im Kampf wohl gelitten, sind aber vom besten Geist beseelt."

Mittwoch, den 23. Dezember 1914.

Die Anekdote von dem alten Feldwebel, der nach dem Kriege die Soldaten zu strammerem Exerzieren auffordert: „Schlappschwänze, ihr glaubt wohl, es sei noch Krieg, jetzt fängt der Ernst wieder an“, wird ewig wahr bleiben. Schwerer ist die Befolgung der für das Retablierungslager ausgegebenen Vorschriften, als vor dem Feind zu stehen: Visiten, Wachen, Sperrstunde, Ehrenbezeigungen, Exerzieren.

Donnerstag, den 24. Dezember 1914.

Weihnachten! Mittags faßten wir Extramenage, Gulasch und Tee, und auch am Abend Suppe. Jeder Soldat bekam vom Präsidium des Prager Stadtrats ein Paket mit einer Lithographie der Karlsbrücke, einer hölzernen Tabakspfeife, Zwieback, Schokolade, warmer Wäsche, Wintermütze u. dgl.

Der Armeeoberkommandant hat einen Befehl erlassen, die Armee sei nicht geschlagen, es sei noch nicht Frieden, nur wegen erschwerten Munitions- und Verpflegungsnachschubs habe man sich zum Aufgeben der Offensive entschließen müssen. Solches ist Potioreks Schwanengesang, mit Handschreiben vom 22. Dezember hat ihn der Kaiser „auf Grund seiner aus Gesundheitsrücksichten unterbreiteten Bitte in den Ruhestand zu versetzen geruht“.

In Widerspruch zu dieser Angabe, Potiorek sei von einem Gesundheitszustand befallen, steht ein Kommuniqué, in dem eingestanden wird, daß den zu überwindenden Schwierigkeiten nicht genügend Rechnung getragen und es dadurch unmöglich wurde, der Armee die notwendige Verpflegung und Munition zuzuführen. Also Fehler der Führung. Vor einer Woche ist für den jetzt Davongejagten eine eigene Ordensklasse geschaffen worden, vor einer Woche hat ein anderes Handschreiben den Helden Potiorek gefeiert.

An seine Stelle kommt jetzt ein Feldherr aus dem Kaiserhaus. Es ist der Erzherzog Eugen, Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ritterordens. Vielleicht bloß deshalb, damit das Lied Aktualität gewinnt: „Prinz Eugen, der edle Ritter, wollt' dem Kaiser wied'rum kriegen Stadt und Festung Belgerad.“

Vor drei Wochen ward Erzherzog Josef Armeekommandant in Galizien, vor vierzehn Tagen Erzherzog Friedrich Feldmarschall, so daß jetzt alles von Erzherzogen befehligt ist und jede

Kritik an der Führung als Majestätsbeleidigung bestraft werden kann. Das Ei des Kolumbus. – Landeskommandant von Bosnien wird FMLt. von Sarkotic, Generalstabschef des neuen Prinzen Eugen FMLt. Alfred Krauß.

Anläßlich des Weihnachtsabends kaufte ich mit einem Freund ein Huhn, und wir ließen es von Frau Brássevics, der Gattin des Kustos im Othonklub, kochen; sie machte es mit süßem eingelegtem Paprika an, was sehr gut schmeckte, aber nachher wurde uns übel. Der Magen verträgt nichts mehr. Er ist der Nahrungsaufnahme entwöhnt.

Freitag, den 25. Dezember 1914.

Die Nacht verbrachte ich, mich übergebend, auf dem Hof. Gegen Morgen schlief ich ein, wurde aber gleich geweckt: die Hühner waren um die wiedergegebenen Reste meiner gestrigen Weihnachtsmahlzeit in lauten Streit geraten.

In den Straßen ist Kirchgang. Bäuerinnen in geblümten Kopftüchern, Mädchen mit unbedecktem Haupt und Gretchenfrisur, alle Frauen haben den bordeauxroten oder dunkelvioletten Seidenrock über gestärktem Unterrock, so daß sie aussehen, als stolzierten sie in Krinolinen. Außerdem tragen sie Spitzenschürzen, um die Brust ein wollenes Tuch mit Borten und Fransen, am Hals ein Kreuz an goldenem Kettchen, und an einem Seidenband baumelt ein großes Medaillon mit Photographie von Vater, Mutter oder Gatten. Sie halten das Gebetbuch in beiden Händen vor dem Leib und plappern in deutscher Mundart. Sind wir in Thüringen? Nein, in Südungarn, in der Bácska.

Ich bin meine Läuse noch immer nicht los, obwohl ich das Hemd schon oft gewechselt und beinahe meine ganze Löhnung, die ich endlich behoben, für Wäsche ausgegeben habe. Mit Petroleum, mit Reittersalbe, mit Jodoform, mit Perubalsam habe ich mich schon beschmiert, meine Haut ist noch immer entzündet, die teure und tadellose Wäsche habe ich weggeworfen, ebenso Halstuch und Bauchbinde und Sweater, von liebevollen Stricknadeln verfertigt. Alles vergeblich, die Läuse leben, ihre Wohnung ist jedenfalls in meiner Montur, die ich nicht ablegen kann, weil ich keine andere habe, o du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!

Samstag, den 26. Dezember 1914.

An Stelle des FMLt. Daniel ist General Schön zum Kommandanten der 9. Division ernannt worden, jener Herr, dessen Eintritt in das Bahnhofsrestaurant von Ujvidek zu unserem Hinauswurf Anlaß gab. Man spricht davon, daß die Strafanzeige gegen mich erstattet worden sei, aber das ist unwahrscheinlich, denn sonst wäre ich längst verhaftet.

Sonntag, den 27. Dezember 1914.

Die Liebesgabenpakete, deren Adressaten gefallen oder gefangen sind, wurden an uns verteilt. Jeder zweite Soldat ist magenkrank vom vielen Biskuit, von Schokolade, Konfekt, Backwerk; nach so langer Zeit des Hungerns verträgt man nichts, am allerwenigsten derartige Extravaganzen.

In Ofutak sind acht Fälle von Cholera festgestellt worden, und auch die Weihnachtsnummern der Wiener Blätter sind wieder da. Die Kriegsberichterstatter haben sich für diesen festlichen Anlaß die Schilderung der Paraschnitza aufbewahrt, auf der wir drei Monate lebten; unter dem Titel „Die blutgetränkte Halbinsel", „Die unterirdische Stadt", „Die Stadt der Laufgräben" verzapfen sie ihre feuilletonistischen Weisheiten.

Montag, den 28. Dezember 1914.

Mannschaft hat vorschriftsmäßig adjustiert zu sein, Seitengewehr zu tragen, erst nach sechs Uhr abends darf man ins Gasthaus gehen, Inspizierungen, Salutiervorschriften und ähnliche Dinge, mit denen der Feldzug unbedingt gewonnen werden muß. Die Offiziere sind wieder arrogant und streng. Aber darf mich das wundern? In der „Kultur" entpuppen sich viele als unmöglich, die im Schützengraben wertvoll waren.

Einer hatte mir in der Front Hunderte von Gefälligkeiten erwiesen, Kaffee gekocht, eine Decke für mich gestohlen, wenn meine gestohlen war, meine Menage aufgehoben, wenn ich auf Patrouille ging, Knöpfe beschafft, wenn auf meinen Gamaschen der letzte abriß – Dienste, ohne die ich vielleicht Hungers gestorben, erkrankt oder trübsinnig geworden wäre, Dienste, die ich nie in meinem Leben abzuzahlen vermag. Und nun kommt er, der mit mir sein einziges Stück Brot geteilt hat, der mein

Bruder war, und sagt: „Kisch, zahl mir einen Schnaps, ich hab ja so oft für dich Kaffee gekocht." Ich bezahle ihm einen Schnaps für vier Kreuzer und noch einen Schnaps für vier Kreuzer und noch einen dritten, und er zwinkert den Gästen der Schnapsbudike zu, daß er eine „Wurzen" gefunden habe, einen Dummen, auf dessen Kosten er zecht. Beim Verlassen des Lokals schüttelt er mir die Hand, versichert mich seiner Dankbarkeit. Ich habe das bessere Geschäft gemacht, aber es kränkt mich, daß er seine Freundschaftsdienste so niedrig einschätzt. Mit den Offizieren kann man erst recht nicht sprechen, sie haben ihre Themen aus der Friedenszeit: Avancementverhältnisse, Protektionen usw. Nur ist jetzt der Knopflochschmerz dazugetreten.

Dienstag, den 29. Dezember 1914.

Während wir im Felde oft wochenlang kaum einen Offizier bei der Kompanie hatten, sind sie jetzt in Fülle da. Teils sind sie auf die im vorigen Monat veröffentlichten Nachrichten von der „Zertrümmerung der serbischen Armee" hierher aufgebrochen, teils haben sie bereits erfahren, daß die Armee auf Retablierung ist, und sich gesund gemeldet, um während dieser Zeit einen „Felddienst" absolvieren zu können.

Mittwoch, den 30. Dezember 1914.

Die Cholera hat in Ofutak sechs neue Todesopfer gefordert, obschon ihr ein Isolierspital gewidmet und ein neues Latrinensystem eingeführt wurde. Heute vormittag inspizierte General Schön. Auf die Frage, wer Läuse habe, trat etwa die halbe Mannschaft vor, ich aber nicht, da ich seit vorgestern keine gefangen habe; im Desinfektionsapparat werden die Kleider ja bloß zerrissen, und trotzdem hat man am Abend neues Ungeziefer, oft mehr als tags vorher.

Donnerstag, den 31. Dezember 1914.

Bei Strafe des Anbindens wird der Mannschaft verboten, am heutigen Silvesterabend nach neun Uhr die Straßen oder die Schankwirtschaften zu betreten, denn „fröhliches Feiern entspricht nicht unserer militärischen Lage"; außerdem seien für

das Verbot hygienische und disziplinäre Gründe maßgebend. Das wäre wohl ein Malheur, wenn arme Soldaten, die monatelang froren, hungerten, dürsteten und in Todesgefahr schwebten, einmal ihr Elend vergessen und sich betrinken würden! Obwohl „fröhliches Feiern unserer militärischen Lage nicht entspricht", wurden alle Klaviere der Privatwohnungen für die Offiziersmessen requiriert. – Bei Freunden, die ein Zimmer gemietet haben, tranken wir Kognak, und ich las mitternachts folgendes Gedicht vor:

Nun stirbst du selbst, du Jahr des Mordens,
Und deine Schuld, mit Blut gebucht,
Wird tausendfältig wild verflucht
Auf unserer Flur und der des Nordens.
De mortuis...? Wer kann dich preisen?
Was hast du Großes denn gelehrt:
Daß nur der Frieden Glück beschert,
Das mußtest du mit Blut beweisen?!
Du lächelst auf der Todesfähre?
Nur Truggold ist dein Glorienschein,
Nur Trug ist das Unsterblichsein
Und Trug das Wort vom „Feld der Ehre".
Wohl. Was dein Name, das wird bleiben,
Doch nur in Klios wirrem Buch,
Wir aber wollen deinen Fluch
Für ewig in den Himmel schreiben.
Fahr hin, vermaledeites Wesen!
Wir aber wenden heiß bewegt
Zum Jahr den Blick, das sich erst regt,
Um dich vom Posten abzulösen.
Noch kommt es feldgrau aus den Sphären,
Noch ist es nicht mit Blut befleckt,
Noch ist's mit Grauen nicht bedeckt,
Jedoch: was wird es uns bescheren?
Bringt es uns Glück, den Millionen?
Bringt es im Rucksack Frieden mit?
Bringt es des Schlachtgetümmels Tritt?
Bringt es das Heim? Bringt es Patronen?
Es läßt uns alle Fragen offen...
Doch seine Reinheit ist schon Pracht

Und gibt in der Silvesternacht
Den Mut zu neuem, frohem Hoffen.
So wollen segnend wir begrüßen
Des neuen Jahres neuen Keim.
Es führe glücklich uns ins Heim
Und möge endlich Frieden schließen.

Freitag, den 1. Januar 1915.

Es gibt keinen Menschen, der daran zweifelt, daß uns das heute begonnene 1915 den Frieden bringen wird. Ich aber blicke dem Jahr mit Besorgnissen entgegen, was kann mir ein Jahr, das mit einem Freitag beginnt, Gutes bescheren? Werde ich ein Krüppel werden, werde ich irgendwo hilflos krepieren, wer wird mir noch entrissen werden? Qui vivra?

Der Kaiser hat einen Neujahrswunsch an die Truppen geschickt und das Kriegsministerium Abt. 5 als Akt Nr. 9072 eine Druckschrift „Kriegserfahrungen und Folgerungen für die Ausbildung". Sie umfassen nur vier Seiten, die Kriegserfahrungen des Ministeriums, aber man staunt, wieviel Phrasen auf vier Seiten gehen. Und selbst diese Phrasen sind in den unterschiedlichen Reglements längst enthalten, es strotzt von wohlvertrauten Begriffen wie „moralische Erziehung", „soldatische Pflichttreue", „opferwillige Hingabe an Monarchen und Vaterland", „disziplinäre Schulung", „äußerste Zähigkeit", „Hebung des kriegerischen Geistes". Konkret sind eigentlich nur zwei Sätze: „Gegenseitiges Beschießen eigener Truppen muß unter allen Umständen vermieden werden und darf seitens unserer Artillerie niemals vorkommen." Schau, schau! Bisher hat man jedenfalls geglaubt, daß gegenseitiges Beschießen eigener Truppen als harmlose Unterhaltung von Infanterie und Artillerie erlaubt sei. „Bei Vorrückung im Walde ist *Ordnung* (fettgedruckt), Einhaltung der *Direktion* (fettgedruckt) und vor allem große *Stille* (fettgedruckt) erforderlich." Wer hätte nicht gedacht, daß man im Walde nur so vor sich hin geht, in ausgelassener Schar, wohin einen gerade die Laune treibt, und Lieder von schönen Mädchen schmettert. Jetzt werden wir in fettgedruckten Lettern von einem k. u. k. Kriegsministerium auf Grund seiner Kriegserfahrungen eines Besseren belehrt.

Samstag, den 2. Januar 1915.

Unser Regiment war seit der Flucht aus Belgrad in zwei spärliche Kompanien formiert gewesen. Gegenwärtig ist es durch zwei Marschbataillone, durch geheilte Offiziere und angeblich geheilte Mannschaften und durch Ablösung von Kommandierten in drei Bataillone rangiert. Drei Maschinengewehrabteilungen werden aufgestellt, denen nichts weiter fehlt als die Maschinengewehre.

Viele Frauen sind in Ofutak. Ehefrauen von Offizieren und Rechnungsunteroffizieren, auch von einigen Reservisten. Bräute kommen zu Kriegsheiraten, gestern vormittag war ich Trauzeuge bei einer solchen Hochzeit, das Kind, das der Ehe am Nachmittag entsprang, soll auf den Namen Egon getauft werden. Kokotten sind da, einige aus Budapest, die meisten aber waren bereits in Belgrad tätig und sind rechtzeitig zurückgenommen worden. Im Bordell ist eine Wache aufgeführt und eine Prophylaxestation eingerichtet.

In den Nachtquartieren wird man wegen jener Sexualbefriedigung, die im Felde die einzig mögliche war, verhöhnt, weil jetzt Huren da sind.

Sonntag, den 3. Januar 1915.

Von 6 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags hatte ich einem Zug abgelöster Kommandierter Gewehrgriffe beizubringen, Pferdewärtern, Viehtreibern, Fleischern, Blessiertenträgern, Tragtierführern, Kanzleihilfskräften, Offiziersdienern, Meldereitern und anderen Subspezies der Gattung „Infanterist".

In Neusatz werden morgen vier Soldaten vom 102. I. R. wegen Meuterei erschossen; ein Offizier und zwölf Mann unseres Regiments sollen die Hinrichtung vornehmen. Leutnant Ingenieur K. meldete sich freiwillig dazu, weil er in Neusatz ins Bordell gehen will, wo seine Sarika ist.

Montag, den 4. Januar 1915.

Die Ortschaften südlich des Raumes Hrtkovci–Brestac–Subotište–Deč–Semlin sind auf Befehl des Armee-Etappenkommandos von der Zivilbevölkerung zu räumen. Diese Evakuierung des ganzen Savebuges bis zum Längengrad von Semlin bedeutet wohl, daß man den dritten Einbruch der Serben erwartet.

Dienstag, den 5. Januar 1915.

Das Wetter ist schlecht, es gießt wie aus Kesseln, die Beschäftigung noch scheußlicher. Ich habe ein Verzeichnis aller Legitimationskapseln von Erschossenen, Ertrunkenen und Gestorbenen unseres Regiments anzulegen und von Toten anderer Regimenter, die von den Unsrigen beerdigt wurden. Es ist eine traurige und auch nicht sehr appetitliche Arbeit, denn die meisten der Schnüre und Kapseln verbreiten Modergeruch, in vielen sind außer Amuletten Verzeichnisse der Angehörigen, die man verständigen soll, Heiligenbilder, Haarlocken u. dgl., die Schriftzüge sind verschwommen und das Papier oft zerknüllt.

Mittwoch, den 6. Januar 1915.

Ofutaks Garnison wurde heute gegen Cholera geimpft. Die Injektion ist schmerzhaft. Das Choleraspital wollte Syphiliskranke nicht aufnehmen, bekam aber vom Etappenkommandanten den Befehl: es müsse.

Den Wirtsleuten meines Hauptmanns ist der Sohn gestorben, der Hauptmann schickte mich zum Gärtner des Chotekschen Schlosses, einen Kranz zu kaufen. Im winterlichen Park traf ich Ehepaare, die die Gestrüppe aufsuchen, weil sie sonst nie allein sein können.

Nachmittags, beim Begräbnis in der serbischen Kirche, hielt ich, wie jeder Trauergast, eine Kerze. Alle waren in besonderer Gewandung, denn die Serben feiern heute Weihnachten, die Katholiken Dreikönigstag. Der Unterschied zwischen Deutschen und Serben wird in der Festtagskleidung noch auffälliger, die Deutschen haben blaugrüne Bratenröcke und uralte Zylinder, auch ihre Frauen sind heute meist in dunklen Stoffen, mit der Tendenz, städtisch zu sein. Die Slawen tragen schreiend helle Farben mit metallenen Knöpfen.

Abends um 7 Uhr ertönte Alarmsignal, Formierung zum Abmarsch. Wir sollen eine cholerafreie Gegend beziehen. Der Befehl wurde aber, nachdem wir schon gepackt hatten und in Doppelreihen vergattert waren, zurückgenommen.

Donnerstag, den 7. Januar 1915.

Voll von serbischer Bevölkerung, die weihnachtlich auf und ab spaziert, sind die Straßen. Die Frauen haben Kleider mit kurzer Schleppe und Samtjacken mit Pelzverbrämung, die verheirateten Männer breite Hosen, die unten umgeschlagen sind, Männer und Burschen weiße Stehkragen über weißen Hemden (die Existenz von Krawatten kennt man noch nicht) und die Mädchen bunte Tücher. Daß es auch heute nicht schneit, freut die Deutschen, denn wenn es zur Weihnachtszeit der Orthodoxen Schnee gibt und zu jener der Katholiken nicht, dann verhöhnen die Slawonier die Schwabas: „Seht ihr, zu uns kommt Gott auf weißem Roß!" In diesem Jahre ist Gott zu allen auf blutbeflecktem Rappen gekommen.

Freitag, den 8. Januar 1915.

Oberstlt. F. sucht jemanden, der ausgezeichnet stenographieren kann. In der Kanzlei macht man ihm weis, ich sei der beste Stenograph, und so wurde ich von der Kompanie geholt. „Können Sie wirklich gut stenographieren?" – „Hundertvierzig Silben in der Minute", erwiderte ich, obwohl ich noch nie gezählt hatte. – „Das wird genügen. Nehmen Sie sich einen Bogen Konzeptpapier und eine gute Unterlage und schreiben Sie: ‚Erfahrungen' – haben Sie ‚Erfahrungen'? – ‚über die Mängel in der' – haben Sie ‚Mängel in der'? – ‚Ausbildung der jetzt eingerückten Rekruten.' Haben Sie das? Weiter: ‚In Erledigung des Dions. Kdo. Bef. Z. 188 765 wird berichtet: die im letzten Monat' – nein, ‚in der Zeit der Retablierung' – nein, ..." Dieses Diktat hatte ungefähr zwanzig Minuten gedauert, der Oberstlt. ließ den ersten Satz fünfmal durchstreichen und sagte dann: „Schreiben Sie's lieber allein auf, Sie wissen doch eh, was den Rekruten fehlt, die Kerle haben keine Ahnung. Sie werden's schon zusammenbringen, ein Federfuchser sind Sie ja auch, also bringen Sie mir's abends in die Kanzlei. Ich werd's dann korrigieren."

Samstag, den 9. Januar 1915.

Madame de Thèbes prophezeit das Ende des Krieges für das erste Drittel dieses Astraljahres, also für den Zeitraum zwischen 21. März und 21. Juli 1915. Zwar fügt sie hinzu, der Krieg in

Serbien werde länger währen als an den anderen Fronten, aber da sie vorher von den Türken und Bulgaren spricht, ist anzunehmen, daß sie die üblichen Balkanwirren im geistigen Auge hat, und ich hoffe, an dem ferneren Krieg in Serbien nicht mehr beteiligt zu sein.

Sonntag, den 10. Januar 1915.

Übermorgen wird der neue Armeeoberkommandant, Erzherzog Eugen, die Truppen inspizieren. Potemkinsche Vorbereitungen. Oberstlt. F. ließ mich wieder rufen, diesmal nicht durch eine Ordonnanz, sondern durch seinen Diener, nicht in die Kanzlei, sondern in die Wohnung, und sagte mir, er werde mich zur Stilisierung von Dienststücken verwenden, doch müsse ich den Mund halten, heute sei „vorläufig" nur eine Dekorierungseingabe zu verfassen.

Er machte mir Angaben über Heldentaten, die Oberleutnant J. in Ljeschanski Kljuc im August vollbracht habe. Oberleutnant J. war überhaupt nur die ersten acht Kriegstage beim Feldregiment, als die Schießerei in Ljeschanski Kljuc losging, hatte er sich krank gemeldet und war seither nicht mehr an der Front zu sehen gewesen. Vor einer Woche ist er hierher eingerückt, und seine junge Frau kommt täglich um sechs Uhr nachmittags zum Herrn Oberstleutnant zu Besuch. Nachdem ich das Konzept verfaßt, mußte ich den Belobungsantrag ins reine schreiben, der Oberstleutnant hatte einen Bogen Papier vorbereitet und sogar den Stempel aus der Regimentskanzlei mitgenommen, damit die Offiziere nicht Glossen darüber machen, das Signum laudis werde als Strumpfgeld verliehen. Ich kenne die Frau Oberleutnant J. Sie ist eine Fabrikantentochter aus Prag, blond und kaum zwanzig Jahre alt, und sie läßt sich wegen eines Stückes Blech für ihren Mann vom Oberstleutnant mißbrauchen, von diesem alten Kracher, der vor drei Wochen ins Feld gekommen ist und stundenlang von seinen Hämorrhoiden erzählt.

Übrigens ist dergleichen schon üblich. Die Frau eines als Infanterist eingerückten Beamten hat mit dem Regimentsarzt ein Verhältnis, und der hat den Gatten nach formeller Beobachtung im Spital als lungenkrank zur Abgabe ins Hinterland vorgeschlagen. Der Spitalshauptmann, der den Grund wußte (wie ihn hier jeder weiß), verweigerte die Durchführung des Antrages, bis die Frau ihm gleichfalls zu Willen war. Dann stellte er dem Mann

eine Marschroute aus, die erst nach drei Tagen Gültigkeit bekam, damit er sich solange mit der Dame vergnügen könne.

Ein Oberleutnant der 8. Kompanie ist dem Rechnungsunteroffizier vormittags daraufgekommen, daß er Menagegeld für Leute anrechne, die gar nicht im Stand der Kompanie sind, und verfaßte eine Strafanzeige. Bereits mittags war die Frau des Beschuldigten in der Wohnung des Oberleutnants, um Nachsicht zu erbitten, und blieb bis abends — die Anzeige wurde zurückgezogen.

Das alles spielt sich ziemlich öffentlich ab, da in jedem Haus mehrere Leute gemeinsam wohnen und die Offiziersdiener und die Ordonnanzen alles wissen.

Montag, den 11. Januar 1915.

Die Potemkinschen Vorbereitungen werden fortgesetzt, Monturen, Waffen, Mützen gefaßt, um dem hohen Herrn das Bild einer Armee zu bieten, die „tulli" aussieht und nur des Augenblicks harrt, wieder loszuschlagen. Er hätte uns vor drei Wochen sehen sollen, als auf unseren Gesichtern und auf unseren zerfetzten Stiefeln der Schmutz von fünf Monaten serbischer Front starrte, er müßte sich die Hunderte anschauen, die in den Spitälern liegen und vielleicht morgen wieder einrücken werden, ohne neue Uniformen und ohne neue Waffen, er müßte im Innern der Leute lesen, die schon drei Rückzüge mitgemacht haben! Dann würde er erkennen, welche Siegeszuversicht uns innewohnt. Seit ein paar Tagen sind zaghafte Reden unter besonders schweren Androhungen untersagt. Wahrscheinlich geschah das, weil Kaiser Wilhelm erklärt hat: „Schwarzseher dulde ich nicht!" Das ist der ganze Unterschied zwischen Deutschland und Österreich, dort verbietet der Kaiser das Schwarzsehen, hier wird die Zaghaftigkeit im Verordnungsweg untersagt. Ich kann mir nicht helfen, ich sehe schwarz für Deutschland und blicke der Zukunft Österreichs zaghaft entgegen.

Dienstag, den 12. Januar 1915.

Der Erzherzog inspizierte, heftete Tapferkeitsmedaillen auf vorher festgesetzte Brüste, unterhielt sich mit dem Oberst, schritt die Front ab, die Musik spielte das Kaiserlied, und aus war's.

– In den heute eingetroffenen Wiener Blättern ist die Prohpezeiung von Madame de Thèbes, die ich in einem Berliner Blatt gelesen hatte, konfisziert.

Mittwoch, den 13. Januar 1915.

Meine totgeglaubten Läuse waren nur scheintot. Zweite Impfung gegen Cholera. Seit der ersten sind dreißig Menschen gestorben. Darunter ein gewisser A. B. von meinem Zug, der Ruhr simuliert hat und sich jeden zweiten Tag eine ganze Flasche Bitterwasser ins Spital schmuggeln ließ, um Durchfall vorweisen zu können; man brachte ihn ins Isolierspital, und dort starb er nach zwei Tagen.

Es ist übrigens bekannt, daß im Isolierspital alle sterben, und deshalb ging Frau H., Gattin eines Reservisten, eine sehr brave Frau und Mutter von drei Kindern, zum Regimentsarzt Dr. Sl. und blieb drei Stunden bei ihm. Am Abend traf ich sie, sie war ganz aufgeregt und verwirrt, bat mich um Stillschweigen und erzählte mir, ihr Mann werde morgen aus dem Spital entlassen.

Donnerstag, den 14. Januar 1915.

Wieder ist Bummel festlich geputzter Bauern, griechisch-katholisches Neujahrsfest. Schon gestern hatten die Schwabas unwillig davon gesprochen, daß auf dem Marktplatz serbokroatische Bauern, Bäuerinnen und Händler Waren feilhielten, obwohl in Ofutak erst am Donnerstag Wochenmarkt ist; aber wegen des heutigen Feiertages haben die Serben den Markt einen Tag vorher etabliert. „Das tun sie immer so“, schimpfen die Deutschen, „während die Magyaren und wir den Termin respektieren, wenn ein Feiertag auf den Donnerstag fällt; wir kommen nicht am nächsten Tag und nicht am Tage vorher. Aber die ...“

Freitag, den 15. Januar 1915.

Es wird uns verkündet, daß wir Montag von hier fortgehen, die ganze Division nach Josefsdorf (Zsablya) an der Theiß. Was das zu bedeuten hat, ob den Weg nach Rußland oder den nach Serbien oder die Flucht vor der Cholera, wissen wir nicht. Die Nachricht fällt schwer aufs Herz, die vier Wochen Ofutak waren schön. Manche hatten einen Porzellanteller, von dem es sich

besser ißt als aus der verrosteten Menageschale – und man kann ihn nicht mitnehmen.

Auch an die Scheune, die unser Schlafzimmer ist, haben wir uns gewöhnt und sie liebgewonnen. Das Stroh reicht freilich nicht mehr bis unters Dach, durch die Schwere unserer Körper ist es tief eingesunken, und wir können jetzt auf dieser natürlichen Matratze spazierengehen, ohne mit dem Kopf an Sparren zu stoßen; auf dem Balken ist eine Kerze befestigt, bei deren Licht wir uns abends auskleiden und unsere Zeltblätter, Decken, Mäntel oder Schlafsäcke aus dem Heu graben, in das wir sie aus Angst vor Dieben jeden Morgen verscharren.

Sonntag, den 17. Januar 1915.

Trude schreibt mir: „... also ich war nicht zur Zauberflöte, siehst Du, man soll sich nie auf etwas freuen. Ich hab Dich wohl sonst nie mit kleinen Erlebnissen gelangweilt, aber da ich Dir schon schrieb, daß ich mit einem Bekannten ins Theater gehe, so kann ich Dir ja auch sagen, warum ich nicht da war. Donnerstag traf ich Herrn L., mit dem ich Sonnabend ins Theater gehen sollte, auf dem Potsdamer Platz, und er lud mich ein, mit ihm bei Josty Kaffee zu trinken. Ich hatte ihn sonst nie allein gesprochen, immer nur im Café des Westens mit unseren Bekannten. Nachdem wir uns nun eine halbe Stunde unterhalten hatten, machte er mir eine regelrechte Liebeserklärung, obwohl er weiß, daß ich Dich habe und wo Du bist. Was ich ihm geantwortet habe, kannst Du Dir denken, ich kann Dir nicht sagen, wie frivol ich das fand, was für einen Abscheu ich empfand, neben einem solchen Menschen im Theater sitzen zu müssen. Ich sagte also ab." Na ja, deshalb leiden wir hier Hunger, Schüsse, Schmutz und Disziplin, damit wir den Daheimgebliebenen Spielraum zu erotischen Abenteuern geben.

Montag, den 18. Januar 1915.

Von 6 Uhr morgens an gingen wir über Neuhof, den Kaiser-Franz-Joseph-Kanal und die Römerschanzen, Neusatz rechts und südlich lassend, gegen Katy (Kácz), wo wir gegen 3 Uhr nachmittags ankamen. Mit zwölf Mann wurde ich in die Küche eines Bauernhauses einquartiert; es gibt kein Stroh, und wir liegen auf Steinfliesen.

Dienstag, den 19. Januar 1915.

Aus Kácz brachen wir um 7 Uhr 30 morgens auf, via Tisza-Kalmanfalva nach Szajkas-Szent Iwan. Obwohl kaum vierzehn Kilometer lang, schien der Weg doch unendlich, es war zu warm zur Kälte und zu kalt zur Wärme, und durch flüssige Schokolade marschiert es sich jämmerlich; wenn wir querfeldein gingen, sanken wir tief in die Furchen, aber es war noch besser als auf der Chaussee, die eine Kette von Pfützen bildete. Um drei Viertel zwölf kamen wir in Kovil-(Szajkas-)Szent Iwan an, wo sich unsere Kompanie in einem Meierhof einquartierte. Mir wurde mit fünf anderen ein Schweinekotter zugewiesen, und da der Rest des Tages dienstfrei war, wollte ich einmal den Versuch machen, selbständig ein Bett zu mieten. Ich fand ein Zimmer mit zwei Betten, bezahlte zwei Kronen, und den ganzen Nachmittag lebte ich in der Besorgnis, von Offizieren ausgemietet zu werden.

Es kam nichts dazwischen, und als ich abends nach der Menage (Kaffee) nach Hause ging, war mein Bett bereit. Ich schnürte die Stiefel auf und befreite mich von den Kleidern – oh, über das Ausziehen von Stiefeln und Kleidern! Und dann ... ein Bett. Sechs Monate lang war es meine Sehnsucht gewesen, wieder in einem Bett liegen zu dürfen, ausgekleidet und ausgestreckt, an niemand gequetscht und von niemand gequetscht, durch keine Bewegung eines unruhigen Schlafgenossen geweckt, nicht mit dem Haken meiner Bluse oder den Knöpfen meiner Hose an irgend etwas hängenbleibend, nicht gepeinigt vom Stroh, das nie eine Unterlage war, sich aber immer in die Augen bohrte, keinen getennten Boden unter den Knochen, sondern Matratzen, keinen Brotsack mit der zinnernen Eßschale und der nickelnen Feldflasche als weichste Unterlage unter dem Kopf, sondern breite Polster. Bett, Bett! Ich strecke mich in die Unendlichkeit und bebe vor Angst, einzuschlafen, mich durch Schlaf um das Bewußtsein meines Besitzes zu bringen. Dieses Tagebuchblatt schreibe ich in einem Bett.

Mittwoch, den 20. Januar 1915.

Nie ist mir das Aufstehen schwerer gefallen als heute morgen. – Das 6. Marschbataillon unseres Regiments rückte ein, Knirpse von Gestalt, flaumbärtige Gesichter und die Muffe, deren Schnur um ihren Hals gelegt war, erhöhten den Eindruck, man

habe Kinder vor sich; zehn Mann Musik, zehn Skiläufer und neue Kadettaspiranten, achtzehnjährige Jungen, kamen mit.

Mein Zimmer hat der quartierregulierende Offizier für zwei Oberleutnants requiriert, aber meine Wirtsleute luden mich zum Mittagessen ein, ihre Nichte las „Die Judenbuche", wie sie mir erzählte, zum ungefähr zwanzigstenmal, ich sprach mit ihr über die Novelle, sie sah mich ganz groß an, wollte immer Neues wissen und war sehr traurig, daß ich mich auch dem Bácsi und der Néni widmen mußte; wir verabredeten uns für den Abend, und es war sehr schön, obwohl ich nachher im Schweinestall schlafen mußte.

Donnerstag, den 21. Januar 1915.

Zum drittenmal in den drei Tagen hat der Herr Stationskommandant auf tadellose Adjustierung und strammes Salutieren aufmerksam gemacht, in den Kompanien werden Gewehrgriffe geklopft und Gelenksübungen vorgenommen. Die Offiziere sind eben mit dergleichen Schnickschnack erzogen worden, und wenn sie jetzt, nach den Erfahrungen des Feldzugs, alle geschlossenen Übungen, Griffe, Ehrenbezeigungen und ähnliches als Unsinn erkennen würden, so müßten sie ihr ganzes bisheriges Leben damit als Unsinn bezeichnen und hätten vor dem Unteroffizier nichts mehr voraus, dem sie ja nur durch Kenntnis dieser Friedenstätigkeit überlegen sind.

Freitag, den 22. Januar 1915.

Für den weiteren Verlauf des Serbischen Krieges scheint eine Erklärung Bülows wichtig, die ein Schwächegefühl Österreichs bekundet und eine Patzigmacherei Deutschlands: „Der neue deutsche Botschafter in Rom bestätigt amtlich, daß auch das Deutsche Reich Truppen gegen Serbien entsendet habe. Fortab wird jede gegen Serbien operierende Armee aus österreichungarischen und deutschen Truppen zusammengesetzt." Einer neuen Armee muß es jetzt leichtfallen, das Land, das bereits von uns überflutet war und dessen Gefechtsverhältnisse man kennt, dessen Zivilbevölkerung in furchtbarer Weise durch Hinrichtungen und Verschleppungen dezimiert und dessen Heer durch ungeheure Verluste geschwächt und kampfesmüde gemacht wurde, zu besetzen. Das wird nun auf Konto Deutschlands

gehen und irgendeinem General Feldherrnruhm eintragen, die Truppen aber werden auf den entscheidenden Kriegsschauplätzen fehlen.

Samstag, den 23. Januar 1915.

Ankömmlinge erzählen uns, daß das Prager Hausregiment, die Achtundzwanziger, von Prag nach Szegedin verlegt wird. Der Grund dieser Dislokationsänderung soll in antiösterreichischen Tendenzen der Prager Bevölkerung liegen. Die Achter Landwehr ist (nach Salzburg) transferiert worden, weil eines ihrer Marschbataillone das Lied „Hej slovane" sang, mit dem unterlegten Text: „Der Russe ist mit uns, wer wider uns ist, den wird der Franzose hinwegfegen."

Sonntag, den 24. Januar 1915.

Nachmittags war ich bei der Platzmusik, die von der einigermaßen komplettierten Kapelle der Elfer gestellt worden war. Man spielte unter anderem „Bobby, wo hast du deine Haare", den vorjährigen Saisonschlager von Berlin. Wie oft hab ich in der Taverne und im Lunaballhaus dazu getanzt! – Ein deutsches Armeekorps ist angeblich bereits in Temesvar eingetroffen.

Die Ehefrauen von Offizieren, Längerdienenden und Reservisten sind angekommen, manche aus Ofutak, manche aus der Heimat; es gibt wieder Weibergeschichten, Kabalen, Verhältnisse, Protektionen. Neben unserem Quartier wohnt ein Generalstabsmajor K. und sieht jeden Abend in seiner Wohnung den Oberleutnant d. R. Baron H., Ordonnanzoffizier der Division, und dessen Frau zu Gaste. Nach dem Nachtmahl begibt sich der Herr Oberleutnant in den Hof, im Zimmer verlöscht das Licht. Eine Viertelstunde später wird's oben hell, und die Baronin ruft harmlos aus dem Fenster: „Willy, komm doch schon herauf." Gestern mußte der pflichttreue Ordonnanzoffizier zweimal verschwinden, auf die Straße geht er nicht, damit kein Offizier ihn nach der Frau Gemahlin frage und deren Aufenthaltsort errate.

Die Soldaten, Sexualnot leidend und daher klatschlüstern-neidisch, beobachten solche Szenen genau, das meiste vollzieht sich auch öffentlich, sogar offiziell. Zum Exempel hat dem Oberleutnant J. und seiner blonden Frau der Oberstleutnant liebenswür-

digerweise ein Zimmer seiner Wohnung abgetreten. Der Diener des Hauptmanns S., der während der Schlacht auf dem Avalaberg zu uns eingerückt ist, hat erzählt, wie verliebt die Frau Hauptmann in ihn (den Diener) und daß sie von ihm schwanger sei; tatsächlich ist die Hauptmannsfrau jetzt in Szajkas-Szent Iwan bei ihrem Gatten und dem Diener eingetroffen, und es läßt sich erkennen, daß die Renommagen des Burschen keine Lügen waren.

Montag, den 25. Januar 1915.

Unbegründet wäre es, wollte man den deutschen Bewohnern von Bács-Bodrogh den Vorwurf machen, sie seien von monistischen oder freidenkerischen Ideen angekränkelt. Oh, im Gegenteil. Sie sind sehr fromm, und in jedem Haus ist eine Bibliothek, bestehend aus vier Büchern, zwei Lutherbibeln und zwei evangelischen Gesangbüchern, von denen je eines der Hausfrau und eines dem Vater des Hausherrn gehört. An der Wand hängen zwei oder mehrere Exemplare des gleichen Lutherporträts in Farbendruck und die Versicherung, daß wo Glaube, auch Segen, wo Segen, dort Gott, wo Gott, keine Not sei, und mehrere aus verschiedenen Jahren stammende Kalender einer Ujvideker Samenhandlung, immer mit demselben Bild.

Die Leute sprechen korrektes Deutsch, aber statt „bitte" sagen sie „tessék", was ungarisch ist, statt „Kartoffel" sagen sie „krumpirn", was serbisch ist, und statt „Trikot" sagen sie „Duxer", was auch aus irgendeiner Sprache ist. Szajkas-Szent Iwan im besonderen betreffend, würde man fehlgehen, wenn man sich von den beiden an der Ecke der Deutschen Gasse und der Hauptgasse einander gegenüberliegenden Festungen, nämlich der serbischen und der evangelischen Kirche, zu der Ansicht verleiten ließe, das Dorf sei ein stattliches. Ebenso grundlos wie diese Annahme ist die Fahrbahn. Sümpfe, die sie vom Gehsteig trennen, täuschen den Fuhrmann: wer aus Furcht vor der Tiefe des Wassers lieber in den Kot lenkt – nimmermehr kommt er heraus.

Es soll hier eine Dampfsäge und eine Ziegelei geben, sicher dagegen ist, daß der Ort südlich von Josefsdorf und westlich von Tisza-Kalmanfalva liegt und auf der Spezialkarte Kovil-Szent Iwan heißt. Sonst wäre nichts Rühmendes über unseren jetzigen Aufenthalt zu sagen; denn daß die Leute habgierig und mürrisch sind, ist nichts Besonderes. Wir sehnen uns nach Ofutak.

Dienstag, den 26. Januar 1915.

Heute verstreicht ein Halbjahr seit der Mobilisierung. Wieder traf ein Marschbataillon ein, und die Neuen erzählen viel über Stimmung und Vorfälle im Hinterland. Ursache der Verlegung von Achtundzwanzig: beim Abmarsch des VII./28. Marschbataillons aus Prag wollte einer der zur Absperrung des Perrons kommandierten Dreiundsiebziger die Frau eines Reservisten nicht auf den Bahnsteig lassen, sie widersetzte sich, er stieß, sie stürzte, der Gatte wurde tätlich gegen den Dreiundsiebziger, ein Offizier von Achtundzwanzig gab dem Soldaten seines Bataillons einen Säbelhieb, großer Exzeß und angeblich ein Schuß aus dem Waggon.

Unveröffentlichbare Kriegswitze kursieren: „Als General Liborius Franck dem Kaiser die Schlüssel von Belgrad übergeben wollte, erfuhr er im Audienzsaal, er müsse sie auf einem Polster darreichen. Franck ergriff nun das erstbeste Sofakissen, der Kaiser nahm es entgegen und las die darauf gestickten Worte: ‚Nur ein Viertelstündchen'."

Auf König Peter und General Franck bezieht sich die Scherzfrage: Welches ist der Name von Belgrad? Antwort: im vorigen Monat „Peterwardein", jetzt „Franckfort".

Eine andere Frage: Wie lautet das Regimentslied von Achtundzwanzig? – „Ich hab mich ergeben..."

Die Frau eines Reservisten hat Zwillinge bekommen, und Erzherzogin Zita ist Patin; die beiden Buben werden auf die Namen „Franz Joseph" und „Willi" getauft. Die Patin fragt die Mutter, wie sie die beiden Kinder unterscheide. „Ganz leicht. Der, der immerzu schläft, ist der Franzl, und der, der fortwährend plappert, ist der Willi."

Auf die Tatsache, daß bei österreichischen Siegen die Beflaggung von Prag durch die Militärbehörden angeordnet wird, ist der Witz gemünzt: Ein eben in den Himmel Gekommener fragt nach dem Klosett, und Petrus weist ihm einen Platz an. „Aber da unten liegt doch Prag?" wendet der Neue ein. „Eben deshalb", antwortet Petrus, „dort wird jeder Scheißdreck gefeiert."

Andere Witze: Ein Druckfehler. „Erzherzog Friedrich hat sich auf den Kriegszuschauplatz begeben." – Die Bevölkerung des Hinterlandes wohnt an den Mawattochdaseen und besteht aus Mawatsachiten und Mawatochscholesen. (Man wird doch da

sehn, man wird sich hüten, man wird doch schon lesen.) – Als Kaiser Franz Joseph mitgeteilt wurde, daß Czernowitz genommen sei, fragte er: „Hat er sich's denn nicht richten können?" – „Sind Sie patriotisch gesinnt?" – „Wenn ich gesund wär, wär ich nix patriotisch." – Eine Dame bewirbt sich um einen Reisepaß ins Etappengebiet und füllt im Fragebogen das Rubrum „Militärverhältnisse" mit dem Worte „Ja" aus. – Pollak und Spitzer rücken gemeinsam ins Feld ein. Pollak kommt nach vierzehn Tagen zurück und erzählt, wie er jeden Tag zur Marodenvisite gegangen sei, einmal mit Kopfschmerz, einmal mit Herzschwäche, einmal mit Bauchweh. „So lange, bis dem Regimentsarzt mies vor mir geworden ist und er mich zurückgeschickt hat." Und Spitzer? „Spitzer? Der traut sich doch nicht zum Regimentsarzt, der Feigling liegt im Schützengraben." – General Brudermann fährt nach der verlorenen Schlacht von Rawaruska erster Klasse nach Hause. Unwillig darüber, daß ein Jude ins Abteil kommt, brummt er verächtlich: „Kriegsgewinner!" – „Sie nicht!" gibt der Jude zur Antwort. – Auf die deutschen und österreichischen Truppen bezieht sich die Bemerkung: „Die Aufgabe der Österreicher ist es, den Feind so lange aufzuhalten, bis Militär kommt." – Ein Wiener fragt einen Berliner: „Na, wie ist denn bei euch in Deutschland die Stimmung?" Der Berliner: „Ernst, aber zuversichtlich. Und bei Ihnen?" – „Bei uns? Hoffnungslos, aber optimistisch."

Mittwoch, den 27. Januar 1915.

Der Winter ist gekommen mit viel Kälte und Schnee. Trainoffiziere und andere uneingestandene Tachinierer bringen täglich Soldaten zur Anzeige, weil diese angeblich nicht vorschriftsmäßig gegrüßt haben. Der Rittmeister unseres Regimentstrains hat Leute gezwungen, Exkremente, die am Rande des Lagerplatzes lagen, in bloßer Hand wegzutragen; er gibt an, daß sie den Unrat selbst verursacht hätten, aber das ändert wenig. – Das Siechenhaus des Ortes wurde geräumt, um als Arrest eingerichtet zu werden.

Donnerstag, den 28. Januar 1915.

Gemeinsam mit einem Freund habe ich ein Zimmer gemietet. Da ich jedoch wieder Jucken verspüre, ging ich nicht hin, um

den Leuten die Betten nicht zu verlausen. Mein Freund wollte um drei Viertel 9 nach Hause, als er die Tür des Hofes öffnete, machten die beiden Hunde Miene, ihn anzufallen, so daß er retirieren mußte. Trotz des Gekläffs kam keiner der Hausbewohner, und wir trafen einander im Schweinekober.

Freitag, den 29. Januar 1915.

Abends kam ich mit slawonischen Bauern ins Gespräch, die vor ihrem Hause saßen. Ihre Klagen gleichen denen der Deutschen: daß in diesem serbisch-deutschen Bezirk die Kinder weder Gelegenheit haben, Deutsch zu lernen, noch Serbisch, sondern bloß Magyarisch. Zwar unterrichtet der Pope in Cyrillika und serbischer Sprache, doch ist das fakultativ und nicht viel wert. Sie fühlen sich unterdrückt, und ihre Zuneigung für Serbien ist mehr als verständlich, wenn sie sich auch wegen der Massenhinrichtungen nicht mehr hervorwagt. Die deutschen Bewohner aber haben nicht einmal für die deutschen Truppen Sympathie, weil diese ja die Bundesgenossen ihrer magyarischen Unterdrükker sind. Welch Labyrinth! Es wird kaum viel helfen, daß der Divisionär heute verfügt hat, jeder Soldat, gleichgültig welcher Nationalität, habe den Text des Kaiserliedes in deutscher Sprache auswendig zu kennen.

Montag, den 1. Februar 1915.

Anzeichen bevorstehender Übersiedlung verdichteten sich am Abend zur Gewißheit. Zuerst ein Befehl wegen zurückgelassener alter Montursorten in Ofutak und scharfe Verwarnung an die Kommanden, ähnliches im Wiederholungsfalle zu verhüten; die vorbeugenden Maßnahmen seien eiligst zu treffen. Zweitens: die Pionierabteilung, die für einen Monat zu Übungsarbeiten nach Titel kommandiert war, mußte zum Regiment zurückkehren. Drittens (und nun war es gewiß): der Diener eines Generalstäblers hat von seinem Herrn den Auftrag zum Packen bekommen. Um 7 Uhr abends tutete das Feldtelefon, ein Telegramm von „Lenzstaze" – dies ist das Stichwort der Division – an die Kommanden: „Abmarsch der Truppen zwischen 6 und 8 Uhr morgens." Fünf Minuten später tönte auf der Hauptwache das Signal „Tagchargen Laufschritt", und im Augenblick war

die Ruhe von Szajkas-Szent Iwan von tausend Rufen und Befehlen, von Rennenden, Schleppenden, Reitenden und Fahrenden gestört.

Dienstag, den 2. Februar 1915.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Nebel dampfte zwischen den Häuserreihen, und dennoch war es hell: vom Widerschein des Schnees, der auf Giebeln und Gassen lag. Wir gingen zwanzig Kilometer durch Tünderes, Szajkaslak und Titel, dahinter auf einer großen Kriegsbrücke über die reißende und mindestens sechshundert Meter breite Theiß, dann längs des Flusses Bega bis nach Perlesz. Hier erfuhren wir von unserem Feldkuraten, der es seinerseits vom Divisionspfarrer weiß, daß wir nach der Bukowina gehn. In diesem Frost nach Rußland! In Serbien kennen wir bereits jeden Berg und seine Tücken, jede Straße, jedes Gewässer.

Mittwoch, den 3. Februar 1915.

Ein achtzehn Kilometer weiter Marsch bei minus sieben Grad Celsius nach Németh-Eszka, einem rumänisch-deutschen Dorf mit katholischer und serbischer Kirche und einer Synagoge. Wir sind jetzt im Banat, Komitat Torontal. Vor dem roten Schloß des Markgrafen Pallaviccini ließ der Oberst die Musikkapelle aufstellen, um just dort die Defilierung abzunehmen, und er hatte denn auch den Erfolg, daß der junge Herr Markgraf mit zwei perlenüberladenen Damen herauskam, um ihn zum Abendessen ins Schloß einzuladen. Unsere Kompanie wurde in einer Scheuer untergebracht.

Donnerstag, den 4. Februar 1915.

Aber ich machte keinen Gebrauch von diesem Quartier, sondern saß mit einigen Unteroffizieren in einer Schenke, wo wir 130 Flaschen und ein Viertelhektoliterfaß Bier so weit austranken, bis wir unter dem Tisch liegenblieben. Erst morgens leerten wir den Rest und kamen noch zum Abmarsch zurecht. Über Szigmondfalva gingen wir elf Kilometer und langten mittags in Lazarföld ein. Das ist eine deutsche Gemeinde von zweitausend Seelen im Beczkereker Stuhlbezirk des Komitats Torontal, aus der Zeit nach dem Frieden von Passarowitz (1718) stammend,

als das verwüstete und unbevölkerte Gebiet an Kolonisten verschenkt wurde. Franzosen waren unter den Einwanderern, hauptsächlich wohl Lothringer, und in der Nähe unseres Kantonierungsortes heißen die Dörfer „Solteur", „Saint-Hubert" und „Charleville". Auch Familiennamen sind vielfach französisch. Unser Wirt zum Beispiel heißt Lafleur, er ist der Notar der Gemeinde, und wir sind im Sitzungssaal des Rathauses einquartiert.

Der aus Beczkerek ankommende Postunteroffizier brachte uns die Nachricht, daß die große Kriegsbrücke über die Theiß, auf der wir vorgestern gekommen waren, vom Eisgang zertrümmert worden ist.

Freitag, den 5. Februar 1915.

Vorbereitungen zur Abreise auf den nördlichen Kriegsschauplatz. Trüb die Stimmung, man zieht, auch wenn's hier noch so arg war, nicht gerne in ein unbekanntes Land, um Krieg zu führen. Um 9 Uhr 16 wurden wir einwaggoniert, nordostwärts, quer über die Landkarte Europas, geht die Fahrt und bedeutet für uns das Ende des serbischen Feldzugs.

Samstag, den 6. Februar 1915.

Je vierzig Mann sind wir in einem Lastwaggon eingepfercht, die Offiziersdiener haben einen Personenwagen; es ist uns verboten, in den Stationen den Bahnsteig zu betreten, damit man nicht an den Aufschlägen erkenne, welches Regiment da zur Verstärkung nach Norden fährt. Die Offiziere aber setzen sich feuchtfröhlich ins Bahnhofsrestaurant und trinken und essen, obschon die Offiziersmenage reichlich für ihren Reiseimbiß gesorgt hat, während wir unsere Konserven nicht öffnen dürfen und auf das ungenießbare Gulasch angewiesen sind, das uns die ungarischen Landstürmer in den Verköstigungsstationen aus Badewannen kredenzen. Um halb 11 Uhr vormittags kamen wir in Szegedin an, nachmittags um 4 Uhr in Békes-Szaba, um Viertel 12 Uhr nachts in Großwardein, wo der Zug lange hielt.

Sonntag, den 7. Februar 1915.

Die Vormittagsstationen heißen Kismaria, Poszaj-Eszter, auch auf offener Strecke stehen wir oft, und Schneeballschlachten entbrennen mit Flankenfeuer und Sturm. An einem total zertrümmerten Eisenbahnzug fuhren wir vorbei – es muß einen großen Zusammenstoß gegeben haben, doch jetzt erfährt man nichts von derlei Katastrophen. Die Dreiundsiebziger kommen uns in einem Personenzug entgegen, die Soldaten unseres Regiments sind darüber erbittert: „Natürlich, uns steckt man in Hüttelwagen und Viehwaggons, die Deutschen reisen wie die Herren." Auf dem Perron in Debreczin sehen wir zum erstenmal reichsdeutsches Militär.

Montag, den 8. Februar 1915.

Gegen 8 Uhr abends hatten wir Debreczin verlassen, und zwar nicht gegen Osten, sondern gegen Norden, also geht es in die Karpaten. In Nyiregyháza bekamen wir zuckerlosen Kaffee, doch wäre er wohl auch mit Zucker nicht genießbar gewesen, in den Stationen Kisvarda, Fényeslitka, Zahony und Czàp faßten wir Schneebrillen, weiße Mäntel und weiße Kapuzen. In Ungvar traf ich einen alten Bekannten, den Photographen Alt-Prags, Siegmund Reach, der als Oberleutnant des Landsturms eingerückt ist und mir unerfreuliche Dinge von der Gegend erzählte, in die wir fahren, die Verpflegungsverhältnisse sind die denkbar schlechtesten, die Möglichkeiten, etwas zu kaufen oder zu requirieren, längst erschöpft, die Gefechtslage schwankend, unsere Verluste sehr groß. – Durch Schluchten und Pässe gegen Pereseny und andere Orte, deren Namen auf den Stationsgebäuden übertüncht sind.

Dienstag, den 9. Februar 1915.

In Reföly wurden wir um 5 Uhr auswaggoniert, erhielten Kaffee oder Tee – der Koch wußte selbst nicht genau, was es war – und brachen nach Sikosfalva auf, durch Hohlwege voll Buchen, Schnee und Fuchsspuren. Die Sonne brannte, als wären wir nicht im hohen Norden, nicht mitten im Winter. Ein Auto des Divisionskommandos überholte uns, nachdem wir fünf Kilometer zurückgelegt hatten: Kehrt euch und Marsch nach Ungvar! Eine Stunde später waren wir in Pereseny, einem Ort östlich der Kultur, mit Figuren, wie von Karl Emil Franzos

gezeichnet, kleine Judenkinder mit gekräuselten Schmachtlokken, Judenfrauen, Perücken über ihrem eigenen (bei der Hochzeit abgeschnittenen) Haar, Männer in Kaftanen und Schaftstiefeln, Huzulen und Slowaken in Schafpelzen. Und unter diesen exotischen Volkstypen bewegten sich blonde Germanen des Potsdamer Garde-Artillierie-Regiments in Uniformen, die unseren Neid weckten.

Um 4 Uhr Ankunft in Ungvar. Die Not der Gegend ist unbeschreiblich, die Bewohner betteln bei den Soldaten um ein Stückchen Brot oder ein paar Teeblätter. Wir sind in der auf einer Anhöhe liegenden Schule untergebracht, die Mutter des Lehrers zerhackt den Rest der Bänke und der Schultafeln, um einheizen zu können. Die Gattin des Lehrers, der an der Front steht, ist vor einer Woche irrsinnig geworden. In einer Familie des Nachbarhauses sind zwei Kinder an Hungerödem gestorben, ein drittes liegt in Agonie, die vier anderen und die Mutter umgeben schreiend und weinend das Bettchen und danken kaum, als wir ihnen einen halben Laib Kommißbrot und ein Stück Salami geben.

Mittwoch, den 10. Februar 1915.

Schnee und Sonne leuchten auf dem zwölf Kilometer langen Weg von Ungvar über Ladomĕr nach Kiskolon. Der Divisionär hat zwei Aufrufe erlassen, einen warnenden, der in dem Satz gipfelt: „Die Kälte ist unser größter Feind", und einen anfeuernden: „In fünfmonatigem Feldzug, der überreich an Strapazen und Opfern war, haben wir unvergleichliche Heldentaten geleistet und dem haßerfüllten Feind im Süden unseres Reiches solche tiefe Wunden geschlagen, daß er es unterlassen wird, uns je wieder leichtfertig zu höhnen und herauszufordern." Anschließend daran wird mitgeteilt, uns falle die Aufgabe zu, „die Russen aus Galizien zu vertreiben. Nicht jeder Soldat", heißt der Hauptsatz, „wird die Auszeichnung haben, im Süden und Norden fürs Vaterland gekämpft zu haben, und deshalb soll euch die Berufung des Allerhöchsten Kriegsherrn und unsere neue Aufgabe mit besonderem Stolz erfüllen."

Am Abend sprach ich mit jüdischen Auswanderern, die das Pferd ihrer Karre fütterten. Was sie erzählten, war fürchterlich, oft las man von Kosakengreueln, ebensooft von Schrecknissen der Pogrome, aber man hielt das im Frieden für Übertreibungen

aus Sensationsgier, im Kriege für Stimmungsmache. Widerstrebend, in abgebrochenen Sätzen, einer dem anderen aushelfend, berichteten diese armen Leute von ihren Leiden. Das konnte nicht erlogen sein. Sie waren in ihrem galizischen Ort geblieben, als zum erstenmal die Russen kamen; „es sind doch auch Menschen, haben wir uns gesagt", doch sie brachen in die jüdischen Wohnungen ein, raubten mit vorgehaltenem Revolver, verprügelten die Männer, und alle ihre Fragen gingen nach Frauen und Mädchen, ja sogar Halbwüchsige zerrten sie in die Nebenzimmer, um sie zu notzüchtigen.

Einmal näherten sich die Kosaken dem Haus, die Mädchen verbargen sich, als jedoch die Russen den Vater umzubringen drohten und mit den Bajonettgriffen auf seinen Kopf schlugen, stürzten die Töchter mit Zetergeschrei herbei und erzielten, daß der Vater zwar losgelassen, zwei von ihnen aber vergewaltigt wurden. Die dritte sprang aus dem Fenster und floh auf den halbgefrorenen San, wo sie die ganze Nacht stand und hörte, wie die Kosaken sie suchten.

Ein andermal drohten sie einer Mutter, ihrem Säugling den Kopf zu spalten, wenn sie das Versteck ihrer dreizehnjährigen Tochter nicht verrate; das dreizehnjährige Mädchen sitzt weinend im Wagen, es ist an Gonorrhoe erkrankt. Eine Frau hat den Kopf verbunden, sie ist von zwei Säbelhieben verwundet worden, damit sie angebe, wo ihre Töchter seien. Auf die Bitte um Schutz erwiderte der Kommandant, ein russischer Graf (wie denn überhaupt die meisten Offiziere dieser Kosakenabteilung Aristokraten waren), man möge eine Deputation von jungen Mädchen schicken, dann werde er sehen, was er tun könne.

Bis zum Herannahen der Österreicher hatte sich ein Teil der Juden in dem Kessel einer Fabrik versteckt gehalten und dort gehungert. Nachdem die Österreicher jetzt den Ort wieder räumen mußten, flüchteten die Familien, gänzlich vernichtet und verarmt.

Donnerstag, den 11. Februar 1915.

Längs des zugefrorenen Flüßchens Ternovec bis nach Takszaný und dann entlang der Cziroka südwestlich bis Szinna, wo wir nach vierstündigem Marsch um halb eins anlangten. Der Kanonendonner kommt aus nächster Nähe, die Russen befinden sich im Raume Lupkow-Mezölaborz. Szinna ist zerstört und

geplündert, die Bewohner umlagern die Fahrküchen, um Abfälle oder gar etwas Suppe zu erbetteln, auch ist der Ort voll von Maroden, die abgefrorene Gliedmaßen haben. Sie erzählen uns, wie sich hier der Krieg abspielt, die Schwarmlinien liegen etwa zweitausend Meter voneinander entfernt, es gibt keine eigentlichen Nahkämpfe, aber ärger als die Schußwunden schmerzen die erfrorenen Zehen und Finger.

Freitag, den 12. Februar 1915.

Die Lerchen zwitscherten ganz deplaciert, die Sonnenstrahlen zermanschten den Schnee zu jener braunen Materie, deren Bekanntschaft wir schon im anderen Winkel Europas gemacht hatten, und beschwerlich war der Weg, den wir von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends gingen, keuchend, fluchend, wankend entlang der kristallklar zwischen vereisten Teilen dahinströmenden Cziroka, entgegen ihrer Strömung, genau in nördlicher Richtung. In Mehesfalva nahmen wir mittags Menage, am Nordausgang von Telepocz, wo wir erschöpft ankamen (ein echter Freitag!), wurde das Regiment einquartiert, ich mit einigen Kameraden in der Kammer einer Hütte, in der eine Familie von Mann und Frau mit sechs Kindern wohnt; die Gatten schlafen oberhalb des Herdes, über ihnen schaukelt eine am Dachsparren aufgehängte Wiege, von der liegenden Frau mit dem Fuß in Bewegung gesetzt, wenn der Säugling zu brüllen anfängt.

Samstag, den 13. Februar 1915.

Dementsprechend war auch die Nacht vom Freitag auf den Dreizehnten. Früh 5 Uhr Tagwache. Ich hatte gestern während des Marsches meinen Tornister auf einen Trainwagen geworfen, mit dessen Kutscher ich befreundet bin, aber der Train war abends überhaupt nicht zu uns gestoßen, und es heißt, daß er jetzt von uns abgetrennt bleibt, da wir ins Gefecht kommen. Ich mußte den Tornister haben! Während sich also die Truppe rangierte, eilte ich im Dunkel zurück, fiel, suchte und wußte vor allem von der Gefahr, als Deserteur behandelt zu werden, wenn man mich erwischte. „Immer war er mit der Truppe marschiert“, konnte man mir vorwerfen, „und gerade, wenn es ins Gefecht geht, findet er das Regiment nicht.“ Ich rannte daher,

als ich endlich meinen Tornister hatte, mit der schweren Last doppelt so rasch vorwärts.

Meine Eile war unnötig gewesen. Das Regiment ging im Gänsemarsch, jeder kletterte einzeln die unwegsame Höhe des Waldgebirges empor. Die Steigung 1 : 4, der Boden aufgeweicht, das Maultier der Gebirgsbrigade Valek sucht im Nebel seinen Weg, den gleichen wie wir, die Kochkisten und Packsäcke stießen auf dem engen Pfad jeden Moment mit unseren Tornistern zusammen, wobei sich die Tragtiere als die Standfesteren erwiesen, das Hinfallen war schmerzlich, die Last des Tornisters noch schmerzlicher, Wind und Hitze in ihrem ewigen Wechsel am schmerzlichsten.

Zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags erreichten wir die Kammhöhe Wierch Rydoszowa, 828 Meter hoch, und vor uns lag Galizien. Man sah Berge voller Buchen und Schnee, wir Halbkrepierten aber hatten durchaus keinen Sinn für landschaftliche Reize. In Balnica sammelte sich das Regiment, Gefechtsinstruktion wurde ausgegeben, wir unterhielten uns mit den Kanonieren der hier aufgefahrenen Batterie; gestern haben die Russen einen Teil des 92. Infanterieregiments umzingelt und zwei Kompanien gefangen.

Marode schleppten sich vorbei, nur wenige hatten Schußwunden, die meisten Erfrierungen; diese unblutigen Blessierten wirkten noch schrecklicher als die blutenden Verwundeten, die uns in Serbien vor jedem Gefecht entgegengekommen waren.

Drei Selbstverstümmler wurden zum Divisionsgericht eskortiert, sie klapperten vor Frost und Schmerz, der eine hatte den linken Unterarm zerschmettert, der zweite zwei Finger durchschossen, der dritte die linke Schulter – alle drei trugen selbstangelegte primitive Bandagen, blutüberströmt. Sie können vor dem Feldgericht nichts in Abrede stellen, denn die Schüsse sind auf der linken (dem eigenen Gewehr erreichbaren) Körperhälfte, die Wundränder zeigen Merkmale der Verbrennung von der Stichflamme und Pulverschleim – typischer Nahschuß. In Serbien war es leichter – man brauchte nur absichtlich den Arm aus der Deckung zu strecken und hatte schon einen Schuß von drüben, „eine ehrenvolle Verwundung". (Wenn man sich hier anschießen will, muß man zuerst ein [mit Urin] genäßtes Taschentuch auf die Stelle legen, die man treffen will, dann sind die Vergasungs- und Pulverspuren nicht zu sehen.)

Gegen 3 Uhr marschierten wir vorwärts, das unaufgelöste Südbataillon von Achtundzwanzig in unserem Verbande. Wir waren noch nicht in Wola Michowa, rechts und links von uns flogen Granaten und Schrapnelle in die verstreuten Hütten oder platzten hart neben der Straße, längst entwöhnte Töne. Wola Michowa ist das letzte Dorf in unserem Besitz, im nächsten vor uns sind die Russen, und auf den Höhen zwischen Wola Michowa und Smolnik liegen die österreichische und die russische Schwarmlinie einander gegenüber. Das Regimentskommando wurde im Pfarrhof etabliert, darin auch das 57. Brigadekommando untergebracht ist. Die Truppe bewegt sich in Kolonne weiter, um die Hügel zu besetzen, auf denen die abzulösenden Zweiundneunziger und Vierundsiebziger sind.

Kaum eine halbe Stunde marschieren wir, da pfeifen, bschenng, Gewehrkugeln über unseren Köpfen, bschenng. Im selben Augenblick wird Entwicklung zur Schwarmlinie befohlen, und in Plänklerreihe geht es auf den Kamm und an die Schießscharten der Deckungen.

Donnerstag, den 18. März 1915.

Der heutige Tag ist bis jetzt der verhängnisvollste in diesem Kriegsjahr für mich gewesen. Früh bekam ich reichliche Post von zu Hause, darunter ein Bild meiner Mutter. Gestern hatte mir mein mit dem Marschbataillon wieder eingerückter Vetter Dr. Stransky als erster Mensch seit siebeneinhalb Monaten eine Schilderung des Lebens in meinem Vaterhause gegeben.

Um halb 3 Uhr nachmittags händigte mir der Generalstabschef der Brigade, Hauptmann Löhr, einen unwichtigen Befehl an das Regimentskommando ein, der sich auf Abholung von Stacheldraht bezog. Da sich der Sappeur, der gemeldet hatte, daß der Draht zum Abholen bereitliege, gerade entfernen wollte, glaubte ich geschickt zu handeln, wenn ich mich auf dem Weg zum Regimentskommando beim Bataillonskommando stelle, damit dieses dem Sappeur eine Ordonnanz zur Fassungsstelle mitgebe; diese Ordonnanz hätte dann dem Abholungsdetachement den Weg zeigen können. Der Sappeur wartete vor dem Haus, welches auf dem Marktplatz von Wola Michowa gelegen war. Ich ging hinein. Darin waren Hauptmann Allé, der eigentliche, aber derzeit marode Kommandant des Bataillons, Haupt-

mann David, der provisorische Kommandant, Oberleutnant Klatovsky, der Bataillonsadjutant, der am Tisch eine Feldpostkarte schrieb, Leutnant Basch, ein eben von seiner Schußrekonvaleszenz zurückgekehrter Offizier, dann der gleichfalls neueingetroffene Leutnant Gustav Svoboda, der Sohn des Prager Universitätsrektors, Oberleutnant Doležal und Kadett Dr. Michal sowie drei Offiziersdiener, die beim Ofen saßen.

Ich trat zu dem Tisch, ließ den Oberleutnant Klatovsky die Meldung lesen und bat um eine Ordonnanz, als ich mitten in meinem Satz dadurch unterbrochen wurde, daß ich unter grauenhafter Detonation einen furchtbaren Schlag auf den Kopf bekam, so daß ich rücküber steif zu Boden stürzte.

Ich verlor nicht die Besinnung, auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde, aber ich weiß, daß ich im ersten Moment ganz erstaunt den Kopf erhob, nicht recht wissend, was los sei. Im zweiten Hundertstel der Sekunde wußte ich bereits, daß eine Granate in das Zimmer geflogen sei, gerade auf mich. Was ich tun sollte, wußte ich im dritten Hundertstel der Sekunde noch nicht, ich sah nur, daß das ganze Zimmer dunkel und voller Rauch war, ein Geräusch vernahm ich nicht.

Dann stieß jemand heftig mit den Füßen an meinen Kopf, einer, der die Tür suchte. Nun sprang auch ich auf, tappte auf die gegenüberliegende Seite, aber als die Tür von einem anderen geöffnet wurde, war ich orientiert und rannte etwa zehn Schritte aus dem Haus heraus, gegen das Regimentskommando zu.

Unterwegs spürte ich, daß Blut in dicken Strömen mir über Nase und Ohren vom Kopf auf die Bluse strömte und daß auch mein Körper irgendwie durchlöchert sei, da sich mein Hemd auf dem Rücken, auf dem Oberarm und auf dem Schenkel mit warmem Blut füllte. Jetzt blieb ich eine Sekunde stehen und dachte: Vielleicht brichst du im nächsten Moment zusammen und bist tot. Es schien mir wahrscheinlich, denn die Granate war direkt an meinen Kopf geflogen, sie hatte sich nicht vorher eingebohrt und mich dann mit ihren Sprengstücken überschüttet. Auch viele andere, die ich im Kriege sterben sah, waren wenige Minuten vorher bei Besinnung gewesen. Ich reckte mich und merkte, daß ich noch sehr intensiv lebe. Die linke Kopfseite schmerzte mich, und von dort floß mir das Blut über die Augen. Ist vielleicht mein linkes Auge weg? Ich hielt das rechte mit der Hand zu und konstatierte, daß ich zwar schlecht sehe, aber wohl

nur deshalb, weil Blut aus einer über dem Auge befindlichen Wunde rann.

Alle diese empirischen Untersuchungen meines Zustandes dauerten nur eine Sekunde, dann eilte ich weiter, der Wohnung unseres Chefarztes zu. Vor mir sah ich den Mann, der an mich gestoßen und dann, die Tür öffnend, hinausgelaufen war, und erkannte in ihm den Oberleutnant Klatovsky. Ohne mich gerade des Satzes „cogito ergo sum" ausdrücklich zu erinnern, kam ich zu der gleichen Erwägung wie Cartesius.

Und schon stieg in mir eine neue Befürchtung auf. Wie, wenn meine Wunde überhaupt nur eine Lappalie ist und die Gelegenheit verpaßt, nach siebeneinhalb Monaten grausamsten Elends wenigstens für einige Tage in eine Atmosphäre von Sauberkeit und Ordnung zu kommen? Wie, wenn der Arzt mir lächelnd ein Pflaster aufpappen und mich wieder in den Dienst schicken würde? Dazu habe ich keine Lust. Also werden wir dem Arzt eine traumatische Neurose und innere Schmerzen vorspielen!

Ich lief, ostentativ wankend, weiter zum Hilfsplatz und sah, wie die auf die Detonation hin aus den Stallungen und Häusern geeilten Soldaten mir entsetzt nachschauten. Vor der elenden, am Bach gelegenen Hütte, die der Chefarzt mit einigen Offizieren bewohnte, da ein Hilfsplatz noch nicht etabliert ist, lag in einer Ecke wimmernd schon Oberleutnant Klatovsky.

Hier begann ich nun meine Komödie. Ich brach in der Mitte des kleinen Zimmers absichtlich zusammen und drehte das Weiße der Augen auswärts. Einige Sanitäter und Kameraden packten mich und trugen mich auf das Stroh, wobei ich kläglich zu winseln anfing. Ein Arzt war noch nicht da, den Chefarzt bekam ich überhaupt nicht zu Gesicht (wahrscheinlich hatte er bei den durch die Granate verwundeten Offizieren zu tun), aber einige Sekunden später kam Assistenzarzt Dr. Hausdorf. Er wandte sich zuerst dem Oberleutnant zu, dann mir, schaute meine Kopfwunden an. Von seiner Anwesenheit scheinbar keine Notiz nehmend, zog ich die Beine in Todeszuckungen an den Körper und bemerkte, daß sich der Arzt mit erschrecktem Kopfschütteln zu mir neigte und meine Behandlung in Angriff nehmen wollte. Aber der Oberleutnant rief ihn so verzweifelt oder energisch zu sich, daß er sich von mir abwandte und zunächst den Offizier vornahm.

Das besorgte Kopfschütteln des Medikus ließ mich innerlich frohlocken. Nicht eine Sekunde dachte ich an die Möglichkeit, wirklich schwer verletzt zu sein. Ich wußte nur, daß meine Wunde nicht als eine „dienstbare" belächelt werden und mir zum Schaden nicht noch Spott bringen werde.

Was wäre nun weiter zu tun? Ich will jetzt trachten, nicht in ein Spital des Etappenraums geschafft zu werden, wo ich bis zu meiner Heilung bleiben müßte; ich will eine Reise nach Prag herausschlagen. Das könnte nur geschehen, wenn – nun kam mir ein Gedanke, der Verrat an meinen Prinzipien bedeutet: ich müßte zum Offizier befördert werden. Ich überlegte: soll ich mir jetzt die so oft von mir abgelehnte Beförderung zum Kadetten verschaffen? Sollte ich mich der Möglichkeit einer schlampigen Behandlung, der Möglichkeit eines Wundbrandes, eines qualvollen Herumstoßens in Viehwaggons und in den Spitälern aller Winkel der Monarchie aussetzen, ohne die Bewilligung zur Heimkehr zu bekommen, während ich als Offizier direkt nach Prag fahren könnte? Jetzt ist der Moment. Ich tat also, als ob ich aus meiner Apathie und Unempfindlichkeit gegen die Umgebung erwache, und rief den Feldwebel Švec zu mir heran: er möge den Hauptmann Schöch rufen, ich müsse von ihm Abschied nehmen... Er rannte davon. Alles sah mich besorgt an.

Mein Vetter Dr. Stransky stürzte ins Zimmer und war entsetzt, als er mich im Todeskrampf liegen sah. Ich deutete ihm durch Winke an, daß ich ihm etwas sagen wolle. Alle traten scheu und feierlich zurück, während er neben meinem Kopf niederkniete und sein Ohr über meine Lippen beugte, um besser zu hören, was ich ihm in meinem letzten Stündlein anvertraue: „Ich spüre gar nicht, daß mir etwas fehlt, aber ich spiele Theater. Ich mache so, als ob ich eine Granate beim Krepieren wäre." Der arme Junge mußte lächeln. „Lach nicht", herrschte ich ihn leise an, „du wirst doch beobachtet. Schreib nach Hause, daß ich einen Streifschuß bekommen habe und mich freue, wieder einen Monat lang in Prag Schlapak tanzen zu können." Er wurde wieder ernst, er glaubte, ich spiele ihm die Komödie von meinem Komödienspiel nur vor, um ihn und damit meine Familie zu beruhigen. „Du glaubst doch nicht, daß es mir Erleichterung verschafft, wenn ich die Beine mit leisem Wimmern emporziehe, zum Beispiel so." Ich zog die Beine mit leisem Wimmern empor – alle Anwesenden bekamen bei dieser Annäherung des Todes

eine Gänsehaut. „Oder wünschst du einen jähen Aufschrei mit Geste gegen das Herz? Voilà!“ Ich schrie auf und griff mir an das Herz. Mein Vetter wußte nicht, ob er lachen oder weinen solle. Ich aber wußte es und erklärte ihm den Grund meiner Simulation: „Ich will jetzt Kadett werden, damit ich nach Hause komme.“

Der tragikomische Dialog wurde dadurch unterbrochen, daß sich der Arzt nunmehr zu mir wandte. „Apathisch und völlig teilnahmslos“ betrachtete ich seine besorgt gerunzelte Stirne, als er mich abtupfte. Er konstatierte, daß die Stirnader durchgeschlagen sei, behandelte die Wunde, ließ mir den Ärmel zerschneiden, um einige Wunden am Arm zu verbinden, und fragte mich dann, wo mir noch etwas fehle. Zuerst gab ich keine Antwort, dann spielte ich, obwohl ich nun wirklich große Schmerzen zu spüren begann, den Schmerzverzerrten und stöhnte: „Rücken.“ Auch auf den Oberschenkel deutete ich. „Du bist ja ganz durchlöchert“, bemerkte der Arzt und verband die neuentdeckten Verletzungen. „Die Wirbelsäule ist bloßgelegt“, flüsterte er meinem Vetter zu.

Hauptmann Schöch trat ein. Ich tat so, als ob ich ihn nicht sehe. Feldwebel Švec: „Du, Kisch, der Herr Hauptmann Schöch ist hier.“ Ich schien aus dem Jenseits zu erwachen: „Wo?“ Dann erkannte ich ihn und streckte ihm die Hand entgegen: „Ich danke Ihnen für alles Gute, das Sie mir erwiesen haben, Herr Hauptmann“, stöhnte ich, und es war bei diesem Betrug mein Dank ziemlich ehrlich gemeint. „Nichts zu danken, Kisch, Sie sind ein braver Soldat, und einem braven Soldaten muß man schon helfen.“ – „Nein, Herr Hauptmann, ich habe Ihnen viel zu danken“, beharrte ich mit der Starrköpfigkeit von Sterbenden, dann streckte ich ihm die Hand von neuem entgegen, die er ergriffen drückte. „Herr Hauptmann.“ Ich zog ihn zu mir hernieder. „Könnten Sie nicht veranlassen, daß ich ein Grab bekomme, ein eigenes Grab für mich allein.“ – „Aber, Kisch, soweit ist es doch noch nicht.“ Er dachte nach, wie man das machen könne, daß für den Korporal ein eigenes Grab geschaufelt werde. „Jeder Kadett hat sein eigenes Grab, warum soll ich nicht auch eins haben.“ Ihm kam eine Idee: „Jetzt haben Sie doch nichts dagegen, wenn wir Sie zum Kadetten machen?“ – „Ja, das wäre gut“, wimmerte ich, „dann bekäme ich ein eigenes Grab.“ – „Also warten Sie, ich gehe gleich zum Obersten.“

Ich wollte warten, bis er zurückkomme, aber das Fuhrwerk war bereits vorgefahren, und Oberleutnant Klatovsky drängte zum Aufbruch. Man trug uns zum Wagen, legte uns nebeneinander, meinen Schlafsack breitete man über mich, und es ging ab. Ich schaute, ob mir der Hauptmann nicht die Ernennung bringe, aber sie kam nicht. Wir fuhren die Straße von Wola Michowa südlich gegen Maniow zu, wo sich die Divisionssanitätsanstalt 29 befindet. Es ging schnell. Ein Kanonier hielt nach wenigen Minuten den Wagen an. „Fahren Sie nicht weiter, der Weg ist von Schrapnellen bestreut." – „Ach was", schrie ich ihn und den Kutscher an, der schon gehalten hatte, „nur weiterfahren." Aut – aut, dachte ich mir, entweder die Geschosse erschlagen uns, oder wir sind endlich außerhalb des Feuerbereiches. Wir wurden nicht getroffen.

Der Offizier neben mir stöhnte schrecklich. „Herr Oberleutnant, jetzt hört uns ja niemand mehr", sagte ich, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß er wirklich vor Schmerz jammere, aber ich bat ihm wenige Minuten später im Geiste ab, als ich seine schweren Wunden sah.

Die Sanitätsanstalt war in einer hölzernen Kirche in Maniow etabliert, deren Bretter so beinschwarz waren wie alte Steinkirchen. Einige Schritte vor der Kirche ritt der Bataillonsadjutant Leutnant Weiser an unseren Wagen heran und hob die Plache in die Höhe. „Kisch, bist du bei Besinnung?" – „Ja." – „Der Herr Oberst läßt dir sagen, daß du zum Kadetten befördert bist." – „Haben Herr Leutnant das nicht schriftlich, damit ich mich legitimieren kann?" – „Nein, aber ich kann es dir aufschreiben." Er kritzelte die Bestätigung auf ein Papier.

So! Jetzt war ich zufrieden, und an der Kirche sprang ich „elastischen Schrittes" aus dem Wagen. In der Kirche waren die Betstühle ausgeräumt, und an der Wand lagen oder saßen die Kranken. Nur vor der aus Heiligenbildern zusammengesetzten Sakristeiwand (es war natürlich eine Kirche der Pravoslavna) standen eine Bank und einige Stühle, auf denen operiert wurde. Hier saß schon Oberleutnant Doležal, der also noch vor uns hierher transportiert worden war und sehr schwere Wunden am Rücken hatte. Man verband ihn gerade und legte ihn auf das Stroh. Er war gelb im Gesicht, aber doch nicht so wächsern wie der Infanterist, der hart neben ihm lag, mit der linken Hand eine Konserve umkrampft hielt und – – bereits tot war.

Oberleutnant Klatovsky wurde auf die Bank gelegt und narkotisiert. Mir banden sie die Verbände los, was verteufelt schmerzte. „Die Ader muß hergerichtet werden", sagte der Oberstabsarzt, „sollen wir dich narkotisieren?" – „Nein, aber eine Zigarette möchte ich gern dabei rauchen." Das wurde mir gestattet, und während mir die Wunde mit dem Chirurgenmesser vergrößert und die beiden Enden meiner zerrissenen Arterie zu einer koketten Schleife zusammengebunden wurden, strengte ich mich an, keine Miene zu verziehen. „Hat der Kerl eine Konstitution", meinte der Oberstabsarzt, „man sieht, daß du noch nicht lange im Felde bist." – „Erst siebeneinhalb Monate, Herr Oberstabsarzt." – „Sapperlot, ohne Urlaub?" – „Ohne Urlaub." – „Na, jetzt wirst du dich ein paar Wochen ausruhen. Wie heißt du?" – „Kadett Kisch", stellte ich mich zum erstenmal in meinem Leben vor. – „Kisch? Mit dem Balneologen verwandt?" – „Mein Onkel", log ich. – „Und mit dem Schriftsteller?" – „Das bin ich." – „Ah, Egon Erwin. Also, wenn Sie nach Prag kommen, grüßen Sie mir meinen Bruder, den Advokaten Arthur Freund."

Ich ließ auch mein Ohr untersuchen, das sehr schmerzte. Der Doktor konstatierte, daß das linke Trommelfell zerrissen, das rechte anscheinend beschädigt sei.

Gegenüber der Sanitätsanstalt lag der Bahnhof. Man wollte mich auf eine Tragbahre laden, aber ich zog es vor, selbst hinzuhumpeln. Der Bahnhof war eine Bretterbude, die Eisenbahn eine schmalspurige Vizinalbahn, die Waggons gewöhnliche Loren, ungedeckte Kohlenwagen, auf deren Boden sich Soldat neben Soldat sitzend drängte. Die Füße an den Leib gezogen, was furchtbar schmerzte, zwischen Ruhrkranken, deren Gebaren unbeschreiblich war, Schwerverwundeten und Halberfrorenen warteten wir drei Stunden im Schneegestöber. Während wir dort standen, kam ein Bote den Zug entlang, der laut „Korporal Kisch" rief. Als ich mich meldete, übergab er mir einen Zettel, der die Bescheinigung des Regimentskommandos enthielt, daß ich ab 1. März zum Kadetten befördert sei. Der Überbringer erzählte mir, daß von der Granate acht Offiziere und zwei Offiziersdiener getroffen worden seien, Hauptmann David habe zehn Verletzungen, die wohl tödlich seien, Leutnant Gustl Svoboda eine Bauchwunde, die Offiziersdiener seien bereits tot.

Das Zügle fuhr ab, gegen Osten. Nach zwei Stunden waren wir in Cisna, wo sich ein kleines Spital befindet. Die Fahrt war schaurig, die Lokomotive wölbte über uns ein Dach von Rauch, das nicht verhinderte, daß wir mit Schneeflocken und Hunderttausenden von Funken überschüttet wurden. In Cisna ging ich in die Offiziersabteilung des Spitals, niemand beachtete mich, obwohl ich keine Distinktionssterne hatte. Auf der linken Seite konnte ich vor Schmerzen nicht liegen, auch der übrige Körper war zerschlagen, die Ohren summten und schmerzten, besonders wenn ich mich räusperte, wozu ich fortwährenden Drang verspürte, und im Kopf funktionierte ununterbrochen das Läutewerk eines Signalapparates. Einzuschlafen mißglückte. So wollte ich zu denken beginnen. Aber die unverhofften Schmerzen kreuzten sich mit den unverhofften Freuden.

Freitag, den 19. März 1915.

Morgens, als ich aufstand und Kaffee haben wollte wie die Offiziere, stellte es sich heraus, daß man mich am Abend für einen Offiziersdiener gehalten hatte. Schleunigst stahl ich ein Stückchen einer Säbelkoppel und zerschnitt sie in zwei Streifen. Diese goldenen Tressen nadelte ich mir auf den Kragen und heftete ein Halstuch darüber.

Gegen 9 Uhr früh wurde uns gesagt, daß die Staffel zum Transport bereitstehe und wir in den wenig Vertrauen erweckenden Landesfuhren bis in das Feldspital nach Nagy Polan, also 24 Kilometer, zu fahren hätten; wenn dort nicht genug Platz sei, so müßten wir noch heute bis Takcsany, mehr als 38 Kilometer weit. Die Fahrt war schauderhaft. An die jede Sekunde regelmäßig zweimal wiederkehrenden Stöße in Längsrichtung und in Querrichtung hätte man sich wohl gewöhnt, aber es gab auch Stolpern, Stoßen, Straucheln, Schwanken. Ich glaube, auch ein Unverwundeter müßte wohl in dieser fahrbaren Folterkammer seine Seele aushauchen. Wie weit es nach Polan sei? fragte ich meinen Kutscher, einen Stockmagyaren, indem ich meine Uhr zeigte und „Polan" in fragendem Ton aussprach. Er erwiderte: „Rechts um, links um, rechts um, links um..." und wiederholte diese vier Worte sage und schreibe sechsunddreißigmal. Ein Irrtum im Zählen war unmöglich, denn er hob bei jeder Reprise einen Finger. Nach dem sechsunddreißigstenmal sagte er: „Nagy

Polan." Zuerst hielt ich den Mann für verrückt, aber bald erkannte ich, was er meinte: von der Höhe herab schlängelte sich eine endlose Serpentine, an deren letzter Windung (jedenfalls der sechsunddreißigsten) die Ortschaft lag.

Bei unserem Decrescendo konnte ich ein Crescendo der allgemeinen Sorglosigkeit konstatieren, man spürte den Etappenraum, den Weg in das Hinterland. Die Serpentine hinauf fuhren endlose Trains, russische Gefangene zerrten und schoben die Wagen und halfen den Troßknechten, die Pferde aufwärts zu reißen. Ich freute mich, nicht gefangen zu sein, solche Fron ist schrecklich. Natürlich war in Nagy Polan kein Platz im Feldspital, und wir mußten unsere Passion noch 14 Kilometer fortsetzen. Es war halb 12 Uhr nachts, als ich in Takcsany aus dem Wagen kroch. Nun erst spürte ich, daß ich schwerverwundet war. In dem bereitstehenden Malteserzug erhielt ich einen Platz.

Samstag, den 20. März 1915.

Es war ein eigenartiges Gefühl, als ich heute nacht den Malteserzug betrat. Wie bei einem Adelsball sah es aus, o Gott, wie nobel und piekfein. Lange Gestalten, denen man die Aristokraten auf Artilleriedistanz ansah, in blauer Flottenkappe mit kleinem Malteserkreuz, standen herum und gaben, befehlsgewohnt, Befehle. Der alte Prinz Franz Liechtenstein (wenn ich nicht irre: gewesener Botschafter in Petersburg), „Se. Königl. Hoheit" der Herzog von Braganza, ein Rittmeister Prinz Liechtenstein, ein Hofarzt Dr. Ritter von Bielka, einige andere Herren, reizvolle Pflegerinnen in schwarzem Kleid mit weißem Häubchen und weißer Schürze...

Ich bekam ein Bett, eine Stellage, aber ich übersiedelte bald, als ich in einem der hereingetragenen Schwerverwundeten meinen Freund Glaser erkannte, der vor drei Tagen in Wola Michowa verwundet worden ist. Man hatte ihm den rechten Arm abnehmen müssen, und er sieht zum Erbarmen schlecht aus. Ich legte meinen Schlafsack auf die Bettstatt oberhalb der seinigen, womit die Übersiedlung beendet war.

Gegen halb 12 Uhr nachts waren wir einquartiert, früh gegen 5 Uhr fuhr der Zug, der auf allen Waggons außen und auf allen Geräten innen das weiße, gezackte Malteserkreuz auf rotem Grunde mit der Umschrift „Großpriorat für Böhmen und Öster-

reich des souveränen Malteser-Ritterordens“ trug, von Takcsany ab. Vormittags kam der Hofarzt mit einem kleinen Verbandtischchen, öffnete die Verbände und behandelte. Wir bekamen reine Wäsche, einen Eimer reinen Wassers und einige Handtücher. Ich rieb mir Gesicht, Kopf, Oberkörper und Hände gründlich ab.

Es waren kaum fünf Minuten vergangen, seit ich mich abgetrocknet hatte, als ich mir wieder Wasser in das Waschbecken goß und mich von neuem zu waschen begann. Ich tat dies ganz unbewußt, denn meine Sehnsucht nach Waschung war durch das eine Mal nicht befriedigt. Erst als ich die Prozedur zum dritten oder vierten Male wiederholte und mich die anderen Patienten zu verspotten begannen, ob ich Hydromane sei, wurde ich mir der Lächerlichkeit meines Benehmens bewußt.

Unsere Strecke: Takcsany, Szinna, Homonna, Nagy Mihaly, dann in nordöstlicher Richtung über Nagy Szalancz, Kaschau, Abos, Szepes, Olasy, Iglo.

Sonntag, den 21. März 1915.

In der Nacht hatte ich Fieber und wälzte mich auf meiner Bettstatt umher. Früh schlief ich endlich ein, als mich schon ein Mitpassagier, Fähnrich Payer, aufweckte: wir seien in Poprad. Ich hatte ihm nämlich versprochen, seine Angehörigen, die das Hotel National am Bahnhof innehaben, aus den Federn zu trommeln, da er selbst wegen seiner erfrorenen Füße die Liegestelle nicht verlassen konnte. Also machte ich Alarm im Hotel: „Ernö ist da.“ Binnen wenigen Sekunden liefen die Mutter im Kopftuch, der Bruder in unzugeknöpfter Landsturmuniform, die Schwester in Morgentoilette, das Hotelpersonal mit Schinken und Kognak (meine Anregung!) in den Waggon. Während der Weiterfahrt stand ich draußen auf der Plattform und ließ einen Film (Naturaufnahme in Farben) „Die Hohe Tatra“ an mir vorüberrollen.

Die Fahrt geht über Ruttka, Szolna, Teschen, Oderberg, ein Umweg auf der Fahrt nach Wien, über den wir fluchen. Ebenso schimpfen wir über das Essen. Wenn 15 oder 20 Offiziere im Zug sind, erklärte uns der Wärter, werde für sie Extramenage gekocht, aber heute fahren 92 Offiziere mit, und da reicht die Küche nicht aus. So müssen wir uns mit der Mannschaftsmenage

begnügen. Das ist besonders für mich schmerzhaft: „Ich und Mannschaftsmenage!" Wie lange bin ich schon nicht mehr Mannschaftsperson!

Montag, den 22. März 1915.

In der Nacht kamen wir über Prerau, morgens gegen 6 Uhr, als ich wieder auf der Plattform stand, sah ich schon bei Leopoldau die drei Gürtel von Schützengräben, Artilleriestellungen, Stacheldrähten, Wolfsgruben und andere Befestigungen, die um Wien neu hergestellt wurden. Es seien nur „Notstandsarbeiten", hat die Regierung die Bevölkerung beruhigt, aber das Wort ist ein zweideutiges.

Auf dem Bahnhof in Wien wollte ich vom diensthabenden Bahnhofsoffizier die Bewilligung zur sofortigen Weiterreise nach Prag erhalten, jedoch der Arzt machte die Einwendung, daß ich Quarantäne halten müsse. Also fuhr ich im Sanitätsauto in das Spital Rudolfinerhaus, wo ich neuerlich meine Bitte vorbrachte, aber ebenso höflich wie bestimmt abgewiesen wurde. Zum Glück erkannte ich unter den Ärzten einen alten Prager Bekannten, Dr. Bunzl, der mir sofort eine Überweisung „in das Spital nach Prag" ausstellen ließ, auch für Schnellzüge gültig. So blieb ich noch zu einem guten Gabelfrühstück im Spital und fuhr dann mit dem Sanitätsomnibus auf den Nordwestbahnhof. Auf dem Bahnhof sandte ich, da ich nicht wußte, ob ich nicht in Prag direkt vom Bahnhof in ein Spital transportiert werden würde, ein Telegramm nach Hause: „Ankomme dienstlich heute 7 Uhr 52 abends Franz-Josephs-Bahnhof. Bin glücklich und pumperlgesund. Egon." Ich malte mir aus, welche glückliche Aufregung dieses Telegramm zu Hause hervorrufen werde; meine Mutter, die vor Sorge fast krank war, wenn keine Feldpostkarte von mir ankam, und doch oft vierzehn Tage auf eine solche warten mußte, meine Mutter, die sich wohl tausendmal die Hoffnung auf das Wiedersehen mit mir verneint hatte, wird nun dieses Telegramm bekommen, das ihr ganz unerwartet zuruft, daß ich, den sie im Schützengraben in Todesnähe glaubt, in zwei oder drei Stunden in ihren Armen liegen werde.

Ich stieg in den Zug, und die Fahrt ging näher zur Heimat. Von 6 Uhr abends an vermochte ich, obwohl ich im Abteil nette Gesellschaft hatte, meine Unruhe nicht mehr zu bemeistern. In 245 Tagen und Nächten hatte es kaum eine Stunde gegeben, in

der ich mir nicht die Frage vorgelegt hatte, wie sich das Wiedersehen mit der Heimat wohl gestalten werde, ob man mich als Krüppel, als Leiche nach Prag schaffen werde, ob ich unverletzt nach einem siegreichen Feldzug heimkehren werde oder mit einem Transport aus Feindesland entlassener Gefangener, wie oft hatte ich mir sehnsüchtig die Freude eines Wiedersehens mit meiner Mutter ausgemalt, aber auch nach der Stadt hatte ich mich gesehnt, nach meinen Jugendfreunden und nach der alten Wohnung im alten Bärenhaus, nach meinem Bett und nach einem Bad... Und jetzt bin ich soweit. In wenigen Minuten soll ich alles wieder haben, was mir zu einem Traum geworden war. Kann es sein?

Nein, es kann nicht sein. Plötzlich fällt mir ein: der Zug wird entgleisen! Natürlich, das ist der Witz des Schicksals. Unvermutet? O nein, Schicksal, ich durchschaue dich, und wenn du mich auch quälen kannst, überraschen kannst du mich nicht! Ich weiß ganz gut, daß du jetzt einen Zusammenstoß beabsichtigst! Ich weiß es, ich warte sogar darauf.

In einer Station kaufte ich mir eine tschechische Zeitung und las sie mechanisch. Franz Zavřel ist gestorben, steht darin. Ich versuche mir zu vergegenwärtigen, wie schwer der Verlust für mich ist. Mein Chef und Freund. Ich möchte ihm gerne meinen Schmerz weihen, aber ich kann es nicht, ich zittere vor Aufregung, ich schwitze kalten Schweiß, stehe immerfort von meinem Sitz auf und laufe auf den Korridor, dann wieder vom Korridor in das Abteil zurück, die Passagiere belästigend.

Ein Ruck, die Waggons bäumen sich ein wenig auf: Aha, das ist der Zusammenstoß. Ich schließe die Augen.

Aber der Zug fährt weiter. Eine Haltestelle. Vorort von Prag. Ein Herr, der aussteigt, wird von einer Dame erwartet, die ihm etwas mitteilt. Der Herr dreht sich um und ruft uns zu: „Przemysl ist heute gefallen." Große Aufregung bei allen Fahrtgenossen. Also Österreichs beste Festung ist in russischen Händen! „Das ist das Ende des Krieges." – „In vierzehn Tagen sind die Russen in Wien. Glauben Sie nicht?" Ich erkenne, daß die Frage an mich gerichtet ist. „Es ist schrecklich", erwidere ich.

Es ist auch schrecklich. Aber nicht für mich, was stört mich Przemysl! Dort unten, unter meinem Eisenbahnzug, flimmern tausend Lichter, die ich nicht mehr zu sehen geglaubt hatte, man sieht Straßen, durch die Menschen gehen und durch die auch

ich gehen werde, ohne von Granaten getroffen, ohne aus dem Hinterhalt beschossen zu werden, ich werde von Tellern essen, eine Mehlspeise zum Fleisch bekommen, meine Mutter wird bei mir sitzen, und die ganze Wohnung wird mein sein, kein schmutziger Korporal werde ich mehr sein, der sich in der Nähe der Fahrküchen herumtreibt, um etwas von den Abfällen zu erhaschen, ich werde im Bett liegen und Bücher lesen, und vielleicht werde ich Mädchen küssen, im Kaffeehaus sitzen und mit Freunden sprechen...

Przemysl ist gefallen. Ja, ja, ja – es ist schrecklich, habe ich gesagt. Und ich werde ja nicht in Prag bleiben, ich muß ja doch wieder zurück ins Feld, im Gegenteil, der Abschied wird noch schwerer sein, Zavřel ist tot, ein Künstler... Ich rufe mir das alles krampfhaft in das Gefühl, ich denke gewaltsam an meine Kameraden, die noch in den Schützengräben vor Wola Michowa liegen, vielleicht eben stürmen, ich will an tote Kameraden denken, an viele hundert tote Freunde, denen keine Heimkehr beschieden war, die verscharrt und unverscharrt in schrecklichen Winkeln Serbiens und Galiziens liegen, aber ich kann nicht, ich kann nicht, mag ich ein Schuft sein, ich möchte schreien vor Freude.

Noch zwei Minuten. Es wird sicher eine Verspätung sein...

Meine Mutter war auf dem Bahnhof.

DIE GESTOHLENE STADT

Eine Komödie in drei Akten

PERSONEN

Der Dieb Käsebier
König Friedrich II. von Preußen
Marschall Keith
Ilsebill von Hohenau, Fahnenjunker
Der Ordonnanzoffizier du jour
Margit
Jakob, ein Apotheker
Pepik Mazany | Spione in österreichischen Diensten
Wenzel Strupp |
Der schwarze Ritter
Haschile
Frieske, ein kriegsgefangener preußischer Feldwebel
Der Trompeter des Parlamentärs
Strolche, Juden, Huren und Ordonnanzen

Die im ersten und zweiten Akt dargestellten Vorgänge ereignen sich am 12. Juni 1757, die des letzten Aktes eine Woche später. Das Schloß Stern bei Prag ist der Schauplatz des ersten und dritten Aktes, der zweite spielt sich in der Spelunke „Zum Fuchs“ in der Prager Judenstadt ab.

I

Eines der sternförmigen Zimmer im Schloß Stern am Weißen Berg bei Prag, in jenem Schlosse, wo – nebenbei bemerkt – „Die bluthende Gestalt mit Dolch und Lampe“ gespukt haben soll, das Urbild von Grillparzers „Ahnfrau“. Aber da wir uns bereits im Jahrhundert der Aufklärung befinden – der Morgen des 12. Juni 1757 ist eben angebrochen –, so gibt es hier keine Gespenster mehr, sondern es sind vielmehr Kriegskarten über Fenster und Wände gehängt und zwei Schreibtische mit Akten beladen.

Der preußische Feldmarschall Keith, in lässiger Kanzleiuniform, eine Brille über den Augen, macht sich auf den Landkarten zu schaffen und kehrt den Schreibtischen den Rücken zu. Von der historischen Tatsache, daß dieser Engländer die deutsche Sprache keineswegs beherrschte, macht er in dem nachstehenden Theaterstück keinen Gebrauch. Am Schreibtisch sitzt sein Personaladjutant, ein stattlicher blonder Fahnenjunker, Ilsebill von Hohenau; sie hat die Bluse weit offen, so daß man ein beträchtliches Dekolleté und ein Damenhemd sieht, und schreibt.

Keith *diktierend:* An das Kommando der Avantgarde in Brewnoo.

Ilsebill *wiederholend:* Brewnoo...

Keith: Brewnoo mit Häkchen auf dem r und w am Ende.

Ilsebill *unwillig:* Ja.

Keith: Da Vorposten Numero 8 im Laufe der heutigen Nacht von Skalka nach Pohoreelek – Pohoreelek mit Häkchen auf dem r und c am Ende – abgegangen ist, so...

Ilsebill *wirft die Feder hin:* Schon wieder dieser blödsinnige Vorposten Numero 8! Gott, wie scheußlich langweilig ist euer Krieg.

Keith: Ich bitte dich, schreibe!

Ilsebill: Ich mag nicht mehr. Mir wachsen diese Menagemeldungen für die Vorposten schon zum Halse heraus. Mit dem Sitzfleisch und der Kielfeder führt ihr euern Krieg!

Keith: Ich bitte dich, mein Kind! Kann ich denn dafür, daß das keine Beschäftigung für dich ist? Habe ich dir vielleicht zugeredet, mitzuziehen? Habe ich mich nicht lange genug gegen diese wahnwitzige Marotte gesträubt? Und habe ich dich nicht noch in Pirna, als du in dieser Verkleidung zu mir kamst... *Sich gegen Ilsebill umwendend:* Um Gottes willen, wie sitzest du denn da? Willst du mich vors Kriegsgericht bringen? Knöpfe dir sofort die Bluse zu!

Ilsebill: Es ist so heiß.

Keith: Und wenn man dich so sieht?

Ilsebill: Wer soll denn jetzt schon kommen?

Keith: Es ist sechs Uhr. Es können gleich die Ordonnanzen da sein.

Ilsebill: Die klopfen an die Türe. Inzwischen habe ich längst die Bluse zugeknöpft.

Keith: Und wenn Seine Majestät kommt?

Ilsebill *rasch die Knöpfe schließend:* Der König? Du glaubst, daß der König heute wiederkommt?

Keith: Gewiß kommt er heute. Die Pontonbrücken bei Podbaba sind wiederhergestellt. Er muß seine letzten Maßnahmen treffen. Die österreichische Armee formiert sich bei Kolin. Binnen einer Woche kann sie hier sein. Wenn sich Prag binnen vier Tagen nicht ergeben hat, waren Schlacht und Belagerung vergebens.

Ilsebill: So stürmt also die Stadt!

Keith: Dazu ist's zu spät. Bevor wir sie besetzt hätten, könnten wir selbst darin gefangen sein. Umzingelt und belagert.

Ilsebill: Siehst du! Habe ich dir nicht schon vor vier Wochen gesagt, wir sollen stürmen! Ihr glaubt, mit Vorpostenmeldungen kann man den Krieg gewinnen. Wie du mich verhöhnt hast, daß ich eine Närrin bin! Eine Abenteurerin. Und daß ich nur mitgezogen bin, um tolle Schlachten zu sehen.

Keith: Und warum bist du denn sonst ins Feld gegangen? Unter falschem Namen, als mein Adjutant?

Ilsebill: Weil ich dich liebhaben wollte...

Keith: Das konntest du in Berlin auch.

Ilsebill: Ich konnte aber nicht. Du warst mir eine Enttäuschung. Und da dachte ich mir: im Felde wird er anders sein. Kein Kanzleischreiber, sondern ein Krieger, verstehst du! Ein Mann! Aber ich sehe, ein Mann ist überall gleich, im Bett wie

im Krieg. Vorpostenmeldungen... Munitionsverteilung... Retablierungsvorschläge... *Hysterisch auflachend:* Du trägst ja nicht einmal einen Degen, Herr Marschall.

Keith: Dekorationsstücke! Ich glaube, der Säbel ist bei dir ein Symbol für Männlichkeit. Aber die Zeiten sind zu ernst für solche Spiele. Glaubst du, die Festung dort unten wird sich ergeben, wenn ich mit Degen und Waffenrock und Goldverschnürung vor dem Schreibtisch umherstolziere...?

Ilsebill: Sie würde sich ergeben, wenn du ein Mann wärest.

Keith: Vielleicht tut sie's, obwohl ich keinen Degen trage. Bin neugierig, ob du mir dann abbitten wirst.

Ilsebill: Ich fürchte, es wird nicht dazu kommen. Nicht einmal unsere böhmische Bäuerin aus Rixdorf hat gestern in die Stadt gelangen können, obwohl die Alte, weiß Gott, ehrlich genug aussah. Sie spricht kein Wort deutsch, und doch haben die Österreicher sie nicht hinter die Stadtmauern gelassen. So vorsichtig ist man nicht, wenn man übergabebereit ist.

Keith: Daß der Hunger unten furchtbar ist, wissen wir. Auch die Kanonenschüsse werden auffallend selten. Und daß die Entsatzarmee so nahe ist, können sie unten nicht ahnen. Wir haben die Stadt gut abgesperrt, mit unserer Vorpostentaktik, die du verspottest. Vielleicht haben wir heute schon Gewißheit. Vielleicht flattern schon heute weiße Fahnen auf den Türmen – vielleicht bringt uns Käsebier schon morgen bestimmte Nachricht.

Ilsebill: Kommt der heute schon?

Keith: Ich habe ihn schon heute nacht erwartet. Eine seltsame Idee des Königs, einen Dieb mit Eilstafetten aus dem Zuchthaus holen zu lassen.

Ilsebill: Eine seltsame Idee! Also heute kommt Käsebier. Wie würden alle Weiber und Schuljungen mich beneiden, wenn sie wüßten, daß ich den „großen Käsebier" von Gesicht zu Gesicht sehen werde.

Keith: Das ist etwas für dich, ein Meisterdieb... was?

Ilsebill: Warum für mich?

Keith: Nun, du betest doch den Erfolg an und liebst das Abenteuer. Da hast du doch einen Erfolgreichen und einen Abenteuerlichen dazu. Stell dir nur vor: siebenhundert Diebstähle hat er verübt, dreimal wurde er gestäupt, zehnmal ist er aus Zuchthäusern entkommen.

Ilsebill: Und so einer, meinst du also, könnte mich interessieren? Du beleidigst mich mit jedem Wort! Das sagst du mir, nachdem du mich schon ein Jahr kennst. So wiederhole ich dir's: Ich kann nur einen Adeligen achten, einen Mann, verstehst du, der adelig von Herz und Geblüt ist. Und wenn ein solcher den Erfolg für sich hat, und wenn er heldische Abenteuer besteht, aus Liebe, aus Stammesehre oder aus Pflichtgefühl, dann kann ich ihn auch lieben! Vier meiner Ahnen haben in den Kreuzzügen gekämpft, und deren Blut habe ich in mir. Und wahrscheinlich habe ich auch Raubritter im Stammbaum, aber die durften rauben, denn sie hatten ein Recht dazu und konnten wohl auch anderes als das. Aber ich lache schon darüber, wenn sich bürgerliche Offiziere duellieren und sich vorkommen wie Ritter beim Turnier. Ich lache darüber, wenn ein Bäckermeister seine ungetreue Frau erschlägt, „um seine Ehre zu wahren“ – er soll gute Wecken backen, das ist seine Ehre und sein Geschäft. Und nun kommst du und mutest mir einen Lumpenproleten zu, einen Dieb! Ein Dieb ist das Abscheulichste, was ich kenne. Ein Dieb ist ein schleichendes Gift, ein Dieb ist feige und heimtückisch. Leise zu sein, ist seine ganze Kunst. Lauern, bis eine Wohnung verlassen, ein Fenster offen, eine Tasche unbewacht ist, und dann zögernd mit den Fingern danach tasten – pfui, wie gemein! Und nichts anderes befürchten zu müssen, als mit Staupbesen verprügelt zu werden und mit kahlem Schädel auf der Pritsche zu schlafen! – Ja, ich bin für Verbrecher, aber nur dann, wenn der Verbrecher ein Edelmann ist – das heißt: edel und frei und schön und rein, und wenn er seine schlimme Tat aus gutem Grund begeht, aus Liebe, aus Stammesehre, aus Rache oder aus Pflichtgefühl. Der Verbrecher muß ein Ritter sein und der Ritter ein Verbrecher. Aber ein Langfinger, der in verschwitzter Wolljacke gefesselt zur Zwangsarbeit tappt und sich am Abend in der Gitterzelle die Läuse kratzt – so einen hältst du für mein Ideal, so schätzt du mich ein?

Keith: Aber schau, der König will ihn doch empfangen.

Ilsebill: Oh, der König! Der König dürfte alle Verbrechen begehen, denn er ist unfehlbar und unbesiegbar, er ist so groß, so groß, daß mir schwindelt, wenn ich daran denke. Aber er dürfte sich keines Verbrechers bedienen, am allerwenigsten

eines Diebes. *Flüsternd:* Siehst du, das hat mir gleich mißfallen, daß Friedrich einen Langfinger zu sich beruft, einen feigen Taschendieb... Er fühlt das selbst: Hat er nicht dem Ordonnanzoffizier strengstes Stillschweigen über die Eskortierung Käsebiers aufgetragen?

Keith: Aber er braucht ihn. Soll er die Campagne verlieren, weil er moralische Skrupel hat?

Ilsebill: Die Campagne verlieren! Wer spricht von so etwas? König Friedrich ist unbesiegbar. Nicht einmal ein einziges Treffen kann er verlieren, das er selbst befehligt. Aber es könnte rascher gehen, wenn ihr vorwärtsstürmen würdet, immer vorwärts... *Seufzt.* Aber mit Vorpostenverschiebungen –

Keith: Um Gott, du erinnerst mich an die Vorposten, ich muß inspizieren gehen. *Er setzt den Hut auf und knöpft den Rock zu.* Es ist schon sieben Uhr.

Ilsebill: So nimm doch auch den Säbel.

Keith: Du quälst mich fortwährend... Na, wenn du glaubst, daß ich dann schärfer durchs Fernrohr sehen werde. *Er beginnt den Degen anzuschnallen.* Der Säbel als Geschlechtssymbol! Hast du nicht Angst, daß ich dich betrügen werde, wenn ich mit dem Degen davonstolziere?

Ilsebill: Nein. Du betrügst mich, indem du den Degen dort am Rechen baumeln läßt.

Keith *hat den Degen umgeschnallt, Handschuhe angezogen, den Hut aufgesetzt. Dienstlich:* Fahnenjunker!

Ilsebill *in die Achtungstellung fahrend:* Zu Befehl, Herr Marschall.

Keith: Er bleibt und schreibt die Rapports.

Ilsebill: Zu Befehl, Herr Marschall.

Keith ab.

Ilsebill *geht, nachdem Keith den Saal verlassen hat, unwillig zu ihrem Platz, reißt den Waffenrock vom Leib und wirft ihn auf den Tisch. Dann läßt sie sich auf den Stuhl fallen und beginnt – zuerst unbewußt summend, dann lebhaft und gefühlvoll singend – dieses Lied:*

Ein Ritter war mein eigen
Mit blankem Wappenschild...
Durft ihm die Lieb nicht zeigen,

Ich mußte sie verschweigen...
So ward er nicht mein eigen,
Der Ritter jung und wild.

Ein König war mein eigen,
Ein König hoch und hehr,
Ein König sondergleichen.
Durft ihm die Lieb nicht zeigen...
So ward er nicht mein eigen.
Mir ist das Herz so schwer.

Mein Herz ist nicht mein eigen,
Mein armes Mädchenherz,
Ach, ist's doch schwer zu schweigen...

König Friedrich II. *ist, von Ilsebill unbemerkt, in Dreispitz, Reitstiefeln und mit Reitstock von rechts eingetreten und in der rechten Zacke des sternförmigen Zimmers horchend stehengeblieben. Der Klang der Mädchenstimme scheint ihm nicht unangenehm, doch besinnt er sich bald auf seine den Krieg betreffenden Grundsätze und auf seine Antipathie gegen Frauen, dort, wo sie nichts zu tun haben. Er tritt vor, sieht die entkleidete Ilsebill, stößt unwillig mit dem Stock auf den Boden:* Frauenzimmer!

Ilsebill *verstummt mit einem Schrei. Sie springt auf und starrt den König wie eine Erscheinung an:* Ma... majestät...

Der König: Kleide Sie sich an!

Ilsebill nimmt den Waffenrock, will ihn anziehen, aber in ihrer Aufregung gerät sie in einen falschen Ärmel, dann kann sie wieder nicht in den richtigen finden. Der König macht Anstalten, ihr in die Jacke zu helfen, unterläßt es aber. Ilsebill beginnt sich zuzuknöpfen, doch ihre Finger versagen den Dienst. Endlich ist es gelungen, sie stellt sich soldatisch stramm.

Der König *mißt sie von oben bis unten. Leise drohend:* Frauenzimmer! Was ist das für eine Adjustierungsvorschrift, laut der die Uniformen meiner Fahnenjunker solch ein Futter haben?

Ilsebill: Majestät...

Der König: Schweige Sie... *Er geht auf und ab, bleibt wieder vor ihr stehen.* Schämt Sie sich nicht, zu einem lustigen

Abenteuer zu machen, wofür Männer sterben müssen?! Was, wenn ich den Scherz akzeptiere und den Herrn Fahnenjunker mit dem Mädchenhemd noch heute auf Avantgarde abrücken lasse, dorthin, wo es Prager Kugeln gibt?

Ilsebill: Der Fahnenjunker mit dem Mädchenhemd wird glücklich sein, seine Pflicht zu tun wie jeder andere.

Der König: Wie jeder andere? Kommt Sie sich so als Mann vor? Eine Frau soll frauenhaft sein...

Ilsebill: Es gibt Zeiten, da weibische Naturen überflüssig sind und die Männlichkeit entscheidet.

Der König: Die Männlichkeit ist aber doch wohl den Männern zu überlassen.

Ilsebill: Wenn es aber so viele weibische Männer gibt, so wird es wohl auch einem Weib gestattet sein, sich männlich zu betragen.

Der König: Sie mag recht haben. Aber das können die Frauen auch im Hinterland besorgen. Ich mag keine Jeanne d'Arc in meinem Feldlager. Lese Sie die „Pucelle" des Herrn Voltaire!

Ilsebill: Ich bin keine „Pucelle"...

Der König *ironisch:* In keiner Hinsicht...?

Ilsebill: In keiner Hinsicht! Das Mädchen von Orleans war ein dummes, ungebildetes Bauernmädchen von krankhafter Schwärmerei, aus Unbefriedigung...

Der König: Und Sie?

Ilsebill: Ich bin eine Frau vom Stande, ich bin die Schloßherrin von Hohenau. Meine Ahnen haben für die Mark Brandenburg Lohn und Tod gefunden. Soll ich zu Hause sitzen in einem solchen Krieg? Hat mich die Hebamme bei meiner Geburt zu lebenslänglicher Feigheit verurteilt, als sie zu meiner Mutter sagte: Es ist ein Mädchen? Nein! Ich bin die letzte Hohenau und tue meine Pflicht wie meine Vorfahren. Bin ich deshalb die Pucelle? Der Herr Voltaire war schlecht auf die Frauen zu sprechen, als er dieses Gedicht schrieb. Es wird ihm einen Grund dazu gegeben haben. Es war nicht vornehm, Rache an allen zu nehmen!

Der König: Ei, fühlt sich der Herr von Hohenau plötzlich wieder mit den Frauen solidarisch? Oh, Logik! Aber, Herr Fahnenjunker, darüber wollen wir nicht disputieren. Sie mag aus inneren Gründen gehandelt haben – bon, ich kann Sie

dafür nicht bestrafen. Aber der Wille eines Mädchens darf nicht die Zusammensetzung meines Feldlagers bestimmen. Im Krieg muß Ordnung sein, das ist der prinzipale Grundsatz. Und ich will wissen, wen ich jetzt zum Teufel jagen werde, weil er Sie mitgebracht hat, meinem ausdrücklichen Befehl zuwider!

Ilsebill: Majestät...

Der König: War es der Keith?

Ilsebill: Der Marschall trägt keine Schuld, Euer Majestät. Er hat es mir in Berlin verweigert, und als ich in Pirna zu ihm stieß, tat ich es gegen seinen Willen.

Der König: Bei Pirna? Wann?

Ilsebill: Zu Beginn der Belagerung.

Der König: So ist Sie schon sieben Monate bei der Armee?

Ilsebill: Zu Befehl, Euer Majestät.

Der König: Und ich Menschenkenner merke nicht, daß der Herr Fahnenjunker, den ich fast täglich zu sehen das Vergnügen habe, ein Frauenzimmer ist!

Ilsebill: Majestät sind der erste, der das merkte.

Der König: Nun, das war bei Gott nicht schwer. In der Montur, in der Sie dasaß. *Ilsebill wendet sich verlegen ab.* Und was hat Sie angestellt, die sieben Monate lang?

Ilsebill: Ich machte den Dienst des Personaladjutanten beim Marschall.

Der König: Und was war dieser Dienst?

Ilsebill: Ortsnamen aufschreiben, wohin die Proviantkolonnen zu legen sind, Meldungen über Vorpostenverschiebungen, Vorposten und wieder Vorposten...

Der König: Die Beschäftigung ist wohl weniger amüsant, als Sie sich den Krieg gedacht hat? Und keine Gelegenheit zu Heldentaten, die der letzte Herr auf Hohenau erträumte?

Ilsebill *zögernd:* Langweilig, sehr langweilig, Majestät.

Der König: Alle Kriege sind langweilig. Und der letzte ist immer der langweiligste. Erst die Historiker nach hundert Jahren sagen das Gegenteil.

Ilsebill *lächelnd:* Das ist ein schwacher Trost, Majestät.

Der König: Warum blieb Sie also bis heute, wenn der Krieg Sie ennuyiert?

Ilsebill *gibt keine Antwort.*

Der König: Nun?

Ilsebill: Ich bitte Euer Majestät auf Knien, mir die Antwort zu erlassen.

Der König: So, so! Und warum sträubt Sie sich?

Ilsebill: Weil ich Euer Majestät niemals belügen werde.

Der König: Also sage Sie mir die Wahrheit.

Ilsebill: Majestät!

Der König: Fahnenjunker! *Ilsebill nimmt Achtungstellung an.* Ich befehle Ihm, mir zu antworten.

Ilsebill *aus der Achtungstellung in frauenhaftes Benehmen fallend und mit den Schultern zuckend:* Das ist unfair, Majestät.

Der König: Was?

Ilsebill: Majestät, verzeihen Sie einer unbedachten Frau!

Der König: Sie wechselt ihr Geschlecht, sooft Ihr's genehm ist: Jetzt also ist Sie wieder Frau, weil es Ihr in den Kram paßt. Einer Frau die Wahrheit zu befehlen, könnte unfair sein – da hätte Sie recht. Doch ich habe einen jungen Offizier vor mir.

Ilsebill: Was der junge Offizier zu sagen hätte, Majestät, hängt nicht mit seinem Beruf zusammen. Außerhalb des Berufes könnte er als Frau empfinden.

Der König: Sie strapaziert ihr Köpfchen – das beweist, daß etwas dahintersteht. Ob der Keith bleibt oder geht, hat Sie zu bestimmen. Den weiblichen Fahnenjunker könnte ich ihm verzeihen, vielleicht – den renitenten Fahnenjunker nicht. Antworte Sie also! Was hält Sie hier?

Ilsebill *mit sich kämpfend:* Mich – hält hier – der König Friedrich.

Der König: Das will verstanden sein?

Ilsebill: Daß ich auch in der Hölle oder in einem katholischen Nonnenkloster bliebe, wenn mir dort der Anblick und die Stimme König Friedrichs gewährt wäre...

Der König: Sie begreift wohl nicht, wie wenig mir das schmeichelt, was sie sagt?

Ilsebill: Ich bin mir bewußt, daß Majestät die Bewunderung Besserer besitzen.

Der König: Wenn es solche gibt, so schätzen sie als Männer den Mann. Die Frau aber, die dem König ihre Achtung widmet, sagt ihm, daß er des Königs Mantel bedarf, um ihr das zu werden, was ein anderer ohne diesen Schmuck zu sein vermag.

Ilsebill: Nur der allerbeste Mann kann ein wahrhafter König sein.

Der König: Wäre ich höflich, so müßte ich zur Revanche bemerken, daß es nicht die allerschlechteste Frau ist, die das erkennt.

Ilsebill: Majestät, lassen Sie mich bei der Armee. Ich werde ebenso mutig sein wie jeder Soldat!

Der König: Komisches Frauenzimmer! Heißt es Mut, am ganzen Leibe zittern? Tut das ein ahnenstolzer Hohenau? Aber es paßt Ihr, Sie ist schön, Frauenzimmer, Fahnenjunker Ilsebill. *Schritte vor der Tür.* Der Keith kommt. Die Affaire bleibt vorläufig unter uns. Mag keinen Eclat. Auch der Marschall erfährt nicht, daß ich informiert bin.

Keith tritt ein, bleibt stramm bei der Türe stehen.

Der König: Guten Morgen, Marschall!

Keith: Guten Morgen, Euer Majestät!

Der König: Sie waren rekognoszieren? Was besagen die Meldungen?

Keith: Vier Feuersbrünste sind in der Stadt zu sehen. Auf der Kleinseite...

Der König: Ich weiß, habe sie bemerkt... Und was ist's mit den Glocken?

Keith: Sie läuten wieder, wie vorgestern morgens, melden die vorgeschobenen Patrouillen. Aber es klingt auch heute wieder nicht wie Sturmglocken, sondern wie ein Ruf zum Gottesdienst... Zu einem Begräbnis wahrscheinlich... Vielleicht ist vorgestern einer der Prinzen gestorben und wird heute beerdigt... Oder ein General...

Der König: Und wären es hundert, sie würden meinen armen Schwerin nicht aufwiegen! *Nach einer Pause:* Was haben Sie verfügt, Marschall?

Keith: Die Artillerie bekam Weisung, die Brandstellen unter Feuer zu nehmen, um die Löschungsarbeiten zu erschweren.

Der König: Wird nichts helfen, es sind kleine Brände, und Prag ist eine steinerne Stadt. Nichts regt sich unter ihren hundert Türmen, was auf Übergabe deuten würde. Ich war heute selbst auf dem Weißen Berg, zu rekognoszieren; keine Bewegung ist dort unten zu bemerken. Und Daun ralliiert sich immer mehr bei Kolin. Gestern bekam er wieder zwei ober-

österreichische Regimenter. Innerhalb fünf, sechs Tagen wird es zur Schlacht kommen. Wie soll ich die Schlacht gewinnen, wenn ich die Belagerungsarmee von Prag nicht frei habe...? *Er geht mit geballten Fäusten auf und ab.* Es ist furchtbar, furchtbar. Ganz Europa wird jubeln, wenn ich am Boden liege. Mitsamt meinen Bundesgenossen... *Plötzlich:* Marschall, lassen Sie den hannoverschen Attaché bewachen.

Keith *erstaunt:* Den hannoverschen Attaché?

Der König: Der Kerl schleicht immerfort hinter mir her... Heute früh unterhielt er sich wieder mit einem Wachtmeister meiner Leibkürassiere; als ich vorüberkam, war er erschrokken. Möcht wissen, ob der Kerl vielleicht Geheimberichte über mich nach England schickt!

Keith: Majestät, das halte ich für ausgeschlossen.

Der König: Hm, es wäre auch eine verrückte Idee! Wenn ich keinen Anlaß zu Mißtrauen gegen meinen britischen Bundesgenossen habe – England kann keineswegs einen Anlaß zu Mißtrauen gegen mich haben. Ich wehre mich ja meiner Haut. Dieser hannoversche Attaché ist mir aber so antipathisch...

Keith: Aber Geheimberichte schickt er doch wohl kaum fort.

Der König: Ja, Sie haben recht, Marschall. Unterlassen Sie also noch die Bewachung. Nur weil ein Mensch antipathisch ist...? Mir ist heute die ganze Welt antipathisch...

Keith: Euer Majestät sind mißgelaunt heute.

Der König: Mißgelaunt, ja, vraiment, mißgelaunt. Liebe es nicht, wenn's die Weltgeschichte so macht wie mein Racine. Liebe es nicht, wenn die Weltgeschichte die griechischen Tragiker kopiert. Die Historie soll nicht die Einheit des Schauplatzes wahren. Sie hat Kulissen genug, warum holt sie also die alten hervor! Man fühlt sich dann nicht frei, ist an seine Rolle gebunden. Bin immer mißgelaunt, wenn ich hierher rekognoszieren komme. Sagt ich es nicht schon vor einem Monat: dieser Weiße Berg bringt uns protestantischen Friedrichen keine Fortune. Hier reussieren die Österreichischen.

Keith: Wie können Euer Majestät das sagen! Vor einem Monat haben Euer Majestät hier den größten Sieg der Weltgeschichte erfochten. Und den überraschendsten. Gerade über die Österreicher.

Der König: Einen Sieg? Wo sehen Sie seine Frucht? Eine

Bataille habe ich gewonnen und nicht mehr. Nicht einmal die Stadt wurde genommen, nicht einmal heute, nach fünf Wochen! Bien, Europa fuhr der Schreck in die Glieder, aber jetzt hat es wieder seine Contenance gewonnen. Die Koliner Armee – sie wird mich nicht mehr unterschätzen. In zehn Tagen können wir eine zweite Schlacht bei Prag haben. Und ich bin voll von Sorgen...

Keith: Gewiß, Majestät, der Krieg ist nicht am Ende, der kann auch noch einmal so lange dauern, als er schon gedauert hat. Noch einmal sieben Monate...

Der König: ...oder sieben Jahre...!

Keith *devot lächelnd:* Nun, wenn auch nicht sieben Jahre, so doch noch einmal sieben Monate und noch mehr. Aber hätten Euer Majestät vor Monatsfrist dort drüben die Farm Stierbohol verloren, dann wäre Ihr „siebenjähriger Krieg" schon zu Ende, Majestät.

Der König: C'est possible. Mais une victoire? Ce n'était pas une victoire. Die Österreicher, ja, die hatten hier eine, vor hundertdreißig Jahren! Schauen Sie hinunter, Keith, in dieses Prag, das sie sich unterworfen haben, es gedemütigt, bestialisch bestraft. Sehen Sie irgendein Mouvement? Und doch würde jetzt jede Revolte Rache bringen. So, Marschall, so haben damals die Kaiserlichen gesiegt. In einer Stunde über Länder und Jahrhunderte zu entscheiden – das war eine Victoire. Aber die meinige?

Keith: Majestät sollten nicht selbst auf den Weißen Berg gehen, zu rekognoszieren.

Der König: Wissen Sie, daß da oben Descartes einen Granatsplitter abbekam? Ein Splitterchen in die Wange? Ich muß immer daran denken: wie sähe heute die Philosophie aus, wenn die Bombe diesen österreichischen Gemeinen getötet hätte! Descartes – eine Leiche, vor seiner philosophischen Zeit! Epouvantabler Gedanke! Non cogito ergo non sum! Bei den Göttern, ich liebe keine Schäferspiele – aber wissen, daß drüben beim Karl ein Descartes dient – mich würde bei jeder Kartätsche, die ich jetzt nach Prag schicke, der Cartesianische Zweifel packen. Vielleicht ließe ich dann überhaupt nicht schießen, auch wenn solches dahier dem feurigen Fahnenjunker contre coeur ginge.

Ilsebill: Majestät, Majestät! Müssen acht geben, daß die

Pompadour solche Ansichten nicht erfährt! Sonst macht sie ihren Voltaire zum Generaltruppeninspektor der eilenden Reichsexekutionsarmee...

Der König *kichert:* Mein alter schlauer Voltaire – ein Soldat, délicieux! Akzeptieren würde er den Generalsrang gleich, denn eitel ist er wie keiner, mein alter Christmoque. Haha, wenn er Marschall in Prag wäre, weiß Gott, dann schickte ich wohl täglich die doppelte Ration von Bomben über die Moldau, damit er besser über seinen Eudämonismus meditieren könnte. *Ernst werdend:* Aber es ist Sacrilegium, ihn mit Descartes zu vergleichen! In einer geometrischen Formel von Descartes steckt mehr Weltweisheit als im neunzigbändigen OEuvre Voltaires. Nein, nein – ich kann leider ruhig schießen lassen – unserer Zeit lebt kein Descartes, unserer Generation ist kein Unsterblicher vergönnt...

Ilsebill *warm:* Oh, Majestät, uns lebt ein Unsterblicher! *Sie weist auf den König, der ihr den Rücken gekehrt hat und diese Geste nicht bemerkt.* Uns lebt ein Unsterblicher, der Philosophie und Tat vereinigt.

Der König: Nein, Junker, den gibt es jetzt nicht!

Ilsebill *wie oben:* Majestät, es gibt einen, dessen Geist man ohne Haß bewundert und dessen Taten ganz Deutschland liebt, von dem man sich Wundersagen erzählt.

Der Adjutant du jour ist eingetreten und stehengeblieben. Der König beachtet ihn nicht.

Der König *auf und ab gehend:* Ein Mann, dessen Geist man ohne Haß bewundert und dessen Taten ganz Deutschland liebt? Von dem man sich Wundersagen erzählt? *In der Nähe des Adjutanten stehenbleibend:* Wer soll das sein?

Der Adjutant *sich befragt glaubend, meldet:* Der Strafgefangene Käsebier.

Der König, Keith und Ilsebill lachen. Auf einen Wink des Königs öffnet der Adjutant die Türe, drei Grenadiere mit aufgepflanzten Bajonetten führen Käsebier herein. Er ist klein, kurzgeschnittenes rötliches Haar, schlecht rasiert, Zwillichkleider, die Hände vorne gefesselt, an der Kette hängt eine Eisenkugel.

Der König *zum Adjutanten:* Abtreten. *Adjutant und Grenadiere ab. Zu Käsebier:* Er war die ganze Reise so gefesselt?

Käsebier: Nein, Euer Majestät. Erst vor einer Stunde beim Betreten des Lagers hat mir der Lieutenant die Ketten wieder angelegt.

Der König: Es ist nicht nobel von ihm, diese Nachsicht zu verraten!

Käsebier: Majestät, ein Lieutenant, der glauben könnte, ein Mann von Witz werde flüchten, wenn er zum großen Friedrich geführt wird – ein solcher Lieutenant wäre nicht würdig, in den Diensten des großen Friedrich zu stehen.

Der König: Nun, ein Mann von Witz scheint er vraiment zu sein. *Er gibt Ilsebill den Schlüssel und weist ihr durch Geste an, die Handfesseln Käsebiers aufzusperren.*

Käsebier: Sonst hätten mich Euer Majestät nicht zu sich berufen. *Leise zu Ilsebill, die mit dem Öffnen des Schlosses beschäftigt ist:* Bei wem sind Sie Adjutant, Madame, beim Herrn Marschall oder bei Seiner Majestät?

Ilsebill *erschrocken:* Wie kommt er darauf, zu mir „Madame" zu sagen?

Käsebier: Sollte ich das nicht erkennen, so müßte ich ein schlechter Dieb und – was schlimmer wäre! – ein schlechter Frauenkenner sein.

Ilsebill *verwirrt, aufstampfend:* Es ist nicht wahr.

Der König *aufmerksam geworden, hinzutretend:* Was ist nicht wahr?

Ilsebill *schweigt.*

Der König: Was ist nicht wahr, will ich wissen.

Käsebier *auf Ilsebill deutend:* Die Wahrheit, Majestät.

Der König *stirnrunzelnd:* Das hat Er gleich erkannt?

Käsebier: Beim ersten Blick, Majestät.

Der König *zu sich:* Ich hatte sieben Monate dazu gebraucht. *Zu Käsebier:* Sein Scharfblick ist groß.

Käsebier: Hätten mich sonst Euer Majestät zu so wichtiger Aufgabe ausersehen?

Der König: Zu so wichtiger Aufgabe? Weiß Er denn, was ich von ihm will?

Käsebier: Ich denke es mir, Majestät.

Der König: Nun?

Käsebier: Ich denke, ich soll mich nach Prag einschleichen, auskundschaften, wo Prinz Karl wohnt, wo Prinz Xaver wohnt, wo Marschall Browne wohnt, wo das Generalquar-

tier, die Munitionslager sind, die Fouragemagazine, wieviel etwa darin ist...

Der König *nickt:* Bien.

Käsebier: ...wo die Batterien aufgestellt sind, wo die Truppen untergebracht sind, ob sich etwas zu einem Ausfall rührt und in welcher Richtung, ob sich eine Übergabe vorbereitet...

Der König *lebhaft:* Bien, bien!

Käsebier: ...ob ein Tor oder eine schwache Stelle in den Bastionen zum Einfall nach Prag geeignet wäre...

Der König: Nein, brauche ich nicht!

Käsebier: Aber wenn ein Platz ganz vernachlässigt wäre, oder ein Wachtposten für unsere Sache gewonnen werden könnte?

Der König: Widerspreche Er nicht! Ich will nur wissen, ob sich binnen fünf Tagen eine Übergabe der Stadt vorbereitet oder ein Ausfall. Wenn ich's durch Beschießung importanter Punkte erreichen kann – um so besser! Die Bewachungsverhältnisse der Stadt interessieren mich nicht. Die Hauptsache ist, daß ich binnen drei oder vier Tagen Informations von Ihm habe. Wird Ihm das gelingen?

Käsebier *hat bei dem Satz „Die Bewachungsverhältnisse interessieren mich nicht" erstaunt aufgehorcht:* Ach so, die Entsatzarmee ist schon so nahe!

Der König, Keith, Ilsebill: Gebärde des Schreckens.

Keith *zu Käsebier, nach dem richtigen Ausdruck suchend:* Die Entsatzarmee – was fällt Ihm ein –, es gibt überhaupt keine Entsatzarmee.

Käsebier *lächelt. Mit ironischer Geste:* Wie Herr Marschall befehlen.

Der König: Ich habe Ihn etwas gefragt! Wird es Ihm gelingen, mir binnen vier Tagen die Informations zu bringen?

Käsebier: Gestatten Majestät submissest eine Frage: Werden Euer Majestät die nächste Schlacht gewinnen?

Der König: Vergleicht Er einen Kundschaftsgang mit einer Bataille?

Käsebier: Eigentlich nicht. Eine Schlacht könnten Euer Majestät auch durch fremde Schuld verlieren. Ungeschicklichkeit einer Patrouille, Feigheit einer Abteilung, Voreiligkeit eines Unterkommandanten, Unbill der Witterung...

Der König: Er will mir schmeicheln?

Käsebier *überlegen lächelnd:* Nun, wenn Euer Majestät das so auffassen...

Der König: Ach so, jetzt verstehe ich – Er will sagen, auch meine Erfolge sind nicht die meinigen.

Käsebier: Nicht bloß die Ihrigen – halten zu Gnaden, Euer Majestät.

Der König: Wogegen seine Erfolge bloß seine eigenen sind?

Käsebier: Ich bin der neunte Sohn eines armen Schneiders in Halle.

Der König: Und Er glaubt, es weit gebracht zu haben?

Käsebier: Das Volk Deutschlands nennt den Namen Andreas Christian Käsebier ohne Haß und mit Bewunderung. Man erzählt Wundersagen von mir. Ich gelte als Mann, der Philosophie und Tat vereinigt. Das Appellationstribunal von Magdeburg hat mich zum Tode durch das Rad verurteilt. Der große Friedrich hat mich zu lebenslänglichem Kerker begnadigt und beruft mich zu sich, da er meiner bedarf. Das ist mehr, als je der neunte Sohn eines armen Schneiders erreicht hat.

Der König *langsam, boshaft:* Ich habe Ihn nicht deshalb unter den Dieben Deutschlands ausgesucht, weil Er mir als besonders geschickt bekannt ist, sondern nur deshalb, weil ich weiß, daß Er die Stadt da unten kennt. Er hat ja in Prag wegen Diebstählen Staupenschläge und Pranger ausgestanden, nicht wahr?

Käsebier: Ich hätte nie gehofft, daß der große König von Preußen aus meinen Diebstählen Nutzen ziehen würde. Das ist mehr, als je ein Dieb Deutschlands erreicht hat.

Der König: Sein Ruhm ist sehr beschränkt.

Käsebier: Euer Majestät, wenn ich als Kronprinz geboren wäre, so würde man mich auch in der neuen Welt kennen. Von höherem Sprungbrett springt man höher – wenn man springen kann.

Der König: So meine ich's nicht. Ich glaube, daß ein Ruhm beschränkt ist, der mit unserem Körper ins Grab sinkt.

Käsebier: Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch ich einmal meinen Homer finde. Vielleicht läßt noch nach zwei Jahrhunderten ein Autor den Dialog drucken, den der große Hohenzoller und der große Käsebier miteinander heute führen.

Der König: Davon wird sich nichts in den Akten finden!
Käsebier: Man hat mich durch das Lager führen gesehen, und sicherlich ist bereits ein Geheimbericht von dieser Audienz an den englischen Hof abgegangen...
Der König *aufbrausend:* Wie kommt Er darauf?
Käsebier: Meinem beschränkten Untertanenverstand erscheint es ganz selbstverständlich, daß Britannien seinen großen Bundesgenossen bespitzelt...
Der König: Ein Friedrich der Zweite wird nicht bespitzelt!
Käsebier: Majestät, ich weiß aus Erfahrung, daß es gerade die Größten ihrer Zeit sind, die bespitzelt werden. Und so wird auch mein Besuch in den Akten stehen, und ein findiger Komödienschreiber kann diese Tatsache nach zwei Jahrhunderten ausfindig machen...
Der König: Aber niemand kann wissen, was wir hier gesprochen haben – niemand schreibt ja ein Protokoll über unsere Unterredung.
Käsebier: Ein Mann von Talenten wird es sich denken und ziemlich getreu wiedergeben können, was der große König seiner Zeit mit dem größten Dieb seiner Zeit im Lager von Prag sprechen konnte.
Der König: Er ist selbstbewußt, Käsebier. Was hat Er denn Großes getan?
Käsebier *bemerkend, daß Ilsebill ihn groß und erregt anschaut:* Ich war wegen sechshundert Diebstählen angeklagt.
Der König: Er rühmt sich dessen wie ein anderer eroberter Festungen...
Käsebier *mit Blick auf Ilsebill:* ...oder eroberter Frauen. Und mit ebensoviel Recht oder Unrecht.

Ilsebill wendet sich, gespielt ärgerlich, ab.

Der König: Mag sein. Was war sein geschicktestes Gaunerstück? Will sehen, ob seine Impertinenz Berechtigung hat. *Setzt sich:* Erzähle Er mir's!
Käsebier: Majestät, ich bin kein Schauspieler, der Monologe memoriert hat und sie auf Wunsch deklamieren kann. Bin kein Fabeldichter, der seine Verse aufsagt, wenn man sie von ihm verlangt.
Der König *ironisch:* Er will sagen, daß Er ein Mann der Tat ist und nicht des Wortes?

Käsebier: Nein, Majestät. Ich kann auch vortrefflich erzählen. Aber im Freundeskreis, in froher Gesellschaft, bei einem Glas Wein, wenn sich dann eine Situation ergibt, eine passende Anekdote, eine Reminiszenz. Aber, halten zu Gnaden, Euer Majestät, so auf Kommando kann ich nichts Zusammenhängendes vorbringen.

Der König: Er meint also, ich müßte Ihn zum Souper bei mir einladen?

Käsebier: Spotten Euer Majestät nicht! Wenn ich wiederkehre, kann es leicht sein, daß Majestät mich bei der Hoftafel an Ihrer Seite sitzen lassen!

Der König: Aber, Käsebier, was würde sein Komödienschreiber nach zweihundert Jahren dazu sagen, daß ich in Gesellschaft eines Kriminalverbrechers gespeist habe?

Käsebier: Er würde sagen, daß es im Kriege eben als Verdienst gilt, Kriminalverbrecher zu sein. Wenn jemand den Feind tötet, so ist er eben kein Mörder, sondern ein Mordskerl. Wenn jemand in feindliche Städte einbricht, so ist das kein Einbruchsdiebstahl, sondern ein siegreicher Einbruch. Und wenn da unten in Prag plötzlich das kaiserliche Hauptquartier in Flammen stehen wird, so werden Euer Majestät schwerlich sagen, daß der Käsebier ein Brandstifter ist, sondern: ein Feuerkopf. Und da Euer Majestät sich nicht danach richten, was ein Autor nach zweihundert Jahren zu Ihren Taten sagen will, so werde ich bei Euer Majestät Hoftafel neben Euer Majestät sitzen und Euer Majestät lustige Kapitel aus dem Kriminalroman „Leben und Taten des Andreas Christian Käsebier“ erzählen.

Der König *unwillig:* Er schwätzt zuviel. Ich unterlasse es, Ihn zu meiner Tafel zuzuziehen, nicht darum, weil ich fürchte, jemand könnte darüber seine Glossen machen, sondern weil es mir nicht paßt. Er wird auch mit anderer Récompense zufrieden sein. Er wird begnadigt werden und Geld bekommen. Ist Er's zufrieden?

Käsebier schweigt. Der König geht zum Ausgang.

Keith *leise zum König:* Majestät haben ihn nicht für sich gewonnen.

Der König: Mag sein. Liebe es nicht, wenn in meinem Land die Diebe klüger sein wollen als der König.

Keith: Man sollte ihn nicht über meine Vorpostenkette hinauslassen. Er weiß manches und könnte uns verraten.

Der König: Er weiß nichts, was er beweisen könnte. Am allerwenigsten würde man ihm in Prag glauben, wo er als Verbrecher bekannt ist. *Zu Ilsebill:* Man bringe den Strafgefangenen Käsebier vor die Vorpostenlinie beim Reichstor. *Er setzt den Dreispitz auf.* Adieu, meine Herren!

Keith und Ilsebill *nehmen Achtungstellung an, während Käsebier mürrisch stehenbleibt:* Adieu, Majestät.

Der König geht ab; Gesprächspause.

Keith *zu Ilsebill:* Fahnenjunker, verschaffe Er ihm andere Kleidung. Die Wegzehrung kann reichlich bemessen sein, sehr reichlich sogar. *Leise:* Versuche es, ihm Ambition für seine Aufgabe zu machen. *Laut:* Und dann veranlasse Er seine Eskortierung zum Vorpostenkommando römisch zwei. Quittung und Gegenschein, lautend auf einen Zivilisten, sind dem Begleitmanne mitzugeben. *Ab mit knappem Gruß.*

Ilsebill *geht zum Schreibtisch und setzt sich, Käsebier den Rücken zukehrend, nieder:* Was für Kleider will Er haben?

Käsebier: Nur irgendeinen Zivilrock und eine Hose – pardon, ein Beinkleid.

Ilsebill: Will Er vorher noch menagieren?

Käsebier: Danke, ich habe bereits gegessen.

Ilsebill: Wieviel will Er als Wegzehrung?

Käsebier: Ich brauche keine.

Ilsebill: Er geht wohl nicht sehr gerne an seine Aufgabe?

Käsebier: Ich hatte mich während der ganzen Fahrt darauf gefreut. Ich muß gestehen, daß mein Eifer jetzt sehr herabgemindert ist. Die Unterredung war nicht dazu angetan...

Ilsebill: Das war sein Fehler.

Käsebier: Ich darf Fehler machen, ich bin ein Privatmann. Sehen Sie, Madame...

Ilsebill *unwillig:* Sag Er zu mir nicht „Madame“!

Käsebier: Pardon, Herr Fahnenjunker! Sehen Sie, Herr Fahnenjunker, wenn der König in Sanssouci die Flöte spielt, duldet er keine Zuhörer. Aber heute hat er ein Kriegsgeschäft vor Zeugen abgewickelt, er hat sozusagen konzertregieren wollen, weil eine schöne Dame anwesend war.

Ilsebill *sich umwendend:* Meinetwegen...? Er glaubt, daß der König...?

Käsebier: Ich glaube, daß der König erst heute erkannt hat, daß Herr Fahnenjunker eine Dame ist...

Ilsebill: Ja, und...?

Käsebier: ...und daß er deshalb den Herrn Fahnenjunker mitsamt dem Marschall nicht aus dem Zimmer lassen wollte, als er mit dem schlauen Dieb zu verhandeln hatte. Er wollte sich in seiner Überlegenheit zeigen...

Ilsebill: Und warum hat Er dem König diesen Triumph nicht gegönnt?

Käsebier *nach einer kurzen Pause:* Aus dem gleichen Grund.

Ilsebill: Ich verstehe nicht...

Käsebier: Verzeihen Sie, Madame – Herr Fahnenjunker, ich bin seit acht Jahren in Stettin gefangen, und das schlimmste daran ist, daß ich den Anblick von Frauen entbehren muß. Und nun werde ich hierhergebracht, vor den größten König und – die schönste Frau. Vor dem König hätte ich bescheiden sein, hätte ich mich sogar dumm stellen können. Vor einer Frau könnte ich das niemals, Herr Fahnenjunker. Und meine Schlagfertigkeit mußte bis zur Frechheit, meine Klugheit bis zur Dummheit gehen, da ich vor der schönsten Frau stand, die ich jemals gesehen, Herr Fahnenjunker.

Ilsebill *kokett:* Er ist seit acht Jahren in Stettin gefangen, und das schlimmste daran ist, daß man den Anblick von Frauen entbehren muß. Die erste, die man dann sieht, ist dann die schönste.

Käsebier: Ich bin vorher auf meinen Fahrten durch ganz Europa gekommen, und bin zur Nacht in vielen Schlafzimmern schöner und vornehmer Frauen zu Gast gewesen – wenn sie auch zumeist nichts davon wußten. Prinzessinnen haben sich vor mir entkleidet und die Mätresse eines regierenden Herrn, reife Frauen und junge Mädchen. Es gab solche, die sich breit vor den Spiegel stellten, sich an ihrer nackten Schönheit zu weiden – und sie waren weich und häßlich. Es gab solche, die sich vor sich selbst schämten und geduckt in einem Winkel aus ihrem Hemd schlüpften – und sie waren hart und schön. So schön, daß ich ihnen ihren Schmuck schenkte, der, meinem Griff erreichbar, auf dem Tisch lag, und mit leeren Händen aus dem Fenster stieg. Und den Frauen,

die ich persönlich kennenlernte auf meinen Fahrten, schenkte ich Gold und Diamanten, wie sie kein König schenkt. So viele waren es, daß mir kein Kleid mehr einen Reiz vorspielt, kein Kleid mehr einen Reiz verbirgt. Und als ich jung und doch für immer auf die Festung kam, da dachte ich mir, es müsse wohl so sein, denn ich hatte alles genossen, was zu genießen ich mir gewünscht hatte... Und heute muß ich Sie sehen, Herr Fahnenjunker, die schönste Frau...

Ilsebill *ist aufgestanden und reicht ihm die Hand, die Käsebier heiß küßt:* Er versteht es, schön zu sprechen...

Käsebier: Die schönste Frau... Zum ersten Male schaudert es mir, wieder hinter die Zuchthausmauern zurückzukehren, wenn draußen eine so schöne Frau lebt...

Ilsebill: So versöhne Er den König, bringe Er gute Nachrichten...

Käsebier: Das steht nicht in meiner Macht.

Ilsebill: Ein Mann wie Er! Er sollte sich nicht in die Stadt zu schleichen vermögen und binnen vier Tagen alles auszukundschaften?! Erfahre Er auch, wie es dem Freunde des Königs geht, dem Dichter Ewald von Kleist, der unten gefangen ist – der König liebt ihn über alles. Erfahre Er...

Käsebier: Ach was, nicht darum handelt es sich! Ich vermöchte unten anderes zu tun als Fouragemagazine auszukundschaften und den Krankenbefund eines gefangenen Frühlingsdichters zu erfahren. Aber weshalb? Damit ich nicht nach Stettin zurück muß? Glauben Sie, man würde mich in Prag finden, wenn ich mich verstecken wollte? Wo soll mein Ansporn sein zu Käsebierschen Taten? *Eindringlich:* Seien Sie mein Ansporn!

Ilsebill: Ich – und Sie?

Käsebier: Ich und Sie? Sie sagen das „Ich" stolz und das „Sie" verächtlich. Ich bin ein Dieb, Sie sind eine Edelfrau. Deshalb bestand ich darauf, an der Hoftafel zu sitzen, neben dem König... Ich bin ein Dieb, Sie sind eine Edelfrau. Aber ich bin kein gewöhnlicher Dieb, und Sie sind keine gewöhnliche Edelfrau. Und wenn ich binnen vier Tagen die Entscheidung herbeiführe, und wenn ich an der Hoftafel sitze, neben dem König...

Ilsebill *ungläubig:* ...wenn Er die Entscheidung herbeiführt und an der Hoftafel sitzt neben dem König...

Käsebier: ... dann werden Sie mein sein, Herr Fahnenjunker, in Ihrem Lager ...

Ilsebill *spöttisch:* ... dann werde ich die Ihre sein in meinem Lager.

Käsebier *umfängt sie und will sie küssen:* Und die Wegzehrung?

Ilsebill *entwindet sich ihm:* Er sagte doch, Er brauche keine.

Käsebier stampft unwillig auf.

Vorhang.

II

Spelunke „Zum Fuchs" in der Prager Judenstadt zwischen der Altneusynagoge und dem Spital der Barmherzigen Brüder. Noch immer ist der 12. Juni 1757, aber nachmittags. Hinter dem Wirtstisch hantiert der Schänker mit aufgeschlagenen Ärmeln. Auf einem der Tische rechts hat Pepik Mazany seinen Kopf und Arm hingelümmelt und schläft. Während des ganzen Aktes ist Kanonendonner hörbar. Im Vordergrund steht der alte jüdische Apotheker Jakob (Kisch) in langem Mantel und Dreispitz und unterhält sich mit dem etwas jüngeren Schnorrer Haschile.

Haschile: Dos werd sich nix halten, dos werd sich nix halten.

Jakob *schaut sich um, ob ihm niemand zuhört:* Es seht mies aus. Wenn schon die Herren Offiziers Katzenfleisch essen! In ganz Prag is ka Stückerl Pferdefleisch mehr aufzutreiben. Die halbe Stadt brennt, tausend Leut sterben jeden Tag...

Haschile: Dos werd sich nix halten.

Jakob: Noch e Woch, höchstens. Aber Gott soll hüten, was dann kommen wird! Wenn die Stadt befreit wird, wird's gegen die Juden ausgehen, so wie's immer ist. Wenn aber – *er schaut sich um* – die Preußen hereinkommen, so wird's noch mieser sein. Ich hab's erlebt, vor dreizehn Jahr, wie die Preußen aus Prag abgezogen sind – da ham ihnen die Bürger aus den Fenstern nachgeschossen, andere ham sich auf die Bagagewagen gestürzt und alles zerschlagen, nur damit sie sich lieb Kind machen bei die Österreicher. Dafür möchten sie sich jetzt rächen, die Preußen, wenn sich Prag nicht mehr halten kann...

Haschile: Es werd sich nix halten...

Jakob: Mir kann nix passieren! Und wenn ich zum König Friedrich gehn müßt – ich hab e gute Konnexion zu ihm...

Haschile: Zum König Friedrich?

Jakob *stolz:* Und ob. Mein Sohn, der Abraham, was in Berlin Doktor der Medizin ist – hundert Jahr soll er mir alt werden, mein Awroimele – hat dort e jungen Bocher Latein gelernt,

und der junge Bocher, e gewisser Moische Mendelsohn, is e Gaon geworden, e großer Talmudist und der beste Freund vom König Friedrich...

Haschile: E Jud – e Freind von e König...?

Jakob: Der beste Freund vom König Friedrich und der beste Freund von mei Sohn...

Haschile: Dos werd sich nix halten, dos werd sich nix halten.

Ein kriegsgefangener preußischer Feldwebel namens Frieske ist eingetreten, Arm und Kopf in der Binde. Gleich darauf Käsebier.

Feldwebel Frieske: Nu, Herr Wirt, jiebt's noch was?

Der Schänker *böhmisch-deutsch:* Is sich gar nix mehr da, nix zu trinke, nix zu fresse... Ich halt ich mein Logal nur offen, damit sich meine Gäste nicht auf einen anderen Logal gewöhnen. Ewig wird doch der Elend nicht dauern.

Haschile: Dos werd sich nix halten.

Frieske: Verteufelt unanjenehm... Bin dem Verdursten nahe, hätte für mein Leben jern een Tröppchen Branntwein jenehmicht...

Jakob *auf ihn zutretend, öffnet seinen Mantel, unter dem er eine große viereckige Flasche mit rotflüssigem Inhalt versteckt hält:* E Glaserl Aqua Carminativa aus meiner Apotheke gefällig? Hochprima Tineff mit Lakritz...

Frieske: Danke, nein!

Jakob: Schmeckt wie Schnaps, soll ich eso leben und gesund sein.

Frieske: Kaufe nichts im Schleichhandel, vastehnse? *Er will fortgehen.*

Jakob *wieder zu Haschile zurücktretend, achselzuckend:* Seh der an da: „Ich kauf nix im Schleichhandel."

Haschile: Dos werd sich nix halten.

Käsebier *auf Frieske zutretend:* Verzeihen Sie, Herr Feldwebel...

Frieske: Sie wünschen?

Jakob: Wer is dos? Den hab ich hier noch nie gesehn!

Käsebier: Ich bin Herrn Feldwebel nachgegangen und wollte Sie um eine kleine Auskunft bitten...

Jakob schaut den Haschile an.

Frieske: Ich gebe keine Auskünfte...

Käsebier: Es handelt sich nur um einen alten Bekannten von mir, der in Prag kriegsgefangen sein soll, um Herrn Major Ewald von Kleist...

Frieske: Kenne ich nicht.

Käsebier: Auch als Dichter sehr bekannt...

Frieske: Ich wiederhole: kenne ihn nicht.

Käsebier: Schade, er hätte sich sehr gefreut, von einem alten Bekannten besucht zu werden.

Frieske: Nu, so fragense doch jefälligst den Betreffenden, der Ihnen jesagt hat, daß der Herr Major in Prag jefangen is.

Käsebier: Das hat mir niemand gesagt. Ich habe ihn selbst gesehen, wie er mit anderen preußischen Offizieren in einem Wagen über den Altstädter Ring gefahren wurde. Ich dachte, daß er zufällig im selben Lazarett liegt wie der Herr Feldwebel.

Frieske: Im Spital der Barmherzigen Brüder liegen nur Mannschaftspersonen. Vielleicht fragense mal im Jesuitenkollegium nach, dort liejen die schwerverwundeten Herren Offiziere...

Käsebier: Nun, hoffentlich ist er gar nicht schwer verwundet.

Frieske: Ein preußischer Offizier, der nicht schwer verwundet is, is auch nich kriegsjefangen, vastanden! *Geht nach hinten.*

Haschile: Dos werd sich nix halten...

Jakob *zu Käsebier, die Flasche unter dem Mantel zeigend:* E Glaserl Aqua Carminativa aus meiner Apotheke gefällig? Hochprima Tineff mit Lakritz...

Käsebier: Tineff mit Lakritzen? Danke sehr, ich trinke jetzt nicht.

Jakob: Schmeckt wie Schnaps, soll ich eso leben und gesund sein.

Käsebier: So – na ich hab jetzt keinen Durst. Vielleicht später.

Jakob: Später, später! Später werden Se nix mehr kriegen. Wenn de Leut vom Begräbnis zurückkommen...

Käsebier: Von welchem Begräbnis?

Jakob *macht Haschile durch einen Blick aufmerksam:* Sie wissen nicht, was for e Begräbnis heut ist?

Haschile: Dos werd sich nix halten.

Käsebier: Bedaure, leider weiß ich das nicht.

Jakob *als ob er einen Witz machen wollte:* Sind der Herr vielleicht heute in Prag eingetroffen?

Alle drei lachen, einander beobachtend, ein gezwungenes Lachen, welches Käsebier beginnt und das nach zehn Sekunden alle drei durch eine ernste Miene abrupt abschließen.

Jakob *wieder als „Witz“:* Die österreichischen Wachtposten befördern ja den Fremdenverkehr!

Alle drei lachen wie oben.

Käsebier: Und bei der preußischen Vorpostenkette kann man die Pferde wechseln, wenn man nach Prag will.

Alle drei lachen wie oben.

Jakob: Aber wieso wissen Sie wirklich nicht, was für e Begräbnis heut is?

Käsebier: Ich komme fast gar nicht aus meiner Werkstatt und kümmere mich um nichts. Ich arbeite beim Mechula, beim Goldarbeiter in der Wälschengasse.

Jakob: Hat der viel Gehilfen?

Käsebier: Acht sind wir jetzt.

Jakob: Haben Sie denn nicht gehört, daß seit vorgestern die Glocken läuten? Der Feldmarschall Browne is gestorben, was vor sechs Wochen bei Stierbohol verwundet worden is, und heut is die Beerdigung. So e großen Funus hat Prag bisher noch nix gesehn und wird ihn auch nix mehr sehn. Ich bitt Sie, die Feldmarschälle leben doch in Wien und sterben in Wien...

Haschile: Dos werd sich nix halten...

Käsebier: Also ein großes militärisches Begräbnis?

Jakob: No, was heißt das! Die ganze dienstfreie Armee rückt aus...

Pepik Mazany, *der bisher, den Kopf auf die Tischplatte gelehnt, geschlafen hat, ist aufgewacht, zupft Käsebier beim Rock und fragt ihn tschechisch, wovon die Rede ist:* Wotzo jde?

Käsebier *schaut ihn an, antwortet aber nicht und wendet sich an Jakob:* Könnte man das Begräbnis noch sehen?

Jakob: Nein, jetzt is schon zu spät.

Pepik Mazany *wiederholt ärgerlich, fast drohend seine Frage:* Ptam se, wotzo jde? Wo ten wejschlapp?

Käsebier: Bedaure, ich verstehe nicht tschechisch.

Jakob *schaut den Haschile wieder vielsagend an. Zu Käsebier:*

Ich bitt Sie, wie reden Sie in der Werkstätte mit Ihre Kollegen, wenn Sie nix tschechisch können?

Käsebier: Mein Gott, ich rede überhaupt nicht viel.

Margit *ist eingetreten, ohne Hut über schwarzem Haar. Sie schwingt sich auf den Schanktisch und schaukelt mit den Beinen:* Na, Herr Wirt, noch kein Faß Pilsner Bier eingetroffen? Kein Faßl Melniker Weins? – Ich möcht's heute vertragen. Ich hab mich gequetscht in der Menge...

Pepik Mazany, Jakob und Haschile sind zu ihr getreten.

Der Schänker: Jo, scheene Sachen! Pilsner Bier, Melniker Wein – Dreck hab ich...

Margit: Und du, alter Apotheker, hast du deinen Schnapsbalsam unter dem Mantel?

Jakob: Ob ich hab!

Margit: Und kostet?

Jakob: Acht Silbergroschen das Glas – es ist schon der Rest des Vorrats, Chontile.

Margit: Acht Silbergroschen – uj jegerl, wo soll ich die hernehmen?

Pepik Mazany: No, trink nur ein Stamperl, ich bezahl's schon.

Mazany zahlt, Jakob schenkt ein.

Margit: Ich sag's ja, ich habe die nobelsten Kavaliere von ganz Prag. *Sie streichelt den Kopf Pepik Mazanys und trinkt das Glas aus.* Aaah! Du kannst zahlen, Pepik Mazany, was, du hast ja ärarische Gelder!

Lachen.

Jakob: Wie war das Begräbnis, Chontile?

Margit: Ich bin weggelaufen. So ein Gequetsche. Ganz Prag war auf den Beinen, als ob man jetzt keine anderen Sorgen hätte! Und Soldaten! Husaren und Dragoner und Kanoniere und Kroaten und Magyaren, alle Straßen voll von ihnen, und Musikbanden – da macht man etwas her, wegen eines Toten. Bei Stierbohol und Maleschitz sind im vorigen Monat Zehntausende gefallen und haben nicht so ein Begräbnis gehabt. Aber wenn einer ein General ist...

Jakob macht sie durch Gebärden aufmerksam zu schweigen und deutet auf Käsebier, der sich vorne – ihnen den Rücken zukehrend – an einem Tisch niedergesetzt hat.

Margit *leise:* Wer ist das?

Jakob: Ich waass nicht, Chontile, aber er kommt mir nix koscher vor.

Margit: Werden wir gleich haben. *Sie springt vom Schanktisch und geht auf Käsebier zu, dem sie von hinten auf die Schulter klopft. Jakob, Haschile und Pepik Mazany begeben sich in den Hintergrund der Bühne.* Geh, du, zahl mir einen Schnaps!

Käsebier *wendet sich um, Margit gefällt ihm, aber er sagt:* Ich habe leider kein Geld.

Margit *fährt zurück, wie sie sein Gesicht sieht:* Wer bist du? *Wieder näherkommend, ihn groß anschauend:* Wer bist du? Mit dir habe ich schon einmal geschlafen.

Käsebier *erstaunt:* Davon müßte ich doch etwas wissen.

Margit *langsam, wie für sich:* Die, mit denen ich wirklich geschlafen habe, wissen nie etwas davon...

Käsebier: Na, aber ich müßte dich doch wenigstens kennen.

Margit *wie oben:* Die, mit denen ich wirklich geschlafen habe, kennen mich niemals – Aber ich kenne dich!

Käsebier: Merkwürdig. Und gute Augen hast du!

Margit: Findest du, daß ich gute Augen habe?

Käsebier: Ja. Und ich täusche mich niemals in solchen Dingen. Du glaubst es wohl selbst nicht?

Margit: Meine Augen sind nicht für jeden gleich. Auf die meisten Menschen schauen sie böse.

Käsebier: Und auf mich?

Margit: Du hast es früher herausgefunden, als ich es wußte: meine Augen sind dir gut. Weil ich dich einmal geliebt habe. Siehst du, das weiß ich wieder früher als du.

Käsebier: Nein, davon weiß ich wirklich nichts.

Margit: Sag mir, woher ich dich kennen kann...

Käsebier: Warst du schon einmal irgendwo draußen in der Welt?

Margit: Ich war noch nie von Prag fort. Aber du warst schon einmal in Prag, ich weiß es, ich kenne dich.

Käsebier: O nein, du irrst dich, Mädel.

Margit: Doch, doch! Ich irre mich nicht. Nicht wahr, du warst schon einmal in Prag?

Käsebier: Das ist schon lange, lange her... So lang kannst du nicht zurückdenken, damals mußt du noch ein ganz kleines Kind gewesen sein.

Margit *freudig:* Ja, ja, ganz recht, ich war ein ganz kleines Kind – *sie holt aus ihrem Kopf Erinnerungen hervor und spricht wie im Traum* – ich war ein ganz kleines Kind, und du warst ein ganz großer König, und...

Käsebier *lächelnd:* Aber davon müßt ich doch wenigstens etwas wissen.

Margit *aufstampfend:* Stör mich nicht! *Wieder aus Vergangenem schöpfend:* Ich war ein ganz kleines Kind, und du warst ein ganz großer König, und du saßest auf einem hohen Thron und hattest deine Krone auf dem Haupt und eine schöne Kette um deinen Hals geschlungen, und du throntest inmitten deines Volkes, und dein Volk ging an dir vorüber, aber du hattest keinen freundlichen Blick für sie, du schautest so streng drein, so böse...

Käsebier hört lächelnd, kopfschüttelnd zu.

Margit: ...so böse schautest du drein, aber mir gefiel dein königlicher Blick, und ich schaute dich an, und ich nahm mir vor, mir ihn abends in mein Bettchen zu nehmen und mit dir zu schlafen und mit dir zu träumen. Und so hab ich dich angeschaut, bis mich die Leute wegstießen, und da ging die Sonne auf und warf einen goldenen Strahl auf dein Gesicht – das heißt, sie warf ihn auf eine Heiligenstatue, die auf langer Säule stand, und die warf ihn auf dein Gesicht, aber du schautest böse auf die Mariensäule – *froh aufschreiend:* Mariensäule – jetzt weiß ich auch, wo es war, auf dem Ringplatz in der Altstadt, ja ja...

Käsebier *springt auf und schaut sie erregt an:* Wo...?

Margit: ...und so hast du geschaut, wie du jetzt schaust. Und so habe ich dich in meinen Augen nach Hause getragen und mit dir geschlafen, ohne daß du's wußtest... Nun, hatte ich recht, habe ich dich so gesehen?

Käsebier: Du hast mich so gesehen!

Margit: Und war es nicht so? Warst du nicht der König?

Käsebier: Es war nicht so. Ich war nicht der König.

Margit: Doch! Ich weiß es.

Käsebier: Nein. *Er wendet sich um, ob ihn niemand hört. Leise zu Margit, die sich an ihn schmiegt:* Damals, am Altstädter Ringplatz – damals, als du mich gesehen hast und noch ein Kind warst...

Margit: Ja?

Käsebier: Damals stand ich – auf – dem – – Pranger. *Er schaut sie fast ängstlich an, erwartend, daß sie sich von ihm losreißen werde. Aber sie schmiegt sich fest an ihn.* Verstehst du, mit Schelmenmütze und gefesselt mit einer großen Kette – stand ich auf dem Pranger – verstehst du mich nicht?

Margit: Ja, ja.

Käsebier: Auf dem Schandpfahl stand ich – begreifst du endlich? – gefesselt, als ein Dieb – verstehst du mich nicht?

Margit: Also war es doch so, wie ich sagte! Ich hab dich nie vergessen.

Käsebier: Das Volk verhöhnte mich: „Dieb, Dieb, Dieb!"

Margit: Ich habe dich so lieb. *Sie versteckt ihren Kopf an seiner Brust.*

Käsebier *streichelt zärtlich ihr Haar:* Mein kleines Mädel!

Margit *zärtlich:* Mein großer König.

Käsebier *bitter:* Ein König der Diebe.

Margit: Bist du das geblieben?

Käsebier *achselzuckend:* Ja, das bin ich geblieben.

Margit: Das ist schön.

Käsebier: Das ist nicht schön.

Margit: Warum sprichst du immer solche Dinge? Es ist schön. Ist es mühevoller, ein Zepter zu erben, als es zu stehlen? Dir mußte man eigens den Thron zimmern, auf dem du damals standst – die anderen warten ungeduldig, bis der Vater stirbt und den Platz verläßt. Die Könige der Völker sind meist ungeschickt – wie hättest du König der Diebe werden können, wenn du nur einmal ungeschickt gewesen wärst!

Käsebier: Das hätte ich heute morgen dem König Friedrich sagen sollen!

Margit: Du kommst von König Friedrich?

Käsebier *beißt sich auf die Lippen:* Ich – ich –

Margit: Ich werde dich nicht verraten. Aber es gefällt mir nicht, daß du ein Spion bist.

Käsebier: Du bist Österreicherin...

Margit: Ach was – ich bin nichts. Und freue mich des Lebens. Was geht uns die Kaiserin an und was der König! Was kümmert mich ihr Streit um Schlesien! Deshalb muß die Welt verwüstet werden, und tausend schöne junge Burschen müssen sterben, und tausend Mädchen müssen weinen! Sollen sie das miteinander allein ausmachen, der Herr König und die Frau Kaiserin. *Man hört auf der Straße die Trommeln den Fußmarsch schlagen.* Wir sollen ihnen nicht helfen, es geht uns nichts an.

Käsebier: Hunderttausende ziehen doch mit ins Feld!

Margit: Traurig genug. Sie müssen, man zwingt sie zu etwas, was man ihre Pflicht nennt, aber wer kann dich zwingen, schlau zu sein und verwegen und geschickt? Wer kann einen König zwingen, einem anderen König zu dienen? Wer kann –

Das Trommeln der draußen vorbeiziehenden Infanterie ist stärker geworden und schließlich in die Klänge einer Musikbande übergegangen, die einen österreichischen Militärmarsch, zum Beispiel „Prinz Eugenius" spielt. Sie übertönt den weiteren Verlauf des Gesprächs zwischen Margit und Käsebier. Die Tür öffnet sich, herein treten in Viererreihen etwa zwanzig Stromer mit aufgeschlagenem Rockkragen, die Mütze schief aufgesetzt, einander untergefaßt haltend, die Hände in den Hosentaschen, auch ein paar Dirnen und verwundete Soldaten sind darunter. Sie marschieren – die Fußspitzen ein wenig nach innen gedreht, kurze Schritte machend und mit den Schultern zuckend – im Takte der Musikkapelle am Bühnenrand auf und bleiben hier auf das Kommando eines der ihren „Ganzes Bataillon halt!" stehen. Auf das Kommando „Abtreten!" stieben sie auseinander und setzen sich lachend, sich unterhaltend zu den Tischen, kaufen vom Apotheker Jakob Schnaps; Kartenspiel, Mundharmonika.

Wenzel Strupp *kommt zu Pepik Mazany:* Willst du wissen, was los war?

Pepik Mazany *uninteressiert:* Es ist schon alles gleichgültig.

Wenzel Strupp: Beim Königshof ist eine Kanonenkugel mitten in den aufgestellten Kavalleriezug hineingefahren. Drei Dragoner waren gleich tot und ein Pferd, einige sind verwundet.

Pepik Mazany: Das ist jetzt schon alles gleichgültig.

Wenzel Strupp: Der Prinz Karl ist hinter dem Sarg gegangen. *Ironisch:* Und hat ein sehr trauriges Gesicht gemacht.

Pepik Mazany: Hm, das sind schöne Schwindler, die hohen Herren! Vor sechs Wochen hat er seinem Bruder nach Wien gemeldet, am ganzen Unglück der Prager Schlacht sei niemand anderer schuld als der Feldmarschall Browne. Und nun macht er ein trauriges Gesicht! Überhaupt: das ganze Begräbnis war nur eine Komödie!

Wenzel Strupp: Glaubst du, ich weiß es nicht? Während die Garnison und die Bürger der Totenfeier beiwohnten, haben im Klementinum die Herren vom Oberkommando unauffällig alle Kriegsakten verbrannt und alle Pläne und die Kassen in sichere Verstecke bringen lassen.

Pepik Mazany: Und das Begräbnis ist die Prager Abschiedsvorstellung der österreichischen Armee. Prag kriegen die Österreicher nie mehr wieder.

Wenzel Strupp: Glaubst du, daß es einen Zweck hat, wenn ich noch Äußerungen des Publikums melde?

Pepik Mazany: Unsinn! Du bist verrückt! Um sechs Uhr reitet der Obristlieutenant Laudon als Parlamentär durchs Wyschehrader Tor und bietet die Übergabe der Stadt an. Diesmal bedingungslos... Heute abend ist Prag schon preußisch...

Am Tische rechts haben inzwischen Käsebier und Margit zärtlich miteinander gesprochen.

Margit: Der Käsebier bist du! Haha, ich habe so viel lustige Stücke von dir gehört!

Käsebier: Man hängt mir viele Sachen an.

Margit: Man hängt nur dem Sachen an, dem sie passen.

Käsebier: Aber es ist doch meistens Lüge.

Margit: Die Lüge ist ein Wunsch. Der Wunsch: so sollte die Wahrheit sein. – Und nun begreife ich es erst recht nicht, weshalb du den Spion machst. Du bist der König der Diebe – warum erniedrigst du dich zum Dieb des Königs? Warum dienst du, wenn du herrschen kannst?

Käsebier: Er hat mich aus dem Kerker kommen lassen.

Margit: Und was verspricht er dir?

Käsebier: Die Freiheit.

Margit: Die hast du doch!

Käsebier: Ich habe sie noch nicht.
Margit: So stehle sie, du bist doch ein Dieb!
Käsebier: Das wäre kein Diebstahl, das wäre eine Unterschlagung! Er hat mir sie anvertraut, ich darf sie nicht veruntreuen. Ich bin kein Defraudant, ich bin ein Dieb.
Margit: Das sind Unterschiede aus der Welt des Pfahlbürgers. Ich anerkenne sie nicht.
Käsebier: Schau, wenn mir ein Freund etwas anvertraut oder ein armer Mann, so darf ich...
Margit: Ach was, einen Freund oder einen armen Mann bestiehlst du ja auch nicht! Aber der Preußenkönig ist weder dein Freund noch ein armer Mann, er braucht deine Haft nicht, das weißt du ja alles selbst. Sage mir die Wahrheit: Was hat er dir als Belohnung versprochen?
Käsebier *beißt sich auf die Lippen:* Nichts.
Margit: Du hast auch nichts verlangt?

Käsebier zuckt die Achseln.

Margit: Du hast etwas verlangt, und er hat es dir nicht gewährt?

Käsebier zuckt die Achseln.

Margit: Ist es so?
Käsebier: So ähnlich.
Margit: Siehst du, wie die hohen Herrschaften sind, die Herren und die Damen. Ich kenne sie gut. Und du willst ihnen noch helfen?
Käsebier: Gerade deshalb. Ich will ihnen zeigen, wer Käsebier ist, der Dieb. Ich will die Stadt stehlen und ihnen bringen. Nur damit sie sehen, wer ich bin, was ich kann.
Margit: Ein Mann macht sich nicht groß vor einem Mann. Nur vor Frauen. Ist vielleicht eine Frau oben im Lager?

Käsebier ist überrascht.

Margit: Also so ist es! *Pause.* Du liebst sie?
Käsebier *will Margit anfassen, aber sie weicht zurück:* Nein.
Margit *scharf:* Du liebst sie?
Käsebier: Nein, ich liebe sie nicht.
Margit: So willst du nur großtun vor ihr? Aber du wirst ihr nicht imponieren. Ich kenne die hohen Herrschaften! Wenn sie nicht vorher Achtung vor dir haben – wenn du einmal

etwas für sie getan hast, so haben sie erst recht keine Achtung vor dir. Wie macht es denn ein feiner Herr mit den Mädchen? Hat sich eine für ihn geopfert, so läßt er sie hinauswerfen. Ich weiß das. Und du glaubst, daß die Frauen anders sind? Die Frauen da oben?

Käsebier: Du weißt ja nicht, um was es sich handelt.

Margit: Hat sie sich dir versprochen, nicht? Eine Nacht als Tagelohn. „Trage Er nur für mich seine Haut zu Markte, Er darf dafür die meine streicheln – wenn Er nicht vorher krepiert ist."

Käsebier: Aber Kind, die Frau will doch nicht, daß ich ihretwegen meine Haut zu Markte trage. Was hat sie denn davon?

Margit: Weiß ich's denn? Vielleicht liebt sie den König und hofft, er werde im Bett gnädiger zu ihr sein, wenn er die Stadt erobert hat. Oder ist ein anderer ihr Geliebter und kriegt für ihre Tat einen Orden. Oder macht sie sich wichtig und kommt sich groß vor, indem sie „sich opfert". Einem Verbrecher hingibt, einem Dieb! Was hat sie im Feldlager zu suchen? Reizt es sie zu sehen, wie Männer sterben? Ist es nicht genug, daß alle Burschen morden gehen müssen und sich ermorden lassen, was drängen sich noch Frauen dazu? Eine Frau soll Kinder warten oder mit Männern schlafen –

Der Schwarze Ritter kommt herein. Zwei Trainsoldaten halten ihn untergefaßt und schleppen ihn nach vorne; Gassenbuben und anderes Volk laufen ihm lachend und gröhlend nach. Er trägt eine schwere schwarze Eisenrüstung, hohen Helmbusch, spricht ordinärstes Wienerisch und hat ein blondes aufgezwirbeltes Schnurrbärtchen unter roter Nase – was man allerdings erst sieht, als ihn die beiden Trainsoldaten auf einen Stuhl gesetzt und mühselig das Visier geöffnet haben.

Der Schwarze Ritter: Scheißt der Hund drauf, auf dös Glumpert, dös ölendige. An Durscht hab i, zum Teufel. *Jemand reicht ihm ein Wasserglas an die Lippen, der Schwarze Ritter macht einen Schluck, speit ihn aber gleich wieder aus.* Dös is ja Wasser – gehst weg mit dem Gsöff. *Er schlägt dem „jemand" das Glas aus der Hand.* Wasser wir i trinken auf meine olten Täg, Prager Wasser noch dazu, aan Tyfus holen, net – – – Kruzifix nomal! *Zum Schänker:* Du Wirtshaus, aan Schnaps will i hom, sunsten hau i alles zsam – i bin Eisen.

Der Schänker: Ich hab ich gar nix mehr, kaan Schnaps nicht, kaan Kaffe nicht!

Der Schwarze Ritter *zu Jakob:* Also gieß du mir a Stamperl ein, olter jüdischer Giftmischer umanand.

Jakob: Bedaure, kann leider mit nix mehr dienen. Die Flasch ist leer.

Der Schwarze Ritter: Schön schaun m'r aus, meiner Söl und Gott! Kaan Fleisch net, ka Brot aa net mehr und kaan Rauchtabak, und jetzern kaan Schnaps a net mehr!

Frieske: Sajense mal, Herr Kamrad, was bedeutet denn eigentlich dieser mittelalterliche Aufzug?

Der Schwarze Ritter: Dös bedeutet, daß i a Mordstrumm von a Viech bin, a Viech mit Haxen, verstehns dös jetzn?

Frieske: Bedaure, noch immer nich im Bilde zu sein.

Der Schwarze Ritter: Alsdern, wann nämli a Generalsleich is –

Frieske: Sie meinen wohl die Beerdijung eines Herrn Jenerals?

Der Schwarze Ritter: Dös is a Sprachn! Alsdern heißens mi meinswegen „Beerdijung eines Herrn Jenerals". Alsdern wird der Kondukt – wissen's leicht nöt, was a Kondukt is...?

Frieske: Der Leichenzug, nicht wahr?

Der Schwarze Ritter *bemüht, hochdeutsch zu sprechen:* Alsdern der Leichenzug, was der Kondukt is, wird dann von aan Mann eröffnet, als welcher zu Rosse sitzet und a schwarze Kluft aus Eisen auf dem Leibe traget, wie selbige is, die Sie hier auf meinem Leibe söhen. Selbigen Schwarzen Ritter stellt immer aan Mann von der Traineschkadron vor, als welcher dafür eine Extrafikation von einöm Gulden österreichischer Wöhrung erhalten tut...

Frieske: Verzeihnse mal, das is doch wohl eine dienstliche Anjelejenheit, nich?

Der Schwarze Ritter: Dös glaub i, zum Gspaß macht dös kaaner.

Frieske: Erlaubense mal, ein Soldat kann doch nich für seine Dienstleistung eine besondere Verjütung erhalten?

Der Schwarze Ritter: Sö, seins so gut, 'leicht glauben Sö, i wer für sechs Kreuzer Löhnung bei dera Hitzen in a eiserne Kluft einirutschen und zwaa Stund aufn Pferd obnsitzen und mit'n Kopf nicken? *Zu den Begleitern:* Wie hab ich denn mit'n Kopf genickt, was, tulli? Glaubens, daß dös 'leicht a Gaudi

is? Vorige Wochen, wie die Leich vom Feldmarschalleutnant Clerici war, hat der Koprol Stahlehner den Schwarzen Ritter gmocht, aber vurgestern, wie der Kondukt zsamgstellt wurn is fürn Feldmarschall Browne, hat er sulln wieder dazu bestimmt wern, aber da hat er gsagt: „Dank schön, Herr Rittmeister", hat er gsagt, der Stahlener, „aber i hab schon von aamol gnua. Aan Schwarzen Ritter mach i net mehr, und wann i noch so schwarz bin", hat er gsagt, der Stahlener, no und da hab ich mi halt gmeldet, von wegen dem Gulden...

Frieske: Ja, sajense mal, wird man denn bei Ihnen nich einfach zum Dienste kommandiert?

Der Schwarze Ritter: Freili wird man kummandiert, aber man wird doch noch a Wörtl reden dörfen, als olter Diener, net? Tut mir eh leid, daß i mi meld hob, i hab die ganze Ration Rum für dera Wochn auf aan Zug austrunkn, daß i aa Kroft hob und bin doch ganz matsch von dem Glumpert, dem ölendigen. Was kauf i mir denn von dem Gulden, sogens selbst, is ja eh nix z'haben, nicht amol a Schnaps mehr, is dös a Leben? Kaan Fressen kriegt ma net, ka Saufen kriegt man net...

Haschile: Dos werd sich nix halten...

Der Schwarze Ritter: ... und kaan Rauchen kriegt man aa net. Da soll man do kaan Krieg net führen, wann man nix zum Fressen hot und zum Saufen, dös müssens doch selbst sagen...

Frieske: Verzeihnse, aber ich muß mich diesbezüglich jeder Äußerung enthalten. Gun Tach!

Ab. Die anderen schauen ihm lachend nach.

Der Schwarze Ritter *geht auf Margit zu, die noch immer intensiv mit Käsebier spricht:* Na, Margit? Gefall i dir 'leicht heute, indem daß i aan edler Rittersmann bin?

Margit: Geh fort!

Der Schwarze Ritter: Na, na, mußt nöt glei granti sein, i waaß eh, daßt auf kaan Ritter net fliegst. Dö laßt aan jeden Offizier glatt sterben, unser Oberleutnant hat a scheene Wut auf di, weil du ihn angfahren hast, vor der Kasern, wie er hat anbandeln wolln mit dir... „Die Margit", hat er gsagt, „dös is a Frondeurin", und i waaß nöt, was dös is, aber recht hat er, der Oberleinwand, i sag's ja eh, die Margit, dös is aane,

die kann die reichen Leut net leiden. Und warum kann sös net leiden, weil sö reich sein, und warum sein sö reich, weils aan Göld habn...

Margit: Geh schon fort!

Der Schwarze Ritter: I dräng mi kaanem net auf, i geh ja eh schon. I wollt di ja nur was fragen. Ja, was hab i di denn nur frogen wollen? Jo, richti: Wie gehts dr denn alleweil, Margit?

Margit: Du sollst fortgehn, hab ich dir gesagt.

Der Schwarze Ritter: Ich geh ja eh schon, i dräng mi kaanem net auf. *Zu den andern:* Kann aaner von mir sagen, daß i mi 'leicht aufdrängt hab? – Alsdern bittä! Ich muß schon weggehn, Margit, du entschuldigst mi, daß i schon fortgehn muß, mei Pferd wart draußen, mein Leibroß schnaubet schon vor dem Schlosse, pfüat di Gott, Margit – sie schwärmt halt nöt für uns Ritter, sie kann uns reichen Leut nöt leiden, Pfüat di Gott, Margit, Servas! *Ein Lied gröhlend, geht er mit Zubehör ab.*

Margit *zu Käsebier:* So schöne Hände hast du, wunderbare Hände. Weißt du, ich habe auch eine sehr kleine Hand, das sagt mir jeder, aber ich habe etwas zu dicke Finger.

Käsebier: Du dummes Mädel! *Er küßt ihr die Hände.*

Margit: Bin ich ein dummes Mädel?

Käsebier: Ja, ja, du bist dumm und klug, du bist gut und böse, und ich habe dich lieb. *Er küßt sie; sie ist selig.*

Margit: Wirklich, du hast mich lieb?

Käsebier: Sehr lieb habe ich dich, ich möchte mit dir zusammenbleiben.

Margit: Das wäre schön! *Sie umschlingt ihn.* Gehe nicht mehr fort von mir!

Käsebier: Ja, wir wollen beisammen bleiben.

Margit: Und du wirst nicht mehr hinaufgehen ins Preußenlager?

Käsebier: Das muß ich.

Margit: Siehst du, so lieb hast du mich, so willst du mit mir zusammenbleiben, indem du – *sie weint* – zu dieser Frau hinaufgehst?

Käsebier: Schau, ich muß hinauf, der König hat mir sein Vertrauen geschenkt –

Margit: Er hat dir sein Vertrauen geschenkt? Seit wann

nimmst du Geschenke an? Ich glaube das nicht. Wodurch hat er dir sein Vertrauen geschenkt?

Käsebier: Er hat mich nach Prag gelassen, obwohl er weiß, daß ich ihn verraten könnte.

Margit: Hat er dir etwas anvertraut?

Käsebier: Das eben nicht, aber er weiß, daß ich etwas weiß.

Margit: Nein, er weiß nicht, daß du etwas weißt. Er ahnt nur, daß du etwas ahnst.

Käsebier: Das ist dasselbe. Es wäre ebenso schlimm für ihn, wenn ich meine Ahnung verraten würde. Und doch hat er mich ins Feindeslager gelassen.

Margit: Und du glaubst, er hat es getan, weil er dir vertraut! Nein, sondern weil du schon aus Stettin herbeigeholt worden warst, weil er dich brauchte, und weil er glaubte, daß man dir nicht glauben werde! Weil er dich unterschätzt.

Käsebier: Du meinst...?

Margit: Ja, natürlich ist es so. Er weiß gewiß, daß man dich in Prag als Spitzbuben kennt, daß du hier am Pranger standst...

Käsebier: Ja, das weiß er sehr wohl.

Margit: Siehst du! Du siehst ein, daß ich recht habe.

Käsebier: Du bist so klug, Mädel, – *er umarmt sie* – unverständlich klug.

Margit: Weil ich dich liebhabe. So lieb! Bleib bei mir! Nicht wahr, du gehst nicht mehr hinauf?

Käsebier: Das muß ich. Ich habe es versprochen und mir vorgenommen.

Margit: Wenn es dir aber nicht glückt?

Käsebier: Was ich mir vorgenommen habe, muß mir gelingen. Höre, Margit, binnen vier Tagen muß ich die Stadt abliefern können, und die Ablieferung muß mein Werk sein, und du sollst mich nicht darin hindern, verstehst du. Erst Herrendienst, dann Frauendienst.

Margit: Das ist Frauendienst, dein Dienst für die Frau dort oben, und Herrendienst ist der Dienst für dich. Den setzt du hintan! Obwohl du weißt, daß die dort oben deine Feinde sind. Aber ich werde dich hindern. Vier Tage hast du also nur Zeit für deinen „Herrendienst"? Nun, du wirst vier Tage lang müßig sein oder länger. *Weinend:* Glaubst du, ich lasse jemand so leicht ziehen, den ich liebe?

Käsebier: Was willst du tun?
Margit: Anzeigen werde ich dich, verstehst du?
Käsebier: Dann werde ich gehenkt.

Margit schlägt die Hände vor den Kopf.

Käsebier: Du willst, daß ich gehenkt werde?
Margit: Besser als daß du zu dem Mannweib hinaufgehst! *Weinend:* Besser als wenn du von mir fortgehst. *Sehr rasch und erregt:* Nein, ich lasse dich nicht fort, du wirst ja nicht gehenkt werden, du wirst nur eingesperrt werden, und ich werde dich befreien, ich hole dich aus dem Kerker, aber erst nach vier Tagen – vier Tage lang werde ich deine Zelle bewachen, damit du nicht entfliehst, und dann werde ich dich befreien, vorher darfst du nicht fort. *Sie läuft zum Tisch von Pepik Mazany und zieht diesen zu Käsebier:* Pepik Mazany, komm her, das ist ein preußischer Spion...
Pepik Mazany *verneigt sich sehr respektvoll:* Oh, freut mich außerordentlich, Ihre werte Bekanntschaft zu machen, mein Namen ist Mazany, ich bin bis zum heutigen Tage im Dienste bei der österreichischen Kundschaftsstelle gestanden, das wird Ihnen ja das Fräulein gesagt haben; wenn sie vielleicht ein Wörtchen für mich einlegen könnten, daß ich von heute abends an bei den Preußen angestellt werde...? Ich spreche perfekt böhmisch und deutsch, in Wort und Schrift, bitte...
Margit: Du sollst ihn verhaften, verstehst du?
Pepik Mazany: Ist schon zu spät, mein Kind, das hätte keinen Zweck mehr.
Margit: Wieso zu spät?
Pepik Mazany *zu Käsebier:* Sie wissen es noch nicht? Eine schöne Nachricht, aber leider können Sie sie nicht mehr melden, es ist schon zu spät... Also, um sechs Uhr reitet der österreichische Parlamentär durchs Wyschehrader Tor ins Preußenlager und meldet die Kapitulation der Stadt...
Käsebier: Heute?
Pepik Mazany: In anderhalb Stunden.
Käsebier: Warum? Konnte sich die Stadt nicht mehr halten?
Pepik Mazany: Sie werden ja die Magazine gesehen haben, Herr Kollega. Es ist wirklich nicht mehr viel da. Na ja, so eine Woche, zehn Tage vielleicht, hätte man sich noch halten können – aber wozu denn? Inzwischen werden alle Häuser

zusammengeschossen, und das Elend wird immer größer, und eine Entsatzarmee kommt ja doch nicht.

Käsebier: Es kommt keine Entsatzarmee? Wieso weiß man das?

Pepik Mazany: Na, weil man nichts weiß. Wenn irgendwo eine Entsatzarmee wäre, müßte man doch davon erfahren. Sie würde schon so viele Boten nach Prag zu schicken versuchen, daß doch einer oder der andere durch die preußische Linie hereinrutschen würde. Wir sind ja alle schon spionieren gewesen, aber nirgends die Spur von einer Armee. Heute kam ein Bursch aus Budweis und hat sich in die Stadt geschlängelt. Er wurde vorgeführt und ausgefragt: kein österreichischer Soldat ist in Südböhmen zu sehen. Die Wiener geben einfach die Armee des Prinzen Karl verloren, und die Stadt Prag auch, recht haben sie.

Käsebier: Keine Entsatzarmee...

Margit *froh:* Nun, willst du noch immer die Stadt stehlen, die Entscheidung bringen...?

Käsebier: Ja, jetzt bring ich erst recht die Entscheidung. Jetzt stehle ich die Stadt – dem König. *Zu Pepik Mazany:* Können Sie mich sofort zum Prinzen Karl bringen? Ich habe eine wichtige Meldung.

Pepik Mazany: Nein, das ist schon zu spät.

Käsebier: Es handelt sich um die Entsatzarmee. Sie ist schon in Böhmen. Ganz nahe von Prag. Vier Tagmärsche nur.

Pepik Mazany: Was? Wie? Sie wissen das bestimmt?

Käsebier: Ganz bestimmt.

Pepik Mazany: Man wird es Ihnen nicht glauben, man wird Sie nicht vorlassen... Wieso wissen Sie es?

Käsebier: Ich habe heute früh mit König Friedrich gesprochen.

Pepik Mazany: Das können Sie beweisen?

Käsebier: Ja.

Pepik Mazany: Dann kommen Sie rasch. Werden Sie eine große Belohnung verlangen? Ich möchte auch etwas an dem Geschäft verdienen.

Käsebier: Ich will überhaupt kein Geld. Ich will mir eine Gnade ausbitten.

Pepik Mazany: Das ist gut. Das Geld bekomme also ich. Kommen Sie rasch. Aber auf eines mache ich Sie gleich auf-

merksam: Man wird Sie sicher in Schutzhaft nehmen, in Arrest setzen und so lange festhalten, bis sich die Wahrheit Ihrer Angaben erwiesen hat!

Käsebier: Das schadet nichts.

Margit: Nein, das schadet nichts.

Alle ab.

Der Apotheker Jakob: No, was hab ich gesagt? Er is mir gleich nix koscher vorgekommen, der Goj.

Haschile: No – und?

Jakob: Hast du denn nicht gehört, wie der Mazany gesogt hat: „Man wird Sie in Arrest setzen!"?

Haschile: Dos werd sich nix halten.

Vorhang.

III

Am 20. Juni 1757.

Wieder die Operationskanzlei des Marschalls Keith. Alles in großer Bewegung. Soldaten schleppen Koffer durch den Saal, ein Offizier nimmt die Landkarten von den Wänden und vom Fenster und rollt sie zusammen, draußen hört man den Lärm abfahrender Fuhrwerke, immerfort blitzen Kanonenschüsse auf, und man vernimmt gleich darauf ihren Einschlag. – Keith schaut durch ein Fernrohr in die Stadt hinunter. – Ilsebill verteilt die Befehle an die bei ihrem Tisch aufgestellten Ordonnanzen, die bei Aufruf der Namen „Hier" rufen, den Briefumschlag in Empfang nehmen, salutieren und eilig den Saal verlassen.

Ilsebill: Für Seine Königliche Hoheit den Prinzen Heinrich von Preußen! Für Generalleutnant von Winterfeldt! Für Generalleutnant Graf Schmettau! Für Oberst Tauentzien! Für Oberst von Dieskau! Für die Streifabteilung Major von Seelhorst! An die Batterie des Hauptmanns Hirsekorn! Pionierkompanie Major Lyner! *Setzt sich und schreibt.*

Der König *tritt ein. Er trägt keine Reitpeitsche mehr, sondern einen Krückstock. Seine Uniform ist mit Staub und Straßenkot bedeckt. Man sieht ihm die Aufregungen, die Anstrengungen und den Schmerz der drei letzten Tage an:* Guten Tag, Marschall! Guten Tag, Fahnenjunker! *Er sinkt auf einen Stuhl.*

Ilsebill *aufspringend:* Guten Tag, Euer Majestät!

Keith: Majestät – Sie hier? Ich habe Euer Majestät längst auf der Fahrt nach Leitmeritz vermutet.

Der König: Auf der Flucht, wollen Sie sagen – ja, Keith, es ist viel arriviert in den paar Tagen, da wir einander nicht gesehen haben... Es ist zu Ende mit meinen Hoffnungen.

Keith *ohne Wärme:* Ja, es sieht schlimm aus.

Der König *über die Fühllosigkeit Keiths etwas erstaunt, schaut ihn an:* Hä? Was beliebten Herr Marschall zu bemerken?

Keith: Ich erlaubte mir bloß die allgemeine Bemerkung zu machen, daß die Lage schlimm sei.

Der König *wieder in Apathie zusammengesunken:* „Daß die Lage schlimm sei." Ja, die Lage ist sehr schlimm. So schlimm, daß es für mich das beste wäre, ich läge auch bei Kolin. *Ausbrechend:* Unter meinen vierzehntausend braven Toten!

Keith: Majestät sollen auch versucht haben, solches herbeizuführen. Sollen versucht haben, allein in eine feindliche Batterie zu reiten...

Der König *apathisch:* Hab ich das?

Keith: Und Major Le Grant hat Sie im letzten Augenblick zurückgerissen.

Der König: Hat mich zurückgerissen, kann sein. – Warum hat er mich zurückgerissen? – Aber er hatte vielleicht recht. Ich habe auch das Pistol da weggerissen, als ich es an meine Schläfe gesetzt hatte. Habe noch kein Recht auf den Tod. Jetzt erst recht nicht.

Keith *ohne Wärme:* Majestät sollten nicht ein Beispiel von Mutlosigkeit geben. Majestät haben gewiß nicht geschlafen?

Der König: Seit drei Tagen nicht geschlafen.

Keith: Und gegessen?

Der König: Gegessen? Ich weiß nicht... Ich muß essen. Gut. Ich werde hier essen.

Keith: Jawohl. Ich werde die Tafel decken lassen. *Gibt Ilsebill ein Zeichen, die das Zimmer verläßt, aber nach zwei Minuten zurückkommt.* Aber nach der Tafel sollten Majestät das Lager verlassen.

Der König: Nein, ich will die Aufhebung der Belagerung bis zum letzten Momente auskosten, mein trauriges Werk.

Keith: Ich glaube doch, Majestät sollten nach der Tafel das Lager verlassen...

Der König: Warum? Ist etwas los?

Keith: Um zwei Uhr soll unter Kommando des Feldzeugmeisters Kheul der allgemeine Ausfall durchs Karls- und Reichstor mit 24000 Mann Infanterie, 2800 Kroaten und 3000 Reitern gegen uns erfolgen. Gleichzeitig soll Obristlieutenant Laudon mit 4 Grenadierkompanien, 2000 Kroaten und 600 Husaren durch das Augezder Tor gegen unsere rechte Flanke und unseren Rücken vorgehen.

Der König: Das weiß man woher?

Keith: Kundschaftermeldung, vor einer halben Stunde eingetroffen.

Der König: Von Käsebier?

Keith: Nein. Einem kriegsgefangenen preußischen Lieutenant gelang es, aus der Stadt zu kommen, um uns die Nachricht zu bringen.

Der König: Und Ihre Gegenmaßnahmen?

Keith: Ich gedenke den Anprall in unserer vordersten Linie abzuwarten. Inzwischen lasse ich die vorbereitete Rückzugsstellung hier auf dem Weißen Berge durch Redouten und Verschanzungen ausbauen und bei Ruzyn mit Artilleriestellungen befestigen.

Der König: Gut. Die Kriegsbrücken?

Keith: Die Schiffsbrücke bei Branik ist bereits abgebrochen, die Pontons sind verladen und bis Welwary zurückgeschafft worden. Zur Verladung des Brückenmaterials von Podhaba wird kaum mehr Zeit bleiben; wir haben bisher die Bespannungen zur Rückschaffung des Artilleriematerials gebraucht.

Der König: Das schwere Belagerungsgeschütz?

Keith: Wird in die hinteren Linien...

Der König: Nein, bleibt vorne. Haben keine Zeit. Die Mörser sind bis zum letzten Augenblick und bis zum letzten Mann zu bedienen, auch wenn das Fußvolk bereits zurückgegangen ist. Sind erst bei unmittelbarem Herannahen des Feindes zu vernageln und dann erst zu verlassen. Herr Marschall werden den Batteriekommandanten sagen, daß ich darauf rechne, daß sie ihre Todesverachtung diesmal durch Ausdauer zu beweisen haben. Die Familie jedes gefallenen Artillerieoffiziers erhält den Adel, jedes gefallenen Kanoniers tausend Reichstaler.

Keith: Sehr wohl, Majestät! Die Loslösung vom Feinde beginnt vom rechten Flügel des Korps Winterfeldt bataillonsweise, über Motol, der Prinz von Preußen marschiert mit dem linken Flügel über Weleslawin und Wokowitz nördlich des Tiergartens Stern auf Rusyn in die vorbereiteten Stellungen. Graf Schmettau deckt mit sechs Grenadierbataillonen, dem Freibataillon Angelli, acht Eskadrons und zwei Zwölfpfündern als Arrieregarde den Abzug beider Kolonnen. Realliierung der abziehenden Belagerungsarmee morgen in Minkowitz. Die Loslösung vom Feinde beginnt heute beim Anbruch der Dunkelheit.

Der König: Nein, nicht bei Anbruch der Dunkelheit. Da entsteht schon Chaos beim Marsch. Und in den neuen Dekkungen findet man sich im Dunkeln nicht zurecht und kann keinen Ausschuß suchen. Die Loslösung vom Feinde soll um drei Uhr beginnen.

Keith: Majestät, da wird der Gegner den Rückzug gleich bemerken und die Verfolgung aufnehmen, bevor noch alles...

Der König: Um so überraschter wird er sein, wenn wir uns ihm wieder stellen. Die Loslösung beginnt um drei Uhr nachmittags. Bin ich verstanden worden?

Keith *nicht überzeugt:* Wie Majestät befehlen.

Der König: Veranlassen Sie das Nötige, Herr Marschall.

Keith: Sehr wohl, Majestät. *Ehrenbezeigung, ab.*

Der König *schaut ihm nach:* Und Sie, was haben Sie mir vorzuwerfen, Herr Fahnenjunker, vormals Madame Hohenau?

Ilsebill *kühl:* Ich habe meinen Abschied eingereicht und hoffe bald wieder Madame Hohenau, vormals Herr Fahnenjunker, zu sein.

Der König: Ah? Reiche ich nicht einmal mehr dazu, das Ideal für eine Frau zu sein? Als ich das letzte Mal hier war und wir einander kennenlernten, war's wie der Beginn eines Komödienspiels: ein König und eine als Soldat verkleidete Dame. Und Frau Fahnenjunker gestand dem König, daß sie für ihn schwärme und bloß seinetwegen im Lager sei. War's nicht so?

Ilsebill: Es war so.

Der König: Und schon im zweiten Akt der Komödie kündigt sie mir die Verehrung auf. Die Treue scheint nicht ihre Sache zu sein.

Ilsebill: Es ist nicht der zweite Akt. Es liegt ein Akt dazwischen.

Der König: Jawohl, und ich weiß auch bereits, wie er verlief. Mein Herr Bruder war gestern hier im Lager und hat hier weidlich gegen mich geklagt. Aber ich werde ihm Ursache geben, sich über mich zu beklagen, dem Defaitisten und Malcontenten! Ich jage ihn mit Schimpf und Schande aus der Armee, so wahr ich Friedrich heiße! Er gibt mir die alleinige Schuld an der Débacle von Kolin. Aber er war schuld oder seinesgleichen – Hohlköpfe und Frondeure sind meine Gene-

rale, die Herren Manstein und Hülsen, unfähig zur Initiative und unfähig zur Subordination.

Ilsebill: Majestät sollten auch im Unglück nicht ungerecht sein.

Der König: Ich bin nicht ungerecht. Ungerecht wäre ich, wenn ich die Schuld an der Katastrophe mir allein zuschreiben wollte.

Ilsebill: Ich erlaube mir, daran zu erinnern, daß vor kaum einer Woche an dieser Stelle der Kundschafter Käsebier stand und zu behaupten wagte, daß die Erfolge Euer Majestät nicht allein die Ihrigen seien – damals haben Majestät scharf widersprochen, soweit ich mich erinnere.

Der König: Ich habe nicht widersprochen. Ich habe mich nur schroff dagegen verwahrt, daß sich dieser Dieb über mich zu stellen wagte, indem er die Leistung des Individuums über die des Organisators erhob. Vielleicht hab ich's zu heftig getan, das kann sein, und der Strafgefangene Käsebier hat ein Recht darauf, mich in schlechtem Angedenken zu behalten. Aber Ihm, Herr Fahnenjunker in statu demissionis, will ich heute eine Sentenz auf den Weg geben, die Er sich merken soll: Es ist die einzige schlimme Species von Frauen, die einen Mann im Augenblick des Mißerfolgs verläßt, es ist...

Ilsebill: Oh, Majestät! Wenn ich einen Seladon hätte, der allabendlich vor meinem Fenster verliebte Serenaden sänge, und ich würde ihn deshalb liebhaben, so könnte man mir ihn sonst als den lächerlichsten Narren und dümmsten Patron schelten, dies könnte meiner Neigung nichts anhaben. Würde ich aber hören, er singe auch vor dem Fenster einer anderen Frau, so wäre er für mich erledigt. Und hätte ich einen Freund, der mir sein Herz ausschüttet und sich bei mir Rat holen kommt, und ich würde ihn deshalb lieben, so würde ich es ihm verzeihen, wenn er sonst ein Kartenspieler wäre und ein Hurenjäger und ein Liederjan und ein Betrüger. Würde ich aber erfahren, daß er auch einer anderen seine Herzensnöte ausschüttet und ihren Rat verlangt, so wäre er für mich erledigt. Und hätte ich einen, der mich küßt, und ich liebte ihn deshalb, so könnte er ein Mörder sein oder ein Feigling und ich hätte ihn lieb. Aber küßte er ein anderes Weib, so würde ich ihn eher töten und eher mich töten, bevor er noch einmal



meinen Mund berühren dürfte. Denn ich verzeihe alles – außer, daß man mich betrügt!

Der König: Und auf den gegebenen Fall angewendet?

Ilsebill: Meine Liebe zu Euer Majestät war darauf gegründet, daß Sie mir unfehlbar erschienen und unbesiegbar. Dieser Glaube hat mich befriedigt und glücklich gemacht. König Friedrich mußte nicht mit mir sprechen, König Friedrich mußte mich nicht ansehen, König Friedrich mußte bloß das sein, was er war, unfehlbar und unbesiegbar und unanfechtbar, und ich besaß ihn. Aber als er vorgestern besiegt wurde und vom Schlachtfeld gejagt, da hat er mich betrogen, und – und –

Der König *ergänzend:* Und war für mich erledigt.

Ilsebill: Als Gegenstand meiner Liebe.

Der König: Madame, ich will über Ihren Standpunkt kein Wort verlieren – ich habe seit vorgestern genug dergleichen zu hören bekommen, Undank, Untreue, Unglauben. Aber bevor ich das Gespräch mit Ihnen begann, habe ich etwas anderes zu hören erwartet – weil Sie die erste Frau waren, die ich seit meinem Unglückstag sprach. Wissen Sie, was der einzige Beruf der Frau ist? Aufzurichten! Aufzurichten, wenn man kopfhängerisch geworden ist und schlappschwänzig. Aufzurichten – in jedem Sinne des Wortes! Gehen Sie an Ihre Arbeit, Herr Fahnenjunker – Er ist keine Frau. *Ilsebill setzt sich zu ihrem Pult.* Mich richtet niemand auf, niemand. *Er setzt sich auf einen Stuhl.* Ich muß mich selber aufrichten. *Er reckt sich ein wenig in die Höhe und sinkt wieder zusammen.* Aufrichten!

Man hört eine Trompete blasen. Ilsebill geht zum Fenster und schaut durchs Fernrohr hinaus.

Ilsebill: Ein Parlamentär zu Pferde. Wollen ihn Majestät selbst abfertigen?

Der König: Nein.

Ilsebill: Soll ich ihn warten lassen, bis Marschall Keith zurückkommt?

Der König: Zuerst fragen, was er will.

Ilsebill *ohne Fernglas aus dem Fenster sehend:* Es ist bloß ein Verwundetentransport. Preußische Offiziere. Den kann ich selbst übernehmen.

D e r K ö n i g: Ein Verwundetentransport! Gestern hat mir Daun zwanzig blessierte Offiziere von Kolin mit Eilkarossen nachgeschickt. Heute tut es der Prinz Karl. Großmut des Siegers! Sie beeilen sich mit ihrer Großmut.

I l s e b i l l: Ich werden den Transport übernehmen.

D e r K ö n i g *dreht den Lehnstuhl so, daß er der Türe den Rücken kehrt.*

Der Parlamentär, von einem Offizier leicht am Arme geführt, tritt in Begleitung einer Krankenschwester und eines österreichischen Trompeters, der eine weiße Fahne in der Hand hält, in das Zimmer. Parlamentär und Trompeter haben die Augen verbunden. Der Parlamentär trägt eine weiße Galauniform mit reichen goldenen Fangschnüren, Goldkragen und Goldmanschetten, hohe Lackstiefel mit Silbersporen, Tschako mit weißem Federbusch, Zopfperücke, Schnurrbart.

I l s e b i l l: Sie sind im Hauptquartier, Herr ... *Die Distinktion auf dem Kragen des Parlamentärs betrachtend:* Major. Ihr Wunsch?

D e r P a r l a m e n t ä r: Ich habe mit der Krankenschwester von Seiner Königlichen Hoheit, dem Feldmarschall Karl von Lothringen, den Auftrag erhalten, dreißig schwerverwundete preußische Offiziere und einen unverletzten Offizier hierher zu transportieren. Ich bitte um Unterschrift und Petschaft auf Quittung und Gegenschein.

I l s e b i l l: Weshalb bringen Herr Major auch einen unblessierten Offizier?

D e r P a r l a m e n t ä r: Auf meine persönliche Fürbitte hat Seine Königliche Hoheit der Feldmarschall gestattet, daß der Major Ewald von Kleist gleichfalls repatriiert werde.

D e r K ö n i g *den Sessel etwas zurückdrehend:* Kleist!

D e r P a r l a m e n t ä r: Ich hoffte damit dem König Friedrich eine Freude zu bereiten, da mir seine Verehrung der Kunst und seine Schätzung des Dichters bekannt sind.

D e r K ö n i g: Ihr Name, Herr Major?

D e r P a r l a m e n t ä r: Der tut nichts zur Sache. Ich wünsche keine Anerkennung. Ich bitte aber, dem König zu melden, daß die Freigebung des Majors von Kleist auf die Bitte eines

Gegners erfolgt ist, der dem Genie Friedrichs von Preußen fanatisch huldigt.

Der König: Friedrich von Preußen ist nicht im Lager.

Der Parlamentär: Ich bedaure dies lebhaft. Ich hatte bestimmt gehofft, diesen größten Mann der neuzeitlichen Geschichte hier wenigstens von der Ferne sehen zu können.

Der König: König Friedrich hat das Hasenpanier ergriffen, haha.

Der Parlamentär: König Friedrich wird niemals flüchten und niemals irgendwohin reisen, wo seine Anwesenheit nicht für das Gemeinwohl erforderlich wäre. Es würde bedauerlich sein, wenn im Ernste jemand seiner Armee geringer von ihm dächte als ich, der ich von seinen Gegnern bin, Herr Offizier.

Der König: Bis vorgestern dachten wir so wie Sie über unseren König, aber seit er sich bei Kolin verprügeln ließ wie ein junges Windspiel...

Der Parlamentär: Gegen doppelte Übermacht, gegen einen länger vorbereiteten Feind, gegen offenkundiges Mißgeschick.

Der König: Unglück eines Schlachtenlenkers ist seine Schuld. Einen unglücklichen Feldherrn kann man nicht verehren.

Der Parlamentär: Man darf einen Feldherrn verehren, wenn er einmal ein Unglück gehabt hat. Und zur Verehrung muß nun der Glaube treten. Solange jemand Glück hat, kann es sein, daß er nichts anderes hat als Glück. Solange er nur siegt, ist es keine Kunst zu siegen – es kann eine natürliche Veranlagung, eine angeborene Überlegenheit seines Geistes, eine bessere Art seiner Waffen und seiner Helfer sein. Es ist keine Größe, wenn man bloß im Glück groß ist – im Unglück groß zu sein, ist die wahre Größe! Und es ist keineswegs ein Kunststück, zu siegen, wenn man unbesiegbar ist, aber einen Sieg zu erringen, wenn man auch unterliegen könnte...

Der König: Aber meine Soldaten – sie verlieren das Vertrauen, wenn sie sehen, daß ich – daß die Führung Fehler begehen kann.

Der Parlamentär: Nur eine ehrgeizige Frau, also eine schlechte Frau, verlangt von einem Manne Unfehlbarkeit. *Der König schaut Ilsebill an.* Ein Mann liebt den anderen mit seinen Menschlichkeiten.

Der König *aufspringend:* Wunderbar, wunderbar! *Er gibt Ilsebill ein Zeichen, dem Parlamentär die Binde von den*

Augen zu nehmen, was sie tut. Der Parlamentär springt einen Schritt zurück, als ob er erst jetzt erkennen würde, daß er mit dem König gesprochen habe, und salutiert auf österreichische Manier.

Der Parlamentär: Majestät selbst...

Der König *ihm die Hände schüttelnd:* Ich danke Ihnen, Herr Major. Oh, wie ich Ihnen danke! Seit zwei Tagen habe ich nichts als böse Blicke gesehen und Vorwürfe darin gelesen und Mißtrauen gehört. Sie sind gekommen, aus dem Feindeslager gekommen, mich aufzurichten. Mich aufzurichten. *Er wirft den Krückstock auf den Stuhl.* Ich danke Ihnen, auch für den Kleist. Sie speisen doch mit mir, Herr Major?

Der Parlamentär *zur Krankenschwester:* Wenn die Dame erlaubt?

Der König *zur Krankenschwester:* Madame werden mir wohl gleichfalls die Ehre geben? Ich habe auch Ihnen zu danken. *Er will ihre Hand küssen, die sie ihm schroff entzieht. Der König, etwas frappiert:* Nicht alle im österreichischen Lager denken wie Sie, Herr Major, über mich!

Die Krankenschwester: Ich liebe die Kriege nicht und jene, die sie führen.

Keith ist aufgetreten, er gibt dem König ein Zeichen, der in die Ecke des Zimmers auf ihn zutritt; sie sprechen miteinander über die militärischen Maßnahmen. Inzwischen tragen Ordonnanzen einen Tisch herein und decken ihn mit einem weißen Tischtuch, Granatenhülsen als Blumenvasen und fünf Gedecken.

Ilsebill *zur Krankenschwester:* Der Krieg hat doch auch sein Gutes –

Die Krankenschwester: Für die, die sonst nichts Gutes zu finden vermögen.

Ilsebill: Der Mann kann sich im Kriege als Mann zeigen –

Die Krankenschwester: Ich habe solche gekannt, die das auch im Frieden vermochten.

Ilsebill: Aber gerade in Ihrem Beruf, als Krankenpflegerin, finden Sie im Kriege ein weites Feld –

Die Krankenschwester *träumerisch:* Ein weites Feld – ein weites Feld, auf einem weiten Feld möchte ich gehen, Hand in Hand mit einem, der mich liebt und – *sie*

schaut den Parlamentär an – den ich liebe – das ist mein Beruf.

Ilsebill: Sie sind wohl im Frieden nicht Krankenschwester gewesen?

Die Krankenschwester: So wenig wie Sie wohl im Frieden Soldat waren.

Der König geht zur Tafel. Mit ihm Keith, der sich der Krankenschwester und dem Parlamentär vorstellt. Der König weist der Krankenschwester den Platz zu seiner Rechten, dem Parlamentär zu seiner Linken an. Neben der Krankenschwester nimmt Keith, neben dem Parlamentär Ilsebill Platz. Hinter dem Stuhl des Parlamentärs steht dessen Trompeter, die weiße Fahne bei Fuß.

Der König *zum Parlamentär:* Meine Hoftafel – sie sieht etwas simpel aus, nicht wahr.

Der Parlamentär: Wir waren da unten in Prag in den letzten Wochen nicht besser dran.

Sie essen die Suppe.

Der König *erhebt sich, die anderen springen auf:* Ich trinke auf das Wohl meiner freundlichen Gäste aus feindlichem Lager.

Keith und Ilsebill trinken dem Parlamentär und der Krankenschwester mit Verbeugungen zu, die Bescheid tun. Man setzt sich und ißt Fleisch.

Der König *zur Krankenschwester:* Das ist noch echtes Pilsner Bier – vielleicht das letztemal, daß wir's trinken.

Die Krankenschwester: Warum? Wenn bald Frieden gemacht wird, können sich ja Euer Majestät einige Fässer nach Potsdam bestellen.

Der König: Madame, das hängt nicht von mir allein ab.

Die Krankenschwester: Nein, nur zur Hälfte. Ich würde auch der Kaiserin Maria Theresia dasselbe sagen.

Man ißt.

Der Parlamentär *erhebt sich, die anderen desgleichen:* Ich trinke auf das Wohl unseres königlichen Gastgebers und erkläre, daß es unser unvergeßlicher Stolz bleiben wird, von ihm zur Hoftafel zugezogen worden zu sein.

Er und die Krankenschwester tun Bescheid. Man setzt sich, es wird Speise serviert.

Der König *zum Parlamentär:* Herr Major, was bedeutet dieses Schild auf dem Ärmel?

Der Parlamentär: Das ist das Stadtwappen von Prag. Ich trage die Uniform der Prager Bürgergarde.

Der König: Sie sind also nicht Berufssoldat, Herr Major?

Der Parlamentär: Nein, Euer Majestät, ich habe einen Zivilberuf.

Der König: Die Prager Bürger – ehrlich gesagt, ich habe sie in keiner guten Erinnerung. Vor dreizehn Jahren, als meine Armee die Stadt besetzt hatte, kamen sie uns sehr feindselig entgegen; und als wir abziehen mußten, schossen sie uns aus den Fenstern nach.

Der Parlamentär: Da unten hat man sich jetzt oft daran erinnert. Und die Angst vor der Rache Eurer Majestät war fast so groß wie die Not.

Der König: Die Not war wohl beträchtlich?

Der Parlamentär: Sie war furchtbar, Euer Majestät. Der Jammer ist nicht zu beschreiben. Wissen Euer Majestät, daß vor sechs Tagen die bedingungslose Übergabe der Stadt endgültig beschlossen war?

Der König *fährt zurück:* Was? Das ist nicht möglich!

Der Parlamentär: Während des Begräbnisses von General Browne wurden im kaiserlichen Hauptquartier im Klementinum 1600 Akten verbrannt – sämtliche Kriegsakten. Die Kriegskasse ist zu gleicher Zeit an sieben Orten versteckt worden. Um halb sechs sollte Obristlieutenant Laudon als Parlamentär durchs Wyschehrader Tor reiten und die Übergabe der Stadt melden. Die Kapitulationsurkunde hatte der Kriegsrat am Abend vorher verfaßt – die Sitzung hatte kaum eine Stunde gedauert.

Der König *hält den Kopf in beiden Händen:* Schrecklich, schrecklich! Wußte man denn nichts von dem Herannahen Dauns?

Der Parlamentär: Man hatte nicht einmal vom Vorhandensein einer Entsatzarmee eine Ahnung.

Keith: Ja, die Blockade war lückenlos. Meine Vorposten!

Der Parlamentär: Ein Junge, der sich aus Südböhmen zu

seiner kranken Mutter nach Prag eingeschlichen hat, hatte nirgends die Spur eines österreichischen Soldaten gesehen. Ebensowenig ein Reisender, der aus Eger kam. Und sonst war in den ganzen Wochen kein Mensch in die Stadt gelangt und keine Nachricht vom Hof und der Armee. Von den Spionen, die Prinz Karl abfertigte, kam keiner hinaus oder keiner zurück.

Keith: Meine braven Vorposten!

Der König: Schrecklich, schrecklich! So nahe war also mein Sieg, als mein Unglück kam. Hätte ich die ganze Belagerungsarmee abziehen lassen und gegen Kolin werfen können, wie hätte ich Daun besiegt! Die Schlacht, die ohnedies beinahe für mich gewonnen gewesen war, hätte dann den ganzen Krieg entschieden! Beide Armeen wären dann vernichtet gewesen, Prinz Karl und Daun! *Zur Krankenschwester:* Dann wäre der Krieg heute zu Ende gewesen, und Ordnung in Europa! *Zum Parlamentär:* Und Ihr Böhmen, Mähren und Schlesien wär für immer vereinigt, unter der Regierung eines Königs...

Der Parlamentär: ...von Preußen.

Der König: Unter Ihrem König, den ich eingesetzt hätte und der regiert hätte, wie es für sein Volk am besten gewesen wäre. Haben die Böhmen nicht schon selbst deutsche Fürsten zu ihren Königen gewählt? Und wäre es nicht besser, als der Vasallenstaat seiner habsburgischen Unterwerfer zu sein, von Wien aus regiert zu sein, von der letzten Habsburgerin und ihrem lothringischen Beschäler? Nun ist das alles vorbei! Jetzt werden sie Mut fassen, meine Herren Gegner, die Elisabeth in Rußland, die Pompadour und die Maria Theresia, jetzt glauben sie wieder, daß ich mich unterkriegen lasse unter ihre Krinolinen, und sie werden nicht eher ruhen – bis ich – – Und so nahe war mein Sieg! Wie kam es denn, Herr Major, daß man von der Kapitulation Abstand nahm?

Der Parlamentär: In der letzten halben Stunde erfuhr man von dem Vorhandensein einer nahen Entsatzarmee.

Der König: In der letzten halben Stunde?

Keith: Von wem? An welcher Stelle kam jemand in die Stadt?

Der Parlamentär: Am Dienstag um fünf Uhr ließ sich ein Mann ins Hauptquartier führen, der am selben Tage in die Stadt gelangt war. Er brachte die Meldung, daß die Entsatzarmee höchstens vier Tagmärsche von Prag entfernt sein könne.

Keith: Ein Kurier des Marschalls Daun?

Der Parlamentär: Nein, der Mann wußte nicht einmal die Richtung anzugeben, aus welcher die Österreicher heranrükken sollten.

Der König: Wieso glaubte man ihm also?

Der Parlamentär: Der Mann wußte Glauben zu erwecken, indem er im voraus erklärte, keinerlei Belohnung in Geld zu beanspruchen und sich in Haft nehmen zu lassen, bis sich die Richtigkeit seiner Behauptung herausgestellt habe. Auch wußte er die Quelle seiner Kenntnisse äußerst glaubhaft zu schildern, so unwahrscheinlich sie auch anfangs erschienen war.

Der König: Woher wußte er denn von der Nähe der Österreicher?

Keith: Wo war er durch unsere Vorposten gekommen?

Der Parlamentär: Er behauptete, ein preußischer Kundschafter zu sein...

Ilsebill *fieberhaft:* ...ein preußischer Kundschafter...

Der Parlamentär: ...und am selben Vormittage hier im Schlosse Stern von Euer Majestät persönlich abgefertigt worden zu sein. Dabei hätten ihn Euer Majestät so verletzend behandelt, daß er willens sei, seinen Wert zu beweisen, indem er – halten zu Gnaden, Euer Majestät, aber der Mann drückte sich so aus – dem preußischen König eine Lehre erteile. Der Mann, ein gewisser Käsebier...

Der König, Keith, Ilsebill: Käsebier!

Pause.

Der König: Käsebier! Welch ein Schurke!

Der Parlamentär: Er hatte sich wohl selbst zur Spionage gemeldet?

Der König: Nein. Aber er hatte sie freiwillig übernommen.

Der Parlamentär: Was wäre geschehen, wenn er den Kundschaftsdienst abgelehnt hätte?

Der König: Er wäre wieder nach Stettin zurückgebracht worden, wo er vorher gefangen saß.

Der Parlamentär: Zu lebenslänglicher Haft? Das ist keine Freiwilligkeit. Aber Majestät haben ihm gewiß für seine Dienste die Belohnung zugesagt, die er beansprucht hatte?

Der König: Ach was, man soll einen Dieb nicht zum Bundesgenossen machen!
Der Parlamentär: Und wenn man es tut, soll man den Dieb auch als Bundesgenossen behandeln.
Der König: Ein Dieb als Bundesgenosse – das hat sich mir verteufelt bewährt! Wenn's nicht so furchtbar tragisch für mich wäre, so wäre es ja zum Lachen: Der Käsebier hat die Entscheidung herbeigeführt...
Ilsebill: „Wenn ich die Entscheidung herbeiführe und an der Hoftafel neben dem König sitze"...
Der König: Was spricht sie – was spricht er da?
Ilsebill: So sagte mir Käsebier zum Abschied: „Wenn ich die Entscheidung herbeiführe und an der Hoftafel neben dem König sitze"...
Der König: Ha, an der Hoftafel neben mir – ja, das wollte er von mir, der Kerl – er soll es nur wagen, mir in die Nähe zu kommen! Auf der Stelle ließe ich ihn füsilieren.
Der Parlamentär *nimmt Perücke und Schnurrbart ab, es ist Käsebier:* Das werden Euer Majestät nicht tun.

Der König, Keith, Ilsebill springen auf, Käsebier und die Krankenschwester erheben sich ruhig von ihren Stühlen.

Der König *schreiend:* Wie? Ich werde Ihn nicht füsilieren lassen, sagt Er? Er irrt sich! Wer soll mich hindern?
Käsebier *gibt dem hinter ihm stehenden Trompeter ein Zeichen, worauf dieser die weiße Fahne über Käsebier schwingt:* Das Völkerrecht!
Der König *ist frappiert. Dann geht er erregt auf und ab:* Ich werde... Und das ist der Mensch, der mir als erster im Unglück Worte des Vertrauens gesagt hat! Gute Worte. Der einzige, der mich getröstet hat, der mich beinahe aufgerichtet hätte. Nein, der mich wirklich aufgerichtet hat! *Ausbrechend:* Und das war alles gegen bessere Überzeugung gesprochen, nur aus Schlauheit gesprochen, daß ich ihn zur Tafel einlade! Er hat mir die Stadt aus der Tasche gestohlen und wollte nun zu meinem Verderben noch den Hohn fügen. Und ich Narr, ich...
Käsebier: Majestät, was ich von meiner Verehrung für Sie sprach, von meinem Glauben an Sie und Ihre Größe, das war meine ehrlichste Überzeugung. Wie war ich glücklich, als ich

auf der Fahrt aus Stettin erfuhr, daß ich bestimmt sei, dem großen Friedrich zu dienen! Mein Leben schien mir in die Welthistorie gestellt, ich freute mich, den größten Mann meiner Zeit sprechen und ein Meisterwerk für ihn verbringen zu können. Wir haben auch unseren Stolz – unsere Eitelkeit, wie Euer Majestät es nennen können. Aber gerade in dieser Eitelkeit haben mich Euer Majestät tief verletzt...

Der König: Und da beschloß Er schon, dem „so verehrten, großen Friedrich" zu schaden?

Käsebier: Nein, Euer Majestät. Ich schlich mich mit der festen und einer – *auf die Krankenschwester zeigend* – selbst durch die Liebe unverrückbaren Absicht in die Stadt, dem großen Friedrich einen entscheidenden Dienst zu erweisen, dem Manne, der mich schlecht behandelt hatte, meine Bedeutung zu zeigen. Aber als ich hinunterkam, war es zu spät...

Der König: Und da hat er mich einfach verraten!

Käsebier: Ja. Es war die einzige Möglichkeit, mich zu beweisen. Als ich hörte, daß Prag vor der Kapitulation stehe, hätte ich auch vom nahen Entsatz schweigen können. Das wäre eine große Tat zugunsten Eurer Majestät gewesen. Aber Euer Majestät hätten nie davon erfahren, hätten die Größe eines solchen Dienstes nie anerkannt und nie geglaubt, daß die Entscheidung in meinen Händen lag.

Der König: Da hat Er recht. Aber es wäre müßig, Ihm zu erklären, daß sich in den durch Unterlassung begangenen Taten die Größe eines Menschen beweist, durch Taten, von denen andere nichts wissen, die kein anderer anerkennt und die kein anderer glaubt.

Käsebier: Das trifft für Menschen zu, in deren Hände man Vertrauen gelegt hat. Deren bestes Tun ist, wenn sie es unterlassen, ihr Amt zu mißbrauchen, Bestechungen anzunehmen, ihre Macht an Untergebenen auszulassen!

Keith: Bewies es nicht Vertrauen genug, daß wir Ihn über meine Vorpostenkette hinausließen?

Käsebier: Weil man mich brauchte, Herr Marschall. Ich war aus dem Zuchthause berufen worden, um mich nach Prag einzuschleichen. Und Sie haben mir nichts davon gesagt, daß die Entsatzarmee nahe sei.

Keith: Aber wir wußten, daß Sie das ahnten. Und ich habe Seiner Majestät abgeraten, Sie über den Vorposten zu lassen.

Käsebier: Und der König hat nicht auf Sie gehört, Herr Marschall? Er hat dem Dieb, den er so schroff behandelt und dessen Bedingungen er abgelehnt hatte, doch sein Schicksal anvertraut? Nicht einmal gesagt, daß er ihm sein Vertrauen leihe? Der König hat nicht bedacht, daß ich ungeheuren Schaden stiften könne? Welch ein Fehler! Nie hätte ich einen solchen dem großen Friedrich zugetraut!

Keith: Sei Er nicht frech. Werfe Er dem König keine Fehler vor. Der König hat alles bedacht, aber nicht geglaubt, daß Er einen allfälligen Verrat bis zur letzten Folgerung durchzuführen vermöge.

Käsebier: Das ist es, was ich hören wollte! Majestät haben mich nur deshalb ziehen lassen, weil Sie glaubten, man werde mir unten nicht glauben, weil ich dort einmal gestäupt und an den Pranger gestellt worden war und weil ich meine Ahnung nicht beweisen könne. Das also war das „Vertrauen", das man in mich gesetzt hatte und das ich nicht mißbrauchen durfte!

Der König: Wenn Er das wußte, so hatte Er vielleicht das Recht, den Vollzug meiner Aufträge zu unterlassen. Aber nicht das Recht, seinen Auftraggeber dem Feinde auszuliefern.

Käsebier: Ich war gekommen, mein großes Gaunerstück zu verüben, die Stadt zu stehlen. Trotz alledem: für Euer Majestät. Als ich sie aber im Besitze Eurer Majestät sah, mußte ich sie Eurer Majestät stehlen. Ich bin ein Dieb.

Der König: Schade, Käsebier, schade! Werde Er ein ehrlicher Mensch!

Käsebier: Das würde sich für mich ebensowenig schicken, als wenn Euer Majestät ein unehrlicher Mensch werden würden – halten zu Gnaden.

Der König: Käsebier, werde Er ein ehrlicher Mensch!

Käsebier: Es muß auch unehrliche Menschen geben. Durch Ihre Feinde werden Euer Majestät groß.

Der König: Ich mag Ihn aber nicht unter meinen Feinden haben.

Käsebier: Ich bin nicht mehr Ihr Feind, Majestät.

Der König: Trete Er in meine Dienste. Ich brauche Ihn.

Käsebier: Nein, Majestät brauchen mich nicht. Es genügt, daß ich nie mehr auf der Seite Ihrer Feinde stehen werde, Euer Majestät sind so groß, daß keiner Ihrer Widersacher gegen Sie

aufzukommen vermag. Meine Wünsche sind bei Euer Majestät, und die Wünsche eines Diebes gehen in Erfüllung. Und trotz Kolin und trotz Europa werden Euer Majestät den Krieg gewinnen.

Der König: Auch wenn er noch Jahre dauert?

Keith: Seine Majestät sprachen von sieben Jahren.

Käsebier: Dann erst recht! Denn sieben ist die Glückszahl bei uns Dieben.

Der König: Sieben Jahre wirkt ein Diebssegen?

Käsebier: Noch länger, Majestät: bis ins siebente Geschlecht.

Die Kanonade verstärkt sich plötzlich. Der König und Keith stürzen ans Fenster und zum Fernrohr.

Der König *beobachtend:* Die Kaiserlichen setzen über die Moldau.

Keith: Ja, auf der Brücke und auf Kähnen.

Der König: Unsere Artillerie kommt gut ab.

Sie beobachten weiter. Inzwischen hat sich Käsebier auf die andere Seite des Zimmers begeben. Ilsebill tritt zu ihm. Margit beobachtet sie trotzig von der Ferne.

Ilsebill: Und ich?

Käsebier: Bleiben Sie beim König?

Ilsebill: Ich habe meinen Abschied eingereicht.

Käsebier: Ei!

Ilsebill: Ich mag nicht mehr hierbleiben. Ich gehöre Ihnen.

Käsebier: Ich nehme nicht, was mir gehört. Ich bin ein Dieb.

Ilsebill: Aber ich bewundere Sie.

Käsebier: Mich bewundert jemand, der mir höhersteht: der König.

Ilsebill: Aber ich liebe Sie.

Käsebier *mit Blick auf Margit:* Mich liebt jemand, eine Frau, die mir nähersteht.

Ilsebill: Aber Sie haben doch um mich geworben!

Käsebier: Und Sie haben sich mir entzogen. Ich mußte erst die Bedingung stellen, von der Sie nicht glaubten, daß ich sie erfüllen kann.

Ilsebill: Glauben Sie, daß ich mich Ihnen jetzt anbiete, bloß weil ich mein Wort gegeben habe? Nein, weil ich Sie bewundere und weil ich Sie liebe.

Käsebier: Ich weiß: bis zum nächsten Mißerfolg. Dann würden Sie Ihren Abschied einreichen. Was Sie bewundern und lieben, ist der Erfolg, das geglückte Abenteuer.

Ilsebill: Sie wollen mich also nicht? Aber vor einer Woche haben Sie um meine Gunst gebettelt und haben mich angespornt und mich angefleht, ich möge der Ansporn sein zu einer großen Tat!

Käsebier: Ich kam aus Jahren einer Kerkerzelle. Mit gebrochenem Selbstbewußtsein kam ich hierher. Und meine Augen waren geblendet. Und ich verlangte gleich die Freundschaft eines Königs, die Einladung zur Hoftafel und den Besitz einer Frau aus Herrengeschlecht. Jetzt aber habe ich mich wieder gefunden. Ich weiß wieder, wer ich bin und wer zu mir gehört. Komm, Margit.

Margit ist zu ihm gekommen und schmiegt sich glückselig an ihn. Inzwischen sind Ordonnanzen in den Saal gelaufen gekommen, die – alle in gleichen Worten – dem König gemeldet haben, daß die Österreicher die Moldau übersetzt haben.

Der König *setzt den Dreispitz auf, Käsebier die Hand reichend:* Adieu, Käsebier. Also wir gehen von nun an jeder auf anderem Wege.

Käsebier: Jawohl, Majestät, jeder auf seinem Wege.

Der König: Und sehen einander niemals wieder?

Käsebier: Vielleicht begegnen wir einander einmal in effigie. In zwei Jahrhunderten einmal, als Figuren eines Kupferstichs oder als Gestalten einer Komödie.

Der König: Also, auf Wiedersehen!

Vorhang.

HISTORISCHE NACHRICHT VON DEM BERÜCHTIGTEN KÄSEBIER

Die Untersuchungsrichter stellen fest, daß er sich mit Stolz zu seinem Tun bekennt, und sie unterlassen es nicht, dieser Entdekkung ein „sic" und ein Ausrufungszeichen beizufügen.

Er rühmt sich seiner Taten, er gesteht mehr Diebstähle ein, als die Behörden erfahren könnten – vielleicht mehr, als er je begangen hat.

Aber: so stolz er auf sein Verbrechertum ist, so betont er immer wieder, daß er nie gemordet, nie bedroht, nie geschlagen hat. Denn er will seinen Ruhm mit keinem Räuberhauptmann teilen (sosehr er auch wohl dessen Handwerk schätzen mag), er will allein sein auf seinem Platze, Premier einer Gilde (sosehr er wohl von deren Minderwertigkeit überzeugt sein mag).

Ein Dieb will er sein, nicht mehr und nicht weniger, der größte Dieb aller Zeiten, nicht mehr und nicht weniger.

Seinen Ruhm (von Moralisten mit negativem Vorzeichen versehen) beglaubigen alle Dichter seiner Zeit. Schlagen wir ihre Bücher nach:

„Der Graf, mein Herr, hieß: Graf von Rips,
Ein Kraut wie Käsebier..."

Vulgär und prägnant läßt Gottfried August Bürger den Postillon es dem Passagier begreiflich machen, was für ein Kerl der Raubgraf war, der hier sein Unwesen trieb: „Ein Kraut wie Käsebier". Der Epigrammatiker Friedrich Christian Weißer hat keinen besseren Vergleich zur Hand als Schwager Postkutscher:

„An jenem Galgen fand, trotz seinem Advokaten,
Ein zweyter Käsebier den Lohn für seyne Taten..."

Seume weiht dem Satiriker Falk eine Epistel, in der er der Menschen Narrheit an den markantesten Exemplaren der Gattung betont: an Alexander dem Großen prangen alle unsere Pfauenfedern, wie an Käsebier.

Als einen Ausbund äußerer Häßlichkeit stellt sich Albrecht Wittenberg, der allerdings in seinen „Epigrammen“ auch Klopstock und Lessing nicht gut davonkommen läßt, unseren Käsebier vor. An einen seiner Feinde dichtet er:

„Dich malen, dich? das fällt mir wohl nicht ein;
Denn sollt ich hierinn glücklich seyn,
Gewiß, so müßten mir
Cartouche und Käsebier
Dazu die Züge leyhn.“

Und der deutsche Kleinstädter Kotzebue spottet, indem er seinen Vizekirchen-Vorsteher Staar ausrufen läßt: „Wir haben doch einen Käsebier, einen Schinderhannes und wie die großen deutschen Männer alle heißen.“

Selbst die trockenen und hochgelahrten „Beyträge zu der juristischen Litteratur in den Preußischen Staaten“ (VII; Berlin 1782; bey Christian Friedrich Voß und Sohn) müssen sich herablassen, eine Beschreibung des Lebens und der Untaten des berüchtigten Käsebiers zu bringen, mehr als fünf Seiten lang. Von dort geht die Biographie in die Bornholmer „Nachrichten von merkwürdigen Verbrechern in Deutschland“ über, aus der sie Avé-Lallement zitiert, und in die Allgemeine Deutsche Biographie.

Jedoch er spielt nicht bloß in der Poesie und in der Kriminalistik eine Rolle, sondern er greift auch in die Weltgeschichte ein. Und das ist für seinen Namen das Verhängnis. Denn auch über den Ruhm negativen Vorzeichens entscheiden die Mächtigen dieser Erde. Und in diesem Falle streichen sie den Namen Käsebier. Sie schämen sich, daß sie der Mitwirkung des Diebes bedurft haben. Auch hat sich dieser dem König widersetzt, ihm einen üblen, üblen Streich gespielt!

Die Tatsache seiner weltgeschichtlichen Sendung darf sein Jahrhundert nicht erwähnen. Ja, nicht einmal seine Freilassung aus der Haft darf im Druck notiert werden. Es ist geradezu lustig zu lesen, wie man sich zwischen einer direkten Lüge und dem aufsehenerregenden Umstand, daß König Friedrich der Zweite den berüchtigten Verbrecher mittels Eilstaffeten vom unendlich fernen Stettin ins Kriegslager bei Prag bringen ließ, hindurchschlängeln mußte: „Im Anfang des vorletzten Krieges“, sagen

zum Beispiel die erwähnten „Beyträge“, „ist er weggebracht worden, und von seinem nachherigen Schicksal sind keine zuverlässigen Nachrichten vorhanden.“ Noch vorsichtiger, so, als ob man ihm bloß die Ketten abgenommen hätte, schreiben die Bornholmer Verbrecher-Nachrichten: „In dem Anfange des siebenjährigen Krieges ward er seiner Fesseln entledigt, von seinen nachmahligen Schicksalen kann hier nichts gemeldet werden.“ Jedoch schmuggelt der schlaue Herausgeber wenigstens die Erwähnung der Tatsache, daß Käsebier „aus der ewigen Gefangenschaft“ zu Stettin bald „wieder auf freyen Füßen gestellet“ wurde, in das Inhaltsverzeichnis ein, von dem er annahm, daß es der Zensor nicht lesen werde.

1774 war die Himburgische Buchhandlung zu Berlin willens, dem deutschen Publico eine Lebensgeschichte Käsebiers zu liefern, die „nicht bloß trocken erzählet, sondern mit Betrachtungen über den Menschen überhaupt durchwebt seyn“ sollte. Sie suchte deshalb um die Benutzung der Berliner rathäuslichen Akten nach, und es gelang ihr schließlich, vom Etatsrat nachstehende Bewilligung zu erlangen:

An die hiesigen Stadtgerichte!

Unsern gnädigen Gruß zuvor! Würdiger, Wohlgebohrner, veste und hochgelahrte Räthe, Liebe Getreue. Wie Ihr aus dem copeylichen Beyschluß des mehrern ersehen werdet, wünschet der Buchhändler Himburg, zum Behuf der herauszugebenden Geschichte des berüchtigten Käsebiers, die wider denselben verhandelte, in Eurer Registratur befindliche Acta einzusehen.

Daferne nun hiebey kein Bedenken obwaltet, und Ihr nichts erhebliches dagegen einzuwenden habet; so sind Wir es gnädigst zufrieden, daß Ihr dem Supplicanten, zu dem Behuf sothanen von ihm herauszugebenden Werkes, extractum actorum quaestionis gebet.

Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Berlin den 22ten Septbr. 1774.

Bei den Stadtgerichten hat wohl kein Bedenken gegen die Entscheidung der Oberbehörde obgewaltet. Aber sub 5ten Martii 1775 fordert die Kgl. Preußische Hofkanzley, daß vom

Etatsrat die anherige Vorlage des die Lebensbeschreibung des berüchtigten Käsebiers betreffenden Manuskripti abzuverlangen sei. Und das Buch erscheint nicht.

Friedrich der Große stirbt. Mit ihm das achtzehnte Jahrhundert.

Im Jahre 1802 erscheint in derselben Himburgischen Buchhandlung, die etwa dreißig Jahre vorher den Lebensroman Käsebiers verlegen wollte und diese Absicht längst aufgeben mußte, ein groß angelegtes Werk ganz anderer Art: „Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen. Von einem Zeitgenossen.“ Der Anonymus ist v. Retzow, der als junger Leutnant und Adjutant seines Vaters die Belagerung Prags bei der Armee Keiths mitgemacht hat. Retzow erzählt nicht bloß von der Berufung des „Kösebier“ aus Stettin, sondern auch in direkter Rede dessen Gespräch mit dem König, der ihm das Versprechen einer völligen Begnadigung für zu leistende Spionagedienste gab. Und Retzow erwähnt sogar einen offenen Konflikt zwischen König und Dieb, weil dieser befürchtet habe, er würde nach dreimaligem Einschleichen in die Prager Stadt dort kenntlich sein und folglich aufgehoben werden.

„‚Wenn du dich ferner weigerst, meine Befehle auszurichten‘, fuhr ihn der König an, ‚so lasse ich dich sogleich wieder nach Stettin bringen und zeitlebens in Ketten legen.‘ Käsebier ging, ergriff aber die sehr gescheite Parthei, nicht wieder zum Vorscheyn zu kommen.“

Diese Version Retzows, der sich auch sonst in manchem irrt, hat Carlyle in sein großes Werk über Friedrich den Großen übernommen. Carlyle konnte allerdings die Akten nicht kennen, die Lady Mitchell im Jahre 1915 aus dem Nachlasse ihres Ahnen, der zuerst als Hannoverscher Attaché und dann als Englischer Gesandter im Lager Friedrichs des Großen Geheimberichte an seine Höfe verfaßt und diese dann wieder an sich genommen hat, dem Britischen Museum geschenkt hat. In diesen Geheimakten, aus denen ich den ersten Auszug veröffentlichen durfte („Prager Tageblatt“ vom 20. März 1921), heißt es über den Fall Käsebier u. a.:

„The King himself treated with him and the conversation is told to have finished most excited as *Kaesebeer asked special*

honours for the accomplishement of important services he was ordered to fulfill."

Die ins Ungeheure angewachsene Literatur Deutschlands über Friedrich den Großen und über den Siebenjährigen Krieg erwähnt aber, so sehr sie das Buch Retzows auch sonst auswertet, nirgends die Episode von Käsebiers Sendung. Sogar das große Generalstabswerk, das jeden Überbringer eines Befehls, die Bataillonszuständigkeit jedes blessierten Soldaten, jede Offiziers-Auszeichnung und -Verwundung, jedes Wirtshausschild, jedes falsche Gerücht usw. nach hundertfünfzig Jahren ausfindig zu machen wußte und drucken ließ, hält diese Tatsache einer Erwähnung für unwürdig. Und doch ist es kulturgeschichtlich bemerkenswert, daß ein großer König sich selbst eines großen Gauners erinnert, als dieser ihm Nutzen stiften könnte, und doch ist es militärisch mehr als verzeichnenswert, daß – wie wir gesehen haben – durch den gekränkten Ehrgeiz eines Diebes eine große Stadt und eine große Schlacht verlorengehen konnten!

Seine Biographie, wie sie im siebenten Band der „Beyträge zur juristischen Litteratur" steht: „Den 4ten März 1748 kam zu Brandenburg ein Andreas Gottlieb Mayer an, und weil er sich weder durch Paß noch Kundschaft legitimieren konnte; so ward er, als verdächtig, von dem dasigen Generallieutenant v. Münchow arretiert, und vorläufig vernommen. Er gab vor, daß er aus Berlin gebürtig, daß sein Vater ein Schuster gewesen und vor 12 Jahren verstorben sey; daß er noch zwey Brüder habe, wovon der eine Goldschmied in Magdeburg und der andere Bauschreiber im hiesigen Invalidenhause say; daß er seit seinem zwölften Jahre die Goldschmiedsprofession getrieben, und nach 1723, nachdem er solche ausgelernt, in Leipzig, Dresden, Breslau, Erfurt, Jena, Naumburg, und zuletzt hier bey benannten Goldschmieden gearbeitet habe. – Da er aber nicht einmal die Berliner Probe kannte, so vermehrte sich der Verdacht wider ihn, und er wurde dem hiesigen Magistrat abgeliefert. Seine erste Vernehmung geschah den 8. März besagten Jahres, da er denn gleich seinen wahren Namen Andreas Christian Käsebier und Halle als seinen Geburtsort, woselbst sein vor einigen Jahren verstorbener Vater Bürger und Schneider gewesen, zugleich sein Alter auf 35 Jahre angab. Er erzählte, daß er in seiner Jugend

das Schneiderhandwerk erlernet, solches aber nicht fortgesetzt hat, sondern anfänglich vor schon etwa 13 bis 14 Jahren den Spielen auf den Märkten nachgelaufen ist. Hierauf hat er mit einigen Gehülfen zu Linz den ersten Diebstahl auf der Messe an einem Kaufmann begangen, und davon 600 Gulden Franzgeld für sich erworben. Dies Geld hat er an Pferde angelegt, solche in Halle den Studenten vermiethet und davon sich zu nähren gesucht. Er hat aber auch diese Lebensart wieder dran gegeben, und zu Dresden den Schwedischen Residenten von Wolfenstierna, zu Wien einen Doktor der Medizin, einen Offizier, einen Schneider Namens Schulz, und noch jemand in dem Wirtshause zum Ochsen genannt, wie auch zu Prag einen katholischen Geistlichen und einen Goldschmied Namens Meschula bestohlen. Hier in Berlin hat er neun verschiedene ausführlich beschriebene Diebstähle verübt; nehmlich 1. bey dem Rittmeister v. Ponickau; 2. bey dem Französischen Materialisten Guiremaudt; 3. bey dem Lieutenant von Rotenburg; 4. bey einem Sammtfabrikanten auf der Friedrichsstadt; 5. bey dem Grafen von Schönburg; 6. bey dem Unteroffizier von der K. Leibgarde Voigt; 7. bey einer unbekannten Frau auf der Friedrichsstadt; 8. bey dem Schuster Feistel; 9. bey der Frau eines Unteroffiziers, Nahmens Jägerin. Er hat auch in Frankfurt an der Oder einen Kaufmann, der zur Meßzeit sein Quartier am Markte gehabt, bestehlen helfen. Überhaupt aber hat er, wegen seiner Verbindung mit den Hauptdieben, an allen auch ohne sein Zuthun von ihnen begangenen Diebstählen seinen Antheil genossen. Von seinen benannten Gehülfen gab er eine solche Verstockung vor, daß die hin und wieder an ihnen schon vollzogne Leibesstrafen, als Festungsarbeit, Brandmahle und Staupenschläge, zu ihrer Besserung nichts fruchteten, und daß kein Bekenntnis von ihnen zu erhalten sey, weil sie die Marter nicht achteten; man möge daher von solcher abstehen. Er selbst hat solche in Prag in einem ziemlich schweren Grade ausgestanden, und ist auch dortselbst an den Pranger gestellt worden. Indessen hat er, mit einem gewissen Stolze (sic!) fest behauptet, daß er oder seine Cameraden sich keiner gefährlichen Mittel, als bloß der sogenannten Dietheriche, zu Eröffnung der Thüren und anderer verschlossenen Behältnisse, bedient; mithin bey Bestehlung der Leute niemals Hand an sie angelegt, noch die mindeste Gewalt durch Binden, Knebeln oder sonst ausgeübt haben, noch

bey einem einzigen Diebstahle jemals etwas mördliches zugleich mit vorgegangen sey. Er hat auch des Gegentheils hievon, aller aufs sorgfältigste angestellten Erforschungen ungeachtet, nicht überführt werden können. – In dem den 18. July 1748 vom Criminalsenat nach Hofe abgestatteten Gutachten ward er zwar für einen gefährlichen und verläumdeten Dieb erklärt: Allein es waren doch auch Bewegungsgründe vorhanden, ihn mit der Todesstrafe zu verschonen. Denn es ging aus den verhandelten Untersuchungsakten hervor: daß er seine geführte Lebensart, wozu in seiner Jugend böse Gesellschaften vieles beygetragen, verabscheute, und sich durch die Lecture bedeutsamer Bücher ein nicht unbeträchtliches Wissen und eine vortreffliche Ausdrucksweise angeeignet hat. Er bequemte sich auch gleich im Anfang der Untersuchung zum gütlichen und freywilligen Bekenntnis der Wahrheit, und ging dabey so aufrichtig zu Werke, daß er auch solche Diebstähle wider sich und andre zugestand, von welchen beynahe keine Spur übrig war. Durch seine Anzeige aber wuchs dem Publico der besondere Nutzen zu, daß nicht allein die wahren Thäter und deren damals zerstreute Gehülfen, nebst den Oertern, wo sie sich am meisten aufzuhalten pflegten, sondern auch diejenige, welche den Dieben theils durch Anweisung der Gelegenheit zum Stehlen, theils durch Aufnahme derselben und Verhehlung der gestohlenen Sachen, Beystand geleistet, bekannt wurden. Durch seine Entdeckung der Pläne zu künftigen Diebstählen, die an unterschiedenen Oertern und Wohnungen so wohl hier als anderswo noch ausgeführt werden sollten, konnten die Eigenthümer und Besitzer, welche davon benachrichtiget und gewarnt worden, sich zeitig dagegen in Sicherheit setzen.

Der Criminalsenat trug daher dahin an:

‚daß Inquisit seiner zugestandenen und vielfältig begangenen großen Diebstähle halber mit der auf dergleichen Laster in Rechten sonst geordneten Strafe des Stranges, vorkommenden Umständen nach, zwar zu verschonen; dagegen aber derselbe, wenn er vorher zu Staupen geschlagen, auf Lebenszeit nach einer Festung zu bringen, auf solcher zur gewöhnlichen Arbeit anzuhalten, und alle Vorsicht dabey anzuwenden, daß ihm keine Gelegenheit von derselben zu entfliehen, gelassen werde.'

Dies wurde von Sr. K. Majestät den 11. August bes. Jahres allerhöchst bestätigt, und das Gouvernement zu Spandau erhielt

die Ablieferungsordre. Bey Eröffnung des Urtheils wollte er zur weiteren Vertheidigung verstattet seyn. Der Staupenschlag schien ihn am meisten zu kränken. Die hartnäckigen Spitzbuben, sagte er, die nichts gestanden, würden sich darüber freuen, daß er wegen seines aufrichtigen Bekenntnisses noch den Staupbesen obenein empfinge, indem sie mit dieser Strafe nicht wären belegt, sondern bloß zur Festung abgeliefert worden. Er wünschte auch einen anderen Ort als Spandau. Endlich erklärte er sich näher, sich der erwähnten Strafe zu unterwerfen, wenn nur die gesuchte Veränderung des Festungsplatzes bewilligt würde. Dies ist auch nachher im Rescript vom 24. September 1748 geschehn, und er ist nach Stettin abgeliefert worden. Hier war er gleichsam Oberaufseher über die übrigen Mitgefangenen. Er sammelte die Almosen, die ihnen von den Vorbeygehenden gegeben zu werden pflegen. Er errichtete davon ein Magazin von allerhand Eßwaren und Viktualien zu ihrer und seiner Versorgung. Im Anfang des vorletzten Krieges ist er weggebracht worden, und von seinem nachherigen Schicksal sind keine zuverlässigen Nachrichten vorhanden."

Zu den in Stettin von ihm erzählten Diebesstreichen (siehe Krügers „Träume", den elften Traum) gehört auch folgender: Er will einstmals den Viehmarkt in einer gewissen Stadt besuchen. Er trifft in dem Hingang auf einer Weide eine fette Kuh an, merkt sich einige Gegenden und spricht am Abend einen Bauer, dem die Kuh gehörte, um ein Nachtlager an. Er erhält solches auf dem Heuboden, und als alles schläft, geht er auf die Weide und bindet die Kuh an einen Baum auf einem etwas entfernteren Nebenwege an; geht wieder zurück, und des Morgens beym Aufstehen heult ihn der Bauer über die Entwendung seiner Kuh schon entgegen. Käsebier bezeugt sein Mitleid darüber und läßt sich solche nach Gestalt und Farbe genau beschreiben, mit der Vertröstung, daß er auf dem bevorstehenden Viehmarkt sich bemühen würde, ihm die Kuh, welche vermutlich daselbst zum Verkauf gebracht würde, wieder zu verschaffen. Er geht fort, nimmt auf dem Wege die Kuh mit und langt bey einer Mühle an, wo er in der Nähe ein gutes Pferd wahrnimmt. Der Müller läßt sich mit ihm in Unterredung ein; kauft ihm die Kuh für einen wohlfeilen Preis ab, und Käsebier bedingt sich dabey ein Abendessen und Nachtquartier aus. Des

Nachts holt er sich das Pferd und reitet damit zum Viehmarkt. Der Bauer findet sich ein; und Käsebier verkauft ihm das Pferd sehr wohlfeil; zeigt ihm dabei an, daß er glaube, die beschriebene Kuh bey einer Mühle in einer genau bezeichneten Gegend gesehn zu haben. Der Bauer reitet dahin, findet solche wieder, und der Müller, dem er sie abfordert, sieht sein entwandtes Pferd. Beyde werden den ihnen gespielten Betrug gewahr und vereinigen sich über ihr Eigenthum.

DIE HETZJAGD

Eine Tragikomödie in fünf Akten
des k. u. k. Generalstabs

PERSONEN

Erzherzog Viktor Salvator, Generaltruppeninspektor
Feldmarschalleutnant Conrad von Hötzendorf, Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabs
Generalmajor Anton Höfer, dessen Stellvertreter
Oberst Alfred Redl, Generalstabschef des 8. Korps in Prag
Oberst Peter Umanitzky, Chef des Evidenzbureaus des Generalstabs
Wenzel Worlitschek, Majorauditor
Stefan Hromadka, Leutnant im Ulanenregiment Nr. 7
Franzi Mittringer, seine Braut
Baronin Daubek
Rigo, Zigeunerprimas
Strebinger | Detektive der Wiener Staatspolizei
Steidl |
Der Portier vom Hotel Klomser
Franz, Diener im Hotel Klomser

Die Vorgänge spielen sich am Abend des 24. Mai 1913 in Wien ab.

I

IM HOTELZIMMER DES OBERSTEN REDL

Redl, Hromadka, später Franzi.

Redl *sitzt auf dem Sofa, hält den Arm um Hromadka geschlungen:* Sag mir, daß du das nicht im Ernst meinst, ich bitte dich, sag mir das! Um Gottes willen, das kann ja nicht dein Ernst sein, Stefan! Du weißt ja nicht, was ich alles für dich getan habe...

Hromadka: Natürlich weiß ich das. Und ich bin dir gewiß sehr dankbar...

Redl: Nein, du weißt nicht, was ich für dich getan habe. Wie weit ich gegangen bin, Stefan – furchtbar weit... Und nun willst du mich verlassen. Sag mir, daß du's nicht ernst meinst, daß du mich nicht verlassen willst!

Hromadka: Ich will dich nicht verlassen. Ich will nur heiraten.

Redl: Heiraten – das nennst du „nicht verlassen"! Dann ist doch alles aus für mich und für dich. Du bist ein junger, hübscher Bursch – jeder hat dich gern, die Welt steht dir offen. Und nun willst du alles aufgeben, willst dich festschmieden – und noch dazu wegen einer Frau! Wegen einer Frau! Wer gibt sich denn schon mit Frauen ab? Müßiggänger in den Bars, Geschäftsreisende in den Hotels! Und dabei sind hundert Frauenzimmer noch immer besser als eines! Was willst du mit einer Frau reden? Ich werde dir ein Buch borgen, „Der physiologische Schwachsinn des Weibes".

Hromadka: Aber wenn ich sie liebe!

Redl: Ach was, du liebst sie nicht. Du hast dich nur von ihr einfangen lassen, sie will eben versorgt sein, und du warst zugänglich, weil ich schon so viele Monate nicht bei dir war. Ich bin zu lange nicht in Wien gewesen – ich habe mich gefürchtet, hierherzufahren, weil ich es geahnt habe, daß du mir untreu geworden bist. Ich bin nicht gekommen, obwohl

hier etwas Wichtiges auf mich wartet – seit Monaten wartet etwas Wichtiges auf mich – und doch bin ich nicht...

Hromadka: Deine Ernennung zum Sektionschef?

Redl: Nein, noch nicht, etwas anderes.

Hromadka: Etwas Unangenehmes?

Redl: An sich nicht. Aber wenn du mich verläßt, so verläßt mich mein ganzes Glück. Stefan, schau, fahr mit mir fort, in die Schweiz, nach Italien, daß du auf andere Gedanken kommst. Pfeif auf das Frauenzimmer!

Hromadka: Sie liebt mich doch.

Redl: Und ich liebe dich nicht? Bist du nicht mein einziges Glück auf der Welt? Habe ich dir je Anlaß gegeben, dich über mich zu beklagen? Ich bin uneigennützig, ich will nur deine Liebe. Aber sie – was ist sie überhaupt, woher hat sie die Kaution? Gott weiß, was das für eine hergelaufene Dirne ist!

Hromadka *entschieden:* Pardon, du darfst sie nicht beleidigen. Wenn du mich früher gefragt hättest, hätte ich dir erspart, sie zu beleidigen. Meine Braut ist Beamtentochter, eine Industriallehrerin, hier in Wien. Wenn sie in der Schule bleibt, so brauchen wir keine Kaution – das ist eine kaiserliche Verordnung. Ich habe allerdings gehofft, daß sie ihre Stellung aufgeben...

Redl: ...daß ich die Kaution erlegen werde!

Hromadka: Ja, ich habe es gehofft, obwohl mir Franzi verboten hat, das anzunehmen. Aber jetzt, da du sie beleidigst...

Redl: Franzi weiß von mir?

Hromadka: Sie weiß, daß du mein Freund bist.

Redl: Sie weiß, daß ich in Wien bin?

Hromadka: Ich habe ihr gesagt, daß ich zu dir gehe.

Redl: Und was weiß sie sonst?

Hromadka: Nichts.

Redl: Ja, „nichts"! Gib dich nur einem Weib in die Hand, du Narr! Sie denkt sich sicherlich ihren Teil – die Weiber haben nur Verstand für das, was sie nichts angeht. Aber d a r i n sind sie unfehlbar. Schau, Stefan, laß die Weiber Weiber sein und bleib mein Freund. Ein Mann enttäuscht einen Mann niemals – bleib bei mir, Stefan! Schau, ich bin in einem Jahr General, ich bin der bestbeschriebene Genralstäbler der Monarchie – ich muß Chef des Operationsbureaus werden, vielleicht Chef

des Generalstabs oder Kriegsminister, und du – *er setzt sich zu ihm und umschlingt ihn* – du wirst mit mir aufsteigen, wirst außertourlich avancieren, in die Kriegsschule kommen, wenn du willst – einen Schimmel kauf ich dir in Kladrub, mit goldgestickter Decke, und einen Attila mit Biberbesatz – willst du? *Es klopft, sie merken es nicht.* Willst du? Ich verlange ja nichts dafür, als daß du mich liebhaben sollst...

Franzi ist unbemerkt eingetreten.

Redl: ...recht liebhaben, weiter will ich ja nichts von dir, als daß du mein Steffi bleibst und ich dein Fredi...

Franzi tritt vor.

Hromadka *springt auf:* Franzi! *Pause.* Franzi! Ich muß dir erklären...

Franzi *traurig:* Du brauchst mir gar nichts zu erklären, Stefan. Ich kenne dich genau und weiß, daß du ein guter Junge bist; und wenn du auch leichtsinnig bist, so hast du mich doch gern und bist überzeugt, daß ich's gut mit dir meine. Nein, Stefan, – *sie mißt Redl* – du bist nicht schuldig.

Redl *kalt:* Sie wollen also sagen, ich bin „schuldig", gnädiges Fräulein?

Franzi *ausfallend:* Ja, das will ich sagen, ja, das will ich sagen! Schämen Sie sich, Herr Oberst, schämen Sie sich in Ihren goldenen Kragen hinein...

Hromadka: Aber Franzi, das verstehst du nicht.

Franzi: Nein, das verstehe ich Gott sei Dank nicht und will es nicht verstehen. Ich mische mich auch nie in das, was ein Mensch tut. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet", habe ich in der Religionsstunde gelernt. Und ich will erst recht nicht richten, wovon ich nichts verstehe... Aber was ich verstehe, Herr Oberst, ist, daß Sie diesen armen Jungen verführt haben und weiter verführen wollen. Sie haben ihn verwöhnt und verhätschelt und wollen ihn nun verderben, für immer verderben. Deshalb bin ich hierhergekommen, um Ihnen zu sagen, Herr Oberst, daß Sie mir meinen Stefan nicht ruinieren sollen. Was wollen Sie von ihm?

Redl: Mischen Sie sich nicht in Männersachen, gnädiges Fräulein.

Franzi: Nein, ich will mich nicht in Ihre Männersachen

mischen, Herr Oberst, an denen Sie gewiß selbst schwer zu tragen haben. Ich sehe es Ihnen an, daß Sie selbst nicht glücklich sind – aber ziehen Sie diesen Jungen nicht mit in Ihr Unglück. Machen Sie sich Ihre Männersachen mit Männern ab, die so sind wie Sie, aber dieser Bub da ist nicht so, wie Sie sind, er liebt mich, verstehen Sie, eine Frau!

Redl: Es ist doch wohl mir überlassen, mit wem ich Freundschaft halten will.

Franzi: Was sprechen Sie da von Freundschaft? Warum belügen Sie sich selbst? Ist das eine Freundschaft, wenn Sie doppelt so alt sind wie er? Was ist das für eine Freundschaft, wenn Sie diesen braven Bauernjungen unter Kavallerieoffiziere gesteckt haben, unter adelige Nichtstuer, die ihn offen verachten würden, wenn sie nicht vor Ihnen Angst hätten, der Sie ihn angeblich protegieren, während Sie in Wirklichkeit nichts für ihn tun wollen.

Hromadka: Aber Franzi! Oberst Redl hat doch wirklich genug für mich getan!

Franzi: Das glaubst du! Ja, er hat dir ein Reitpferd gekauft und schöne Uniformen machen lassen und dir eine Wohnung eingerichtet und dir Bonbons geschickt und Champagner, aber warum? Damit er dich an das Wohlleben gewöhnt, damit du dich nicht von ihm losreißen kannst. Aber hat er dir nicht versprochen, dich in die Kriegsschule zu bringen? Warum redet er dir nicht zu, daß du lernen sollst, dich für die Prüfung vorbereiten? Nur weil er Angst hat, du könntest selbst etwas leisten und ihn nicht mehr brauchen. Deshalb bist du auch noch nicht dem Evidenzbureau zugeteilt, obwohl er dir's versprochen hat. Wenn er wirklich gewollt hätte, wärest du schon zehnmal drin! Ein Wort vom Obersten Redl sollte nicht genügen?

Redl: Gnädiges Fräulein überschätzen meine Macht.

Franzi: O nein, Herr Oberst, ich habe mich genau nach dem Mann erkundigt, der sich als Freund meines Stefan bezeichnet. Und ich habe überall die gleiche Auskunft bekommen: der Name des Obersten Redl gilt in der Armee beinahe soviel wie der Name des Kaisers. Oberst Redl ist der geniale Organisator des österreichischen Kundschaftsdienstes, Oberst Redl ist ein Meister in der Anwerbung von Spionen, Oberst Redl ist unfehlbar in der Entlarvung von Spionen und unwiderlegbar

als Sachverständiger in Spionageprozessen, er ist es, der alle Angeklagten in den Kerker bringt. Das sind Sie, Herr Oberst Redl! Mir hat das alles nicht gefallen, denn ich habe aus dem Religionsunterricht nur eines behalten: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." Und wie man Spione anwerben kann und gleichzeitig bestrafen, verstehe ich nicht... Aber, was ich mir vor allem gedacht habe, war das: wenn er hundert Feinde leicht in die Karriere des Verbrechens bringen kann, so könnte er auch einen Freund leicht in die Karriere der Arbeit bringen.

Redl: Gnädiges Fräulein, ich verbiete Ihnen, sich in meine dienstlichen Angelegenheiten zu mischen.

Hromadka: Franzi, du benimmst dich skandalös!

Franzi: Jawohl, Herr Oberst, Sie haben hier ein Recht, sich etwas zu verbieten. Ich soll mich nicht in Ihre Männersachen mischen und nicht in Ihre dienstlichen Angelegenheiten. Gut, Herr Oberst! Aber mischen Sie Stefan, meinen Jungen, nicht in Ihre traurigen Männersachen und in Ihre traurigen dienstlichen Angelegenheiten. Sonst werde ich es Ihnen verbieten. Armer Stefan! *Zu Redl:* Wir sehen uns wieder. *Ab.*

Redl: Da hast du eine Vorahnung der Gardinenpredigten, die auf dich in deiner Ehe warten! Wie sie dir nachgeschnüffelt hat! Und wie sie über mich Erkundigungen eingezogen hat! – Kein internationaler Spion könnte mehr erfahren! Und wie sie meine Tätigkeit kritisiert...

Hromadka: Ich muß dich um Entschuldigung bitten.

Redl: Na schön. Aber ich will dich den Fängen dieses Weibes entreißen, das ist eine Hexe, sag ich dir. Fahr mit mir fort, wir machen eine herrliche Alpentour.

Hromadka: Ich habe doch keinen Urlaub.

Redl: Ich verschaffe dir ihn morgen, willst du?

Hromadka *zögernd:* Aber...

Redl: Kein aber! Willst du? *Da Hromadka den Kopf schüttelt.* Wir fahren im Auto. In einem Tourenwagen, ich kaufe dir einen Tourenwagen.

Hromadka: Einen Austro-Daimler?

Redl: Ja, einen Austro-Daimler.

Hromadka: Wann?

Redl: Morgen früh.

Hromadka: Ehrenwort?

Redl *lächelnd:* Ehrenwort.

Hromadka: Hast du soviel Geld?

Redl: Ja.

Hromadka: Hier in Wien?

Redl *sieht auf die Uhr:* Ja, aber geh jetzt und packe deinen Koffer. Und morgen kommst du? Ehrenwort?

Hromadka: Ehrenwort! Du gehst doch auch weg?

Redl: Nein – das heißt, ich gehe jetzt auch weg.

Hromadka: Also gut, da gehn wir gemeinsam.

Redl: Nein, das geht nicht. Ich muß erst Zivil anziehen.

Hromadka: Na, ich warte gerne.

Redl: Nein, ich habe einen privaten Weg.

Hromadka *scherzhaft mit dem Finger drohend:* Aha, Liebesangelegenheiten, was?

Redl: Keine Spur! Etwas ganz anderes. Aber geh jetzt!

Hromadka: Na, na, schmeiß mich nur nicht hinaus. Soll ich dir ein Auto herschicken?

Redl: Ja, bestell mir ein Auto – oder nein, ich nehme mir unterwegs einen Wagen.

Hromadka: Wie du willst! Also, gehorsamsten Respekt, Herr Oberst! *Ab.*

Redl: Auf Wiedersehen morgen, mein Stefan! *Er zieht rasch den Waffenrock aus.*

Vorhang.

II

DIE KRIMINALISTISCHEN EINRICHTUNGEN DES KUNDSCHAFTSDIENSTES

Der Chef des Evidenzbureaus Oberst Umanitzky; dann der Generaltruppeninspektor Erzherzog Viktor Salvator und der Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabs FMLt. Conrad von Hötzendorf.

Umanitzky *am Schreibtisch sitzend, telefoniert:* Nein, nein, Herr Polizeirat, entlassen Sie den Mann heute um sechs Uhr aus der Haft, ich schicke jemanden auf die Elisabeth-Promenade, der ihn überwachen wird. Da wird sich ja das weitere herausstellen.

Salvator und Conrad treten ein.

Umanitzky *springt auf:* Gehorsamsten Respekt, Kaiserliche Hoheit! Gehorsamsten Respekt, Exzellenz!
Conrad: Guten Tag, Herr Oberst!
Salvator *Umanitzky die Hand reichend:* Servus, Umanitzky! Wie geht's denn alleweil? Geht's noch immer bei den Maderln? Gestern war ich im Tabarin, da ist jetzt eine Ungarin, die Ilonka, tadellos – *mit Handbewegung:* Vorhut, Nachpatrouille...
Conrad: Herr Oberst, wir kommen, die Einrichtungen des Kundschaftsdienstes in Augenschein zu nehmen.
Salvator: Hast du einen Kognak, Umanitzky? Oder einen Whisky-Soda? Du, vorgestern nachmittag hab ich bei Sacher einen Sherry-Cobbler gezuzelt, die Ertrinkenden halten sich ja an jedem Strohhalm fest...
Conrad: Wir sind dienstlich hier, Kaiserliche Hoheit.
Salvator *streng:* Freilich, dienstlich, Herr Oberst! Ich befehle Ihnen, uns die Einrichtungen des Kundschaftsdienstes zu zeigen. Ich verbiete Ihnen, hier Privatgespräche zu führen! *Aus der Rolle fallend:* Hast du wirklich keinen Kognak?

Conrad bedeutet Umanitzky, Salvator eine Flasche Kognak hinzustellen. Salvator setzt sich und trinkt.

Umanitzky *erklärt:* Hier, Exzellenz, sind die Photographien aller spionageverdächtigen Personen des In- und Auslandes alphabetisch eingeordnet, Spione und Spioninnen.

Salvator *aufspringend:* Sapperlot! Weiber hast du auch da? Sind fesche Weiber darunter, ja? Das muß ich mir einmal ansehen!

Conrad: Wir sind dienstlich hier, Kaiserliche Hoheit.

Salvator: Na, was denn! Was glauben Sie eigentlich, Herr Oberst? Wir sind dienstlich da, Herr Oberst! Glauben Sie denn, wir gehen zum Privatvergnügen in eine Militärkanzlei? *Aus der Rolle fallend:* Geh, zeig mir ein paar fesche Weiber, Umanitzky, mach ka G'schichten.

Conrad: Wie beschaffen Sie sich die Bilder, Herr Oberst?

Umanitzky: Die Photographien der Personen, die angehalten wurden oder vorbestraft sind, übersenden uns die Polizeibehörden. Andere Bilder bekommen wir von unseren Konfidenten. Manche Personen photographieren wir, ohne daß sie es merken...

Conrad: Ohne daß sie es merken?

Salvator: Ohne daß sie es merken? Das ist riesig praktisch! Du, da kannst du ja auch Aktphotographien machen, was? Na, sicher machst du auch Aktphotographien; Umanitzky, bitt schön, zeig mir ein paar nackte Weiber, bitt schön, bitt schön!

Conrad: Wie photographieren Sie die Leute, ohne daß sie davon wissen?

Umanitzky: Jede Person, die hier in diesem Stuhl sitzt und sich zur Spionage anbietet oder mir irgendwelche Mitteilungen macht, wird en face und im Profil photographiert. Diese Gemälde an der Wand sind für die Doppellinse eingeschnitten, und hinten – *er dreht die Gemälde um* – steckt der photographische Apparat.

Conrad: Ausgezeichnet!

Salvator: Ausgezeichnet! *Er setzt sich in den Klubfauteuil.* Du mußt mich jetzt gleich photographieren. Sechs Kabinettbilder, bitte. Weißt, ich war vorgestern beim Ronacher, und da hab ich mir die sechs Piccadilly-Girls ins Séparée bestellt,

weißt du, die von dem englischen Ballett, und die wollen jede eine Photographie von mir.

Conrad *zu Umanitzky:* Bitte weiter, Herr Oberst.

Umanitzky: Außerdem wird von jeder Partei ein Fingerabdruck abgenommen, ohne daß sie davon eine Ahnung hat. Diese Abdrücke werden dann in die daktyloskopische Registratur eingereiht...

Conrad: Wie stellen Sie diese unbemerkten Fingerabdrücke her?

Umanitzky: Entweder lasse ich das Telefon läuten und reiche meinem Gast die Zigarettenschachtel oder die Bonbonniere hin, während ich spreche. Oder ich offeriere eine Zigarette, und die Partei schiebt das Feuerzeug mit dem Aschenbecher zu sich. Die Schachtel aber und der Aschenbecher sind mit Mennige bestreut.

Conrad: Und wenn die Partei weder eine Zigarette noch einen Bonbon nimmt?

Umanitzky: Dann lasse ich mich für einen Augenblick aus dem Zimmer abberufen. Ist die Person ein Spion, so greift sie bestimmt nach diesem Akt da, auf dem steht: „Geheim! Streng reservat!" Und dieser Akt ist auch mit Seidenpulver bestreut.

Conrad: Kolossal praktisch!

Salvator: Das ist gar nicht praktisch! Wenn ich bedenk, wo ich überall hingreifen tu mit meinen Fingerspitzen – da kann ja jeder hergehen und nach den Fingerspuren mein Inkognito lüften! Vor vier Tagen zum Beispiel war ich zum Beispiel bei der Madame Rosa im Séparée...

Conrad: Wir sind dienstlich hier, Kaiserliche Hoheit.

Salvator: Natürlich dienstlich. Ich frage Sie dienstlich, Herr Oberst, kann man auch an einem Frauenkörper Fingerspuren konstatieren?

Umanitzky: Gewiß, Kaiserliche Hoheit.

Salvator: Das ist eine Schweinerei! Ja, soll man denn gar kein Vergnügen mehr haben auf derer Welt?

Conrad: Bitte weiter, Herr Oberst!

Umanitzky: Hier, dieser Schrank...

Conrad: Diese Hausapotheke?

Umanitzky: ...ist keine Hausapotheke, Exzellenz, sondern darin...

Salvator: ...darin ist Champagner. Hab ich's erraten, Umanitzky, was? Ich bin schlau, was? Schon von Jugend auf bin ich so gescheit; wir haben eine Zofe gehabt, die hat immer gesagt, ich bin so gescheit, daß man mit mir Mäuse fangen könnt. Aber ich weiß nicht, wie's kommt, ich fang keine Mäuse mehr. Heute nacht, wie ich aus dem Tabarin nach Haus gefahren bin, hab ich so viel weiße Mäuse gesehen...

Conrad: Was ist also darin, in der Hausapotheke?

Salvator: Champagner ist drin, ich hab's doch schon gesagt! Ich bin selbst darauf gekommen.

Umanitzky *öffnend:* Darin ist der Aufnahmeapparat eines Grammophons, der vor wichtigen Gesprächen aufgezogen wird. Hier sehen Sie den Schalltrichter.

Salvator *enttäuscht:* In den huste ich.

Umanitzky: Alles, was gesprochen wird, wird von einem Stift in eine Grammophonplatte gekratzt und protokollarisch festgelegt.

Salvator: Das ist großartig! Du, Umanitzky, du mußt mir das jetzt sofort vorspielen lassen, was ich hier gesprochen hab. Das wird fabelhaft sein!

Umanitzky: Bedaure, Kaiserliche Hoheit, der Apparat war nicht aufgezogen.

Salvator: Das ist aber eine Schlamperei! Natürlich – so gehen meine besten Aussprüche verloren! Schade um jedes Wort, das man redet! Aber ich laß mir jetzt zu Hause einen solchen Apparat einbauen, und am Abend werde ich immer das, was ich gesprochen habe, der Akademie der Wissenschaften einschicken für die philosophische Klasse. Du weißt doch, Conrad, daß ich Protektor der Akademie der Wissenschaften bin?

Conrad: Gewiß, Kaiserliche Hoheit. Auch weiland Ihr Herr Vater ist ja schon Protektor der Akademie der Wissenschaften gewesen.

Salvator: Aha, ich weiß schon, was du sagen willst: du glaubst, ich hab das geerbt, daß alles nur Protektion ist. Nein, mein Lieber, so einfach ist das nicht! Ein bisserl was hat es mir schon genützt, daß ich ein Erzherzog bin, das gebe ich zu, aber etwas muß man auch schon selbst leisten, bevor man Protektor der Akademie der Wissenschaften wird!

Conrad: Gewiß, Kaiserliche Hoheit! *Zu Umanitzky:* Ihre Einrichtungen sind raffiniert und hochinteressant! Sind die nach Ihren Angaben geschaffen worden?

Umanitzky: Nein, Exzellenz, ich muß wahrheitsgemäß feststellen, daß alle diese Einrichtungen von Oberst Redl stammen. Als Leiter der Kundschaftsstelle hat Oberst Redl alles organisiert, die Bedingungen für die Anwerbung und Aufnahme von Kundschaftern verfaßt und die Normen für die Entlarvung feindlicher Spione.

Conrad: Ein genialer Kerl, der Redl. Der wird noch einmal mein Nachfolger werden.

Salvator: Ein ekelhafter Kerl, der Redl. Ich hab ihn noch nie mit Mädeln gesehen.

Umanitzky: Es ist schade, daß Redl nicht mehr hier ist.

Conrad: Ja, ich habe ihn eben in Prag als Generalstabschef gebraucht. Es kann jeden Moment ein Krieg ausbrechen, und Prag ist ein böses Terrain – Panslawismus, Staatsrecht, Antimilitarismus, antidynastische Gesinnung und latenter Hochverrat – da muß einer dort sein, der sich mit dem Spitzeldienst so auskennt wie der Redl.

Umanitzky: Übrigens darf ich wohl ohne Übertreibung gehorsamst bemerken, daß die Einrichtungen auch unter meiner Leitung so tadellos funktionieren, als ob Oberst Redl da wäre.

Conrad: Herr Oberst, ebendeshalb sind wir hergekommen. Die Spionageabwehr funktioniert nicht zu unserer Zufriedenheit. Was nützen mir all diese kriminalistischen Einrichtungen, wenn jede unserer geheimsten Vorkehrungen an der russischen, serbischen und italienischen Grenze schon nach drei Tagen mit feindlichen Gegenmaßnahmen beantwortet wird?

Umanitzky: Exzellenz, wir müssen von sehr hochstehender Seite verraten werden.

Salvator *beiseite:* Meiner Seel, jetzt werde ich vielleicht noch selber in Verdacht kommen. *Laut:* Aber, meine Herren, ich weiß ja gar nichts von Grenzvorkehrungen, mein Ehrenwort! Ich könnt höchstens den Aufmarschplan vom Ballett verraten oder die Dienstvorschriften bei der Frau Sachs.

Conrad: Gewiß, wir werden von sehr hochstehender Seite verraten. Und es ist eben Sache des Evidenzbureaus, herauszu-

finden, wer diese sehr hochstehende Seite ist. Was haben Sie unternommen, Herr Oberst?

Salvator: Ich würde diese sehr hochstehende Seite einfach verhaften. Und aufhängen. Ganz egal, wer's ist, du oder ich – das heißt, ich nicht, aber der Umanitzky zum Beispiel. Sag mal, Conrad, warum läßt du diese sehr hochstehende Seite nicht einfach verhaften?

Conrad: Aber, Kaiserliche Hoheit, man weiß doch gar nicht, wer es ist.

Salvator: Da muß man es eben herausfinden!

Conrad: Gewiß, Kaiserliche Hoheit. Also, Herr Oberst, was haben Sie unternommen?

Umanitzky: Wie Exzellenz wissen, haben wir auf dem Wiener Hauptpostamt ein „Schwarzes Kabinett" etabliert, wo die verdächtigen Briefe geöffnet werden – dem Staatsgrundgesetz zum Trotz, das die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses garantiert.

Conrad: Sie wissen doch, Herr Oberst, Sie haften mir dafür, daß kein Mensch davon erfährt, sonst hätten wir schöne Skandale im Parlament.

Umanitzky: Die Polizeibeamten, die die Zensur vornehmen und durchschnittlich tausend Briefe im Tag öffnen, sind selbst nicht darüber informiert, daß sie im Auftrage der Militärbehörden arbeiten. Sie glauben, daß sie hauptsächlich wegen Zollschwindeleien und Schmuggel die Zensur vornehmen.

Conrad: Und das Resultat?

Umanitzky: Außer den beiden Briefen, die bei der Hauptpost liegen, hat sich noch nichts Besonderes ergeben.

Conrad: Das sind die Geldsendungen von der russischen Grenze?

Umanitzky: Jawohl, Exzellenz, aus Eydtkuhnen.

Conrad: Und wie lange liegen die schon dort?

Umanitzky: Der erste mit achttausend Kronen Inhalt ist schon im Februar angekommen, der zweite mit den sechstausend Kronen erst Anfang März.

Conrad: Also beinahe ein halbes Jahr! So hohe Geldbeträge – und niemand holt sie ab!

Umanitzky: Bisher nicht. Ich lasse natürlich den Postschalter bewachen.

Salvator: Einverstanden! Ausgezeichnet! Ein Doppelposten

mit „Bajonett auf“ geht vor dem Schalter auf und ab. Und wenn der Spion kommt, wird er gleich erschossen. Ausgezeichnete Idee, lieber Umanitzky, ich beglückwünsche dich.

Conrad: Wie führen Sie die Überwachung durch, Herr Oberst?

Umanitzky: Ich habe zwei Geheimagenten der Polizei in einem Zimmer des Postamtes untergebracht und dieses Zimmer durch ein Läutewerk mit dem Postschalter verbinden lassen. Wenn jemand die Briefe mit der Chiffre „Opernball 13“ abholen kommt, so drückt der Postbeamte auf den Knopf, die Detektive kommen herbei...

Salvator: ...und verhaften ihn, nicht wahr?

Umanitzky: Jawohl, Kaiserliche Hoheit, verhaften ihn.

Salvator: Sixt es, ich hab mir das gleich gedacht.

Conrad: Ich wollte, es wäre schon soweit. Herr Oberst, ich mache Sie persönlich dafür verantwortlich, daß die ganze Angelegenheit dieser Briefe aufgeklärt wird.

Umanitzky: Jawohl, Exzellenz.

Conrad: Ich muß jetzt gehen. Haben Kaiserliche Hoheit weitere Befehle?

Salvator: Nein, vorläufig nicht. Kannst gehen, Conrad. *Geheimnisvoll:* Ich werde hier noch ein bisserl inspizieren. *Laut:* Also Servus, Conrad! Wir sehen uns beim Nachtmahl im Grand Hotel. Servus! *Conrad ab.* So, Umanitzky, endlich allein! Und jetzt zeigst mir ein paar fesche Spioninnen! Hast du wirklich keine Photographien von nackten Weibern?

Umanitzky: Leider nicht, Kaiserliche Hoheit. Aber gestern war eine Polin hier, schwarz, aber prachtvoll!

Salvator: Kannst du mir sie nicht schicken? Ich werde ihr schon etwas stecken, eine falsche Nachricht oder so was.

Umanitzky: Ich weiß nicht, Kaiserliche Hoheit, ob sie noch einmal kommt.

Salvator: Dann zeig mir wenigstens ihr Bild. Du hast doch ihr Bild hier?

Umanitzky: Jawohl, Kaiserliche Hoheit: *Geht zur Registratur.* Wie hat sie denn geheißen? Aha... *Das Telefon läutet, Umanitzky will hingehen.*

Salvator: Zuerst das Bild, Umanitzky, bitt schön!

Umanitzky: Einen Augenblick, Kaiserliche Hoheit!

Salvator: Das Telefon läuft dir ja nicht weg!

Umanitzky: Ich werde es rasch erledigen. *Er nimmt den Hörer.* Hier Oberst Umanitzky. Wer ist dort? Aha, Hauptpostamt, ja. So? Behoben?

Salvator: Der Opernball? *Umanitzky nickt.* Gib mir das Telefon!

Umanitzky *stößt ihn leicht zurück:* Von einem eleganten starken Herrn, ja. Hat man ihn denn nicht sichergestellt? Was? Nein? Warum nicht? Was sagen Sie? Die beiden Detektive haben gerade ihre Hosen gebügelt, weil Samstagabend ist?! Schweinerei!! Dazu haben sie ein halbes Jahr auf ihn gewartet? Und konnten sie ihm nicht nachlaufen? Wie? Er ist gleich in ein Auto gesprungen, und sie hatten kein Auto? Warum hatten sie kein Auto?

Salvator: Warum hatten sie kein Auto? Ein jeder Detektiv hat ein Auto zu haben – oder noch besser zwei Autos, auf jedem Trottoir eines.

Umanitzky: Wo sind die Kerle? Sie versuchen das Auto auszuforschen? Was war's denn für ein Wagen? Wie, ein Taxi?

Salvator: Thurn-Taxis? Aha, Postamt Thurn-Taxis!

Umanitzky: Ein Taxi, zum Teufel, da nützt es ja nichts, wenn man es ausforscht, der Gauner ist doch sicher nicht direkt nach Hause gefahren, der ist entwischt! Schrecklich! Ja, schikken Sie mir sofort den Schalterbeamten her, vielleicht erkennt er den Kerl nach meinen Spionenphotographien. *Er hängt das Hörrohr ab.*

Salvator: Ja, sofort den Spion herschicken, vielleicht erkennt er den Schalterbeamten nach der Photographie.

Umanitzky: Schrecklich! *Ins Nebenzimmer:* Alle Herren hierbleiben! Permanenzdienst!

Salvator: Sehr gut, Permanenzdienst! *Ins Nebenzimmer:* Auf mein Kommando: Permanenzdienst! *Er ruft ins Hörrohr:* Ganze Garnison Bereitschaft! Kavallerie ausrücken, Attacke!!

Umanitzky *aufgeregt umhergehend:* So eine Schweinerei! Lassen die Detektive den Mann entwischen! Sie müssen gerade die Hosen bügeln!

Salvator: Na ja, die Hosen waren vielleicht schon ausgebuchtet.

Umanitzky: Aber daß sie das machen müssen, wenn die Briefe abgeholt werden!

S a l v a t o r *geheimnisvoll:* Weißt, vielleicht haben sie gar nicht gewußt, daß die Briefe grad behoben werden. Du, zeig mir jetzt die Photographie von der polnischen Spionin, Umanitzky!

U m a n i t z k y : Ich kann jetzt nicht, Kaiserliche Hoheit, jetzt muß man arbeiten.

S a l v a t o r : Natürlich, jetzt muß man arbeiten. *Er rennt von einem Apparat zum andern und macht sich daran zu schaffen. Ins Telefon:* Alle Kanonen herausstecken! Postamt Bereitschaft! Alle Briefträger auf die Pferde! So! Und jetzt soll sofort der Spion herkommen!

U m a n i t z k y : Kaiserliche Hoheit sollten sofort Exzellenz Conrad verständigen, daß die Briefe behoben sind.

S a l v a t o r : Natürlich, Conrad behoben – Briefe verständigen – wird gemacht!

U m a n i t z k y : Es hat Eile, Kaiserliche Hoheit.

S a l v a t o r : Natürlich! *In die Kognakflasche telefonierend:* Die Kriegsflotte auf die Donau bringen! Alle Spione Permanenzdienst! Servus, Umanitzky, ich muß fortgehen. *Erklärend:* Es hat nämlich Eile.

U m a n i t z k y : Gehorsamsten Respekt, Kaiserliche Hoheit.

Vorhang.

III

DETEKTIVE IN DER HOTELHALLE

Portier *klatscht in die Hände:* Franz! Gepäck von Nummer vierundsechzig! *Ins Kontor rufend:* Rechnung für Nummer fünfzehn, sechzehn! *Hinaufrufend:* Klara, vierundsechzig aufräumen! Franz! Wo steckt der Lausbub? *Franz kommt.* Gepäck von Zimmer vierundsechzig, aber schnell!

Strebinger im Raglan, mit karierter Mütze, glattrasiert, die englische Pfeife nervös in der Hand schwingend, stürmt herein. Hinter ihm kommt Steidl, grauer steifer Hut mit gerader Krempe, gelber Überzieher.

Portier: Die Rechnung für fünfzehn, sechzehn. *Zu den beiden:* Ein Zimmer mit Bad?
Strebinger: Mit Bad?
Steidl: Nein, wir wollen nur fragen...
Portier *eilt ab:* Einen Moment, bitte.
Strebinger *will ihn zurückhalten:* Hallo...
Steidl: Laß ihn, jetzt hat's wirklich keine Eile mehr.
Strebinger: Bei dir hat's niemals Eile! Genauso wie mit deinem Hosenbügeln, da hast du auch eine halbe Stunde herumgewurstelt!
Steidl: Die sehen aber auch aus wie vom Schneider, was?
Strebinger: Ich pfeif auf die Bügelfalte! Ein halbes Jahr hocken wir auf dem blöden Postamt, und endlich läutet die Glocke, und da haben wir beide keine Hosen an.
Steidl: Na, und was hat es uns geschadet?
Strebinger: Ich bitte dich, mach mich nicht verrückt! Was redest du für Unsinn! Was es uns geschadet hat? Entwischt ist er uns!
Steidl: Und wenn wir die Hosen angehabt hätten?
Strebinger: Dann hätten wir ihn noch anhalten können, bevor er ins Auto gestiegen ist.
Steidl: No ja, dann hätte er uns niedergeschossen.

Strebinger: Wir hätten aber unsere Pflicht erfüllt.

Steidl: Was ist das für eine Pflicht, sich erschießen zu lassen? Das steht nicht im Dienstvertrag.

Strebinger: So ist er uns vor der Nase weggefahren!

Steidl: Und wir wissen, daß er hier ist.

Strebinger: Durch einen glücklichen Zufall.

Steidl: Na, siehst du, wenn wir nicht die Hosen gebügelt hätten, wären wir erschossen und hätten keinen glücklichen Zufall.

Strebinger: Natürlich, du hast immer Ausreden für deine Langweiligkeit!

Steidl: Und du hast immer Eile. Du wolltest ja schon vom Postamt aus an den Herrn Polizeirat telefonieren, daß uns der Spion ausgerutscht ist. Da wären wir jetzt beide entlassen.

Strebinger: Ich konnte doch nicht wissen, daß wir dasselbe Auto nochmals treffen werden. Und ich habe gebrüllt, es soll stehenbleiben, obwohl es leer war.

Steidl: Na ja.

Strebinger: Ich habe gebrüllt, ich habe gebrüllt!

Steidl: Na ja.

Strebinger: Warum hast du nicht gebrüllt?

Steidl: Weil du gebrüllt hast! Wie sieht denn das aus, wenn zwei Leute auf der Ringstraße stehen und beide brüllen einen Chauffeur an?

Strebinger: Und wer hat den Chauffeur gefragt, wohin er von der Post mit dem Mann gefahren ist? Und wer hat dann gesagt, wir sollen ihm ins Café Kaiserhof nachfahren?

Steidl: Glaubst du, ich wäre in den Prater gefahren? Und das Messerfutteral da hab ich im Wagen gefunden!

Strebinger: Kein Kunststück, wenn ich den Wagen angebrüllt hab und dem Chauffeur befohlen, nochmals ins Café Kaiserhof zu fahren!

Steidl: Er war ja nicht mehr im Kaiserhof.

Strebinger: Aber ich hab am nächsten Autostandplatz herausgekriegt, daß er eben weggefahren ist.

Steidl: Aber nicht, wohin! Das hat der Wasserer mir gesagt, der dort die Karosserien wäscht und den Herren Chauffeuren Würsteln holt; der hat's gehört, wie der Herr gesagt hat: „Ins Hotel Klomser."

Strebinger: Na ja, gewiß, wir haben beide das gleiche Verdienst an der Ausforschung des Täters.

Steidl: Ja, wir wissen beide nicht, wer es ist.

Portier *kommt:* Was ist denn mit der Rechnung für Zimmer fünfzehn, sechzehn?

Strebinger: Verzeihen Sie, Herr Portier, wer ist denn jetzt mit dem Auto gekommen?

Portier: Na hören Sie, glauben Sie, ich habe Zeit, mich darüber zu unterhalten, wer mit dem Auto fährt und wer zu Fuß hatscht?

Steidl: Wir sind Detektive der Polizeidirektion.

Portier: Ah, das ist etwas anderes.

Franz *mit Gepäck beladen:* Gepäck von Zimmer vierundsechzig.

Portier: Ich hab jetzt keine Zeit! *Franz ab.* Also, Sie wollen wissen, wer jetzt mit dem Auto angekommen ist?

Strebinger: Ja, während der letzten halben Stunde.

Portier: Also, da haben wir zuerst das Fräulein Schönemann aus Berlin, die hat Nummer achtzehn mit Bad, dann ist um sechs...

Franz: Rechnung von fünfzehn, sechzehn!

Portier: Stör mich jetzt nicht, Lausbub, blöder! Also, dann ist noch gekommen Herr Nikolic aus Sarajevo...

Strebinger: Aha, das ist er...

Portier: So? Der ist gleich im Krankenstuhl ins Zimmer hinaufgebracht worden, der arme Herr hat keine Beine... und ist ein Verbrecher, wer hätte das geglaubt!

Strebinger: Keine Beine? Dann kann er nicht ins Auto gesprungen sein.

Steidl: Wer ist noch angekommen?

Portier: Dann ist einer gekommen, der hat Zimmer fünfundzwanzig, ein Russe...

Strebinger: Aha...

Portier: Wie heißt er denn nur? *Er sieht nach.* Nijinski, Mitglied des kaiserlichen Hofopernballetts in Petersburg...

Strebinger *zu Steidl:* „Opernball 13", verstehst du?

Portier: Ja, der ist gerade angekommen, direkt vom Westbahnhof, mit fünfzehn Koffern, lauter Kostüme, drei Autos waren voll.

Steidl: Sonst niemand?

Portier: Ja, vorher ist noch der Herr Oberst Redl gekommen.
Steidl und Strebinger: Wer? Oberst Redl? Unser Oberst Redl?
Portier: Der vom Generalstab.
Strebinger *zu Steidl:* Du, das ist großartig! Jetzt wohnt der Spion mit unserem Obersten Redl unter einem Dach! *Lachend:* Vielleicht gar Wand an Wand! Wie würde das in einem Kriminalroman heißen? „Selbst in die Falle gegangen" oder „In der Höhle des Löwen". Nein, das kann sich kein Dichter ausdenken, das glaubt ihm ja keiner. Daß sich ein Spion in dem Haus einmietet, wo der größte Verfolger der Spione wohnt! Haha! Der wird Augen machen, der Herr Oberst Redl, bis ich ihm melden werde – ich werd's ihm gleich melden.
Steidl: Das hat keine solche Eile. Du solltest zuerst die Polizeidirektion anrufen, wir müssen dem Regierungsrat Geyer ja sagen, daß der Verfolgte im Hotel Klomser ist.
Strebinger: Hast recht, der wartet eh schon. *Er geht in die Telefonzelle.*
Steidl *zum Portier:* Ist der Herr Oberst Redl auch mit dem Auto gekommen?
Strebinger *in der Zelle:* Bitte, Fräulein, zwölf – drei – achtundvierzig.
Portier: Das weiß ich nicht, ich habe nicht hinausgeschaut.
Strebinger *in der Zelle:* Ergebener Diener, Herr Regierungsrat. Hier Zivilwachmann Strebinger von der Überwachungsstelle Hauptpostamt.
Portier: Vor zwanzig Minuten ist er nach Hause gekommen, Zimmer Nummer eins hat er.
Strebinger: Ja, ich habe das Mietsauto ausfindig gemacht und bin darin mit dem Steidl gleich ins Café Kaiserhof nachgefahren...
Portier: Er wollte ein Hofzimmer haben.
Strebinger: Beim Autostand hat uns ein Wasserer gesagt, daß er ins Hotel Klomser gefahren ist.
Portier: Heute nachmittag ist er angekommen, der Herr Oberst, aus Prag.
Strebinger: Im Auto haben wir ein Taschenmesserfutteral gefunden. Wie er die Briefe aufgemacht hat, hat er's wahrscheinlich liegenlassen.
Steidl: Herr Portier, fragen Sie mal die Gäste, die nachmittags

gekommen sind, ob keiner dieses Messerfutteral hat liegenlassen.

Strebinger: Jawohl, Herr Regierungsrat, eine Razzia, und alle Taschenmesser ausprobieren, ob sie in das Futteral passen. Ja, freilich haben Herr Regierungsrat recht, das ist noch kein Beweis, daß ihm das Futteral gehört.

Oberst Redl, Waffenrock, Säbel, graue Generalstäblerkappe, die Handschuhe anziehend, erscheint auf der Treppe.

Strebinger: Und noch etwas Interessantes muß ich dem Herrn Regierungsrat gehorsamst melden. Der Herr Oberst Redl wohnt zufällig auch im Klomser.

Redl *zum Portier:* Hat Herr Leutnant Hromadka nach mir gefragt?

Portier: Niemand, Herr Oberst. Haben Herr Oberst vielleicht dieses Futteral verloren?

Redl: Ja. *Er nimmt sein Taschenmesser heraus und stülpt das Futteral darüber.*

Strebinger: Ja, wenn wir nur schon wüßten, wem das Futteral gehört, dann wüßten wir auch, wer der Spion ist.

Redl *steckt das Messer ein:* Wo hab ich denn das Zeug liegen... *Er hält plötzlich erschrocken inne. Sich umwendend, bemerkt er Steidl, der im Fremdenbuch blättert.*

Strebinger: Jawohl, Herr Regierungsrat, also bis der Herr Kommissär mit den Beamten hier ist, werde ich Herrn Oberst Redl bitten, die Leitung der Untersuchung zu übernehmen.

Redl verläßt das Hotel.

Strebinger: Ergebener Diener, Herr Regierungsrat! *Er hängt an, verläßt die Zelle. Zu Steidl:* Ich hab schon alles gemeldet.

Steidl: Auch vom Futteral?

Strebinger: Ja. Warum?

Steidl *zum Portier:* Rufen Sie sofort zwölf – drei – achtundvierzig an und sagen Sie, es ist schon alles in Ordnung, das Futteral gehört dem Herrn Obersten Redl.

Strebinger: Was?!

Steidl: Komm! *Beide ab.*

Portier: Franz, die Rechnung von fünfzehn, sechzehn!

Vorhang.

IV

„BIST DU'S, LACHENDES GLÜCK..."

Ein Halbséparée im Wiener „Grand Hotel", gedeckte Abendtafel. Conrad von Hötzendorf, Baronin Daubek und eine andere Dame sitzen plaudernd am Tisch, dessen oberster Platz frei ist. Musik. Salvator tritt ein, alle springen auf, Damen: Hofknicks.

Salvator: Also, so was! So eine Schlamperei, da kann ich mich natürlich zerreißen, und es ist alles umsonst. Also stell dir vor, Conrad, das wird dich kolossal interessieren, da kommt der Mann hin, der vom Opernball...

Primgeiger nähert sich mit tiefen Verbeugungen.

Salvator: Jó estét kivánok, Rigo-báczi! Hogy van? Wie geht der neue Schlager aus der neuen Operette, wie heißt sie denn?
Baronin Daubek: „Walzertraum"?
Salvator: Nein, nein, ein Herr ist im Titel...
Baronin Daubek: „Orpheus in der Unterwelt"?
Salvator: Nein, ein Adeliger...
Baronin Daubek: „Zigeunerbaron"?
Salvator: Nein, ein noch höherer Adeliger. Ein Graf, glaub ich.
Alle: „Der Graf von Luxemburg"!
Salvator: Richtig! Ihr habt's eine Bildung! *Der Primas spielt, Salvator singt:* Bist du's, lachendes Glück, das da vorüberschwebt... A propos, vorüberschwebt. Er ist ihnen direkt vorübergeschwebt, ist ins Auto gesprungen, und die zwei haben sich die Hosen gebügelt und konnten ihm ohne Hosen natürlich nicht nachlaufen – wie sieht denn das aus, wenn zwei Leute in Unterhosen – Sie entschuldigen schon, meine Damen – in Unterhosen über die Straße laufen? Das sieht scheußlich aus.
Baronin Daubek: Was für zwei Leute?
Salvator: Na, die zwei Detektive, du verstehst mich schon,

Conrad – die zwei Detektive – à propos Detektive, sag mal, Conrad, aber aufrichtig, Hand aufs Herz, wieviel Autos braucht deiner Meinung nach ein Detektiv?

Conrad: Das kommt darauf an, Kaiserliche Hoheit.

Salvator: Das kommt gar nicht darauf an, jeder Detektiv muß ein Auto haben, ein besserer zwei und mehr. Das muß einmal im Verordnungswege erledigt werden, das Parlament hat das Maul zu halten. Ich glaube, der Sherlock Holmes hat fünfzig bis sechzig Autos zu seiner Verfügung. Du, der Sherlock Holmes muß ein sehr gescheitert Kerl sein, ich glaub – *leise* – meiner Seel, ich glaub, der Sherlock Holmes ist gescheiter als der Nick Carter – das bleibt natürlich unter uns. *Laut:* Der Sherlock Holmes hätte heute den Kerl nicht entwischen lassen, das weiß ich bestimmt!

Baronin Daubek: Welchen Kerl, Kaiserliche Hoheit?

Salvator: Na, den Kerl, der den Aufmarsch vom Opernball verraten hat, von neunzehnhundertdreizehn den ganzen Opernball verraten und an Rußland verkauft...

Conrad *für einen Augenblick aufhorchend:* Was?

Salvator: Ja, lieber Conrad, wie ich zum erstenmal beim Opernball war, war ich noch ein kleiner Bub, Major war ich damals, bei die Savoyen-Dragoner – du, was ist eigentlich aus dem Regimentsarzt Popper geworden, der hat mich damals behandelt, bei meinem ersten – die Damen entschuldigen schon –

Baronin Daubek: Bitte sehr, Kaiserliche Hoheit.

Salvator: Ja, ja, das waren noch goldene Zeiten! *Singt und tanzt zur Melodie* „Bist du's, lachendes Glück...“

Umanitzky tritt ein, sieht erstaunt den tanzenden Salvator an.

Conrad *ihn bemerkend:* Servus, Umanitzky, was bringst du mir Schönes?

Salvator: Servus, Umanitzky, was bringst du mir Schönes? Komm, setz dich zu uns, kriegst ein Glaserl Wein und ein Stückerl Essen.

Umanitzky: Darf ich Exzellenz gehorsamst auf einen Moment bitten?

Conrad: Muß das jetzt sein?

Salvator: Mitten zu nachtschlafender Zeit?

Conrad: Ist das wirklich so wichtig?
Umanitzky: Jawohl, Exzellenz!
Conrad: Da läßt sich also nichts machen. *Er steht auf.* Aber wohin jetzt?
Baronin Daubek: Wir können uns ja solange entfernen. *Die Damen ab. Schließen die Türe, die Musik klingt von nun ab gedämpft.*
Conrad: Also, was ist los?
Umanitzky: Seine Kaiserliche Hoheit wird Eurer Exzellenz ja gesagt haben, daß die Briefe abgeholt worden sind.
Conrad: Welche Briefe?
Umanitzky: Die beiden Spionenbriefe mit dem Geld, die unter der Chiffre „Opernball 13" auf der Hauptpost lagen.
Conrad: Was? Ich weiß gar nichts.
Salvator: Natürlich weißt du's. Ja, wenn du mir nicht zuhörst, wenn ich rede! Ich hab dich doch noch gefragt wegen der Autos – wegen dem Sherlock Holmes!
Conrad *zu Umanitzky:* Wie ist die Sache? Schnell!
Umanitzky: Um halb sechs wurden die Briefe von einem Mann abgeholt. Bevor sich die Detektive seiner bemächtigen konnten, war er in ein Auto gesprungen und davongefahren. Man verfolgte ihn ins Hotel Klomser, und als er das Hotel verließ, auch auf der Straße. Er sah sich beobachtet und zerriß in einem Durchgang einige Papiere, weil er hoffte, daß sich die Agenten mit dem Sammeln der Papierschnitzel aufhalten würden, während er inzwischen ein Auto besteigen könnte, um zu entwischen. Er wurde trotzdem weiter verfolgt und die Papierschnitzel erst später gesammelt und zusammengefügt.
Conrad: Was enthalten sie?
Umanitzky: Empfangsbestätigungen der Spionagezentralen im Haag und Lausanne.
Conrad: Von welchen Staaten?
Umanitzky: Rußland, Frankreich, Serbien und Italien.
Conrad: Italien auch? Wer ist der Mann?
Umanitzky *zögernd:* Es ist –
Conrad: Zum Teufel, wer der Mann ist, will ich wissen!
Umanitzky: Oberst Redl.
Conrad *schreiend:* Was? Wer? Sind Sie verrückt geworden! Wissen Sie, wen Sie da verdächtigen? Nehmen Sie sich in acht!
Umanitzky: Eure Exzellenz!

Conrad: Verzeihen Sie! – Oberst Redl? Ist das sicher?

Umanitzky: Jawohl, vollkommen sicher.

Conrad: Um Gottes willen, um Gottes willen! Was wird der alte Kaiser sagen? Der hält so große Stücke auf Redl.

Salvator *geheimnisvoll:* Aha, vielleicht ist der Kaiser auch hineinverwickelt!

Conrad: Wenn die Welt davon erfährt, unsere Verbündeten – das Parlament – schrecklich! – Kein Mensch darf davon erfahren –

Umanitzky: Aber, Exzellenz, es kann doch nicht geheim bleiben, wenn Oberst Redl in Haft genommen wird!

Conrad *nach Entschluß:* Er darf nicht in Haft genommen werden. Er muß noch heute nacht sterben.

Salvator: Natürlich, so ein Kerl muß gleich aufgehängt werden!

Conrad *zu Umanitzky:* Ich denke natürlich daran, daß er selbst... Ich bin verstanden worden?

Umanitzky: Zu Befehl, Exzellenz, Selbstmord.

Salvator: Um Gottes willen, nur zu keinem Selbstmord greifen! Der Selbstmord ist von der Religion strengstens untersagt. Man muß dem Schweinehund einen Seelsorger schicken und ihn dann aufhängen.

Conrad: Ich bin verstanden worden?

Umanitzky: Zu Befehl, Exzellenz.

Vorhang.

V

HARAKIRI

Dunkles Hotelzimmer wie I.

R e d l *tritt ein, macht Licht, bricht in einem Stuhl zusammen:* Abgeblasen! *Er richtet sich langsam auf, legt die Mütze ab.* Adieu, Kokarde! *Er schnallt den Säbel ab.* Dich werden sie auch zerbrechen. *Er sieht die Orden an, tastet nach den Kragensternen und reißt dann den Waffenrock vom Körper.* Weg damit! *Es klopft leise an die Tür, er fährt zusammen.* Sind sie schon da? *Es klopft noch einmal. Er versucht „Herein!" zu rufen, bringt nur einen unartikulierten Ton hervor.*

F r a n z i *öffnet die Tür:* Verzeihen Sie, Herr Oberst...

R e d l : Wer ist da?

F r a n z i : Ich bin es, Herr Oberst.

R e d l : Ja, entschuldigen Sie, mein Fräulein. *Er zieht rasch den Waffenrock an. Franzi steht noch immer in der Tür.* Bitte, treten Sie näher.

F r a n z i : Ich komme, Herr Oberst, Sie um etwas zu bitten.

R e d l : Um etwas zu bitten! Man kommt, mich um etwas zu bitten! *Er lacht hysterisch.*

F r a n z i *erschrickt:* Sind Sie krank, Herr Oberst?

R e d l : Ja, krank. Ein bißchen krank. Nur tödlich. Aber was... *Er rafft sich zusammen.* Womit kann ich Ihnen dienen, gnädiges Fräulein?

F r a n z i : Herr Oberst, ich komme von Stefan. Er hat alles zur Reise vorbereitet.

R e d l : Zur Reise?

F r a n z i : Ja, er hat mir gesagt, daß er mit Ihnen fortfährt...

R e d l : Mit mir fortfährt?

F r a n z i : Er hat mir alles ganz offen gesagt – daß er Ihnen sein Ehrenwort gegeben hat...

R e d l : Ja, er hat mir sein Ehrenwort gegeben. Das ist schon lange her, schrecklich lange.

Franzi: Nein, vor zwei Stunden, als ich von hier weggegangen war.

Redl: Vor zwei Stunden!... Zwei Stunden sind eine lange, lange Zeit, gnädiges Fräulein. Sie wissen nicht, was sich in zwei Stunden ereignen kann, zwei Stunden lang ist der Weg vom höchsten Glück zum tiefsten Unglück, zwei Stunden genügen, um einen blühenden Baum in Brennholz zu spalten – sind es wirklich erst zwei Stunden, seit Sie hier waren?

Franzi: Ja. Und auch ich habe in den zwei Stunden gelernt. Ich habe mich schlecht benommen, ich habe gefordert, wo ich hätte bitten müssen. Ich hätte Ihnen gestehen sollen, daß ich ein schwaches Mädchen bin, daß ich nichts auf der Welt habe als ihn, nichts als meinen braven, lieben Stefan und daß ich nicht leben kann ohne ihn. Ich hätte mich Ihnen zu Füßen werfen sollen – *sie kniet nieder* – und Sie bitten: lassen Sie mir meinen Stefan. Sie sind ein so großer Mensch, Herr Oberst, Sie genießen Achtung, Vertrauen, vor Ihnen steht die glanzvollste Zukunft, Tausende beneiden Sie um Ihr Glück, Tausen...

Redl hat vom Augenblick an, da Franzi niedergekniet ist, ihre Worte mit einem irren Lachen begleitet, das bei dem Worte „Glück" in einen Ausbruch des Schluchzens übergeht. Er taumelt.

Franzi *springt erschreckt auf und stützt ihn:* Um Himmels willen, was ist Ihnen?

Redl *nach einer Pause:* Es ist nichts. Seien Sie unbesorgt – ich werde Ihnen nicht im Wege stehen. Stefan wird mich nie mehr wiedersehen. Sagen Sie ihm, ich lasse ihn grüßen, und ich wünsche ihm mehr Glück, als ich gehabt habe, sagen...

Franzi: Was ist los, Herr Oberst? Was ist Ihnen geschehen?

Redl: ...sagen Sie ihm, daß ich bis zur letzten Minute an ihn gedacht habe.

Franzi: Was wollen Sie tun? – Sehen Sie, Herr Oberst, ich bin nur ein Frauenzimmer, und ich weiß, daß Sie die Frauen verachten, ich weiß nicht, was Sie zur Verzweiflung treibt – aber ich möchte Ihnen sagen: vor einer Stunde hab ich erfahren, daß sich mein Stefan für Sie entschieden hat und von mir fortgehen will. – Da ist mir auch einen Augenblick lang der Gedanke gekommen, ob es nicht besser wäre, mit mir

Schluß zu machen. Aber gleich darauf habe ich gewußt, daß das kein Weg für einen starken Menschen ist. Solange man arbeiten kann und lieben, braucht man nicht zu sterben. Und das gilt auch für Sie, Herr Oberst. *Sie nimmt den Säbel.* Was ist das für ein Handwerkszeug, das anderen Wunden schlägt! *Sie nimmt die Mütze.* Warum tragen Sie den Namenszug eines anderen auf dem Kopf? *Sie weist auf den Waffenrock.* Warum tragen Sie eine Livree wie ein Lakai? *Sie packt die Orden an.* Warum tragen Sie diese blechernen Ehrenzeichen wie ein preisgekrönter Köter? Werfen Sie das alles von sich, wenn es Sie bedrückt, und versuchen Sie es mit dem Leben statt mit dem Tod! Wenn Sie Straßen fegen oder Kanäle putzen, so tun Sie eine tausendmal ehrenvollere Arbeit, als wenn Sie Spione anwerben und Spione entlarven!

Redl: Ich danke Ihnen, mein liebes Fräulein. Jetzt ist es leider zu spät.

Franzi: Es ist niemals zu spät.

Redl: Sie haben vielleicht recht. Auch jetzt kann ich noch Mut brauchen. Ich bitte Sie, gehen Sie jetzt, gnädiges Fräulein.

Franzi: Ich danke Ihnen, Herr Oberst.

Redl: Ich habe Ihnen zu danken, gnädiges Fräulein.

Franzi: Auf Wiedersehen!

Redl: Auf Wie – Leben Sie wohl!

Franzi ab.

Redl *geht zum Schreibtisch, nimmt Briefpapier:* Wem zuerst? Dem Korpskommandanten. *Beginnt zu schreiben, zerreißt, fängt wieder an. Es klopft.* Schon? – Herein!

Umanitzky, General Höfer und Majorauditor Worlitschek treten ein, die Kappen auf dem Kopf.

Redl: Ich weiß, weshalb die Herren kommen. Ich stelle nichts in Abrede.

Umanitzky: Ich habe Sie zu fragen, ob Sie Komplizen haben, Herr Redl.

Redl *bei den Worten „Herr Redl" zusammenzuckend:* Nein, niemand.

Umanitzky: Wer hat Sie zum Spionagedienst angeworben?

Redl: Der russische Militärattaché, der mich beobachten ließ, weil ich Spionagereferent war, erfuhr so davon, daß ich...

Pause... daß ich homosexuell bin. Ich bin das Opfer einer Erpressung.

Umanitzky: Homosexuell?

Höfer: Fürchterlich!

Worlitschek: Pfui Teufel!

Umanitzky: Herr Redl, Sie haben über höheren Befehl die Angelegenheit binnen einer Stunde in der einzig möglichen Form zu erledigen. Bin ich verstanden worden?

Redl *nach einer Pause:* Ja.

Umanitzky: Sie dürfen um eine Schußwaffe bitten.

Redl: Ich – bitte – gehorsamst – um eine – Schußwaffe.

Umanitzky macht dem Majorauditor ein Zeichen, worauf dieser dem Umanitzky einen Revolver einhändigt; Umanitzky gibt ihn an General Höfer weiter, der ihn dem Redl überreicht.

Umanitzky *salutiert:* Herr General, ich melde gehorsamst den Vollzug der Amtshandlung!

Höfer salutiert gegen Umanitzky. Die drei verlassen das Zimmer. Redl nimmt den Revolver, hebt ihn gegen den geöffneten Mund, es fällt der Vorhang und hernach der Schuß.

DIE HIMMELFAHRT DER TONKA ŠIBENICE

Eine sehr Prager Legende
in drei Bildern

Fürwahr, ich aber sage euch,
daß die Buhlerinnen und
die Zöllner euch einführen
werden in das Himmelreich
Ev. Matthei

PERSONEN

Der Präsident des Obersten Gerichtshofes
Der himmlische Gerichtsschreiber
Der höllische Gerichtsschreiber
Ein Polizist von der Schubstation „Jenseits“
Zwei Wachtposten am Himmelstor
Zwei Wachtposten am Höllentor
Die verstorbene Barbara Upejpavá
Der verstorbene Mungo Natscheradetz
Die verstorbene Antonie Havlová,
genannt „Tonka Šibenice“
Der blonde Mirko
Die anderen Gäste

I

DER SAMMELPLATZ DER SEELEN

Man hört Peitschenknall und Räderrollen. Wind pfeift. Hinter einer Straßenlaterne hält der Polizeiwagen, dem ein Klepper mit weißen Flügeln vorgespannt ist. Auf dem Wagen sind mit Kreide verschiedene Inschriften gemalt: „Das ist der grüne Anton vom Fegefeuer" und „Wir pfeifen auf das irdische Leben", wobei die beiden ersten und der fünfte Buchstabe des Wortes „pfeifen" etwas verwischt sind, so zwar, daß man es auch anders lesen kann. Vom Kutschbock steigt der Polizist, kleine weiße Flügel am Rücken. Er nimmt dem Pferd die Decke und dabei ein Tuch ab, das derart über seinen Hinterleib gebunden war, daß das Pferd vorher nicht exkrementieren konnte und dies erst jetzt besorgt.

Fräulein Barbara Upejpavá *erscheint. Sie ist im Nachthemd, hat ein weißes Tuch über Kinn und Kopf geknüpft, trägt in der einen Hand einen Kranz, in der anderen eine brennende Wachskerze. Fistelstimme. Sehr devot:* Gesegneten guten Abend! Da bin ich, Herr Schutzmann, Herr Schutzengel, und wir können gleich abfahren, direkt ins Himmelreich. *Sie will in den Wagen einsteigen.*

Der Polizist von der Schubstation „Jenseits": Das geht nicht so schnell.

Upejpavá: Doch, doch, Schutzmännchen, mein Schutzengelchen, ich komme direkt ins Himmelreich. Vor einer Stunde hat mir's der hochwürdige Herr Geistliche versprochen, wie er mir die Letzte Ölung gegeben hat. „Fräulein Barbara Upejpavá", hat er zu mir gesagt, „Fräulein Barbara Upejpava" – das bin nämlich ich – *sie knickst* – Barbara Upejpavá, Besitzerin einer Wäschemangel – „Fräulein Barbara Upejpavá, Sie kommen direkt ins Himmelreich ..." *Sie will in den Wagen einsteigen.*

Der Polizist: Niemand kommt direkt ins Himmelreich, zuerst kommen alle Seelen ins Fegefeuer.

Upejpavá: Aber wenn mir doch der hochwürdige geistliche Herr ausdrücklich versprochen hat: „Fräulein Barbara Upejpavá, Sie kommen ins Himmelreich!"

Der Polizist: Alle Seelen kommen ins Fegefeuer, von dort können sie dann in den Himmel übersetzt werden.

Upejpavá: Das wird noch heute sein. Also fahren wir, warum fahren wir denn nicht?

Der Polizist: Es ist erst drei Viertel zwölf. Wir müssen bis Mitternacht warten, wir sind heute der letzte Transport. Wer bis zwölf Uhr stirbt, muß noch mit uns hinauffahren.

Upejpavá: Und dann können Sie sich endlich ausschlafen, Schutzmännchen, mein Schutzengelchen. Das muß ein schwerer Dienst sein beim Vierer.

Der Polizist: Ich bin nicht vom Departement IV. Ich bin vom Departement V – das ist die fünfte Dimension: Schubstation Jenseits. Und wir überirdischen Wesen spüren keine Müdigkeit.

Mungo Natscheradetz *tritt ein:* Guten Abend also, da bin ich endlich, meine Herrschaften. Lang hamse auf mich warten müssen, was? Na, entschuldigense vielmals. Sind Sie der Kondukteur? Also, eine direkte Fahrkarte erster Klasse in den Himmel, Schlafwagen womöglich. Kostet?

Der Polizist: Direkt in den Himmel gibt's nicht.

Natscheradetz: Auf Ehre, sehr gut: „Direkt in Himmel gibt's nicht!" Sagen Sie! Sie scheinen nicht zu wissen, wer ich bin? Da schaunse her: meine Todesanzeige, erscheint morgen im „Prager Tagblatt" und wird in der „Tribuna" nachgedruckt: „Wir betrauern in dem Heimgegangenen einen hochprima Charakter von vorzüglichster, erstklassiger Qualität..." No, was sagen Sie jetzt, Herr Himmels-Oberkondukteur? Also, fahr mer, fahr mer! *Er will einsteigen.*

Der Polizist: Halt, wir müssen noch warten!

Upejpavá: Wir müssen uns in himmlische Geduld fassen.

Natscheradetz: Seh dir an da, die Bartscha ist auch da?

Upejpavá: Ich kenne Sie nicht, mein Herr...

Natscheradetz: „Ich kenne Sie nicht" is auf Ehre sehr gut! Hamse nicht lang genug bei mir verkehrt, wie ich noch das Café Melantrich gehabt hab...

Upejpavá *erschrocken:* Pst, reden Sie nicht so laut. Jetzt bin ich ja schon lang nicht mehr hingegangen.

Natscheradetz: Ja, seitdem Sie alt und mies sind.

Upejpavá: Nein, nein, sondern seitdem mein Bräutigam all mein Geld verspielt hat, wie er bei Ihnen in der Melantrichgasse „Meine Tante, deine Tante"...

Natscheradetz *erschrocken:* Pst, reden Sie nicht so laut.

Antonie Havlová, genannt Tonka Šibenice *grölt hinter der Szene:* „Weißt du, Mutterl, was mir träumt hat – ich hab in Himmel eini g'sehn..."

Natscheradetz: Die Stimm da kommt m'r bekannt vor.

Tonka *auftretend:* „...Da warn so viele schöne Engerl – zu denen möcht ich gerne gehn..." Also, Herr Antouschek, machen Sie mir das Hotel auf, a furt se jde!

Der Polizist: Seien Sie zuerst einmal ganz ruhig, verstehen Sie?

Tonka: Regen Sie sich nur nicht zu sehr auf, Herr Oberbezirksinspektor! Ich bin so froh, daß ich endlich aus der Abteilung C weggekommen bin und überhaupt aus dem ganzen verdreckten Jammertal, daß Sie mir die Stimmung nicht verderben können mit Ihrer amtlichen Heftigkeit. Gott sei Dank komm ich jetzt in den Himmel. Ich brauch kein Billett, ich habe eine Jahreskarte, sogar schon kontrolliert, jede Woche einmal, bitte, wollen Sie das Büchel sehen?

Upejpavá *zu Natscheradetz:* Das ist doch die Tonka Šibenice, die bei Ihnen...

Natscheradetz: Mir werden Sie die Tonka Šibenice zu erkennen geben? Auf Ehre sehr gut! Wie ich noch das Café Melantrich gehabt hab, hat sie mir überhaupt nicht ins Lokal hinein dürfen. Der Portier hat ihr den gespritzten Kaffee auf den Gang hinausgetragen.

Upejpavá *kichernd:* Und jetzt will sie in den Himmel!

Natscheradetz: In Himmel will sie, auf Ehre sehr gut!

Tonka: Also, worauf wartet der Grüne Anton noch? Lassen Sie doch das Flaschinet endlich abfahren.

Der Polizist: Wir müssen bis Mitternacht warten, ob nicht noch ein Seelchen kommt.

Tonka: Gehen Sie ins Häuschen mit Ihren Seelchen! Wir werden doch nicht warten, bis es irgendeiner Baba in Ober-Pajdakov oder einem Hottentotten in Italien beliebt, die Beine steif zu machen. Bin ich denn ein Magor, daß ich hier bis Mitternacht dunsten soll? Da kennen Sie mich wieder nicht,

mein Liebling! Lassen Sie fahren, oder ich misch hier auf. Ich gebe der Milchstraße einen Tritt, daß sie auseinanderlauft.

Natscheradetz: In Himmel will sie mit dem Benehmen!

Tonka: Jagen Sie sich nicht, Sie alter Kuppler, dich kenne ich aus der Melantrischka in der Schwefelgasse. Hier hast du nichts mehr zu kommandieren, und wenn du nicht ruhig bist, so stoße ich dir unauffällig eins auf deine Gurke, daß du alle Engel pfeifen hörst, bevor wir noch im Himmel sind. *Zum Polizisten:* No, was ist denn, alter Partika, was ist denn mit dem Ritt? Fahren wir oder fahren wir nicht? Ich will mich doch hier nicht etablieren; das ist doch nicht mein Staffel, was soll ich darin für ein Glück suchen, hier zu lauern, bis wir komplett sind? Wie ein Kind freu ich mich seit zweiundfünfzig Jahren auf meine Himmelfahrt, und jetzt soll ich mich da anstellen? Ich habe genug von den Fronten, jede Woche beim Polizeiarzt Pečirka. Und jetzt soll's wieder losgehen? Das möcht sich mir wollen, to zase prr! Also, Himmelherrgott, machen Sie, daß wir weiterkommen, Sie himmlischer Pendrekář!

Upejpavá *bekreuzigt sich:* Der Himmel beschütze uns!

Natscheradetz: Was für ein Gesindel sich heutzutag in den Himmel drängt!

Tonka: Also was ist? Wird's oder wird's nicht? Ich werde Ihnen hier gleich ein solches Bengal anzünden, daß Ihre Rheumatismuskiste auf cimprcampr auseinanderfällt. *Sie schlägt mit der Faust auf den Wagen.*

Der Polizist: Drohen Sie nicht, sonst...

Tonka: Machen Sie keine Wellen mit Ihren Flügeln, Herr Antouschek! Meine Schubstation ist der Himmel, und dort warten sie schon auf mich.

Der Polizist: Oder vielleicht in der Hölle.

Natscheradetz *leise zum Polizisten:* Ausgezeichnet haben Sie's ihr gegeben! Brillant!

Tonka: Meinetwegen in Prtschitz! Da hinein sind Ihnen Schwämme, Sie alter Vorreiter vom Ringelspiel. Aber, daß wir schon fahren! Ich will meine Pedale nicht anfrieren lassen, das ist doch kein Himmelsstrich für mich. Wenn die Fuhre nicht gleich abgeht, dann wichs ich in den Schimmel hinein, daß die Sternbilder auseinanderfliegen und Ihnen die Pferdeäpfel um die Ohren sausen, aby to věděli, voni anděli.

Der Polizist: Na, Ihnen werden wir im Fegefeuer schon Zucht und Ordnung beibringen.

Tonka: Auf mich sind Sie zu kurz! Geben Sie acht, daß ich da oben nicht einen Brajgl mache, wie ihn das löbliche Amt dort noch nicht gesehen hat. Ich werde euch schon amtieren, ihr Wolkenschieber! Was wollen Sie da mit Ihrem Himmelspendrek? Lassen Sie die Engel daran zuzeln. Aber auf mich gilt das nicht.

Natscheradetz: Das Weibsbild hat ein Mundwerk, das hab ich noch nicht erlebt, seit ich tot bin.

Upejpavá: Gott, wie die flucht, ich zittere am ganzen Körper.

Tonka: Haben Sie mich verstanden, Herr Kondukteur von der amerikanischen Luftschaukel?

Der Polizist: Immer nur: Polizist.

Tonka: Jetzt sind Sie noch beleidigt, Sie Gespenst! Sie haben überhaupt eine himmlische Fasson, die ganze Morgenröte haben Sie ja auf der Nase!

Der Polizist *drohend:* Wer Wind säet, wird Sturm ernten: Tonka, Tonka, Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher!

Tonka: Himmlisches Menschenkind. Sie reden ja wie aus der Zeitung, gib acht, daß du deine Sprichwörter nicht verwechselst.

Der Polizist: Ich verbitte mir solche Vertraulichkeiten!

Tonka: Machen Sie sich keine Sorgen, mit Ihnen möcht ich mein Glück machen! Ich werfe mich doch nicht mit jedem weg.

Der Polizist: Halten Sie's Maul!

Tonka *sich die Ärmel aufkrempelnd:* Jetzt hat's aber zwölf geschlagen, mit mir können Sie nicht...

Es schlägt zwölf Uhr.

Der Polizist *im Ton des Bahnhofsschaffners:* Bitte Platz nehmen, einsteigen die Herrschaften, nicht drängeln!

Tonka *will einsteigen, Natscheradetz drängt sich vor:* Machen Sie sich nicht so patzig. Sie werden noch Zeit haben.

Natscheradetz: Gibt's denn da ka erste Klass? Muß ich mit der Chonte in aan Wagen fahren?

Upejpavá: Um Gottes willen, mit so einer Person, wer mir das bei Lebzeiten gesagt hätte!

Tonka *zur Upejpavá:* Blas dich nicht so auf, du zerknetschte

Schießbudenfigur, sei froh, daß du mit einer k. k. privilegierten Prager Prostituierten einmal in derselben Equipage fahren kannst.

Upejpavá *spitzig:* Ich bin noch nie im Leben in einem Polizeiwagen gefahren.

Tonka: So? Dann nimm dir doch ein Auto, du alte Fuchtel; oder du kannst zu Fuß trippeln mit deiner Kerze und dem Jungfernkranz, wenn du glaubst, daß dir ihn der Herr Natscheradetz im Wagen zerdrücken könnte. *Zum Polizisten:* Achtung, eine porzellanerne!

Natscheradetz *betrachtet den Wagen mißtrauisch:* Hast e Karosserie! Wenn das nur nix auseinanderfallt!

Tonka: Was kann Ihnen denn noch passieren, Sie toter Jud, Sie?

Der Polizist: Einsteigen, Platz nehmen, ein bißchen schneller!

Alle drängen sich in den Wagen.

Tonka *als letzte, wendet sich um, schwenkt das Taschentuch und ruft:* Adieu, verdammtes Erdenbeisel, die Tonka geht und stricht nicht mehr! Die Tonka Šibenice wird jetzt ein piekfeines Engelein, huch nein! Denn ich bin tot und keiner kann mich wecken, die Menschen können mich am ...

Der Polizist *wirft die Tür hinter ihr zu:* Abfahrt!

Unter Peitschenknall und Pfeifen des Windes fährt der Wagen ab.

II

IM FEGEFEUER

Im Hintergrund zwei Bogentüren. Die eine, in Himmelblau und Gold, trägt die transparente Inschrift „Himmel". Die andere ist schwarzrot und heißt „Hölle". Rechts und links von jedem der beiden Eingänge sind Schilderhäuschen in den entsprechenden Farben. Vor dem blau-goldenen Tore trippeln zwei Engel als Wachtposten, den Palmwedel geschultert, auf und ab; vor dem Höllentor besorgen, sich schüttelnd, zwei geschwänzte Teufel mit Ruten den Wachtdienst. Über beiden Toren leuchten Mond und Sterne, Wolken schweben über dem ganzen Raum. Eine Tafel besagt: „Das Rauchen ist gesundheitsschädlich und daher verboten." Vorne ein Gerichtstisch, an dem der Präsident des Obersten Gerichtshofes mit langem weißem Bart und ebensolchem Haupthaar eingeschlafen ist. Zwei Gerichtsschreiber, der himmlische und der höllische, markieren eifrige Arbeit.

Der himmlische Gerichtsschreiber *Monokel, aufgezwirbelter Schnurrbart, springt auf:* Hosianna, der Alte schläft. Zum Teufel noch einmal, jetzt hab ich keine Zigarette.

Der höllische Gerichtsschreiber: Um Gottes willen, ich auch nicht!

Einer der Höllenposten *wirft dem Teufelsschreiber eine Zigarette hin:* Nimm nur, Genosse!

Der höllische Gerichtsschreiber: Danke, Genosse.

Einer der Himmelsposten *reicht dem Himmelsschreiber mit einer Verbeugung seine Dose:* Wenn ich mir ergebenst gestatten darf, dem Herrn Gerichtssekretär allergehorsamst eine Zigarette anzubieten.

Der himmlische Gerichtsschreiber *nimmt:* Schon gut. *Der Himmelsposten tritt unter einer Verbeugung ab. Zum Teufelsschreiber:* Haben Herr Kollege vielleicht Feuer?

Der höllische Gerichtsschreiber: Wozu haben wir

denn den Höllenbrand? *Er öffnet das Tor und zündet sich die Zigarette an. Lärm wird hörbar.*

Der himmlische Gerichtsschreiber: Das ist ein Höllenlärm! Pst! Ruhe! Silentium! Schweinebande, elende!

Der höllische Gerichtsschreiber *ins Tor hineinschreiend:* Herrgott, wenn jetzt nicht gleich Ruhe wird, so lasse ich eine glühende Schwefeldusche auf euch los, Lausbuben, verfluchte! *Er gibt dem himmlischen mit seiner Zigarette Feuer.*

Der himmlische Gerichtsschreiber: Vermaledeite Stinker! Ich bin schon ganz nervös davon. Ekelhafter Dienst hier im Fegefeuer! Immerfort die langen Verhandlungen, und will man sein Römisches Recht studieren, so muß man den ganzen Tag das Gewimmer aus der Hölle anhören. Wehleidige Schlappschwänze! Die Kerle müßte man alle an die Wand stellen.

Der höllische Gerichtsschreiber: Das wäre eine schöne Demokratie. Jeder muß wimmern können, wie er will!

Der himmlische Gerichtsschreiber: Na, ich muß schon sagen, mir war das alte Regime lieber.

Der höllische Gerichtsschreiber *schreiend:* Ja, für Sie und Ihresgleichen!

Der Präsident des Obersten Gerichtshofes *ist infolge des Streites erwacht und läutet mit der Tischglocke:* Ruhe! Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Seelen.

Alle verlöschen ihre Zigaretten und nehmen eiligst ihren Dienst auf. Von links hört man Pferdegetrappel, Wagenrollen und Peitschenknall.

Der Polizist: Ich melde gehorsamst: der letzte heutige Transport von der Erde. Drei Seelen. *Er legt dem Präsidenten das Protokoll hin.*

Der Präsident: Führen Sie die Seelen vor.

Inzwischen sind streitend Tonka, Upejpavá und Natscheradetz aufgetreten.

Tonka *zu Natscheradetz:* ... und du mich zweimal, du alter Feinschmecker.

Natscheradetz: Was man sich alles gefallen lassen muß! Wieso kriechen Sie als erste herein? Sie waren doch nicht die erste?

Tonka: Unterhalt dich nicht! Ich warte schon zweiundfünfzig Jahre darauf. *Sie schiebt ihn zurück.*

Upejpavá: Ach ja, mit Frechheit kommt man am weitesten.

Tonka: Ich werde doch nicht draußen warten, bis ihr mich hier beredet habt, ihr halbseidenen Kavaliere.

Der Präsident *läutend:* Ruhe im Himmel! Die Seelen setzen sich dort auf die Bank.

Natscheradetz: Gestatten Sie höflichst, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Mungo Natscheradetz, Café Melantrich, ich bitte um Aufenthaltsbewilligung im Himmel.

Der Präsident: Warten Sie, bis Sie gerufen werden.

Natscheradetz: Vielleicht kann ich früher drankommen. Ich bin momentan effektiv pressiert. *Vertraulich:* Ich laß m'rs gern was kosten.

Der Präsident: Was fällt Ihnen ein? Sie atmen hier Himmelsluft.

Natscheradetz: No, ich mach auch e Luftgeschäft mit Ihnen.

Der Präsident: Setzen Sie sich sofort hin! *Aus dem Protokoll lesend:* Barbara Upejpavá!

Natscheradetz: Rischess!

Upejpavá: Hier!

Der Präsident: Die Akten! *Der Polizist bringt aus dem Regal die Akten. Der Präsident blättert.* Haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?

Upejpavá *erschrocken:* Zu meiner Verteidigung? Ich habe doch immer ein frommes Leben geführt!

Der Präsident: Simuliert haben Sie! Sie sind eine Heuchlerin!

Upejpavá: Aber der hochwürdige Herr Geistliche hat mir doch ausdrücklich versprochen, daß ich direkt in...

Der Präsident: Marsch in die Hölle!

Upejpavá *plötzlich schimpfend:* In die Hölle? Gemeinheit! Schweinerei! Ich werde euch schon zeigen, Bagage miserable! Das laß ich mir nicht gefallen.

Die beiden Teufelsposten packen die sich Sträubende und Schimpfende und befördern sie mit Fußtritten ins Höllentor, aus dem in dem Augenblick, da es sich öffnet, ein Feuerschein aufleuchtet.

Der Präsident *aus dem Protokoll:* Mungo Natscheradetz!
Natscheradetz: Womit kann ich dienen?
Der Präsident *zum Polizisten:* Die Akten!
Tonka: Und ich soll wohl hier versauern! Wie lange dauert diese Komödie noch?
Der himmlische Gerichtsschreiber: Seien Sie ruhig und warten Sie's ab.
Tonka: Ich habe lange genug gewartet. Zweiundfünfzig Jahre warte ich auf meinen Vejšlap. Ich will direkt in den Himmel, sonst misch ich hier auf.
Der himmlische Gerichtsschreiber: Halten Sie den Mund!
Tonka: Vor Ihnen, Sie abgeschleckter Seidenpintscher, was?
Der höllische Gerichtsschreiber und die beiden Höllenposten *suchen, sich schüttelnd und die Zungen bleckend, sie zu erschrecken:* Hu, hu, hu!
Tonka *bricht in Lachen aus:* Herrgott, sind das Gedärme! Ihr wollt mir Angst einjagen? Sie machen hu, hu, hu und sehen aus wie eine Laus im Pelz. Damit erschreckt man bei uns Kaschkinder. Verkriecht euch mit euren Schwänzen!

Die drei Höllenfunktionäre verkriechen sich beschämt in die Schilderhäuschen.

Tonka *zum Polizisten:* Mit so einer Maskerade wollen die an mich heran, haha! Geben Sie mir eine Zigarette.
Der Polizist *droht mit dem Gummiknüppel:* Ruhe!
Tonka: Lassen Sie den Beerenzucker stecken! Ich bin dem Zuzeln schon längst entwachsen. Stecken Sie mir lieber eine Zigarette in den Mund!
Der himmlische Gerichtsschreiber *aufspringend:* Verrückt geworden? Das Rauchen ist in sämtlichen Räumlichkeiten des Jenseits strengstens verboten! Nur den heiligen Seelen im Himmel ist das Rauchen gestattet.
Der Präsident *ruhig zu Tonka:* Seien Sie endlich still!
Tonka *eingeschüchtert:* Tě pic! Jetzt habe ich alles verpatzt! Jetzt ist's Essig mit dem Himmel!
Der Präsident *in den Akten des Natscheradetz blätternd:* Mungo Natscheradetz, was haben Sie zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?
Natscheradetz: Schemajisroel! Zu meiner Verteidigung?

„Verteidigung“ ist sehr gut! Hätte ich gewußt, daß ich hier eine Verteidigung brauch, so hätt ich mir den Doktor Bendiener mitgenommen, soll ich so leben und gesund sein! Ich bitte Sie, Herr Himmelspräsident, lesen Sie sich da meine Todesanzeige durch, erscheint morgen im „Prager Tagblatt“ und in der „Tribuna“. *Er liest mit bewegter Stimme:* „Tief betrübt geben wir Nachricht von dem Hinscheiden des hochverehrten Herrn Mungo Natscheradetz“ – des hochverehrten – das bin ich, bitte! – „Seniorchefs des bestrenommierten Café Melantrich, Prag I, Melantrichová 8...“

Tonka: Das alte Dreckbeisel.

Natscheradetz *zu Tonka:* Ihnen gesagt, hineingelassen zu werden zu dürfen. *Weiterlesend:* „Melantrichová 8, von neun Uhr abends an Konzert einer Damenkapelle...“

Tonka: Konzert! Auf einer zerbrochenen Mandoline haben sie gezupft, als ob sie Läuse knicken würden!

Natscheradetz *zu Tonka:* Was Sie schon von Kammermusik verstehen! *Weiterlesend:* „Ein Mann von hochprima Charakter“ – bitte, das steht da! –

Der Präsident *nimmt das Papier und gibt es dem höllischen Gerichtsschreiber:* Schmeißen Sie das in die Hölle!

Der höllische Gerichtsschreiber *nimmt die Todesanzeige und wirft sie ins Höllentor, aus dem es rot aufleuchtet:* Ein Stück Papier für besondere Zwecke.

Natscheradetz: Meine teure Todesanzeige! Fünfhundert Katsché!

Der Präsident: Dafür haben Sie die Hölle umsonst!

Die Höllenposten packen den zeternden Mungo Natscheradetz und jagen ihn mit Fußtritten in die Hölle, aus der wieder der rote Lichtschein hereinfällt.

Natscheradetz *in der Hölle:* Ah, Mandelik und Sinaiberger und Roubitschek, ihr seids auch schon da?

Der Präsident *liest:* Antonie Havlová!

Tonka: No endlich! Um was geht's?

Der Präsident *zum Polizisten:* Die Akten!

Der himmlische und der höllische Gerichtsschreiber, die beiden Doppelposten und der Polizist schleppen Akten herbei und legen sie auf den Tisch.

Der Präsident *die Titel der Aktenstöße lesend:* „Geheimprostitution", „Schwere körperliche Beschädigung", „Öffentliche Gewalttätigkeit", „Ruhestörung", „Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit", „Verunreinigung öffentlicher Plätze".

Tonka: No, ich dank schön! Diese Schmierereien haben Sie hier auch?

Der Präsident *lesend:* Antonie Havlová, Sie sind zweiunddreißigmal polizeilich und drei-, nein, viermal gerichtlich vorbestraft.

Tonka: Immer unschuldig, Herr Kaiserlicher Republikanischer Landesgerichtsrat, immer unschuldig, so wahr ich lebe!

Der höllische und der himmlische Gerichtsschreiber *erschrocken:* Wer lebt?

Tonka: Ach, sakra, ich bin ja tot, das hab ich in der Aufregung ganz vergessen.

Der Präsident: Antonie Havlová...

Tonka: No jo, so heiß ich.

Der Präsident: Sie haben auch noch einen anderen Namen? Einen Spitznamen?

Tonka: Den hat doch jede von uns.

Der Präsident: Und wie nennt man Sie?

Tonka *zögernd:* Mich – nennen sie – die Tonka Šibenice.

Der Präsident *schiebt die Akten fort:* Und wie kommen Sie zu diesem Namen?

Tonka *ausbrechend:* Das geht Sie einen großen Schmarrn an! Das sind meine ureigensten Privatangelegenheiten. Das kommt in keinem Akt vor, und da hat sich keiner hineinzumischen! Das wäre ja noch schöner, daß jeder in meine privaten Sachen seine Nase hineinstecken könnte. Oho, da sind Sie kurz auf mich! Darüber gebe ich keine Auskunft, und wenn es Ihnen nicht paßt, so können Sie mich gleich dort durch dieses schwarze Pimperl in die Hölle schmeißen lassen und mir einheizen, daß mir das Terpentin aus den Augen rinnt. Aber sekkieren laß ich mich nicht. Da können Sie lange lauern! Kujonieren kann man mich nicht, das hat nicht einmal der Kommissär Draschner fertiggebracht. Über meine Privatsachen rede ich nicht, und wenn Sie mich auseinanderreißen! Und basta fidli!

D e r P r ä s i d e n t *sie fest ansehend:* Aber Sie haben ja auch bei Lebzeiten manchmal diese Geschichte erzählt.

T o n k a *ruhiger:* Das ist ganz etwas anderes! Wenn mir jemand beim Halánek fünf Gläschen Allasch gezahlt hat, so hab ich ihm dafür die Geschichte zum besten gegeben. Das war die Taxe. Aber zwingen laß ich mich nicht!

D e r P r ä s i d e n t *lächelnd:* Allasch haben wir zwar nicht, aber ein Glas Äther können Sie bekommen. *Er gibt ein Zeichen, worauf sich aus den Wolken eine Flasche niedersenkt.*

T o n k a : Schau, schau, die himmlischen Heerscharen gießen sich auch manchmal eins in die Trompete.

D e r P r ä s i d e n t : Ich nicht.

D e r h i m m l i s c h e G e r i c h t s s c h r e i b e r *entrüstet:* Ich gewiß nicht!

D e r h ö l l i s c h e G e r i c h t s s c h r e i b e r : Jetzt bleibt's also auf mir kleben, wie immer! Jetzt sind w i r die Alkoholiker!

D e r P r ä s i d e n t : Geben Sie ihr ein Glas.

T o n k a : Ach, wozu ein Stamprdel? Ich könnte es mit herunterschlucken. Glauben Sie mir, am besten trinkt sich's von der Quelle. *Sie trinkt aus der Flasche.*

P r ä s i d e n t, d e r h ö l l i s c h e u n d d e r h i m m l i s c h e G e r i c h t s s c h r e i b e r *nacheinander:* Genug, genug, genug!

T o n k a *setzt ab und läßt die Flasche baumeln:* Dank schön! Ganz gut schmeckt das! Ich habe das nie getrunken. Beim Halánek gibt's keinen Äther. Kriegt man das in der Hölle auch?

D e r P r ä s i d e n t : Nein, nein; aber erzählen Sie jetzt!

T o n k a : Also, hoher heiliger Gerichtshof! Das ist schon eine alte Weste, das ist schon gar nicht mehr wahr. Das war im Jahre achtzehnhundertzweiundneunzig, am zwölften August war das.

D e r P r ä s i d e n t : Da sind es heute dreißig Jahre.

T o n k a *erstaunt:* Meiner Seel, auf den Tag dreißig Jahre. No und? *Mißtrauisch:* Hab ich mich nicht auf Erden genug damit geärgert? Wollen Sie mir hier oben auch noch aus dieser Geschichte einen Vorwurf machen? Wollen Sie mir hier auch aus der Sache einen Strick drehen? Was wollen Sie denn von mir?

D e r P r ä s i d e n t : Erzählen Sie nur ruhig.

Tonka: Also, ich war damals im Salon Koutský angestellt, ein sehr feines Lokal.

Der Präsident: Ja, das öffentliche Haus in der Plattnergasse, Ecke Saazergäßchen.

Tonka: Da schau her, Sie kennen das? Haben Sie vielleicht auch dort verkehrt?

Alle lachen.

Der Präsident *sich streng umsehend:* Ruhe!

Tonka: Sagen Sie auf Ehre und Gewissen, Herr Präsident, was war das für ein Geschäft, no, was für eins?

Alle lachen.

Der Präsident *verlegen hüstelnd:* Na ja... hm... ein ganz...

Tonka: No, sehen Sie, es war ein sehr, ein nobles Etablissement. Die feinsten Gäste haben bei uns verkehrt. Das werden Sie mir doch bestätigen!

Alle lachen.

Der Präsident: Ruhe. *Zu Tonka:* Erzählen Sie weiter!

Tonka: Also ich war damals bei Koutský in der Plattnergasse. Ich war die schönste von den Damen.

Der himmlische Gerichtsschreiber hüstelt.

Tonka: Husten Sie nicht, daß Sie nicht ersticken! Wenn ich sage, ich war die schönste von den Damen, so können Sie mir das glauben. Heute bin ich ja ein alter Schlampen. Was hätte ich also davon, mich damit zu rühmen, nicht? Aber damals war ich die „blaue Tonka". Ich habe nämlich schöne blaue Augen gehabt und bin immer in einem blauen atlassenen Empirekleid herumgegangen, mit à-jour-Strümpfen und Lackschuhen. Wenn ich in den Salon hinuntergekommen bin, haben immer schon fünf bis sechs feine Gäste auf mich gewartet, und um vier Uhr früh, bevor Feierabend gemacht worden ist, haben sie sich vor meinem Zimmer angestellt wie zur Polonaise, ganze Fronten, jawohl. So eine Štramanda war ich. Alle Damen – Sie wissen, die Kolleginnen – haben mich beneidet.

Der Präsident: Na, und was war am zwölften August achtzehnhundertzweiundneunzig?

T o n k a : Ja, also am zwölften August sitzen wir, alle Damen, in der Küche beim Nachtmahl, da kommt der Detektivinspektor Lederer mit einem Bachař vom Strafgericht, so einem Gefängniswärter, wissen Sie, und tuschelt mit der Frau Koutský. Wir haben gehört, wie die Alte sich aufregt, und der Lederer sagt, er hat genug davon, von einem Puff ins andere zu laufen, und wenn die Koutský Schwierigkeiten macht, so wird ihr nächstens die Polizei auch Schwierigkeiten machen. Natürlich hat die Alte sich mit der Polizei nichts anfangen wollen, no und da kommt sie mit dem Lederer zu uns nach hinten, und er fragt, ob eine von uns Damen nicht ins Strafgericht gehen möcht, zum Ferdinand Prokupek. Frau Koutský hat gesagt, sie gibt der Betreffenden noch zehn Gulden extra. Natürlich hat sich keine gemeldet.

D e r P r ä s i d e n t : Es hat sich ja doch eine gemeldet.

T o n k a : Nein, hoher heiliger Gerichtshof, es hat sich keine gemeldet. Ganz Prag hat ja gewußt, daß der Prokupek morgen gehängt wird, weil er drei Mädel erwürgt hat. Eine bei Brandeis, eine bei Krč, und die restliche hat er ins Wäldchen bei Hodkovička gelockt. Alle drei hat er sie erwürgt, und dann hat er die Leichen verstümmelt! Ein scheußlicher Kerl! Und so hat er auch auf dem Bild ausgesehen, das von ihm im „Pražský Ilustrovaný Kurýr" war – ein alter Strolch mit zerfressenem Gesicht, das Kotzen ist einem angegangen, wenn man nur die Photographie angeschaut hat, pfui Teufel. *Sie nimmt die Flasche.* Sie gestatten schon! *Trinkt.* Der Lederer, der Detektivinspektor, hat eine Dame gebraucht, die zum Prokupek auf den Karlsplatz geht, weil der sich gewünscht hat, ein Mädchen bei sich zu haben, und wenn einer hingrichtet wird, muß ihm sein letzter Wunsch nämlich erfüllt werden.

D e r h i m m l i s c h e G e r i c h t s s c h r e i b e r *devot zum Präsidenten:* Herr Präsident wissen: das alte scortum scorto.

T o n k a : Was ist los?

D e r P r ä s i d e n t : Das ist aus dem Römischen Recht.

T o n k a : Das muß eine schöne Schweinerei sein. Bei uns gilt das nicht. Es hat sich also keine gemeldet.

D e r P r ä s i d e n t : Es hat sich doch eine gemeldet.

T o n k a : Nein, hoher heiliger Gerichtshof, das muß ich doch besser wissen, es hat sich keine gemeldet. Nicht einmal die Ludmilla wollte gehen, „nicht einmal für tausend Gulden",

hat sie gesagt. Und sie war doch die mieseste von uns. Das werden Sie ja noch wissen.

Der Präsident: Weiter, weiter!

Tonka: Weil also keine von den Damen zum Prokupek gehen wollte, so hat die Frau Koutský zur Olga Petřiková gesagt, sie soll sich anziehen und mit dem Bachař ins Strafgericht gehen. Die Olga Petřiková, müssen Sie wissen, war damals nur Bedienerin bei uns, dreiviertel Jahre vorher war sie noch Dame gewesen, aber dann ist sie krank geworden, und wie sie vom Janovský zurückgekommen ist, hat sie so alt und häßlich ausgesehen, daß man sie unmöglich in den Salon lassen konnte. So eingefallene fleckige Wangen hat sie gehabt und rote Augen, die Haare fielen ihr aus, und immerfort war sie heiser. Furchtbar! *Sie trinkt.* Die Koutský wollte sie ja nicht mehr aufnehmen, aber weil sie so geheult hat, die Olga, daß sie sich umbringen wird, hat man sie auf dem Sofa im Doktorzimmer schlafen lassen und hat ihr das Essen gegeben. Dafür hat sie eben aufräumen müssen und hat nicht mehr Olga geheißen, sondern Frau Petřiková. Weil nun keine von uns hat zum Prokupek gehen wollen, hätte die Olga mitgehen sollen. Da hat sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und hat aufgeschrien, aufgeschrien ohne Stimme. Lieber schmeißt sie sich in die Moldau, hat sie gesagt und hat gezittert wie Sulz... Da fällt mir plötzlich ein zu sagen: „Ich gehe zum Prokupek..."

Der Präsident *interessiert:* So, so!

Tonka: No also, dann bin ich mit dem Gefängniswächter losgezogen bis unter den Karlsturm. Damals war ich zum erstenmal dort. Im Aufnahmebüro waren ein paar Aufseher, die haben so blöd gemeckert: „Gute Unterhaltung wünschen wir Ihnen, Fräulein", und dann haben sie mich abgetätschelt, ob ich nicht ein Messer oder einen Strick für den Prokupek mitbringe – sie haben Angst gehabt, daß ich ihnen die schöne Hinrichtung verderben könnte. Und ein junger Aufseher hat ganz traurig zu mir gesagt: „So ein hübsches Mädchen, schämen Sie sich nicht?..." Er hat eben auch geglaubt, ich mache es wegen der paar Gulden – ich hab ihn aber nicht aufgeklärt, ich hab mir gedacht, für mich und hinter mich, was ist mir in das, was er glaubt! No, und dann haben sie mich in die Zelle von diesem Prokupek geführt. Sein Bild hab ich schon aus dem

Kurýr gekannt, das hab ich Ihnen, glaub ich, schon erzählt. Aber er war noch viel ähnlicher als auf der Photographie. Er hat eine so schmierige Zuchthauskluft angehabt und lauter Stoppeln und Wimmerln im Gesicht. *Sie macht einen langen Zug aus der Flasche.* Wie ich ihn gesehen hab, hab ich mir gedacht, wenn ich nur schon wieder draußen wäre! Aber ich hab mir nichts anmerken lassen; wenn ich schon einmal da bin, soll er sich auch mit mir freuen. Ich weiß, was ich meinem Beruf schuldig bin. Ich hab ihm also gleich gesagt: „Ihr Bild habe ich schon im Kurýr gesehen, hat mir gleich gefallen, deshalb bin ich gekommen.“ Da hat er etwas ganz Ordinäres zu mir gesagt, ich soll ihn am...

Der Präsident *sie abwehrend unterbrechend:*... am Buckel steigen...

Tonka: O nein, noch viel gemeiner, Sie verstehen schon, hoher Gerichtshof, ich brauch mich hoffentlich darüber nicht zu verbreitern, das wäre mir peinlich. Nach einer halben Stunde sagt er zu mir: „Jetzt kannst du gehen.“ Ich war sehr froh, ich hab ja so eine Angst gehabt, er wird mich vielleicht auch erwürgen wie die drei Mädeln, aber wie ich ihm die Hand geben will, hat er mir plötzlich leid getan. Ich hab mir gedacht, morgen holt ihn der Wohlschläger...

Der himmlische Gerichtsschreiber *zum Präsidenten:* Hoc est nomen carnificis pragensis.

Tonka: O nein, nicht deshalb, da irren Sie sich sehr. Dafür habe ich ganz andere Gäste gehabt. Die waren ein bisserl fescher und tausendmal besser gestellt! Aber er hat mir wirklich leid getan, und da hab ich zu ihm gesagt: „Ich möcht gern noch ein bißchen bleiben.“ Da hat er wieder so etwas gebrummt wie vorher, Sie wissen schon...

Der Präsident: Ja, ja, Sie brauchen es nicht zu wiederholen.

Tonka: Nein, nein, ich sage es ja nicht, ich erwähne nur, daß er wieder so etwas Unfeines gesprochen hat. Aber es hat ihn doch sehr gefreut, das hab ich schon gemerkt. No, und um zwei Uhr nachts bin ich dann nach Hause gerannt und bin gleich auf mein Zimmer gegangen und wollte mich schlafen legen. Da sehe ich, daß mir meine Kolleginnen, die Damen, diese Schweine, einen Galgen aus Pappendeckel auf den Nachttisch gestellt haben. Mit so etwas macht man doch keine Witze, hoher Gerichtshof, nicht wahr? Ich habe das zerrissen

und mich schlafen gelegt. Wie ich am Nachmittag zum Frühstück hinunterkomme, haben schon alle die Hinrichtung in der Zeitung gelesen und haben mich gefrozzelt: „Die ist stolz geworden, weil ihr Schamster erhöht worden ist!“ – „Im letzten Augenblick hättest du bei ihm bleiben sollen, wenn einer hochgezogen wird, so ...“ – „Du, das ist ein schüchterner Mensch gewesen, der Prokupek, er hat sich ziehen lassen!“ – „Du wirst, hör ich, ins Seilergäßchen übersiedeln, aus Pietät!“ – „Mach dir nichts draus, nicht jeder kann in der Luft reiten!“ – „Schlepp uns nur keinen kleinen Prokupek ins Haus, sonst erwürgt er uns noch alle ...“ – je mehr ich mich geärgert habe, desto mehr haben mich die Ludern gefrozzelt. Wütend bin ich auf mein Zimmer gelaufen. Wie ich abends in den Salon hinunterkomme in meinem blauen Empire, was mir so gut gepaßt hat, Sie erinnern sich doch noch ...?

Der Präsident: Ja, ja.

Tonka: ... haben die Dreckschleudern wieder zu frozzeln angefangen. „Tonka Šibenice!“ und so. Und denken Sie, diese Gemeinheit! Den Gästen haben sie's auch erzählt. Das ist doch unlauterer Wettbewerb! Meine Freier haben mich nicht einmal angeschaut. *Weinend:* Um ein Uhr ist der blonde Mirko gekommen, der war schon dreiviertel Jahre mein Geliebter, ich hab den Lausbuben, den elenden, so schrecklich gern gehabt, nie mehr werde ich einen so gern haben – ein feiner Junge, er war immer so nobel angezogen, Sie werden sich ja noch an ihn erinnern, Herr Gerichtshof, er ist immer am Mitteltisch gesessen, mit gelben Handschuhen und einer gelben Seidenkrawatte, ein sehr vornehmer Mensch! – Also, ich will mich zu ihm setzen, da schreit er durchs ganze Lokal, daß es alle hören: „Bevor der Wohlschläger zu mir kommt, laß ich dich schon rufen!“ *In Schluchzen ausbrechend:* Und dann ist er mit der polnischen Wanda aufs Zimmer gegangen. Das hätte er mir nicht antun sollen, das nicht, das nicht!

Der Präsident: Beruhigen Sie sich, Tonka, erzählen Sie nur weiter.

Tonka: Am nächsten Tag bin ich aus der Plattnergasse weggelaufen. Am Klarov haben sie mich aufgenommen, bei der „Blauen Nudel“.

Der Präsident: Blaue Nudel?

Tonka: Das werden Sie nicht kennen, das ist ein ganz kleines Puff gegenüber vom Blindeninstitut.
Der höllische Gerichtsschreiber: Aber ich kenne es.
Tonka: Ja, Sie werden es kennen. Ach Gott, das war mit Koutský gar nicht zu vergleichen! Da hab ich kein blaues Empire gehabt, keine durchbrochenen Strümpfe und keine Lackschuhe. Und was mir am meisten gefehlt hat – wissen Sie, was mir am meisten gefehlt hat?
Der Präsident: Na, was denn?
Tonka: Das Grammophon. Sie erinnern sich doch noch an das große Grammophon bei Koutský?
Der Präsident: Ja, ja.
Tonka: Da hab ich so gerne getanzt, wenn es gespielt hat:

Du bist meine Racajda,
Racajdička, racajda...

Alle singen mit den gleichen Bewegungen, während die Wolken zu schaukeln beginnen.

Du bist meine Racajda,
Raca...

Der Präsident *sich besinnend:* Pst! Ruhe! *Alle sind still, der Präsident sieht die Beisitzer und Wachtposten strafend an.* Skandal! *Zu Tonka:* Weiter!
Tonka *fängt wieder zu singen an:*

Racajdička, racajda...

Der Präsident: Ruhe! Sind Sie verrückt geworden?
Tonka: Aber Sie haben doch gesagt: „Weiter!“
Der Präsident: Weiter erzählen sollen Sie!
Tonka: Ach so! Ja, also das Grammophon hat mir, wie gesagt, sehr gefehlt. Nein, Koutský und „Blaue Nudel“, das war wie Tag und Nacht, hoher Gerichtshof. Den Unterschied sollen Sie Orgel spielen können! Ich war aber nur drei Nächte da; in der dritten Nacht ist ein Gast gekommen, der mich von Koutský her gekannt hat, und der Kren hat die ganze Geschichte gleich ausgequatscht. Die Damen haben sowieso einen Rotzneid auf mich gehabt, weil ich eine Neue war und den schönsten Körper gehabt hab, gleich hat's wieder geheißen: „Tonka Šibenice!“ Das war ein richtiges Fressen für die: „Tonka Šibenice“! Unter solchen Umständen ist es schwer, in einem Lokal zu arbeiten, das müssen Sie ja einsehen! Da

bin ich wieder von der „Blauen Nudel“ weg und auf die Straße gegangen. Ja, ja, was ist mir denn anderes übriggeblieben als der Strich? Dreißig Jahre lang bin ich so gegangen. Keine Müdigkeit vorschützen! Und ich habe auch Gott sei Dank jeden Abend wenigstens einen Freier gefunden.

Der himmlische Gerichtsschreiber *ironisch:* Nulla dies sine linea.

Tonka: Was heißt das schon wieder?

Der Präsident: Das heißt: Kein Tag ohne Strich.

Tonka: Aber wirklich! Zuerst bin ich auf der Walstatt gegangen, dann bin ich in der Zeltnergasse bis zum Pulverturm gegangen, zehn Jahre lang. No, und dann war ich Ecke Graben- und Wenzelsplatz. Vor ein paar Wochen hat mir mein Pasak so einen Pelzmantel versprochen, – *Geste* – damit ich auch in der Ferdinandstraße und in den nobeln Kaffeehäusern verkehren kann. *Gerührt:* Aber das hab ich nicht mehr erlebt. Ist denn das ein Wunder! Die Straße ist das Furchtbarste, was es gibt. Was man von der Polizei ausstehen muß und von der Quartierfrau! Jeden Tag schikaniert sie einen mit etwas anderem, und jeden Tag schraubt sie den Zins in die Höhe. Und alles muß man sich gefallen lassen, alles allein besorgen, bei Tag, wo man doch schlafen soll. Und wenn man was einkaufen geht, einen Hut oder eine Bluse oder pikante Wäsche – man kann doch nicht in Flanell herumlaufen! –, dann begaunern einen die Verkäufer. Jeder glaubt, unsereiner muß gewurzt werden. Und woher kommt das? Unser ganzer schlechter Ruf?

Der Präsident: Na, woher glauben Sie?

Tonka: Das kann ich Ihnen genau sagen! Das kommt nur von den Fräuleins auf der Promenade, von diesen Flitscherln. Das sind solche Rotznasen, die nichts gelernt haben und nichts können und die glauben, wenn sie einmal auf den Flam gehen, dann sind sie schon Huren. Ein Dreck sind sie! Und sehen Sie, die halten sich nicht sauber, gehen zu keiner Kontrolle, und von ihnen kommen dann die ganzen Krankheiten. Aber diese Flundern haben gerade die meisten Kundschaften. Und wir müssen stundenlang strichen, bis wir einen Freier erwischen. In der Nässe, in der Kälte – nein, es ist schrecklich, auf den Strich gehen zu müssen. Das ist nicht wie im Salon, wo sie einem alles besorgt haben und wo man von vorne und hinten

bedient worden ist. Ach, das Puff ist das Schönste, was es gibt! *Sie seufzt.* Na, das ist gewesen! Wenigstens hat mich am Strich niemand gekannt, und das mit der „Tonka Šibenice" hat aufgehört.

Der Präsident *in den Akten stöbernd:* Für immer aufgehört?

Tonka: Nein, nicht für immer. Die Menschen sind doch so schlecht! *Sie trinkt.* Einmal sitzen wir bei der Stará Panì, wo man frühmorgens die beste Kuttelflecksuppe bekommen hat – der Löffel ist direkt darin gestanden, so dick war sie. Ich war mit einem besoffenen Balík da, mit dem ich mich schon den ganzen Abend herumgeschleppt habe und den ich noch kriegen wollte. Ein paar Flundern waren auch noch da, die noch nichts gefunden hatten, und bei denen am Tisch war die Stotterbetka, die mich noch von der „Blauen Nudel" gekannt hat. Das Aas hat ganz genau gewußt, daß ich schon stundenlang mit dem Wurzen herumgetschundert bin, und macht trotzdem verliebte Augen auf ihn und fängt an mit ihm zu sprechen. No, ich laß mich doch nicht aus einem Geschäft herausschieben! Ich hab sie aufs Klosett hinausgerufen und hab ihr gesagt: „Das kannst du doch nicht machen." Da sagte sie: „Geh in den Hain, der Erdäpfelbauer interessiert mich ja gar nicht." Kaum haben wir uns wieder ins Lokal gesetzt, hat das Theater wieder angefangen. Nun wollte der Kren wirklich mit ihr anbandeln, da hab ich ihr aber meine Meinung gesagt: „Wenn die Komödie nicht bald aufhört, du Kanal du, so hau ich dir den Sessel ums Maul, daß dir die Zähne in Doppelreihen aus dem Hintern marschieren, du Drecksau!" Kaum hab ich das gesagt, denken Sie sich, ist die Person schon ordinär geworden! „Geh doch zu deinen Kundschaften ins Strafgericht, geh doch zu deinen Mördern!" Und wie nun die anderen gefragt haben, was denn das heißen soll, wieso sie das sagen kann, da brüllt dieses schlampige Mistviech: „Das ist ja die Tonka Šibenice, wenn einer gehängt wird, so wird sie von der Polizei zu ihm geführt, damit er noch eine Freude hat." Alle haben gelacht, aber mir ist ganz schwarz vor den Augen geworden, so eine Wut hab ich gekriegt. Ich bin aufgesprungen und hab sie vier- oder fünfmal – ***aufgeregt auf den Tisch trommelnd, daß die Akten auf die Erde fallen*** – auf ihre Kokosnuß geschlagen, daß ihr gleich die Marmelade aus der

Nase herausgekommen ist. Dann habe ich sie unter die Beine genommen und so hingehauen, daß die Rettungsstation sie hat abholen müssen. Das können Sie ja – *auf die Erde zeigend, wo die Akten liegen* – ganz leicht in den Akten finden. Seit der Zeit macht die Stotterbetka einen großen Bogen, wenn sie mich sieht. Aber die Sache hat sich gleich herumgesprochen. Zuletzt war's mir auch schon ganz fuk, und wenn mir einer beim Halánek fünf Gläser Allasch zahlt – das ist die Taxe, wissen Sie –, so kann er die ganze Geschichte von mir erzählt kriegen, wie ich beim Prokupek in der Zelle war mit allen Einzelheiten. *Vertraulich:* Auch wie er mich...

Der Präsident *sie unterbrechend:* Antonie Havlová, wollen Sie mir noch eine Frage beantworten?

Tonka: Aber warum nicht? Meinetwegen zehn. Sie sind ein so freundlicher, gemütlicher alter Paprika! Fragen Sie nur ruhig, was Sie interessiert!

Der Präsident: Antonie Havlová, warum sind Sie denn damals zu dem Mörder Ferdinand Prokupek gegangen?

Tonka *nachdenkend:* Das weiß ich eigentlich selber nicht.

Der Präsident erhebt sich und läutet.
Es wird dunkel, nur ein transparenter Schlüssel leuchtet, Orgelklang und Glockengetön.

III

IM PARADIES

Da es hell wird, sind die Eingänge mit den Schilderhäuschen sowie die Teufel verschwunden, man sieht im Hintergrund einige runde Tische mit typischem Bordellinventar, Dirnen und Gäste. Wolken schweben darüber.

Tonka *verjüngt, im blauen Empirekleid, mit großen gefiederten Flügeln, klatscht in die Hände:* Ach fein, da bin ich ja wieder bei der Frau Koutský.

Die Gäste: Ah, die blaue Tonka!

Frau Koutský *dekolletiert, sehr geschminkt:* Willst du eine Zigarette?

Tonka *sich eine anzündend:* Ach, ist das schön hier!

Der blonde Mirko *am Mitteltisch, knallgelbe Handschuhe, knallgelbe Krawatte:* Na, mein Goldmädel, bist du wieder da?

Tonka: Der blonde Mirko! Ich bin so glücklich!

Der himmlische Gerichtsschreiber *zum Präsidenten:* Da haben Herr Präsident Ihrem Grundsatz wieder Ehre gemacht: jedem Menschen sein eigenes Himmelreich! Den Geschmack dieser Person haben Herr Präsident jedenfalls tadellos getroffen.

Der Präsident *freudig:* Sie glauben?

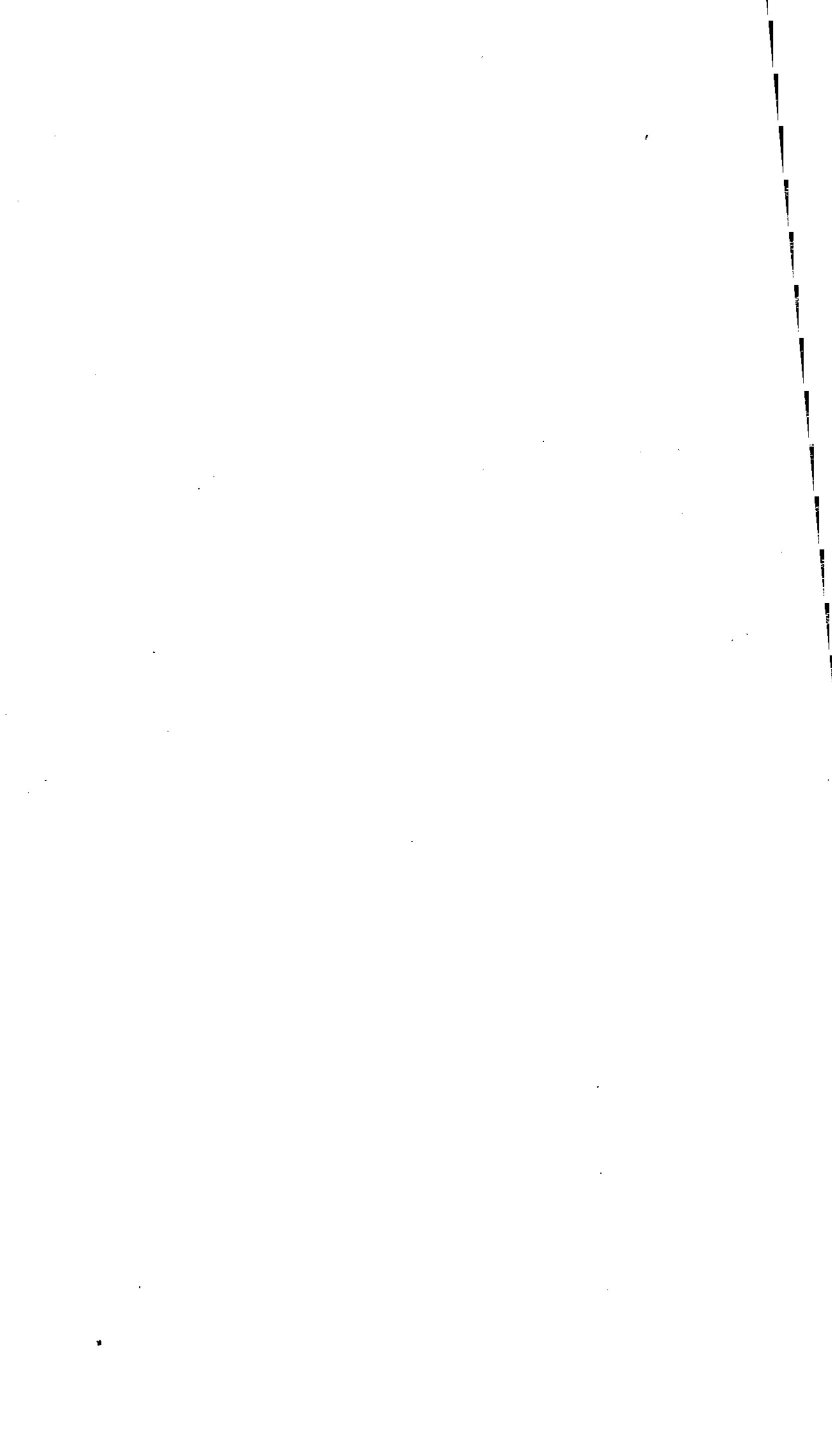
Der himmlische Gerichtsschreiber: Na selbstverständlich! Herr Präsident sind geradezu – unfehlbar.

Der Präsident *zu Tonka:* Bist du wirklich glücklich?

Tonka: So glücklich!

Der Präsident: Hast du noch einen Wunsch, Tonka?

Tonka: Ja. Ich möcht so gern das Grammophon wieder hören.
Der Präsident gibt ein Zeichen, das Grammophon beginnt das Lied „Racajda“ zu spielen. Tonka, die Zigarette im Mund, lauscht verzückt, dann packt sie den blonden Mirko und tanzt mit ihm einen Schlapák.



DIE REISE UM EUROPA IN 365 TAGEN

Eine groteske Begebenheit in fünfzehn Bildern

Geschrieben mit Jaroslav Hašek

PERSONEN

Direktor des Verkehrsinstituts
Sekretärin
Stenotypistin
Koumes, Berichterstatter der Zeitung „Der Schwung“
Rampa, Gastwirt „Zum Goldenen Schiff“ in Prag-Holešovice
Struha, Kapitän des Dampfers „Lanna 8“
Frau Struha, seine Frau
Mikulášek, Heizer des Dampfers „Lanna 8“
Vaněk, Schleusenwächter
Eine fromme Greisin aus Melnik
Hans, Vorstand der sächsischen Grenz-Finanzwache
Eine böhmische Wirtin in Hamburg
Ratzucha, Konsulatsbediensteter in Hamburg

Frieda Jette	Chansonetten	im Gasthaus „Zur billigen Windsbraut“ in Hamburg

Kapitän Hommel, Wirt
Kapellmeister Sandor, Geigerkönig
Matrose Hein
Matrose Thiess
Ives, bretonischer Matrose des französischen Dampfers „Toulon“
Pieter van Kerchnave, Oberst der Festungsartillerie und Kommandant der holländischen Festung ten Helder
Unteroffizier der holländischen Festung ten Helder

Landa Kaifas	Fußballspieler von AC „Sparta“

Pülchinger, Inhaber von „Pülchingers Luftzirkus“ im Wiener Prater
Pusterer, Kapellmeister im Wiener Prater
Musikanten, Praterbesucher und Soldaten.

1. Bild

DIE DIREKTION DES VERKEHRSINSTITUTS ENTSCHEIDET

In der Direktion des Verkehrsinstituts. Sekretärin wühlt in den Schriftstücken. Stenotypistin ißt Bonbons.

Berichterstatter Koumes *tritt ein:* Habe die Ehre. Der Herr Direktor noch nicht zurückgekommen?

Stenotypistin: Er steckt wohl irgendwo im Fahrstuhl. Gestern ist er drei Stunden im Fahrstuhl steckengeblieben, zwischen dem dritten und vierten Stock, zwischen dem Einreichungsprotokoll und der Expedition.

Sekretärin *streng zur Stenotypistin:* Quatschen Sie nicht, Fräulein, schreiben Sie das, was Sie auf der Maschine getippt haben, stenographisch ab, damit wir etwas im Diktatbuch haben. *Zu Koumes:* Sie wünschen?

Koumes: Ich habe etwas Wichtiges mit dem Herrn Direktor zu besprechen.

Sekretärin: Könnte ich erfahren, um was es sich handelt?

Koumes: Erlauben Sie, Fräulein, das ist eine außerordentlich heikle und vertrauliche Angelegenheit.

Stenotypistin *zur Sekretärin:* Lieben Sie heikle Geschichten?

Direktor *tritt ein, ohne den Berichterstatter zu beachten. Zur Sekretärin:* Fräulein Sekretärin, wir haben vom Verwaltungsrat unseres Verkehrsinstituts einen mächtigen Rüffel bekommen. Wir hätten bereits vor einem Monat den Schleppdampfer „Lanna 8“ von der Prager Vorstadt Holešovice nach Bratislava schicken sollen, und ich habe mich erst heute daran erinnert, als mich der Fahrstuhl zufällig ins Einreichungsprotokoll gebracht hat. Denken Sie, dort hat es niemand erledigt, es ist dort liegengeblieben. – Bei uns herrscht eine schöne Ordnung! *Er wirft ihr die mitgebrachten Schriftstücke hin.*

Sekretärin: Ich hatte wirklich keine Ahnung davon. *Sie wendet sich zur Stenotypistin:* Warum haben Sie nicht im Einreichungsprotokoll nachgesehen?

Stenotypistin: Wenn man mir nichts gegeben hat!

Sekretärin: Wie lange waren Sie nicht mehr im Einreichungsprotokoll?

Stenotypistin: Seit ungefähr zwei Monaten.

Direktor: Das ist wirklich zum Verrücktwerden. Der Dampfer sollte schon vor einem Monat in Bratislava sein. Er hätte schon längst Flöße bis nach Konstantinopel schleppen können. Die Exportgesellschaft „Orient" bombardiert täglich – das geht aus den Schriften hervor – unseren Verwaltungsrat. *Er regt sich auf.* Bombardiert die Außenhandelsabteilung. Die Idioten vom „Orient" geben es am Ende in die Zeitung, und mit unserer Reputation ist es aus. *Er fährt den Berichterstatter an:* Und was wünschen Sie?

Koumes *erschrocken:* Entschuldigen Sie, daß ich mich vorstelle. Ich bin Koumes, Redakteur und Berichterstatter der neugegründeten und altbewährten sowie verbreitetsten Tageszeitung „Der Schwung". Ich habe den Auftrag bekommen, mich bei Ihnen nach den Verhältnissen im Verkehrsinstitut und nach seiner Tätigkeit zu erkundigen. Ich hoffe, daß Sie mir ein kurzes Interview gewähren.

Direktor: Ich stehe zu Ihren Diensten. Nehmen Sie Platz, bitte. Vor allem notieren Sie meinen Namen, hier ist meine Visitenkarte. Mein Photo werde ich Ihnen dann geben.

Koumes: Besten Dank. *Nimmt Papier und Bleistift aus der Tasche, setzt sich hin.* Wollen Sie mir bitte sagen, welches der Zweck Ihres Büros ist?

Direktor: Das ist ganz einfach: Verkehr. Wir sind ein Verkehrsinstitut. Wir befördern Personen – Personenverkehr, wir befördern Waren – Warenverkehr, wir befördern Auswanderer, ganze Geschlechter...

Koumes: So? *Notiert:* „Geschlechter."

Stenotypistin: Wollen Herr Direktor dieses Aktenstück unterschreiben?

Direktor: Stören Sie mich doch nicht immer mit der Arbeit... bei der Arbeit, wollte ich natürlich sagen. *Zu Koumes:* Bei welchem Verkehr hielten wir eben?

Koumes: Beim Verkehr der Geschlechter.

Stenotypistin: Um Gottes willen, wollen Sie das in die Zeitung geben, Herr Direktor?

Direktor: Unsinn, Privatangelegenheiten bleiben Privatangelegenheiten. *Zu Koumes:* Also, wir regeln den Verkehr. Deshalb haben wir Anspruch auf staatliche Subventionen. Verstehen Sie?

Koumes: Ich verstehe, aber es ist mir nicht klar. Ich möchte um eines bitten, zum Beispiel...

Direktor: Zum Beispiel, Herr Redakteur, Sie haben hier ein Gespräch über den Dampfer „Lanna 8" gehört. Das ist ein kleiner Schleppdampfer, so eine Kaffeemühle, verstehen Sie? Dann ist in Bratislava eine Exportgesellschaft „Orient", verstehen Sie? Diese Exportgesellschaft „Orient" besitzt in Bratislava einen neuen Handelshafen, Docks und Lagerräume, begreifen Sie das? Sie hat Frachtschiffe und möchte gern exportieren, aber sie hat keinen Dampfer, der diese Frachtschiffe schleppen könnte, verstehen Sie? Und da wir alle Verkehrsmittel in der Hand haben, werden wir ihnen so einen Dampfer aus dem Hafen Holešovice schicken, verstehen Sie?

Koumes: Ich verstehe, ich verstehe schon, aber es ist mir allerdings nicht klar.

Direktor: Ich werde es Ihnen sofort erklären. Es handelt sich hier um Schnelligkeit. Sie werden sich sofort davon überzeugen. Fräulein, schreiben Sie! *Diktiert:* „An den Kapitän Struha auf dem Dampfer ‚Lanna 8', Hafen Holešovice." Haben Sie das, Fräulein?

Stenotypistin: Bitte etwas langsamer, ich stenographiere nämlich.

Direktor *diktierend:* „Das Verkehrsinstitut erteilt Ihnen hiermit den Auftrag, unverzüglich und schleunigst den Ihrem Befehl unterstellten Dampfer ‚Lanna 8' nach Bratislava in den Handelshafen der Exportgesellschaft ‚Orient' zu bringen." *Zu Koumes:* Sehen Sie, so wird's gemacht. Ich unterschreibe den Brief, das Fräulein trägt die Nummer ins Protokoll ein, steckt ihn in einen Briefumschlag, dann wird er dem Boten übergeben – und schon läuft alles wie geschmiert. Begreifen Sie, verstehen Sie? *Er unterschreibt den Brief, gibt ihn dem Fräulein, sie trägt die Nummer ein und steckt ihn in einen Umschlag.*

Koumes: Ich begreife und verstehe vollständig – hm – hm

– aber gestatten Sie, wie bringen Sie den Dampfer nach Bratislava?

Direktor: Das ist die Angelegenheit des Kapitäns Struha. Wir haben ihm hiermit einen Befehl erteilt, er wird ihn ausführen. Wie er es macht, ist seine Sache. Ich bin der Stratege, meine Untergebenen müssen Taktiker sein. Sie müssen doch einsehen, daß ich mich um solche Kleinigkeiten nicht kümmern kann, wie man einen Dampfer von Holešovice nach Bratislava bringt. Kapitän Struha ist dafür verantwortlich. Er ist einer unserer besten Kapitäne. Als während des Krieges die Gefahr drohte, daß man den Dampfer zu Kriegszwecken verwenden könnte, hat er ihn samt Besatzung an der Stelle, wo der Botitschbach in die Moldau mündet, versenkt. Verstehen Sie seine Schlagfertigkeit, seine geistige Überlegenheit und Intelligenz?

Koumes: Ich bin tatsächlich über diesen Seefahrer begeistert. Bis jetzt habe ich noch nie Gelegenheit gehabt, einen Hochsee-Kapitän kennenzulernen – und ich glaube, wenn ich ihn kennenlernen könnte, würde ich über ihn im „Schwung" in der Rubrik „Verschiedenes" zweiundsiebzig Zeilen schreiben. Noch vor kurzem durften wir über einzelne hervorragende Persönlichkeiten je achtzig Zeilen schreiben, jetzt ist es aber herabgesetzt worden.

Direktor: Hm, wenn Sie ihn kennenlernen wollen und über ihn schreiben, besuchen Sie ihn einfach auf dem Dampfer „Lanna 8" im Prager Hafen. Sie werden den Hafen schon finden, fragen Sie nur einen Schutzmann in der Vorstadt Holešovice, wo der Hafen ist. Was den Kapitän Struha anlangt – das ist ein charaktervoller Mensch, er wird Ihnen sicherlich mit einer außerordentlichen Bereitwilligkeit verschiedene Einzelheiten über unsere Flotte, über seine Tätigkeit – und über alles, was einen rührigen Journalisten interessieren kann – mitteilen, verstehen Sie? *Er überreicht ihm einen Briefumschlag.*

Koumes *notiert sich die Adresse:* Ich bin Ihnen für Ihre inhaltsreichen Informationen von Herzen dankbar. Können Sie sich die Sensation vorstellen, wenn die Leser der Zeitung „Der Schwung" Nachrichten über die Leistungen des Verkehrsinstituts lesen werden? Gestatten Sie, befaßt sich Ihr Verkehrsinstitut auch mit der Beförderung von Personen, die auf den

Schlachtfeldern ausgegraben werden – von Gefallenen und Verschollenen – je nach Wunsch der Hinterbliebenen? Wir sind nämlich ein patriotisches Blatt. Auch für Mädchenhandel interessieren wir uns sehr.

Direktor: Wir befördern alles, alles. Unsere Verkehrsmittel sind die verschiedensten! Eben vorgestern sind zwei von unseren Flugzeugen abgestürzt, und vor einer Woche sind zwölf unserer Waggons verbrannt. – Wir stehen in regem Verkehr mit dem Ausland. Vor zwei Wochen ist unser Zug in Rumänien ausgeraubt worden, zwei Lokomotiven wurden uns gestohlen. Begreifen Sie unser Risiko?

Koumes: Jawohl, ich werde über Ihr Risiko etwa sechzig Zeilen schreiben. Es ist ein Arbeitsrisiko auf dem nationalökonomischen Gebiet. Wissen Sie nichts Näheres darüber, wann und wie hoch Ihr Institut subventioniert wird?

Direktor: Im Parlament soll sogar bereits ein Gesetzentwurf, betreffend die Verstaatlichung unseres Instituts und seine Umwandlung in ein Verkehrs-, Transport- und Exportministerium, in ein sogenanntes Speditionsministerium, vorliegen. Dadurch würden unsere Manipulationen und Agenda ungeheuer vereinfacht, weil wir dann Titel und Gehalt von Staatsbeamten bekommen. Leider wird, wie ich befürchten muß, die ganze Angelegenheit erheblich verzögert werden, denn der Herr Sektionschef, der mit der Ausarbeitung des Gesetzentwurfes beauftragt wurde, ist soeben in der Nervenklinik an den Folgen einer jahrzehntelang vernachlässigten Rachitis gestorben.

Koumes: „Ein Greis an Kinderkrankheit gestorben" – das bringen wir dreispaltig. Ich danke Ihnen, Herr Direktor, für die Mitteilung dieses sensationellen Details.

Das Telefon läutet.

Stenotypistin *nimmt den Hörer ab:* Hallo, hallo. Ja, hier ist das Verkehrsinstitut, Sekretariat. Herr Direktor, bitte zum Telefon, der Präsident des Verwaltungsrates wünscht Sie zu sprechen.

Direktor *zu Koumes:* Verzeihen Sie. *Nimmt den Hörer.* Am Telefon, Herr Präsident – wie ich gestern abend nach Hause gekommen bin? Gut bin ich nach Hause gekommen – komisch waren die Mädel, nicht, Herr Präsident? Zuerst haben

sie sich geziert und dann... Ja, ja, es war zu lustig. *Ernst aufsetzend:* Etwas Amtliches? Ich höre, ich höre. Ich werde dem „Orient" sofort telegrafisch antworten, damit die Kerle endlich mit den Beschwerden aufhören! Ich habe alles Nötige veranlaßt, damit sie den Dampfer endlich in Bratislava haben und der Verwaltungsrat vom „Orient" vor Ungeduld nicht in die Hosen macht. Auf Wiederhören, Herr Präsident. *Er hängt ab; zu Koumes:* Wiederum eine Intervention wegen des Dampfers „Lanna 8". *Zur Sekretärin:* Schicken Sie, Fräulein, sofort folgendes Telegramm ab: „Bratislava, Exportgesellschaft ‚Orient'. Dampfer ‚Lanna 8' mit Volldampf unterwegs. Mitteilet Zeit der Übernahme telegrafisch. Zurücksendet Kapitän Struha sofort nach Eintreffen." Unterschrift: Verkehrsinstitut. *Zu Koumes, feierlich:* Sehen Sie, so geht es bei uns zu. Schnell, genau und präzis. Wenn bei allen Behörden eine solche Ordnung herrschte wie bei uns – die Bevölkerung könnte sich gratulieren.

Koumes *schreibt:* Wenn bei allen Behörden eine solche Ordnung herrschen würde wie bei uns – könnte sich die Bevölkerung gratulieren. *Das Telefon unterbricht ihn.*

Sekretärin *hört ab:* Herr Direktor, da beschimpft uns schon wieder jemand. Herr Vondrák, Kaufmann aus Čáslav, sagt, daß er schon seit drei Wochen auf die Waren wartet.

Direktor: Soll er uns den Buckel runterrutschen. Wo ist Prag und wo liegt Čáslav?

Koumes: Das ist doch eine ungeheure Entfernung, Herr Direktor!

Direktor *zu Koumes:* Hier haben Sie meine Photographie.

Sekretärin: Herr Direktor, Sie wollen den Dampfer auf dem Wasserweg schicken?

Direktor: Natürlich, die Eisenbahn fährt auf dem Schienenweg, das Flugzeug auf dem Luftweg – warum sollte ein Dampfer nicht auf dem Wasserweg fahren?

Sekretärin: Verzeihen Sie, Herr Direktor, es gibt doch keinen Wasserweg zwischen Moldau und Donau.

Direktor: Wo ein Wille ist, ist auch ein Wasserweg.

Vorhang.

2. Bild

ABSCHIEDSTRUNK IN EINEM HOLEŠOVICER GASTHAUS

Das Gasthaus „Zum Goldenen Schiff" in Prag – Holešovice. Von der Decke hängt ein Schiffchen, ein Spielzeug, herab. Gastwirt Rampa lacht. Heizer Mikulášek sitzt am Tisch, betrunken.

Rampa *tritt näher an Mikulášek heran:* Haha, Herr Mikulášek – heutzutage ist es schwer, auf Kredit einzuschenken – und von manchem Gast ist das eine Gaunerei – da habe ich hier, haha – auch einen gehabt – haha – der hat aber geweint – haha – als ihn die Schutzleute abführten und hat nur ein kleines Bier auf Kredit getrunken – hahaha.

Mikulášek: Aber Herr Rampa, um Gottes willen, ich bitt Sie – was für Reden führen Sie da? Bin ich Ihnen schon einmal etwas schuldig geblieben – und habe es nicht bezahlt? Nie bin ich Ihnen schon etwas schuldig geblieben und habe es nicht bezahlt. Und ich verkehre bei Ihnen schon seit zehn Jahren, seit wir mit dem Dampfer „Lanna 8" in Holešovice liegen. Hab ich mich schon einmal bei Ihnen besoffen wie ein Schwein? Niemals hab ich mich bei Ihnen besoffen wie ein Schwein, nicht wahr? Oder habe ich bei Ihnen schon einmal eins in die Fresse bekommen. Ja, ich habe schon eins in die Fresse bekommen. Hab ich Ihnen schon mal Schande gemacht? Nie hab ich Ihnen Schande gemacht! Nein. Fragen Sie die Gäste, die im Lokal sind. *Er sieht sich im leeren Lokal um.* Gäste, hat jemand von euch etwas gegen mich? – Kein Protest – na also –

Rampa: Sie blödeln heute schon wieder, haha – wie gewöhnlich, haha.

Mikulášek: Das ist Unsinn, Herr Rampa – ich bin ein intelligenter Mensch – also geben Sie mir noch ein Gläschen Sliwowitz – hier haben Sie– schenken Sie mir ein –

Rampa: Haha – wer kein Geld hat, bleibt zu Haus, hahaha. *Er fängt schaurig zu lachen an.*

Mikulášek *lacht auch:* Ha – bleibt zu Haus. Als ob ich nicht seit morgens hier sitzen würde – ich hab mich hier doch abonniert. Ich bringe Ihnen am Ersten jedes Monats meinen Lohn und trinke ihn langsam ab. Kann ich dafür, daß mein Abonnement diesmal bereits versoffen ist? *Nach einer Weile, für sich:* Der Wagen ist an der Ecke stehengeblieben, und ihm entstiegen zwei Bäume – und dann sind sie weitergefahren, ein Paket unter dem Arm – na ja...

Rampa: Haha – schon wieder hat Sie das Delirium tremens gepackt? Haha – so geht es mit ihm jeden Tag, haha – bald wird er schauerlich krepieren – haha – schade um ihn, ein guter Gast, haha – Wann fangen Sie endlich an zu arbeiten, Herr Mikulášek, haha –

Mikulášek: Was soll ich machen, wenn alles fertig ist? Schon über ein Jahr sitzen wir im Hafen. Einmal am Tag zünde ich das Feuer unter dem Kessel an, und dann lasse ich es wieder ausgehen. Am nächsten Tag heize ich wieder ein. Warum? Weil irgendein Befehl kommen kann – für diesen Fall muß im Kessel Dampf sein.

Koumes *tritt schüchtern ein:* Bin ich hier richtig im „Goldenen Schiff"?

Rampa: Haha, Sie haben's doch draußen auf dem Schild – groß wie ein Scheunentor, haha.

Mikulášek *für sich:* Er schlich um die Ecke und trommelte ganz laut, damit ihn niemand höre – wenn ich ein bißchen Firnis hineingetan hätte, dann hätte der Mond nicht soviel gefressen.

Koumes *lacht leise und schüchtern mit:* Chichichi – verkehrt hier nicht Herr Kapitän Struha vom Dampfer „Lanna 8"?

Rampa: Haha, „der Herr Kapitän", haha – ja, ja, er ist jeden Tag hier. Ja, er hat's so nah vom Hafen, haha, ja, hier ist der Herr Mikulášek vom Dampfer.

Mikulášek: Herr Rampa – schenken Sie mir noch eins ein – schenken Sie mir ein.

Rampa *wendet sich an Koumes:* Soll ich Ihnen einschenken, mein Herr?

Koumes: Danke, mir genügt eine Flasche Selters vollkommen. *Zu Mikulášek:* Gestatten Sie, daß ich mich zu Ihnen setze?

Ich bin nämlich – ich möchte Herrn Kapitän Struha gerne kennenlernen – ich bin Redakteur des meistverbreiteten Blattes „Der Schwung“ – Berichterstatter Koumes. Bitte, Sie sind vom Dampfer „Lanna 8“?

Rampa *bringt Sodawasser:* Haha – also Sie wollen ein Selterchen – haha, für Ihr Gelderchen – haha. „Gelderchen“, so ein Blödsinn, haha.

Mikulášek *zu Koumes:* Sagen Sie ihm – bitte – daß er mir einschenken soll.

Koumes: Bringen Sie Herrn Mikulášek einen guten Sliwowitz! *Vertraulich zu Mikulášek:* So, alter, ehrlicher Seemann, was treiben wir immer? *Er klopft ihm auf die Schulter.* Was macht die hohe Schiffahrt? Navigare necesse est.

Mikulášek: Was heißt das?

Koumes: Das ist lateinisch. Navigare necesse est – Schiffen ist notwendig.

Rampa: Es geht gut, wir können uns nicht beklagen, haha.

Mikulášek: Ja, notwendig ist es.

Koumes: Ach, Sie führen ein schönes Leben unter bunten Wimpeln und vollen Segeln. Haben Sie günstigen Wind?

Rampa: Herr Mikulášek hier, wenn ihn eine Wut packt, macht er uns mit Winden das ganze Lokal rebellisch.

Koumes *zu Mikulášek:* Können Sie schwimmen?

Rampa *gibt Mikulášek das Glas Schnaps:* Schwimmen? Der ist in seinem Leben schon was geschwommen, haha, und tauchen kann er stundenlang, haha.

Koumes *notiert:* ...schwimmen... und tauchen kann er stundenlang. *Steckt das Notizbuch ein.*

Rampa: Ja, aber nur im Schnaps.

Koumes: Ach so! *Er holt das Notizbuch wieder hervor und streicht das Geschriebene aus.*

Mikulášek: Das sind Dummheiten, Herr Rampa. Ich bin ein geachteter Mann – gebildet – fünfundzwanzig Jahre bin ich auf dem Wasser – wir sind einmal bis nach Aussig an der Elbe gefahren. Herrje, das war eine Fahrt! Ein Faß Branntwein haben wir ausgetrunken und zweiundzwanzig Flaschen Benediktiner – eine ganze Kiste von der Ladung... *Bedeutsam:* Und plötzlich springt eine große Zigarre auf ihn zu und sticht ihn mit einer Lampe.

Koumes: Was für eine Zigarre?

Mikulášek: Das sag ich nicht. Wenn ich trinke, fallen mir viele gute Sachen ein. *Mit Geste auf die Flasche Selters:* Warum trinken Sie nicht etwas Anständiges?

Koumes: Ich darf nicht – ich bin Mitglied der Abstinentenvereinigung von Professor Houska.

Rampa: Haha – hier war auch mal so einer, haha, und der sprach auch immer von Abstinenz und Dämon Alkohol haha. Und so hat er bis Mitternacht ausgehalten, und dann fing er zu trinken an – haha, und zum Schluß ist er hier besoffen liegen geblieben, auf der Bank, haha – und in der Früh hat er gekotzt wie die Diana und sich angeschissen wie ein – haha – Reiher und hat gesagt, wenn man auf nüchternen Magen sauft, so schadet es nichts, haha. Er hat uns hier ein großes Plakat gegen die Trunksucht zurückgelassen und alles, was er gegessen und getrunken hat, haha.

Mikulášek: Das ist wahr. Ich hab in meinem Leben schon mehr Geld ausgegeben als das Kind, und trotzdem fängt die Uhr zu bellen an.

Koumes *schaut auf die Uhr:* Ja, ja, also verkehrt hier bestimmt Herr Kapitän Struha? Ich war in seiner Wohnung in der Vorstadt Holešovice, dann bin ich zum Dampfer gegangen – und dort hat mir der Herr Hafenwächter gesagt, daß jemand zu Herrn Kapitän Struha gekommen wäre mit einem Brief und daß Herr Struha daraufhin zum „Goldenen Schiff" gegangen ist, den Herrn Mikulášek zu suchen.

Rampa: Haha, machen Sie sich keine Sorgen – er wird schon kommen, der Herr Kapitän Struha, haha – er ist einer meiner ältesten Stammgäste. *Er lacht.*

Alle lachen ohne Grund mit.
Struha tritt ein. Er hat eine schäbige Kapitänsuniform an und eine Kappe ohne Borten.

Rampa: Haha, wenn man den Esel nennt, kommt er gerennt. Herr Struha ist da – haha – also werden wir dem Herrn Kapitän Struha einen schönen Matrosengrog bringen, haha.

Mikulášek *stößt Koumes in die Rippen:* Das ist der alte Struha. *Zu Struha:* Jemand sucht dich hier – hier.

Struha *schaut sich lässig um:* Er soll mich ... *Zu Rampa:* Herr Rampa, daß der Grog nicht wieder so eine Pisse ist wie das

letzte Mal! Sie wissen, wie ich es wünsche – einen halben Liter Wein und einen halben Liter Rum und viel Pfeffer. Man ist doch, zum Teufel, immer auf dem Wasser.

Rampa: Haha, und wie auf dem Wasser! Haha – *Geht den Grog bestellen.*

Koumes *steht auf und nähert sich ehrfurchtsvoll dem Struha:* Gestatten Sie, Herr Kapitän, seien Sie versichert, daß ich mich beglückwünsche, die Gelegenheit zu haben, Sie, Herr Kapitän, kennenzulernen.

Struha *zu Koumes, den er kaum angeschaut hat:* Gut, gut. *Zu Mikulášek:* Hast du genug Kohle? Hast du die Kohlenschaufeln in Ordnung? Hast du den Kessel in Ordnung?

Mikulášek: Um Gottes willen, was ist denn geschehen? Da muß ich aber staunen. Das ganze Jahr fragt mich niemand was – und auf einmal – ob ich den Kessel in Ordnung habe. Ja, warum soll ich nicht? Kessel – na ja – vor vier Jahren haben wir aus ihm den Kesselstein heraushauen lassen, das war ein Fehler, denn eine Kesselwand mit Stein hält mehr aus als eine Kesselwand ohne Stein. Aber das geht mich nichts an. Der Kessel ist in Ordnung, und Wasser gibt's mehr als zuviel, pfui Teufel.

Koumes hört sehr interessiert zu, zieht sein Notizbuch heraus und notiert sich das Gespräch.

Struha: Und wann, meinst du, kannst du Feuer unter dem Kessel machen und alles in Ordnung bringen? Hast du dich überzeugt, ob die Schrauben richtig sitzen?

Mikulášek: Ich habe keinen richtigen sitzen. Aber sonst ist alles in Ordnung. Du kennst mich doch schon seit Jahren. Wenn man mir einmal etwas gesagt hat, dann hab ich es auch durchgeführt, wenn ich es nicht zufällig vergessen oder überhört habe. Und jetzt fängst du auf einmal an, mich zu schikanieren. *Weinend:* Wegen irgendeines Blödsinns. Es ist doch ein Blödsinn.

Struha: Es ist auch ein Blödsinn – schau mal her – *er nimmt einen Brief aus der Tasche* – vor einer Stunde habe ich diese Trottelei bekommen. *Er setzt sich zu ihm und zeigt ihm das Blatt.* Hier hast du's, diese Ochserei. Verfluchte Rindviecher! Schau, lies dir's durch.

Mikulášek: Es flimmert mir doch vor den Augen. Was soll ich eine Trottelei von irgendwelchem Rindviech lesen. *Für sich:* Einmal als wir drüben auf der Brücke standen, geht plötzlich ein Haus vorbei, ein dreistöckiges Haus – und dann – sind alle Birnen heruntergesprungen... na, na... werden sie denn nie mehr aufstehen?

Struha *hat den Brief inzwischen noch einmal gelesen und regt sich auf, wütend:* Kruzifix, diese Ochsen! „Sofort, unverzüglich und mit größter Schnelligkeit... transportieren" – *Er unterbricht das Lesen.* Hm –

Koumes *benützt erfreut die Gelegenheit, um in das Gespräch einzugreifen:* Jawohl „... und mit größter Schnelligkeit den Ihrem Befehl unterstellten Dampfer ‚Lanna 8' vom Prager Hafen nach Bratislava in den dortigen Handelshafen der Exportgesellschaft ‚Orient' transportieren."

Struha *steht auf:* Haben Sie es gelesen? Sind Sie vom Verkehrsinstitut? *Er spuckt aus.* So können Sie den Herren bestellen, daß ich es fertigbringe, daß ich es fertigbringe – aber in meinen Augen ist es eine schreckliche Ochsendummheit.

Mikulášek: Na ja, das ist alles eine Ochsendummheit! Neulich ist in der Ferdinandstraße jemand mit einem Motorrad in einen Kleiderladen hineingefahren und hat dort alle Eier zerbrochen, das ganze Lager von Eiern zerbrochen...

Rampa *bringt ein Glas Grog:* Haha – so haben wir es gebraut, daß es brennt, haha.

Koumes: Sie geruhen sich zu täuschen, Herr Kapitän. Ich bin Redakteur der Zeitung „Der Schwung", Berichterstatter Koumes. Ich habe heute vom Verwaltungsrat unseres Blattes Instruktionen bekommen, um die Verhältnisse im Verkehrsinstitut zu erkunden, und ich habe die Ehre gehabt, im Sekretariat anwesend gewesen zu sein, als der Herr Direktor den Brief an Sie diktiert hat, den Sie als Trottelei zu bezeichnen beliebten. Ich habe dem Verwaltungsrat unseres Blattes über den Transport Ihres Dampfers vom Prager Hafen nach Bratislava berichtet und den wichtigen Auftrag erhalten, festzustellen, auf welche Weise Sie den Dampfer „Lanna 8" von Prag nach Bratislava transportieren. Gleichzeitig soll ich aber vom Verwaltungsrat unseres Blattes „Der Schwung" diesen Brief abgeben. *Überreicht ihm einen Brief.*

Struha übergibt den Brief Mikulášek.

Mikulášek: Ich, ich habe meinen Trieder zu Hause vergessen.

Struha *zu Koumes:* Lesen Sie mir ihn vor.

Koumes *liest:* „An Herrn Kapitän Struha auf dem Dampfer ‚Lanna 8', wohnhaft Maninagasse Nr. 378. Geehrter Herr Kapitän! Wir schicken unseren Berichterstatter, Herrn Koumes, zu Ihnen und beauftragen ihn, die Verhältnisse im Verkehrsinstitut zu eruieren. Das öffentliche Interesse im Auge haltend, bitten wir Sie, Herrn Redakteur Koumes als Mitreisenden beim Transport des Dampfers ‚Lanna 8' nach Bratislava mitzunehmen. Gleichzeitig erlauben wir uns, Ihnen mitzuteilen, daß sämtliche Unkosten, die mit der Fahrt des Herrn Koumes verbunden sind, von uns getragen werden. Herr Koumes ist verpflichtet, uns täglich über den Verlauf des Transports Meldung zu erstatten. Wir ersuchen Sie höflichst, die Berichte des Herrn Koumes durch Ihre Unterschrift zu beglaubigen. Hochachtungsvoll Der Verwaltungsrat der Tageszeitung ‚Der Schwung'. PS. Beiliegend ein Scheck auf die Bank ‚Bohemia'."

Mikulášek: So – dort unten bei uns ist eine Hausmeisterin, ihr Mann ist auch bei einer Bank.

Rampa: Haha, Herr Kapitän, in Bratislava, dort gibt's Mädchen, haha. Geben Sie acht auf die Mädels, haha, ha.

Struha *zu Koumes:* Da kann man halt nichts machen. Wir fahren! Ich werde von meiner Frau Abschied nehmen, und wir werden den Anker lichten. Was kann man da tun! Mikulášek, heiz unsern Kessel und schmier die Schiffsschrauben. Punkt 6 Uhr 20 fahren wir ab.

Koumes: Gestatten Sie mir noch eine kleine Frage, Herr Kapitän. Es würde mich vor allem sehr interessieren, auf welche Weise Sie mit dem Dampfer aus Prag nach Bratislava zu gelangen gedenken.

Struha: Auf dem Wasser, Herr Redakteur. *Betont:* Auf dem Wasser, Sie Ochse...

Mikulášek: Ja, auf dem Wasser, Sie Ochse, obwohl auch ein Ochse nicht immer Wasser trinken kann. Ich habe einen Bullen gekannt, dem mußte man immer ein Faß Bier geben, bevor er auf eine Kuh gesprungen ist.

Koumes: Nun, ich hoffe, wir werden gute Kameradschaft halten, meine Herren.

Struha: Natürlich halten wir gute Kameradschaft. Wenn nicht, so schlagen wir Ihnen eins in die Schnauze, Herr Redakteur.

Koumes *erschreckt:* In die Schnauze?

Mikulášek *begütigend:* Nun, nun, es muß ja nicht immer in die Schnauze sein. Auch ein Tritt in den Hintern ist oft vorteilhaft.

Vorhang.

3. Bild

EIN SCHIFF STICHT IN SEE

Im Hafen von Holešovice vor dem Dampfer „Lanna 8". Der Dampfer liegt vertäut am Kai, mit dem er durch ein Brett verbunden ist. Koumes geht auf dem Kai auf und ab.

Mikulášek *steckt nach einer Weile den Kopf auf Deck:* Ja, ja, da werden wir bis Bratislava noch etwas zu schwitzen haben. Jetzt habe ich unter dem Kessel so ein Feuer gemacht, daß der ganze Schnaps aus mir verdunstet ist, als ob ich von Geburt an nur lauter Selterswasser getrunken hätte. Herr Redakteur, Sie könnten auch eine Flasche Rum holen gehen, wenn Sie schon mitfahren.

Koumes: Lieber Freund, ein Heizer zu sein, das ist eine sehr verantwortungsvolle Beschäftigung. Was würde geschehen, wenn Sie sich betrinken würden? Und sich zufällig auf das Ventil setzen – der Dampf kann nicht raus – Explosion – eine Katastrophe – verstümmelte Leichen.

Mikulášek: Da wären wir allerdings schon in der Scheiße, Herr Redakteur. Aber zum Glück hat dieses Schinakel nicht einmal ein Ventil. Und übrigens, warum sollte ich mich auf den heißen Kessel setzen? Ich würde mir nur das Hinterantlitz verbrennen, was überhaupt keinen Sinn hätte.

Koumes *blickt nervös auf die Uhr:* Wenn nur der Herr Kapitän schon da wäre, damit wir unsere Abfahrt nicht versäumen.

Mikulášek: Haben Sie keine Bange. Wenn wir uns das ganze Jahr von dieser Stelle um keinen Meter weggerührt haben, so wird es uns doch nicht auf irgendeine schäbige Minute ankommen. – Herrgott! *Er blickt unter das Deck.* Beinahe wäre mir das Feuer schon wieder ausgegangen, meiner Seel! Ich muß Wasser herauspumpen. Fortwährend fließt es uns herein, ununterbrochen kommt das Wasser bis zu den Rosten. Haben Sie nicht ein Taschentuch, damit ich das Loch zustopfen kann?

Er hebt einen Tuchfetzen auf. Da hat heute nacht ein Obdachloser ein Stück von seinem Anzug dagelassen; er hat hier geschlafen, und die Polizeistreife hat ihn hervorgeholt, dabei hat sie ihm zufällig einen Rockärmel abgerissen. Das wird genügen. *Er verschwindet unter dem Deck.*

Koumes *geht auf und ab:* Heiliger Himmel, ich hab mir ein Dampfschiff ganz anders vorgestellt. Mit Masten und Krähennest und Kommandobrücke und einem fröhlichen Matrosenvolk. *Zieht sein Notizbuch hervor.* Ich muß mir notieren, daß sich jede Landratte einen Ozeanriesen ganz anders vorstellt, als er aussieht. *Schreibt:* „Phantasie und Romantik malen das Seemannsleben anders als die rauhe Wirklichkeit."

Struha und Frau Struha kommen; Struha trägt ein großes Buch, in jeder Tasche eine Flasche Schnaps.

Frau Struha: Ich hab dir gesagt, du sollst dir warme Wäsche mitnehmen, statt dessen nimmst du einen Atlas von Europa mit. Einen Atlas von Europa mit lauter Landkarten. Ich bin schon ganz verrückt davon. Wohin fährst du eigentlich?

Struha *betrunken:* Ich weiß eigentlich nicht, wohin ich fahren soll. Man hat mir gesagt: „Fahren Sie nach Bratislava." Nun, so fahr ich eben nach Bratislava. So bin ich eben. Als ich vor drei Jahren nach Melnik fuhr, hast du auch zu maulen angefangen, und doch bin ich am nächsten Tag gesund und lebend nach Hause gekommen. Und damals war ich nicht besoffen. Du brauchst dir über mich keine Gedanken zu machen, mit mir fahren Redakteure, anständige Leute, die überhaupt nichts trinken.

Frau Struha: Schweig! Du belügst mich ja nur. *Sie weint.* Ich bin ein schwaches Weib, ein zartes Geschöpf, und du besäufst dich. Am liebsten möchte ich dir wieder einen Tritt geben, daß du drei Wochen nicht einmal humpeln kannst, du unverschämtes Aas!

Struha: Aber Weiberl...

Frau Struha: Halt's Maul, sonst kannst du deine Knochen einsammeln gehn, obwohl ich ein zartes Wesen bin.

Struha: Aber schau, ich trink doch gar nicht.

Frau Struha: Schweig! Ich kenn dich genau. Vor drei Jahren bist du nach Melnik gefahren und bist so besoffen zurückgekommen, daß dich nicht einmal unsere Hündin, Gott hab

sie selig, erkennen konnte. Du sollst dich schämen, du hast Kinder, du hast eine Gattin. Bin ich vielleicht eine Hure?

Struha: Gleich kriegst du eins in die Fresse! Über mich kannst du sagen, was du willst, aber mein Weib laß ich nicht beleidigen.

Frau Struha: Auf einmal, nach einem ganzen Jahr fällt ihm ein, daß er nach Bratislava fahren will. Glaubst du, ich bin so blöd und glaub dir das? Im Tanzlokal Manina dich mit den Nutten unterhalten und einen Tripper nach Hause bringen, ja, das kannst du!

Koumes: Gnädige Frau, ich hörte gewisse Bemerkungen, aber seien Sie versichert, daß es sich um seriöse Dinge handelt, um eine wissenschaftlich interessante Reise. Küß die Hand, gnädige Frau. *Er küßt ihr die Hand.* Gnädige Frau, ich bin...

Mikulášek *steckt den Kopf aus dem Kesselraum:* Also fahren wir oder fahren wir nicht?

Struha: Wir fahren. Warte nur noch eine Weile, bis ich mich verabschiedet habe.

Koumes geht auf Deck.

Mikulášek *taucht wiederum auf:* Herr Kapitän, soll ich zulegen? Wir haben schon eine halbe Stunde Verspätung.

Struha: Leg zu!

Mikulášek: Hast du Streichhölzer? Das Feuer unter den Kesseln ist mir schon wieder ausgegangen.

Struha: Adieu, Alte, in den nächsten Tagen werden wir uns wiedersehen. Nach Bratislava ist es ja furchtbar nah. *Er küßt sie.* Ich bitte dich, vergiß nicht eine Sache, du weißt schon woran!

Frau Struha *weint:* Ich weiß nicht, ich weiß nicht. Also was meinst du?

Struha: Ich weiß es auch nicht.

Mikulášek: Adieu. *Er singt:* Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus...

Struha *steigt an Deck und ruft hinunter:* Brüll nicht, Mikulášek, du weißt doch, daß ich von meiner Gemahlin Abschied nehme.

Koumes *ruft:* Küß die Hand, gnädige Frau, bitte freundlichst zu entschuldigen. Ahoi!

F r a u S t r u h a : Jesusmaria, sie fahren wirklich ab! Ihr Gauner, ihr Schnapsbrüder, ihr Hurenbengel!

S t r u h a und M i k u l á š e k *singen:*

Steuermann,
Halt Wacht!
Tag und Nacht!

Vorhang.

4. Bild

AN BORD DER „LANNA 8"

Mikulášek *sitzt beim Schlot und trinkt aus einer Flasche:* Fahre niemals ohne Ruder aufs Meer, damit die Seekamele nicht scheu werden. Das ist doch ganz klar.

Koumes: Aber Herr Mikulášek, stören Sie mich doch nicht in einem fort. Ich schreibe mein Referat für die Zeitung „Der Schwung" über unsere Reise nach Bratislava. Ich bitte um Silentium.

Mikulášek: Was für ein Silentium? So etwas hab ich mir nicht mitgenommen. Hab ich vielleicht gewußt, daß diese Reise in dieses vertrottelte Bratislava so lange dauern wird?

Koumes *diktiert sich selbst ein Telegramm:* An die Redaktion des „Schwung". Referat Nr. 1. Der Transport des Dampfers „Lanna 8" aus Prag nach Bratislava. Punkt sieben Uhr. Nach genau ausgearbeitetem Plan des Kapitäns Struha haben wir die Anker gelichtet und bewegten uns mit eigener Kraft in den offenen Strom. Das zahlreiche Publikum, das sich zwecks Abschied von unserer Expedition am Ufer einfand, brach in unbeschreiblichen Jubel aus und stimmte patriotische Lieder an. Die Besatzung ist in bester Laune. Von Personen, die sich um das Gelingen der Abfahrt Verdienste erworben haben, ist neben dem Kapitän Struha der Heizer Mikulášek zu erwähnen, der durch seine Biederkeit und Voraussicht alle Hindernisse der Fahrt überwindet. Der Dampfer „Lanna 8" gehört zu den ältesten Dampfern überhaupt und ist genau nach dem Modell des Dampfers von Ressel, der sich im Städtischen Museum befindet, gebaut. Das Wetter ist hervorragend, windstill, die Wasseroberfläche ein wenig gekräuselt, der Himmel wolkenlos. Die Magnetnadel zeigt auf starke Stürme in den nächsten Stunden. Unser Referent Koumes, der der nervus rerum der ganzen Expedition ist, fühlt sich frisch und wohlauf. Unser tapferes Schiff schwimmt mit Volldampf und gutem Wind im Rücken zielbewußt – eh – eh – *Er unter-*

bricht sich: Pardon, wohin schwimmen wir eigentlich zielbewußt?

Mikulášek: Wohin wir schwimmen? Schwimmen wir denn? Gehens baden mit Ihrem Schwimmen. Sie schwimmen vielleicht, wir fahren am Wasser – schreiben Sie so: „Wir fahren auf der Moldau bis nach Bratislava."

Koumes *fährt fort:* Im nächsten Referat bringen wir weitere sensationelle Einzelheiten. Unsere nächste Station ist... *Zu Struha:* Herr Kapitän, erlauben Sie, welche ist unsere nächste Station?

Struha: Das such ich doch grad im Atlas. *Er blättert verzweifelt.* Zum Teufel, wo sind denn die Karten in diesem Atlas?

Mikulášek: Wohin wir fahren – wohin wir fahren –? Die Moldau hinunter, stromabwärts. Am Wirtshaus „Troja" vorbei bis nach Bratislava.

Koumes: Aber sehr verehrter Herr Oberheizer, stören Sie mich nicht fortwährend in meiner geistigen Arbeit. Ihretwegen habe ich mindestens sechs kostbare Artikel verdorben. *Er schreibt:* Unsere nächste Station ist der altehrwürdige Hafen Troja. Wie viele geschichtliche Erinnerungen: Paris und Helena. Schon grüßt uns das reizende Schlößchen im alten gotischen Stil, schon winken die Weinberge, wo Wälder rauschen an den Klüften, wo im Frühling Blumen duften, wahrhaft ein paradiesischer Anblick. Hochachtungsvoll Koumes. *Er hat aufgehört zu schreiben und reicht Mikulášek die Notiz.* Dieses Telegramm, Herr Mikulášek, geben Sie als Eiltelegramm an der nächsten Poststation auf. Hier sind fünfzig Kronen.

Mikulášek: Solche Dinge mache ich nur ungern für fremde Leute. Aber weil Sie kein fremder Leut sind, Sie sind ja einer von uns, so mach ich es Ihnen zuliebe.

Koumes: Herr Mikulášek, wollen Sie gütigst verzeihen – kann ich mich darauf verlassen?

Mikulášek: Ein Mann, ein Wort. Bei mir ist das alles sicher. Mit unsicheren Dingen hab ich noch nie etwas zu tun gehabt! Nur einmal hab ich mir von einem Fremden zwanzig Kronen geborgt und mußte sie ihm wieder zurückgeben.

Struha *blättert im Buch:* Herrgott, ich möchte wissen, wo wir sind.

Koumes: Das möcht ich auch gern wissen; wir haben doch einen Atlas!

Struha: Atlas! Das sagen Sie so in Ihrem jugendlichen Leichtsinn! Atlas! Ich muß schon sagen, das ist ein ganz erzblöder Atlas.

Mikulášek: Vielleicht ist es nur Crêpe de Chine.

Struha: Das ist ein komischer Atlas. Bin schon ganz blöd davon: lauter Geschreibsel, lauter Quatsch – und keine einzige Landkarte. Was hat denn hier im Atlas ein Bild der Heiligen Cyrill und Methodius zu suchen? Bei allen Teufeln, hier ist ja auch die heilige Ludmilla und der heilige Laurentius, wie er auf Öl gebraten wird! Ich bin doch nicht besoffen – und hier, hier wieder ziehen sie der heiligen Katharina die Zähne aus.

Mikulášek: *stößt Koumes in die Seite:* Na, da haben Sie's. Jetzt hat's ihn schon wieder gepackt. Als ich das Delirium tremens hatte, da hab ich statt der Heiligen lauter Polizisten, Zensoren, Gendarmen, Mäuse und Minister gesehen.

Koumes *macht sich Notizen:* Das wäre keine kleine Sensation für die Titelseite: „Ein Wahnsinniger auf Deck". *Zu Struha:* Herr Kapitän, wollen Sie mir einen Augenblick Ihren Atlas leihen?

Struha *gibt ihm das Buch:* Glauben Sie, daß Sie gescheiter sind als ich? Wenn Sie aus diesem Atlas herausbekommen, wo wir eigentlich sind, so bin ich ein Idiot und kehre zu Fuß nach Prag zurück.

Koumes *wendet das Titelblatt um und betrachtet den Buchrücken. Feierlich aufstehend:* Herr Kapitän, als unsere Exulanten in die Fremde auswanderten, nahmen sie Gottes Wort mit sich, und Sie, Herr Kapitän, Sie haben, dem hehren Vorbild unserer Vorfahren folgend, an Stelle eines Atlas ein frommes Buch mitgenommen. *Liest:* „Leben und Leiden der Heiligen unseres Herrn."

Mikulášek *nimmt das Buch, schlägt es auf und liest:* „... und der heilige Theodosius, da er von den grausamen Heiden mit Pfählen in den Bauch gestoßen ward, rief mit lauter Stimme aus: ‚Da bin ich aber froh, großer Gott und Erlöser!'"

Vorhang.

5. Bild

FESTGEHALTEN IN DER KAMMERSCHLEUSE

Alle drei sitzen nebeneinander auf der Schleusenmauer und rauchen, Koumes Zigarette, Struha Zigarre, Mikulášek Pfeife. Sie schauen melancholisch vor sich hin und spucken nach allen Richtungen.

Struha *blickt auf die Uhr:* In acht Minuten werden es genau achtundvierzig Stunden sein, seit wir hier in dieser Schleuse sitzen.

Koumes, Mikulášek und Struha seufzen und spucken wütend.

Mikulášek: Seit jeher hab ich zu Schleusen kein Vertrauen gehabt. Wozu sind sie überhaupt da? Sie halten uns nur auf unserer Fahrt auf.

Struha, Koumes und Mikulášek spucken aus.

Koumes *blickt auf die Uhr:* Herr Kapitän, Ihre Uhr geht schlecht. Zu achtundvierzig Stunden fehlt keine Minute, im Gegenteil, wir sind schon achtundvierzig Stunden und fünfzehn Minuten hier.

Der Schleusenwächter Vaněk *kommt und bringt Flaschen und Würste. Zu Struha:* In ganz Lipschitz habe ich keinen Kognak auftreiben können. Also bin ich nach Klecany, und dort haben sie auch nichts mehr gehabt. Also hab ich euch Rum aus Klein-Klecany gebracht. Dann soll ich euch ausrichten, daß euch der Herr Schleusenvorsteher grüßen läßt. Heute wird's wahrscheinlich noch nicht weitergehen, der Kerl von einem Mechaniker ist noch nicht von der Kirmes zurück. *Er betritt den Dampfer.* Von dem Geld, das ihr mir gegeben habt, hab ich die Gebühr für den Aufenthalt in der Schleuse bezahlen müssen, so daß ich euch nichts zurückbringe. Der Herr Vorstand hat auch Frachttarife gerechnet, und er bittet euch,

euch freundlichst in dieses Gedenkbuch einzutragen. *Er reicht ihnen das Buch.*

Mikulášek: Sie können dem Herrn Vorstand sagen, daß wir hier ganz zufrieden waren. *Er legt sich hin.* Wir haben hier alles, was wir brauchen. Zu trinken und zu essen. *Aufspringend:* Herr des Himmels, daß mir mein Wiener Schnitzel nicht anbrennt! Verfluchter Mops!

Koumes: Warum nennen Sie mich „verfluchter Mops"?

Mikulášek: Ich spreche nicht von Ihnen, sondern von dem Hund, der sich heute nacht zu uns verirrt hat. Dick war das Biest, Gott hab es selig. *Er kriecht unter Deck.*

Struha: Hören Sie, Herr Redakteur, schreiben Sie dem Herrn Vorstand in dieses Büchel irgendwas zum Andenken. Vielleicht Verse. Ich mache solche Sachen nicht gern.

Koumes *macht Verse:* Hm – Tag, lag – Traum, Schaum – lang, bang.

Mikulášek *schreit verzweifelt von unten:* Er ist angebrannt, alles Hundefett ist in die Asche geronnen.

Koumes: Hm, hm. Gelegenheitsverse zu schreiben, das ist ja eine Kleinigkeit. *Er schreibt:*

Das Schiff in der Schleuse
Drei Tag nun ja schon lag.
Rechter Hand war Klecany
Und Lipschitz an der linken.

Dies zur freundlichen Erinnerung an die „Lanna 8"-Besatzung.

Struha: Das haben Sie sehr schön gereimt, das ist wirklich ein richtiges Gedicht. *Er schaut in das Stammbuch.* „Das Schiff in der Schleuse – drei Tag nun ja schon lag..." „Lag" und „Schleuse" reimt sich wunderbar! „Lag" und „Schleuse", das ist wirklich keine Scheiße.

Schleusenwächter Vaněk: Es würde mir hier bei euch auf dem Schiff auch gefallen. Mir kommt nur vor, daß es hier ein wenig eintönig ist, immerfort dasselbe. Ihr habt Glück, daß weiter unten auf dem Wasser schon keine Schleusen mehr sind.

Mikulášek *kommt hervor und ißt, wobei er sich den Mund abwischt:* Ich sage immer, am Hund ist das Beste die Niere. Das übrige ist alles angebrannt. Dabei war doch die Asche nicht so durstig. Aber das macht alles dieses Papier, in dem

der Braten eingepackt war. „Das Leben und Leiden der Heiligen des Herrn“ paßt halt nicht dazu. Am besten sind Zeitungen. Und mir hat eine innere Stimme gesagt: „Pack diesen Hund nicht in den heiligen Augustinus ein, er wird dir anbrennen.“ *Zum Schleusenwächter:* Einmal hab ich eine Katze in der „Nationalzeitung“ gebraten, in der Unterhaltungsbeilage, das war eine Delikatesse. Und einmal hab ich einen Hirsch gebraten, einen Bernhardiner. *Er reicht die Flasche herum.* Also trinken wir!

Vaněk: Ich hab Angst, ob das mit mir heute nicht wieder so ausfällt wie gestern. Ich bin von euch erst um zwölf Uhr weggegangen, und meine alte Xantippe hat mich nicht in meine Wohnung lassen wollen. *Er trinkt.* Und der Krach, den sie mir gemacht hat! Ich soll in der Schleuse schlafen, wenn ich von hier nicht wegkommen kann. *Er trinkt wieder.* Sie hat geschrien, daß kein Tag vergeht, ohne daß ich mich in der Schleuse besaufe. Und wenn man mich anschaut, möchte man glauben, daß in der Moldau nicht Wasser, sondern lauter Rum fließt. Na, und es ist hier doch kein angenehmer Dienst. Wenn der Mensch hier wenigstens etwas arbeiten würde. Aber es kommt mir immer so vor, wie wenn Kinder am Ufer buddeln. *Er trinkt.*

Mikulášek: Da haben Sie recht. Mir imponieren diese neuen Erfindungen auch gar nicht. Das regt mich gar nicht auf, was sich so ein Ingenieur ausdenkt. Ich hab über den Panamakanal gelesen, das war ein feiner Skandal, ein feines Panama. jetzt noch so was bei uns einführen! *Er trinkt.*

Koumes *diktiert halblaut sich selbst und schreibt:* An die Redaktion des „Schwung“, Referat Nr. 2. Transport des Dampfers „Lanna 8“ von Holešovice nach Bratislava. Wie wir der Leserschaft bereits im Referat Nr. 1 mitgeteilt haben, war unsere erste Station die Prager Vorstadt Troja, von wo wir die Fahrt fortsetzten, indem wir uns genau an das Flußbett hielten. Das Flußbett der Moldau ist an beiden Seiten vom Ufer flankiert wie auch von zahlreicher Einwohnerschaft, die uns mit ungewöhnlichen Sympathien verfolgte, bis wir am Horizont verschwanden. An Bord unberufen alles wohl. Unweit von Kralup unterziehen wir uns einer Quarantäne, Gedankenstrich, bereits volle achtundvierzig Stunden, und

haben uns mit markigen Versen in das Stammbuch des dortigen Schleusenwächters verewigt. Die ganze Bemannung freut sich auf die Fortsetzung der Reise nach Bratislava. Unser Referent Koumes, der stets der nervus rerum der ganzen Expedition ist, fühlt sich frisch und wohlauf, Kapitän Struha...

Struha: Aber, Herr Redakteur, ich bitte Sie, nur nichts Schlimmes oder Zweideutiges über mich. Sie wissen, das wird man auch im „Goldenen Schiff" lesen, und meine Frau kann es zufälligerweise erfahren, und dann haben wir die Bescherung.

Koumes: Fürchten Sie sich nicht, Herr Kapitän, im Gegenteil. Hören Sie, wie ich das ganze Referat beende: „Der Kapitän Struha ist während der ganzen Fahrt ungewöhnlich kaltblütig. Während er das Schiff behende lenkt, ist er gleichzeitig ein ungewöhnlich angenehmer Gesellschafter."

Struha: Das schreiben Sie, bitte, nicht. Was für ein Gesellschafter? Meine Frau könnte glauben, daß ich saufe.

Koumes: Wie es beliebt. Also gut. Wir werden schreiben: „Und ist dabei ein ungewöhnlich angenehmer Herr. Hochachtungsvoll..."

Mikulášek *springt auf und zeigt erschrocken nach vorn:* Heiliger Nikodemus, wir fahren ja, da schaut her. Da hat ein Lausbub die Schleuse geöffnet, um sich einen Spaß zu machen. Da schaut her, wie wir jagen.

Schleusenwächter Vaněk *will ans Ufer springen:* Also gehabt euch wohl, adieu.

Struha *fängt ihn am Rockschoß und hält ihn zurück:* Das gibt's doch nicht, ans Ufer pringen. Ich bin für alle Passagiere verantwortlich. Schauen Sie auf die Tafel am Schlot: „Aufspringen und Abspringen während der Fahrt strengstens verboten".

Vaněk: Um Gottes willen, ich muß doch die Schleusentore schließen, sonst fließt uns noch die ganze Moldau weg.

Struha: Keine Meuterei, bitte, auf diesem Schiff. Außer, Sie wollen auf dem Mast aufgeknüpft werden. Solange wir nicht landen, werden Sie mit uns fahren! Mikulášek, mach Feuer an, damit wir einholen, was wir in der Schleuse versäumt haben.

Mikulášek kriecht hinunter, man hört, wie er Kohle zulegt.

Struha: Volldampf voraus!

Mikulášek *ruft hinauf:* Noch eine Schaufel, und der Kessel explodiert.

Vorhang.

6. Bild

AN DER MÜNDUNG DER MOLDAU IN DIE ELBE

S t r u h a *ruft Mikulášek, der den Anker hinabläßt, zu:* Paß auf die Strippe auf, Mikulášek, wenn du den Anker herabläßt; immer muß ich dir das sagen. Wenn die Strippe abreißt, müßte wieder einer von uns untertauchen, um den Anker zu holen.

M i k u l á š e k : Unbesorgt! Der Anker ist schon unten. Soll ich ein Licht am Bug anzünden, damit nicht ein Schiff uns anfährt?

S t r u h a : Zünd die grüne Lampe an. *Zu Vaněk, der niedergeschlagen am Hinterdeck sitzt:* So, jetzt können Sie nach Hause zurückkehren und sich rasieren lassen. Während dieser paar Tage ist Ihnen der Bart ganz prächtig gewachsen.

K o u m e s : Richten Sie der gnädigen Frau unsere ergebene Empfehlung aus.

M i k u l á š e k : Sie hat sich gewiß inzwischen zu Tode gekränkt. Was könnte sie denn anderes glauben, als daß Sie besoffen in den Fluß gefallen sind.

K o u m e s *gibt Vaněk eine Zigarette:* Da, nehmen Sie eine Zigarette.

V a n ě k *nimmt sie nicht:* Kann mir denn eine Zigarette helfen, mir unglücklichem Menschen? *Er klettert ans Ufer.* Ob ich wohl nach Hause finde? Immer den Fluß entlang, immer durchs Schilf! Adieu, ihr habt mich schön hineingelegt, mich Ärmsten. Meine arme Frau wird mich totschlagen. *Er wankt wehklagend davon.*

M i k u l á š e k : Das war ein guter Kerl. So ein geduldiger Mensch. Nur einmal in der Nacht, vorgestern, hab ich ihn dabei erwischt, als er weinte, ganz naß war der Boden unter ihm.

K o u m e s : Damit wir unser Referat ergänzen können, müssen wir, Herr Kapitän, irgendwie feststellen, wo wir uns befinden.

Struha: Da sind Sie nicht der einzige, der das wissen möchte. Ich bin auch neugierig; auch mich interessiert das.

Mikulášek *ruft, die Handflächen vor dem Mund, ans Ufer:* Hallo, Hilfe! Hallo, Wache! *Er sieht eine Greisin aus Melnik, die sich nähert.* Wie heißt der Ort hier, junge Frau, beziehungsweise liebliche Jungfrau?

Die fromme Greisin *trägt ein Gebetbuch und einen Rosenkranz:* Du willst mich wohl verhohnepiepeln, du Rotzbub, du. Ich bin keine junge Frau und keine liebliche Jungfrau. Ich bin schon mehr als achtzig Jahre alt, aber so einen Mistkerl hab ich noch nicht gesehen, du Strolch, du dreckiger. Ich komme von der Andacht aus dem Kirchlein des Herrn in Kokorin, und so ein Gesindel wird mich mit seinen gottlosen Reden aufhalten. Wie der Ort heißt, fragt mich dieses Lumpenpack. Solche Halunken, solche Wegelagerer werden mich am Wege von der Sonntagsandacht aufhalten. Wo sie sind? Als ob sie nicht die Riesenstadt Melnik vor sich sehen würden, die verfluchten Schweine!

Struha: Ärgern Sie sich nicht, Großmütterchen, ich war hier schon einmal vor zehn Jahren, und ein bißchen bekannt kam es mir hier vor. Aber Sie können sich ja vorstellen, daß ich's vergessen habe, es ist schon eine Ewigkeit her!

Koumes: Gestatten Sie mir eine Frage, frommes und ehrwürdiges Mütterchen. Wie haben Sie erkannt, daß das hier Melnik ist?

Greisin: Weil ich hier zur Welt gekommen bin, du Trottel, du blöder, du Schafsnase.

Koumes *schreibt:* Von kompetenter Seite erfahren wir, daß ich eine Schafsnase bin ... Das heißt, will sagen, daß wir bei Melnik Anker geworfen haben.

Struha: Gestatten Sie, frommes Mütterchen, ist das eine Insel, dieses Melnik, oder was ist es? Weil nämlich dort ein Wasserarm fließt, der aussieht wie ein Fluß.

Greisin: Das ist die Elbe, du Rindvieh, du besoffenes.

Mikulášek *spuckt aus:* Elbe! Elbe! – Die Moldau ist das! Was für eine Elbe? Schon wieder haben sie der Moldau einen anderen Namen gegeben, die Tölpel. Alle zehn Minuten heißt der Strom anders!

Koumes: Also ist es doch wahr! Unlängst hab ich in der Zeitschrift des Touristenverbandes gelesen, daß sich bei

Melnik die Elbe in die Moldau ergießt. Bei nächster Gelegenheit werde ich das meiner Redaktion telegrafisch mitteilen.

Greisin: Willst du noch etwas wissen, du Ferkel?

Mikulášek: Nein, das genügt uns vollkommen, goldenes Frauchen.

Struha: Wissen Sie nicht, Großmütterchen, wenn wir uns nun da so schön unterhalten, wie weit es von hier nach Bratislava ist?

Greisin: Ein kleines Stündchen – und durch den Wald ist es ein kleines Dreiviertelstündchen. Also adieu, ich muß gehen, ihr Wahnsinnigen. *Sie bekreuzigt sich.* Gott sei mit uns und erlöse uns von dem Übel, solche Dreckskerle! Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Solche Lumpenhunde, erschlagen sollte man sie!

Koumes: Ei, welch kraftvolle Ausdrucksweise im schlichten Landvolk schlummert. Ich muß mir das notieren. *Er schreibt unter der Laterne.* Du Schafsnase, du Rindvieh, du besoffenes, ihr Mistkerle.

Einige Steine fliegen auf den Dampfer.

Mikulášek: Das fromme Mütterchen steinigt uns. *Er schreit:* Daß ich nicht hinauskrieche zu dir, du alte Hexe, und dir die Beine abbreche! Sakrament, schaukeln wir aber stark.

Struha *zu Mikulášek:* Wirf die Steine ins Wasser, damit sich das Schiff nicht auf die eine Seite legt.

Die Szene verdunkelt sich schnell.

Koumes: In diesen Breitengraden geht die Sonne unglaublich schnell unter. Ich sehe nicht mehr, was ich schreibe, und das neue Referat wird schon wieder nicht fertig werden, weil ich alle Eindrücke vergessen werde. Seien Sie so freundlich, Herr Kapitän, und erinnern Sie mich morgen früh daran, daß in diesen Breiten die Sonne außerordentlich schnell untergeht.

Struha *zu Mikulášek:* Erinnere ihn daran, Mikulášek, ich würde das bis morgen früh auch vergessen.

Mikulášek: Aber ja, gerne; ich mach mir einen Knoten ins Taschentuch. *Zu Koumes:* Ich bitte Sie, borgen Sie mir Ihr Taschentuch.

Koumes: Wenn wir um uns blicken, meine Herren, so sehen wir vor uns klar die ganze Natur und die Schönheit unbekann-

ter Landschaften, in deren Zentrum wir uns befinden. Unwillkürlich erheben wir unsere Sinne zum allmächtigen Schöpfer, und daher schlage ich vor, daß wir singen:

Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus...

Alle *singen:* Da bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus.

Vorhang.

7. Bild

DAS SEEMANNSGRAB BEI TETSCHEN

Wegweiser nach Tetschen verwischt. Der Dampfer „Lanna 8" ist am Ufer verankert. Mikulášek liegt wie eine Leiche auf dem Rücken. Struha und Koumes neigen sich über ihn.

Koumes: Das ist ein Unglück. Der hat aber Pech! Vor drei Tagen haben wir ihn nach Tetschen mit Telegrammen geschickt, und heute bringt man ihn in so einem Zustand zurück. Dabei haben sie noch geschimpft, daß sie ihn durch die ganze Stadt bis hierher schleppen mußten. Wenn ich nur wüßte, ob Herr Mikulášek meine Telegramme an die Redaktion des „Schwung" aufgegeben hat. Aber jetzt ist mit ihm überhaupt nicht zu reden.

Struha: Es steht sehr schlecht mit ihm. Ich glaube, es ist zu Ende. Er ist eine Leiche. Man riecht sie schon.

Koumes: Erschrecken Sie mich nicht.

Struha: Ganz gewiß. Mikulášek ist schon im Reiche Gottes.

Koumes: Sie erschrecken mich. Wie werde ich erfahren, was mit meinen Telegrammen geschehen ist? Sind Sie wirklich überzeugt davon, daß ein kalter Leichnam vor uns liegt?

Struha: Ganz gewiß, ich wette mit Ihnen um eine Flasche Rum, daß den Mikulášek der Teufel geholt hat. Gott hab ihn selig. Ich kenne ihn doch schon zehn Jahre. Und mindestens zehnmal im Monat ist er in einem so schrecklichen Zustand zum Dienst gekommen. Aber nach zwei bis drei Stunden hat er den Rausch ausgeschlafen und war munter wie ein Seehund.

Koumes: Und jetzt liegt er hier schon seit heute morgen bewußtlos, also volle zehn Stunden.

Struha: Er hat zuviel des Guten genossen, und es hat ihn umgebracht. So steht es in der Bibel: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht." Und am meisten tut es mir leid, daß der arme Kerl in diesem widerwärtigen Tetschen sterben mußte – in weiter Ferne, wie ein verlaufener Hund.

Koumes *schreibt:* „Tod eines Landsmannes in weiter Ferne."

Struha *hebt Mikulášeks Hand und läßt sie wieder fallen:* Sehen Sie! Vollkommene Leichenstarre. *Er tut dasselbe mit den Beinen.* No, da haben wir's. Amen, amen. *Sie nehmen die Mützen ab.*

Koumes: Sollten wir nicht einen Arzt holen?

Struha: Na, hören Sie! Damit wir noch Scherereien mit diesen Tetschener Behörden haben! Nein, Herr Redakteur. Wenn es dunkel wird, werden wird den gottseligen Mikulášek in eine Decke wickeln, werden ihm eine Kugel an die Füße hängen und ihn feierlich über Bord ins Wasser schmeißen.

Koumes: Wie romantisch! „Leiche über Bord". Aber es ist ja immerhin möglich, daß sie hier auch einen Zentralfriedhof haben.

Struha: Ja, natürlich! Was noch! Eine Beerdigung sollen wir für ihn zahlen, und das Grab werden wir auch bezahlen, was? Am Wasser ist er geboren, ins Wasser gehört er, punktum. Zwischen Fischen ist er aufgewachsen, mit Fischen hat er als Kind gespielt, und Fische werden ihn auffressen. Schon immer habe ich mir gewünscht, ein Matrosenbegräbnis miterleben zu können. Und sehen Sie, wo ich es erleben muß: in diesem verfluchten Tetschen, auf das ich so eine Wut hab wie auf nichts in der Welt. Herr Redakteur, seien Sie so gut und holen Sie das Buch „Leben und Leiden der Heiligen des Herrn", damit wir dem seligen Mikulášek den letzten Dienst erweisen und für ihn dreimal „Ave Maria" beten. Sehen Sie, wie gut das war, daß ich das Heilige Buch mit dem Atlas verwechselt habe?

Koumes: Ich bin durch die Gegenwart des allgewaltigen Todes und von dem bevorstehenden kühlen Seemannsgrab so erschüttert, daß ich sozusagen die Fittiche des Todesengels rauschen höre. Sollten wir's nicht mit künstlicher Atmung versuchen?

Struha: Was fällt Ihnen ein! Der ist tot wie ein Holzklotz und bleibt tot wie ein Holzklotz in alle Ewigkeit, Amen. Was soll denn die künstliche Atmung? Künstliche Atmung hilft gar nichts.

Mikulášek *richtet sich auf:* Das erzähl mir nicht, Struha! Künstliche Atmung ist immer gut. Einmal haben sie in Holešovice die Leiche eines Mannes aus dem Wasser gezogen.

Nase und Augen hat er schon von Fischen und Krebsen weggefressen gehabt. Da hat man den Polizeiarzt gerufen, und der hat gleich künstliche Atmung angeordnet. Drei Leute haben ihn gerieben. Der Polizeiarzt hat befohlen, zwei Männer sollen weiterreiben und einer soll Kognak holen. Da mischt sich der Ertrunkene ein und sagt: „Könnte mich nicht einer reiben und dafür die zwei anderen Kognak holen?“

Koumes und Struha beginnen mit künstlicher Atmung. Einer zieht an den Händen und einer an den Füßen.

Mikulášek: Den linken Fuß und die rechte Hand, ihr Idioten.

Struha und Koumes ziehen ihn an der linken Hand und am rechten Fuß, bis sie ganz erschöpft sind.

Koumes: Etwas hat es schon geholfen. Jetzt müssen wir ausruhen.

Sie setzen sich, während Mikulášek laut schnarcht.

Koumes: Der Kerl röchelt schon. Wir müssen ihn auf den Bauch legen.

Beide legen ihn auf den Bauch. Mikulášek rülpst stark in verschiedenen Modulationen.

Struha: Zum Wohlsein! Er erwacht schon zum Leben.
Koumes: Ich glaube, Herr Kapitän, wir sollten ihn wieder umdrehen.
Struha: Gut, wenden wir ihn um. *Sie legen ihn auf den Rücken.*
Struha: Mikulášek, das sind wir.

Mikulášek öffnet die Augen.

Struha: Erkennst du uns? Was ist denn mit dir geschehen, du armer Kerl? Du bist ja in der Fremde. Erinnere dich!
Mikulášek *mit schwacher Stimme:* Gebt mir zu trinken.
Koumes: Was sollen wir Ihnen zu trinken geben, Herr Mikulášek?
Mikulášek: Sie Bl–bl–bl–blödian, so eine bl–bl–bl–blöde Frage. Was er mir zu trinken geben soll! Über solche Blödheit muß man krepieren. *Er schläft wieder ein und schnarcht.*

Koumes: Nichts zu machen, er röchelt wieder, wir müssen von neuem mit der künstlichen Atmung anfangen.

Struha *hält dem Mikulášek eine Flasche unter die Nase:* Riechst du?

Mikulášek *richtet sich auf:* Wo sind wir eigentlich?

Struha: Noch immer in Tetschen. Wie hätten wir denn ohne dich wegfahren können, wenn du uns auf drei Tage verlorengegangen bist?

Koumes: Einen so guten und gewissenhaften Heizer, wie Sie es sind, Herr Mikulášek, hätten wir schwerlich gefunden.

Mikulášek: Ich hab ja auch diese ganzen drei Tage an nichts anderes gedacht, als daß mir der Ke–ssel nicht unter dem Feuer auslöscht. *Er beginnt zu weinen.* Ich bin so unglücklich. Das ganze Leben hindurch immer verfolgt. Und was ich in die Hand nehme, mißlingt. Also gebt mir ein bißchen Rum.

Struha: Da hast du, Mikulášek; trink, trink, Kamerad; jeder hat sein Schicksal!

Koumes: Da hab ich auch unlängst in der Nationalzeitung einen Artikel gelesen, daß die Türken Fatalisten sind, „Kismet" nennen sie es.

Mikulášek *rülpst:* Seien's nicht so blöd, Herr Redakteur. Wenn ihr wüßtet, was ich alles erleiden mußte, so würdet ihr mich nicht zum Narren halten. *Er versucht zu singen:* „Verlassen, verlassen bin i..."

Struha: Kusch, alle achten wir dich – wir sind doch Landsleute in weiter Fremde.

Mikulášek: Na ja, es haben mich aber ganz fremde Leute hergetragen. *Er weint.* Wenn das wenigstens ihr gewesen wärt! Aber sich von fremden Leuten wegtragen zu lassen...

Struha: Heul nicht, wo hätten wir dich denn suchen sollen?

Mikulášek: Wo ihr mich hättet suchen sollen? Ihr habt mich doch vor drei Tagen – oder vor vier, was weiß ich! – aufs Telegrafenamt mit diesen Telegrammen vom Herrn Redakteur geschickt.

Koumes: Ich danke Ihnen herzlich, Herr Mikulášek; was ist denn mit meinen Berichten geschehen?

Mikulášek: Ein Dreck ist geschehen. Also dort auf der Post haben sie mir gesagt, daß die Postdirektion in Prag keine tschechischen Telegramme aus Tetschen annimmt. Und da

hab ich mir gedacht, soll ich wieder zurückgehen auf das Schiff, das ist doch eine überflüssige Verzögerung. Da bin ich lieber in die Stadt gegangen. Ich denke mir, du wirst dort das tschechische Vereinshaus aufsuchen und wirst es dir ins Deutsche übersetzen lassen. Dann wirst du auf die Post gehn und es aufgeben. No, und dieses tschechische Vereinshaus habe ich eben drei Tage lang gesucht. Ich frag erst in diesem Gasthaus, dann in jenem Gasthaus, und dann geh ich in ein drittes Gasthaus, und keiner weiß etwas. Bis schließlich am dritten oder am vierten Tag, oder was weiß ich, ich wie durch Zauberei in ein Wirtshaus gerate – drinnen lauter tschechische Zeitungen, und da schau her, es war wirklich das tschechische Vereinshaus. Also ich bestelle gleich ein Viertel Wein, und – ich hab es gar nicht erst mal ausgetrunken, da haben sie mich schon weggetragen. Ich hab noch gehört, wie sie von den Telegrammen die Rückadresse gelesen haben, „Lanna 8". So haben sie erfahren, wo ich wohne.

Koumes: Herr Mikulášek, wir müssen diese Telegramme von der nächsten Station abschicken. Es sind wirklich sachliche und treffliche Referate. Und hauptsächlich handelt es sich mir darum, daß sie wirklich möglichst bald abgeschickt werden, weil sie sehr aktuell sind.

Struha: Also, Mikulášek, das ist sehr gut, daß du zurückgekommen bist. Wir haben schon große Angst um dich gehabt.

Mikulášek: Ich hab die ganze Zeit an euch gedacht. Da schaut her, ich hab euch was mitgebracht. *Er holt aus seinen Taschen Kohlestücke heraus.* Kohle! Das ist aus verschiedenen Kaschemmen.

Der Vorstand der sächsischen Grenz-Finanzwache *nähert sich:* Herrje, wir genn unsere Österreicher, wo gomm se denn her?

Mikulášek *nimmt die Kohle, die er aus den Taschen geholt hat, und klettert hinunter:* Also ich muß wieder heizen.

Koumes: Entschuldigen, mein Name ist Koumes, Redakteur und Mitarbeiter, Journalist von der Zeitung „Der Schwung" von meisten Abonnenten in Prag und Ausland in Tschechoslowakische Republik. „Der Schwung". Jawohl, also das ist gut. Wir machen alle zusamm großes Reis, um diesen Schiff „Lanna 8" zu Bratislava expedieren. Ich muß laut der Befehl

alles beschreiben, was uns passiert, ist, geworden wird! Verstehen Sie, bitte?

Vorstand der sächsischen Grenz-Finanzwache: Schon gut. Mit solchen Dämlacks gann ich doch nicht räden. Unser Sächsisches Zollamt gann doch das Stroh in Ihrem Kopf nicht taxieren. Da hamse Ihren Zollschein. *Er reicht ihnen die Karte und geht weg.*

Struha *mit Verachtung zu Koumes:* Nie im Leben würde es mir einfallen, jemals deutsch zu sprechen.

Vorhang.

8. Bild

LANDESVERRAT UND BEGRÜSSUNG AM DOWENFLEET IN HAMBURG

„Lanna 8" liegt am Dowenfleet vertäut. Struha, Mikulášek und Koumes mit ganz verrußten Gesichtern schaufeln und kehren Kohle vom Deck in den Kesselraum. Deprimierte Laune, die sich zuweilen in erbitterten Bewegungen Luft macht.

Struha *wirft den Besen ins Wasser:* Ich werd ihnen etwas scheißen.

Mikulášek: Ich auch.

Koumes *nach einer Weile:* Aber meine Herren...

Struha *aufgebracht:* Darüber sollen Sie in die Zeitung schreiben, wie es uns hier geht in diesem gottverdammten Hamburg. Was ist so ein Hamburg gegen unseren Hafen in Holešovice! Bei uns ist alles rein und klar wie Glas. Wenn man bei uns Kohle für den Dampfer bestellt, so wird sie schön mit dem Fuhrwerk gebracht und in Körben in den Kesselraum getragen, und das Deck bleibt sauber wie ein gewichster Tanzsaal. Kein Ruß, keine Kohle, alles rein, Ordnung. Aber diese Hamburger, diese Idioten, diese größenwahnsinnigen, denken sich irgendwelche Bagger aus, drei Stockwerke hoch, und Kohlenberge; und so ein Bagger öffnet sein verfluchtes Maul wie ein wütender Drachen, stopft dreihundert Doppelzentner Kohle in sich hinein, dreht sich zu uns mit dem Arsch herum, und bevor du drei zählst, richtet er sein Maul nach unten und kotzt aus fünfzig Meter Höhe so viel Kohle auf uns herunter, daß unser Dampfer beinahe untergeht. Noch ein Glück, daß wir so schlau waren, schnell wegzufahren. Die Hälfte der Kohle flog ins Wasser!

Mikulášek: Überall ist es gut, am besten aber ist es zu Hause. Allerdings: Fische gibt's in Prag nicht. Was mir da zum Beispiel gestern passiert ist. Besoffen war ich nicht, getrunken hab ich nichts, gesoffen hab ich auch nichts. Und kaum bin ich

am Ufer, kommen zu mir zwei Herren und fungen an: „Legitimieren, Legitimatzen, bitte." Sag ich: „Ihr Gauner, ihr Lumpen, ich soll mich vor euch legitimieren?" Ich hab sie gepackt und ins Wasser geworfen. Kinder, das war eine Hetz, wie sie Wasser geschluckt haben und zugleich um Hilfe gerufen.

Struha: Und erst die Dampfschiffe hier! Jedes ist so groß wie unser Museum und tut so, als ob es das ganze Meer geschluckt hätt. Aber sie sollen einmal so einen Dampfer zu uns auf die Moldau kommen lassen, sie sollen es nur versuchen! Da werden sie sehen, daß er sich bei uns in Prag nicht einmal rühren wird.

Mikulášek: Das ist genau dasselbe wie mit den Hamburger Weibern. Gleich wie wir hier angekommen sind und ich von unserem Dampfer hinauf auf den Kai schaue, da ist mir gleich aufgefallen, daß die hiesigen Weiber weder Unterröcke noch anständige Hosen tragen. Die haben aber einen Dalles hier! *Er spuckt aus.* Ein Frauenzimmer soll fünf bis acht Unterröcke tragen und Hosen bis zu den Knien wie zum Beispiel Frau Struha, nicht wahr, Struha?

Struha: Meine Frau hat solche aus rosa Flanell.

Mikulášek: Ja, ja. Und trägt sie noch immer oben das Monogramm von der Frau Rat, bei der sie gedient hat?

Struha: Ja, das trägt sie immer noch.

Koumes: Sie haben recht, meine Herren, hier sind sonderbare Zustände. Sie werden sich doch erinnern, Herr Kapitän, daß ich schon vor vierzehn Tagen ein Telegramm an den Vorsitzenden unserer Landsmannschaft in Hamburg geschickt habe, daß man uns am 14. erwarten soll. Wir sind am 13. eingetroffen, heute ist der 16., und er ist noch immer nicht gekommen, uns zu begrüßen. Was soll ich unserem Blatt telegrafieren? Ich hab doch von der Redaktion den Auftrag bekommen, unsere Ankunft der Landsmannschaft anzukündigen. Was wird sich der Verwaltungsrat der Zeitung „Der Schwung" denken? Beide Schecks, die ich mitbekommen habe, haben wir versoffen und verfressen, und das Ergebnis – worüber soll ich referieren?

Struha: Mikulášek, geh auf den Dampfer, wirf alle überflüssige Kohle ins Wasser, damit wir ohne Ballast fahren, heiz unterm Kessel ein, und wir fahren weg.

Mikulášek: Das wird schwer gehen, ihr werdet es sehen, Freunde.

Struha: Warum schwer? Wir fahren weg und damit punktum.

Koumes: Warum schwer, Herr Mikulášek?

Mikulášek: Ich sag ja nichts, aber ich denke, daß es schwer gehen wird. *Er geht vom Kai hinunter.*

Koumes: Schwer? Ist denn am Dampfer etwas nicht in Ordnung?

Struha: Nur keine Angst. Unser Dampfer kann überall hin, auch aufs Meer. Das werden Sie schon sehen. *Er ruft hinunter:* Um Gottes willen, Mikulášek, spring doch nicht so auf dem Dampfer, er wird noch umkippen!

Koumes: Seien Sie doch nicht so unvernünftig, Herr Obermaschinist!

Die böhmische Wirtin *tritt auf:* Die Herren sind Landsleute?

Koumes *begeistert:* Oh, ganz gewiß, seien Sie gegrüßt, Landsmännin in weiter Ferne! Ich bin der Redakteur Koumes.

Wirtin: Ich bin die Eigentümerin des böhmischen Gasthauses und der böhmischen Gemüsehandlung hier in Hamburg.

Koumes: Freut mich sehr. Gestatten Sie, daß ich Ihnen unseren Kapitän, Herrn Struha, vorstelle.

Wirtin: Freut mich sehr. Gewiß werdet ihr mir helfen, teure Landsleute.

Koumes: Mit größtem Vergnügen! Womit können wir dienen?

Wirtin: Ich komme hierher, um mir ein Dampfschiff zu holen.

Koumes und Struha *gleichzeitig:* Ein Dampfschiff zu holen?

Wirtin: Ja. Gestern war nämlich bei mir ein Kapitän aus Prag, und der hat gesagt, daß er seinen Ärger vertrinken will, daß ihm dieses Landstreicherleben auf dem Wasser nicht mehr gefällt. Und plötzlich fragt er mich, ob ich nicht sein Dampfschiff kaufen will, er würde mit der Bahn nach Prag zurückfahren und in Holešovice eine Gärtnerei betreiben.

Struha: Und Sie haben den Dampfer gekauft?

Wirtin: Jawohl, für zwanzig Goldmark. Und jetzt bitte ich euch, mir zu helfen, das Dampfschiff zu suchen. Ich suche es überall. Auf einem Dampfschiff war ich schon oben, das hat mir sehr gefallen, aber das war nicht meines, es hieß „Bremen“.

Koumes: Wie heißt denn Ihr Dampfschiff?

Wirtin: Es hat so einen dummen Namen, aber ich werde es umtaufen. „Fritz" wird es heißen, so hat mein seliger Mann geheißen. Jetzt heißt es... *Sie zieht ein Papier heraus.*

Struha: Heißt der Dampfer nicht „Pilsner Urquell"?

Wirtin: Nein, ich hab's schon: „Lanna 8".

Koumes *niedersinkend:* Wir sind verkauft und verraten.

Struha: Ich hab so etwas gewittert, daß uns in diesem verfluchten Hamburg irgendein schreckliches Malheur passieren wird.

Koumes: Für zwanzig Mark verkauft! Inklusive Bemannung und Passagiere, bitte? *Schmerzlich:* Das Verkehrsinstitut hat das Schiff verkauft mit Mann und Maus!

Struha: Niederträchtigkeit!

Wirtin: Was ist Ihnen, meine Herren?

Struha: Gestatten Sie, haben sie auch einen Kaufvertrag? Und was war das für ein Kapitän?

Wirtin: Bitte, hier. Hier hab ich's schriftlich: „Der Dampfer ‚Lanna 8', Kai Dowenfleet, Kapitän Mikulášek". *Sie reicht ihnen das Papier.*

Struha und Koumes *lesen:* Mikulášek.

Wirtin: Kennen Sie ihn?

Struha *spuckt aus:* Leider. *Er wendet sich um.* Mikulášek!

Mikulášek *hiner der Szene:* Ja, ist vielleicht etwas geschehen?

Struha: Komm augenblicklich herauf! *Zur Wirtin:* Also, meine liebe Frau Wirtin, aus dem Dampfer wird wohl kein Fritz, das wär auch ein schlechter Witz.

Wirtin: Aber gestatten Sie...

Struha: Nichts gestatte ich, Sie haben etwas gekauft, was weder uns noch Ihnen noch dem Herrn Kapitän Mikulášek gehört, sondern dem Verkehrsinstitut in Prag. Ich bitte, hier sind die Schiffspapiere, die amtlichen Dokumente. Und ich bin der Kapitän des Dampfers „Lanna 8". *Er holt die Dokumente aus der Hosentasche.*

Wirtin: Das ist mir schnurz, was ihr in Prag habt und wem der Dampfer dort gehört; jetzt sind wir in Hamburg, jetzt geh ich auf die Polizei, und wir werden sehen, wem der Dampfer gehört, wenn er mir verkauft worden ist gegen bares Geld.

Mikulášek tritt auf.

Struha: Mikulášek, hast du gestern unseren Dampfer verkauft?

Mikulášek: Wer? Ich?

Koumes: Jawohl, Sie.

Mikulášek: Ich? Den Dampfer verkauft?

Wirtin: Ja, Sie!

Mikulášek: Ja, ich hab ihn verkauft. Na, seht ihr! Hab ich es nicht vorher gesagt, daß wir von hier schwer wegkommen werden? Wer hat wieder einmal recht behalten?

Wirtin *zu Mikulášek:* Also, Herr Kapitän, wo ist mein Dampfschiff?

Mikulášek: Was für ein Dampfschiff?

Wirtin: Sie haben mir gestern ein Dampfschiff verkauft.

Mikulášek: Verkauft. Gestern hab ich bei Ihnen zwanzig Mark versoffen.

Struha: Schäm dich, Mikulášek!

Koumes: Aufgelegter Landesverrat auf hoher See.

Wirtin: Jetzt müssen Sie mir den Dampfer aushändigen.

Mikulášek: Na ja, was soll ich machen, ich werde Ihnen den Dampfer aushändigen. Aber das muß ich Ihnen schon sagen, daß Sie keinen anständigen Grog machen können, lauter Wasser war das. Im „Goldenen Schiff" besteht der Grog...

Koumes *durchsucht seine Taschen:* Die letzten zwanzig Mark – aber ich opfere sie sehr gerne. Meine sehr verehrte edelmütige Landsmännin! Würden Sie nicht die Güte haben, die zwanzig Mark zurückzunehmen, als ob Sie sie verborgt hätten?

Wirtin: Ich verborge nichts, ich bin kein Wucherer. Ich bin eine Geschäftsfrau und will meinen Dampfer haben; ich nehme ihn gleich nach Hause mit.

Mikulášek *zu Struha:* Laß das schon sein, da ist nichts mehr zu machen, wir sind eben verkauft. Vertrag ist Vertrag.

Struha: Wir hätten dich lieber ins Wasser werfen sollen, damals, als du hier gelegen hast wie eine Leiche.

Mikulášek: Du bildest dir doch nicht ein, daß ich dadurch aufgewacht wär? Einmal bin ich auch so fest eingeschlafen in einem Prager Wirtshaus, und sie haben mich hinausgeworfen

auf die Straße, und ich hab davon nichts gemerkt. Aufgewacht bin ich erst auf dem Polizeikommissariat in der Einzelzelle.

Wirtin: Haltet mich nicht zum Narren! Wo ist das Dampfschiff „Lanna 8“?

Mikulášek: Da unten unter dem Kai.

Wirtin *läuft zum Geländer:* Gott sei Dank! Ich bin froh, daß mein Dampfschiff da ist.

Mikulášek: Herr Redakteur, haben Sie nichts zu trinken? Ich bin so furchtbar durstig.

Koumes: Merken Sie sich, erstens bin ich Abstinent, und zweitens sollten Sie sich bis auf die Knochen schämen. *Er wendet ihm den Rücken.*

Mikulášek: Schämen? Ich mach doch keinen Skandal. Ich schreib doch auch nicht Artikel für die Zeitungen. Solche Vorwürfe verdien ich nicht von Ihnen. Das hab ich von meinem ehrlichen Eifer.

Der Konsulatsbedienstete Ratzucha tritt auf und blickt forschend um sich.

Wirtin: Wo ist denn das Dampfschiff?

Mikulášek: Da unten. Gerade vor Ihren Augen.

Wirtin: Nein, da unten ist kein Dampfschiff.

Mikulášek: Jesusmaria, am Ende ist unser Dampfer untergegangen!

Alle *laufen aufgeregt zum Geländer:* Herr des Himmels!

Struha: Aber wo, er schaukelt ruhig auf den Wellen.

Wirtin: Wo? Wo denn?

Mikulášek: Hier.

Wirtin: Das ist doch kein Dampfschiff, das ist irgendein Waschtrog mit einem Kamin! Ihr habt mich betrogen, gebt mir das Geld zurück!

Koumes: Mit größtem Vergnügen. *Er zahlt.*

Wirtin: Das ist aufgelegter Betrug. So sieht doch kein Dampfschiff aus. Das Zeug schaut doch genauso aus wie eine Klosettschüssel mit Dampfheizung.

Struha: Halten Sie gefälligst den Dampf zurück. Machen Sie gleich die Klappe zu. Den Dampfer „Lanna 8“ werden Sie nicht beleidigen, sonst...

Mikulášek: Soll ich die alte Sau ins Wasser schmeißen?

Alle dringen auf sie ein.

Wirtin: Hilfe! *Läuft schreiend davon.*

Ratzucha *tritt vor:* Guten Tag, Landsleute. Verzeihen Sie, daß ich störe. Ich hab ein tschechisches Gespräch gehört, das mich sehr erfreut hat, denn ich hoffe, daß Sie gewiß Nachrichten über den Dampfer „Lanna 8" haben werden, der in diesen Tagen hätte im Hamburger Hafen ankommen sollen. Gleich nach Empfang des Telegramms hat mich der Herr Konsul – ich bin nämlich Diener am Konsulat – also, der Herr Konsul hat mich geschickt, das Dampfschiff „Lanna 8" aufzusuchen und willkommen zu heißen. Ganze vier Tage schleppe ich mit mir eine Kapelle herum. Jetzt warten die Musiker auf mich im Hotel „Straußenhof".

Struha *zu Mikulášek:* Hisse die Flagge.

Mikulášek *zieht die Flagge am Schlot auf, einen Fetzen, auf dem geschrieben ist:* Lanna 8: Hoch, hoch!

Ratzucha *zittert vor Rührung, er zeigt auf die Flagge:* Also ihr – ihr seid die „Lanna 8"!

Alle salutieren.

Mikulášek: Zu dienen, Euer Gnaden.

Ratzucha: Landsleute! Ich heiße euch im Namen unserer Landsmannschaft willkommen. *Er schaut auf sein Konzept.* Teufel, das ist ganz verschmiert. Vier Tage schleppe ich das Konzept schon mit mir herum. *Zu den anderen:* Im Namen unserer Landsmannschaft im Haupthandelshafen der Freien Stadt Hamburg, hipp, hipp, hurra!

Alle: Hipp, hipp, hurra!

Ratzucha: Geschätzte Herren, mögen die Worte des großen Propheten und Entdeckers Christoph Columbus in Erfüllung gehen, daß jedermann dereinst seine Flotte haben wird. *Zu sich:* Um Himmels willen, wenn am Ende jemand diesen Unsinn mitstenographiert! *Zu den anderen:* Wie Columbus und Napoleon es taten, so habt auch ihr euch in die Fremde begeben, um überall Wagnisse zu suchen und neue Länder zu entdecken.

Mikulášek: Hipp, hipp, hurra!

Ratzucha: Und wie die Hussiten sich plötzlich an der Ostsee befanden, so erscheint ihr plötzlich im Hamburger Hafen.

Eure Flagge weht, weht über der Hansa – und ich kann nicht anders enden wie mit den Worten, die zwar Kaiser Wilhelm gesprochen hat, aber dennoch nicht hierherpassen – pardon, dennoch hierherpassen, die Worte: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser, Pardon wird nicht gegeben."

Alle *brüllen:* Hipp, hipp, hurra!

Ratzucha *geht zu ihnen an Bord:* Und nun, meine Herren, für heute abend seid ihr meine Gäste im Kabarett „Zur billigen Windsbraut".

Mikulášek: Gibt's dort Schnaps?

Ratzucha: Jawohl, Schnaps und Champagner und Chansonetten.

Alle: Hipp, hipp, hurra!

Vorhang.

9. Bild

EINE WÜSTE NACHT IN DER „BILLIGEN WINDSBRAUT“

Am Harmonium sitzt Kapellmeister Sandor mit blauer Brille und herabhängendem weißem Schnurrbart; über seinen Kahlkopf hat er eine schwarze Perücke gestülpt und über den weißen Schnurrbart einen schwarzen. Kapitän Hommel, der Inhaber des Lokals, sitzt allein an einem Tisch: er trägt Lederjacke, hohe Fischerstiefel bis zum Schritt, Südwester und friesischen Kinnbart. Frieda und Jette im Chansonettenkostüm spielen Karten.

Hommel *zu den Mädchen:* Wenn ihr euch heute wieder so albern benehmen werdet wie gestern, schmeiße ich euch hinaus.

Frieda *eine Karte ausspielend:* Wieso haben wir uns denn gestern albern benommen, Kapitän Hommel?

Hommel: Wieso? Wieso? Du, Frieda, sitzt da mit einer alten Säge und läßt dir stundenlang unter die Röcke greifen, und dabei duldest du, daß er nur ein Bier trinkt und dir zwei schäbige Kognaks bezahlt. So stiehlst du mir das Geld aus der Tasche, du Hure!

Jette *einen Stich an sich ziehend:* Und was hab ich denn angestellt, Kapitän Hommel?

Hommel: Haha! Sehr gut! Fräulein Jette fragt: „Was hab ich denn angestellt?“ Du sitzt da mit einem Malaien, der gestern Heuer bekommen hat, und läßt dir von ihm einen Rollmops bezahlen. Konntest du ihm nicht sagen, daß du eine Gänseleber essen möchtest? Und das vorgestrige Abendbrot hätte er auch bezahlen müssen.

Jette: Wie hätte ich ihm das sagen sollen, Kapitän Hommel? Weiß ich denn, wie Gänseleber auf malaiisch heißt?

Hommel: Du dofe Ziege, du hättest es ihm doch zeigen können. Da stehn doch die Gänselebern großmächtig auf der Theke.

Jette: Das sind Gänselebern? Das sind doch Haifisch-Buletten, Kapitän Hommel!

Hommel: Und wenn schon, was weiß denn ein Malaie von Gänseleber!

Jette: Na schön, aber hätt ich ihm auch mein vorgestriges Abendbrot zeigen sollen, haha?

Alle lachen.

Matrose Hein *tritt ein und grölt:*

In Hamburg an der Elbe
Gleich hinterm Ozean...

Hommel *ist aufgestanden:* Es ist mir eine Äquatortaufe, eine Kanalfeier, dich hier zu begrüßen als alter Seefahrer, wie die Orders lauten und die Frachten fallen nach der deutschen Seemannsordnung.

Matrose Hein: Halt die Schnauze!

Hommel: Was trinkst du denn, mein blauer Jung? Einen stiefen Grog nach der deutschen Seemannsordnung?

Matrose Hein *setzt sich hin:* Nein, einen Whisky.

Hommel: Mit Soda?

Matrose Hein: Mit Soda? Hab die sieben Meere befahren und die acht Weltteile, aber hab noch nie gehört, daß man Whisky mit Soda trinkt.

Hommel: Gut! Also Whisky ohne Soda, wie deine Orders lauten und die Frachten fallen nach der deutschen Seemannsordnung.

Matrose Hein: Und zwei Mächen, aber recht dicke...

Hommel: Mädels ahoi, zwei dicke, es sei euch eine Äquatortaufe, eine Kanalfeier und ein Stapellauf. *Geht hinter die Theke und schenkt ein. Frieda und Jette spielen weiter Karten.*

Matrose Hein *grölt:*

In Hamburg an der Elbe
Gleich hinterm Ozean...

Wie geht denn das nur weiter?

Ratzucha *tritt ein:* Nur weiter, Freunde! *Koumes, Struha und Mikulášek erscheinen.* Nur weiter, hier sind wir wie zu Hause, das ist ein urgemütliches Lokal, das eleganteste Lokal in der berühmten Hamburger Erichstraße. Gewöhnlich ist niemand hier, und es gibt da den besten Grog und englischen Gin.

S t r u h a : Herr Konsularrat, ich bin nicht danach angezogen.
K o u m e s : Ich bedaure wirklich, daß ich mir nicht den Smoking oder das Jackett mitgenommen habe.
M i k u l á š e k : Ich hätte mich wenigstens sollen rasieren lassen, Herr Redakteur, oder ich hätte mir vielleicht die Füße waschen sollen.
R a t z u c h a : Aber Freunde, geniert euch nicht. Hier sind wir wie zu Hause, ihr werdet euch noch davon überzeugen. Nicht umsonst heißt das Kabarett „Zur billigen Windsbraut". Geniert euch nicht.
M i k u l á š e k : Was ist das, ein Kabarett?
K o u m e s : Das ist ein Wort lateinischen Ursprungs, cabare...
S t r u h a *zu Mikulášek:* Geniert euch nicht, das heißt soviel wie ein besseres Hurenlokal, verstehst du, Mikulášek?
M i k u l á š e k *zu Struha:* Natürlich, so ein nobleres Bordell.
R a t z u c h a : Beeilen Sie sich, meine Damen, ich bin hier.
H o m m e l *begrüßt:* Es ist mir eine Äquatortaufe, eine Kanalfeier, ein Stapellauf, euch zu begrüßen, wie die Orders lauten und die Frachten fallen nach der deutschen Seemannsordnung.
M i k u l á š e k : Sagt der ein Gedicht auf?
R a t z u c h a *erklärt:* Kapitän Hommel hat noch die Redensarten vom Schiff her. Vierzig Jahre ist der alte Hommel Kapitän langer Fahrt gewesen, ein wasserdichter Hamburger von Schrot und Korn. *Zu Hommel:* Ich erkläre eben meinen Freunden, daß du ein alter Seefahrer bist.
H o m m e l : Ein Seefahrer – ja, ich habe in allen Tiefen und Untiefen geschifft. Ich habe alle Häfen der Welt angelaufen, bin aber nie ans Festland gekommen. Bin nie in meinem Leben auf der Eisenbahn gefahren.
F r i e d a : Aber auf der Reeperbahn bist du gefahren, Kapitän Hommel, Ringelspiel bist du dort gefahren.
H o m m e l : Ich bin nicht gefahren, sondern ich habe gesegelt.
F r i e d a : Ja, mit Weibern hast du herumgesegelt, in Sankt Pauli und auf der Reeperbahn.
M a t r o s e H e i n : Aha, jetzt weiß ich, wie das Lied weitergeht.
Singt: Die Mädels von Sankt Pauli,
Von Sankt Pauli und von der Reeperbahn...
H o m m e l *zu Frieda:* Spinn nur immerhin dein Flachsgarn, blondes Schiffermädchen, wie die Orders lauten und die Hosen fallen nach der deutschen Seemannsordnung.

Ratzucha: Her zu uns, blonde Schiffermädchen!

Jette: Gleich sind wir fertig. *Zum Kapellmeister:* Geh, Sandor, spiel uns was auf.

Ratzucha: Die Damen werden sich uns gleich widmen, Freunde. Ich sag euch, zwei stramme Fräuleins, zwei billige Windsbräute.

Struha: Herr Konsul, ich hab solche Sachen nicht gern – Sie wissen doch, ich bin ein verheirateter Mann, und dann bring ich irgendeine häßliche Krankheit nach Hause oder wenigstens Filzläuse.

Mikulášek: Es kommt ganz darauf an, was für Weiber das sind. Ich liebe keine Huren. Vor drei Jahren bin ich in der Vorstadt Vysočan regelmäßig zu einer Hausbesorgerin gegangen, zweimal die Woche.

Koumes: Ich bitte Sie, Herr Mikulášek, blamieren Sie uns heute nicht.

Mikulášek: Warum sollte ich euch blamieren? Ich spreche die nackte Wahrheit, die splitternackte Wahrheit. Ich bin vor drei Jahren regelmäßig zu einer Hausbesorgerin gegangen, zweimal die Woche, Sie können in der Vorstadt Vysočan nachfragen.

Koumes: Aber ich glaub Ihnen das gern.

Mikulášek: Dann sagen Sie doch nicht, daß ich lüge, daß ich euch blamiere, das möcht ich mir ausbitten!

Struha: Mikulášek, nur keinen Skandal!

Mikulášek: Du kennst mich doch, Struha. Herr Konsul, die Hausmeisterin in Vysočan war verheiratet und hatte neun Kinder. Das war ein Panoptikum!

Hommel *bringt dem Matrosen Whisky:* Es ist mir eine Äquatortaufe, eine Kanalfeier und ein Stapellauf...

Frieda *hängt sich an Ratzucha:* Mein Puppchen, mein Ratzucha, bestell mir einen steifen Grog.

Ratzucha: Nein, meine Damen, heute werden wir eine Flasche Champagner trinken.

Jette und Frieda *schreien:* Champagner! Jesus, Champagner!

Jette *zu Hommel:* Kapitän Hommel, Volldampf voraus, bring den Champagnerkübel aus dem Klosett!

Koumes: Mich holen Sie... Sodawasser... Syphon... verstehen Sie, Kapitän Hommel?

Hommel: Selters? Da kriegen Sie ja die Kolik davon, wie die Orders lauten und die Frachten fallen nach der deutschen Seemannsordnung.

Koumes: Ja, ja, Herr Kapitän Hommel, mir nur die Sodawasser bringen Sie.

Mikulášek: Aha, da seht ihr, wer uns Schande macht in der Fremde. Was werden sich die Leute denken, wenn wir Selterswasser trinken! Ganz Hamburg wird glauben, wir haben Tripper. Bringen Sie mir Rum.

Struha: Und mir Grog.

Hommel: Es ist mir eine Äquatortaufe, eine Kanalfeier, ein Stapellauf...

Ratzucha: Ja, Freunde, alles wird gleich dasein, aber vorher kommt noch der Champagner. Das geht alles auf Verbandsunkosten.

Jette *packt Mikulášek:* Ja, ja, Rum! Du Schweinebübl.

Frieda *packt Struha:* Ja, Grog! Grog! Gib mir ein Zigarettel.

Ratzucha: Ich kann es gar nicht aussprechen, wie glücklich ich bin, da ich mich im engen Kreis der tapferen Besatzung des berühmten Dampfers befinde, der...

Mikulášek: Vergessen Sie Ihre Rede nicht, Herr Konsul, aber ich will Ihnen vorher noch von der Hausbesorgerin erzählen, sie hat neun Kinder gehabt, und – *er lacht* – ein jedes mit einem anderen. Sie war ein Erzluder, hihi. Und wie ich angefangen hab, mit ihr zu gehen, da war schon das zehnte Kind unterwegs, das heißt auch das elfte, denn es sind dann Zwillinge geworden, hahaha!

Ratzucha: Na, kommt doch zu uns, goldne Mädelchen.

Jette: Wer sind denn die, Ratzucha, wen hast du uns mitgebracht?

Ratzucha: Ich erlaube mir, die Herrschaften vorzustellen. Die herzhafte Besatzung des unerschrockenen Dampfers, der die Reise um die Welt macht bis nach – na, bis wohin...?

Mikulášek: Ich weiß nicht mehr.

Koumes: Bis nach Bratislava.

Frieda: Herrjemine, das ist wohl weit?

Jette *zu Koumes:* Du bist der Kapitän? *Sie faßt Koumes um die Hüften.*

Koumes: Nein, ich bin der Redakteur Koumes.

Mikulášek *stößt Struha vorwärts:* Das ist unser Kapitän, der

alte Struha. Sei doch netter zu den Fräuleins, und benimm dich nicht wie ein Kapauner!

Jette *setzt sich zu Struha:* Ach, ich liebe das Matrosenleben! *Zu Hommel:* Einen Matrosengrog!

Struha: Aber so ein Grog muß aber ein Grog sein.

Frieda: Wart ihr schon in Konstantinopel?

Mikulášek: Noch nicht, aber in Prag waren wir.

Frieda: Hört mal, Kinder, die waren schon bis in Prag.

Koumes *stößt Mikulášek an, der Friedas Busen berührt hat:* Mäßigen Sie sich, Herr Mikulášek, was wird sich der Herr Konsul denken?

Ratzucha *zieht Jette an sich:* Aber, Landsleute, das muß alles sein. Andere Länder – andere Sitten.

Mikulášek: Freut euch des Lebens,
So lang noch das Lämpchen glüht,
Zwicket die Rose...

Er zwickt Jette, die sich gerade Ratzucha auf den Schoß gesetzt hat. Also, was wird mit uns, mein Täubchen?

Koumes: Das ist aber ein Abenteuer, daraus könnte man ein schönes Feuilleton machen: Besuch im größten Hamburger Kabarett „Zur billigen Windsbraut".

Ratzucha *zu Jette, auf den Kapellmeister zeigend:* Wo ist der frühere Kapellmeister hingekommen, der Poldi Neumann?

Jette: Alle unsere Noten und das Klavier hat er gestern verkauft und ist durchgebrannt. So mußte Kapitän Hommel einen neuen Kapellmeister engagieren. Das ist der Zigeuner-Geigenkönig Sandor aus Agram. Leider hat er heute noch keine Geige mit und kein Klavier. Kapitän Hommel hat also ein Harmonium für ihn gemietet. *Sie flüstert Ratzucha ins Ohr:* Er soll gerade heute aus dem Zuchthaus entlassen worden sein. *Sie geht zu Sandor und streichelt seine Perücke.* Also, Sandor, spiel uns ein Zigeunerlied.

Kapellmeister: Bitte. *Er spielt: „Schön sind die Mädchen von Prag".*

Hommel *bringt Wein, Grog und eine Flasche Rum:* Es ist mir eine Äquatortaufe...

Mikulášek *erhebt sich und schreit:* Er spielt ja: „Schön sind die Mädchen von Prag!"

Koumes: Sie sehen, Freunde, ein deutliches Beispiel dafür, daß alle Melodien, die die Zigeuner offenbar von den Magyaren

schöpften, slawischen Ursprungs sind, die sogenannte kirchliche Dorische Stufenleiter. *Begeistert:* Ich bitte, meine Herren, beachten Sie seinen schönen Zigeunertyp, die blitzenden Augen, das rabenschwarze Lockenhaar.

Ratzucha: Herr Kapellmeister, kommen Sie her. Spielen Sie uns einen Czardas. *Er gibt ihm Geld. Zu Koumes:* Am Czardas erkennt man am besten die Abstammung der ungarischen Musik von den slawischen Liedern.

Mikulášek *bringt dem Kapellmeister Rum:* Trink Rum, du schwarze Zigeunersau! Ein Landsmann von dir hat mich einmal betrogen. Er hat mir angeboten, meinen Kessel zu flicken, und als ich aus der Budike zurückkam, war er weg mit dem Kessel. Ihr Kerle! Was, wenn du mit mir allein in der Pußta wärst, dann würdest du mir meine silberne Uhrkette stehlen, nicht war?

Kapellmeister trinkt.

Mikulášek *faßt das Glas:* Halt – du willst mir wohl alles austrinken, du Lausebengel. *Er spuckt aus.* Na ja, Zigeunerblut verfluchtes, Pferdediebe allesamt, Kesseldiebe! Pfui Teufel!

Koumes: Ein Volk ohne Heimat, Herr Mikulášek. Stellen Sie sich vor, daß es keiner von ihnen aushält, auf einer Stelle sitzen zu bleiben. Sagen wir beispielsweise, daß diesen Zigeuner die Kaiserin Maria Theresia irgendwo festsetzen wollte, und er ist, wie man sagt, ausgekratzt.

Ratzucha: Meine Herren, ich trinke auf den mit Recht erfolgten Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie lebe hoch!

Alle: Hoch!

Kapellmeister zeigt immer größeres Interesse an der Gesellschaft.

Ratzucha *wendet sich an die Chansonetten:* Bitte, meine Damen, möchten Sie höflichst unserer warmen Bitte Folge leisten, uns ein schönes Lied vortragen zu wollen zu möchten – pardon, zu möchten zu wollen.

Jette: Solo oder Duett?

Ratzucha: Ein Solo bitte. Singt uns beide zusammen ein schönes Solo.

Jette und Frieda *beginnen zu tanzen und zu singen:*

Mit den Füßchen klapp, klapp, klapp,
Mit den Händchen tapp, tapp, tapp,
Einmal hin, einmal her,

– *sie springen von einer Seite auf die andere* –

Rundherum – es ist nicht schwer.

Alle *schreien:* Hervorragend!

Mikulášek *steht auf und ahmt sie nach:* Tapp, tapp, tapp, zapp, zapp, zapp, klapp, klapp, klapp.

Struha: Merk dir, Mikulášek, mach uns in der Fremde keine Schande.

Koumes *hat eben ein Glas Grog hinuntergestürzt. Er erhebt sich:* Hochverehrte Versammlung! Meine Damen und Herren! Im Namen der unorganisierten, um das unabhängige, verbreitetste Blatt „Der Schwung" organisierten Journalisten danke ich Ihnen für den herzlichen Empfang, den uns die alte Hansa bereitet hat, und bin auf allgemeinen Wunsch ebenfalls gerne bereit, mit einem Tropfen zum Meere unserer lieben Unterhaltung beizusteuern. *Er stellt sich in Positur und singt:*

Hinter der Kirche auf der Straße,
Auf der Straße hinter der Kirche
Steht ein Haus;
Mit meinem Mädel ist es aus.
Refrain: Gott im Himmel, ich bin ein Gescheiter,
Ich bin ein Gescheiter...

Für sich: Wie geht das weiter?

Er singt so wie bisher:

Wie geht das weiter?
Wie geht das weiter?

Er findet den Faden:

Neben der Kirche steht ein Haus,
Mit meinem Mädel ist es aus.
Tralalatralalatralala.

Er erschrickt, weil er sich wieder geirrt hat:

Ich bin ein Gescheiter,
Ich weiß nicht weiter.

Warum bin ich aufgestanden?
Ich hab's doch nicht verstanden?
Ich habe Lampenfieber,
Ich setze mich nieder.

Struha: Da tun Sie gut daran, Herr Redakteur, daß Sie sich setzen. Was wird sich das ortsansässige Publikum von uns denken?

Mikulášek *steht auf:* Jetzt geb ich etwas zum besten.

Struha *hält ihn fest:* Wirst du sitzen bleiben!

Mikulášek: Hab keine Angst, ich werde mich nicht blamieren. Du hast mich doch schon oft im „Goldenen Schiff" das Couplet singen gehört: „Mein reizendes Babettchen".

Ratzucha: Lassen Sie den Herrn Obermaschinenmeister nach Herzenslust singen. Möge der heutige Abend uns allen die entfernte Heimat nahe bringen. Hipp, hipp, hurra!

Mikulášek *singt:*

Als ich jüngst in Vokovice
Auf der Kirmes war,
Sah ich dort ein dralles Mädel,
Wirklich wunderbar;
Sah ich dort ein dralles Mädel,
Das mir wunderbar gefiel,
Und weil ich auch sonst kein Blödel,
Bat ich mit Gefühl:
Mein reizendes Babettchen,
Nimm mich mit dir ins Bettchen;
Ach, reizende Babett,
Nimm mich mit dir ins Bett.

Alle singen den Refrain, auch die Chansonetten, welche Lalala singen. Struha drischt mit den Füßen den Takt.

Ratzucha *steht gerührt auf, steckt die Hand hinter die Weste und will etwas Feierliches singen:* Landsleute, Landsleute!

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!

Er sinkt auf den Stuhl. Weiter geht es nicht mehr, Landsleute. *Er beginnt bitterlich zu weinen.* Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr, der Tannenbaum, das Weihnachtsfest – die Heimat – das nationale Gefühl...

Kappellmeister *beginnt an Harmonium zu spielen und singt tremolo tschechisch:*

Když jsem šel do Vokovice
Na posvícení, na posvícení, na posvícení,
Potkal jsem tam hezkou holku...

Alle stehen unisono auf, umgeben schwankend den Kapellmeister.

Kapellmeister *steht auf, nimmt die schwarze Perücke und den schwarzen Bart ab und umarmt Mikulášek. Er schreit:* Landsleute, ich bin auch ein Tscheche!

Struha *schiebt Mikulášek zur Seite und brüllt den Kapellmeister an:* Sie sind kein ungarischer Zigeuner? Mein Herr, also sind Sie ein Schwindler.

Kapellmeister: Nein, ich bin ein Tscheche, umarmt mich, ich bin ein Tscheche.

Koumes *brüllt den Kapellmeister an:* Sie Zigeuneraas, Sie sollen doch der Geigerkönig aus Agram sein.

Ratzucha: Haben Sie sich auf dem Konsulat gemeldet? Haben Sie Ihrer Dienstpflicht Genüge geleistet?

Mikulášek: Woher bist du, du falscher Mensch?

Kapellmeister: Landsleute! *Er zittert vor Angst.* Ich bin aus der Prager Vorstadt Holešovice.

Struha *wütend:* Was, eine solche Schande machst du unserem Holešovice? Du schämst dich, ein Holešovicer zu sein, und gibst dich für einen Ungarn aus! Freunde, hinaus mit dem Abtrünnigen!

Alle: Hinaus, du Judas, du Abtrünniger, du Überläufer! *Sie werfen ihn hinaus.*

Kapellmeister *brüllt prophetisch in die Tür:* Landsleute, der liebe Gott wird euch bestrafen, ihr Vagabundenpack! *Er schimpft eine Weile draußen:* Bagage, Gauner!

Jette *sinnend:* Immer schon habe ich davon geträumt, einmal am Meer dahinzusegeln. Immer andere Länder und andere Kavaliere, daran denke ich immer, wenn ich alleine ins Bett krieche.

Struha: Das ist aber selten.

Jette: Wieso selten?

Struha: Ich bin auch schon lange nicht mehr im Bett gelegen, immer nur auf dem Dampfschiff, ohne Frau an meiner Seite.

Wenn ich nachts in meiner Koje liege, von Sehnsucht geplagt wie unter einem Mastbaum...

Ratzucha: Lassen Sie den Mastbaum. Fräulein Frieda *muß* uns jetzt etwas vorsingen.

Mikulášek *brüllt:*

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden...

Koumes: Gestatten Sie, Fräulein Frieda wird uns etwas vorsingen, etwas Trauriges, da wir ja Hunderte und Hunderte Kilometer von heimatlichen Gauen entfernt sind.

Mikulášek: Ich kann aber auch singen.

Struha: Teufel, halt's Maul! *Zu Hommel:* Geben Sie ihm ein Glas Rum.

Ratzucha: Friedelchen, singen Sie also!

Frieda singt das Lied des einsamen Mädchens in der Fremde.

Koumes: Ich bin so gerührt, daß ich ausrufen muß: Es lebe die freie Liebe! *Er trinkt Wein.*

Jette: Das ist aber eine unanständige Sache.

Struha: Herr Redakteur, mäßigen Sie sich, das Fräulein hört nicht gern solche Unanständigkeiten.

Jette: Ich schwärme nur für das Eheleben, mein Stöpselchen. *Sie zwickt Struha.*

Mikulášek *beginnt zu kichern:* Kruzifix, jetzt sollten sie uns in Holešovice sehen, in unserem Häuserblock Manina.

Struha: Verdirb mir nicht die Laune, Mikulášek.

Matrose Thies tritt ein, stößt die Stühle mit den Füßen beiseite.

Mikulášek: Mordelement, hier in Hamburg gibt es aber wilde Leute. Herr Konsul, gibt es hier nicht auch Menschenfresser? Daß uns nur nichts geschieht, um Christi willen! Wer würde sich unserer denn annehmen hier in der Fremde, wenn uns die Wilden auffressen?

Koumes *erhebt sich betrunken:* Aus welchem Grunde ich mich veranlaßt sehe zu trinken auf – auf – auf – *Er setzt sich schwer und leert das Glas.*

Struha: Das ist gut, daß Sie sich gesetzt haben, Herr Redakteur.

Matrose Hein *tritt zu Frieda:* Komm tanzen.
Matrose Thiess *tritt zu Jette:* Komm Walzer tanzen.
Frieda *steht auf, zu Mikulášek:* Du hast doch nichts dagegen?
Matrose Hein: Er soll nur die Schnauze halten, damit ich ihn nicht mit dem Eisen zwischen den Rippen kitzle.
Mikulášek *eilig:* Tanzt nur, tanzt nur, junges Volk.
Jette *steht auf:* Ich tanze furchtbar gern Wiener Walzer. *Sie will tanzen.*
Koumes *steht auf:* Das gestatte ich nicht. *Er stößt den Matrosen weg.* Bemerken Sie denn nicht, meine Herren, daß die Damen besetzt sind?
Matrose Hein: Was, besetzt, du Gottesanbeterin?
Koumes: Ich verbitte mir Beleidigungen.
Hommel *zu Koumes:* Hier dürfen Sie nicht raufen.
Koumes: Aber, meine Herren, ich will mich nicht raufen.
Matrose Hein: Du willst dich nicht raufen? *Er springt zurück und nimmt Boxerstellung ein.*
Matrose Thiess *packt Koumes und wirft ihn dem Matrosen Hein zu:* Ich werde dir die Eingeweide herausziehen und dich daran aufhängen, du Schweinehund.
Koumes: Gestatten Sie...
Matrose Hein *wirft ihn zurück:* Vieh, blödes.
Matrose Thiess: Hinaus mit ihm.
Matrose Hein: Hinaus!
Koumes *brüllt:* Aber gestatten Sie... *Er wird hinausgeworfen.*
Matrose Thiess: Hat vielleicht sonst noch jemand etwas gegen uns einzuwenden?
Mikulášek *steht auf:* Keineswegs, Kollegen. Ihr habt vollkommen richtig gehandelt. So ein blöder Intellektueller kann sich überhaupt in einer anständigen Gesellschaft nicht benehmen. Gestatte, daß wir uns duzen. Heil, Bruder!
Die Matrosen Hein und Thiess: Gut, trinken wir Bruderschaft. *Sie tun es und umarmen einander.*
Die übrigen: Hipp, hipp, hurra!
Mikulášek: Wir sind doch auch Matrosen.
Matrose Hein: Du dienst auf einem Handelsschiff?
Matrose Thiess: Oder auf einem Kriegsschiff?
Mikulášek: Ich diene auf der „Lanna 8" und komme aus Manina.

Matrose Hein: Teufel, bist aus Manila?
Matrose Thiess: Herrgott, du mußt mir Briefmarken geben aus Manila!
Matrose Hein: Mir auch.
Struha: Das sind Ochsen in Hamburg. Die wissen nicht einmal, daß die Manina ein Häuserblock von Holešovice ist.
Mikulášek: Die Mädel nehmen wir uns mit auf den Dampfer.
Koumes *tritt schüchtern ein nähert sich schwankend. Er weint:* Meine Herren, verzeihen Sie mir alles, ich kann nichts dafür, ich bin ein Abstinenzler.
Mikulášek: Ja, er ist ein Abstinenzler und ist besoffen wie ein Badeschwamm.

Alle tanzen.

Hommel *schreit:* Kinder, ich bin ja so glücklich. Wenn ihr wüßtet, warum ich heute so glücklich bin.
Alle: Warum bist du denn so glücklich, Kapitän Hommel?
Hommel: Kinder, ich habe sieben Meere befahren, bin auf allen Austernbänken gesessen, habe in allen Tiefen und Untiefen geschifft, habe in allen vier Windrichtungen herumgesegelt... Aber noch nie war ich so glücklich wie heute.
Alle: Und warum?
Hommel: Warum? Weil ich unter Landsleuten bin. Trinkt alle meine Schnapsflaschen aus, trinkt die ganze Theke leer!
Alle: Hurra! Bist du auch aus Prag, Kapitän Hommel?
Hommel: Ja, Kinder, und auch aus der Vorstadt Holešovice. Ich heiße gar nicht Hommel, ich heiße Homolka!
Struha: Und wieso bist du denn ein Kapitän geworden?
Hommel: Aus eigener Kraft, Freunde! Ich hab mich selbst dazu ernannt, ich bin nie im Leben auf dem Wasser gewesen.
Mikulášek: Na ja, ich sag's ja, wir sind die einzigen Seefahrer in ganz Hamburg.

Vorhang.

10. Bild

EIN FLUSSDAMPFER AUF HOHER SEE

Auf Deck liegen Koumes, Struha, Frieda und Jette. Alle haben verbundene Köpfe.

Koumes *erwacht und blickt um sich:* Nie im Leben habe ich gedacht, daß ich mich jemals auf offener See befinden werde, und nie habe ich gedacht, daß auf dem Meer reisende Personen so die Seekrankheit kriegen! Ich muß einen neuen Artikel für mein Blatt fertigstellen. *Liest:* Wie ich bereits in meinem letzten Referat erwähnt habe, sollten wir mit dem Glockschlag 11 Uhr 21 Minuten nachts den Hamburger Hafen verlassen und nach einer neuen Wasserstraße forschen, auf der unser Dampfer „Lanna 8" schnellstens und kürzestens nach Bratislava gelangen könnte. Unsere Expedition hielt sich jedoch infolge Besuches der Hamburger historischen Sehenswürdigkeiten, die ich an anderer Stelle beschreiben werde, bis fünf Uhr morgens in Hamburg auf, zu welcher Stunde wir uns an Bord begaben, um alles zu unserer unverzüglichen Ausfahrt vorzubereiten. Neue Zeile. Plötzlich wurden wir vom Golfstrom erfaßt und mit dem Dampfer „Lanna 8" auf die offene See getrieben. Dank der Wärme des Golfstroms brauchen wir nicht soviel Kohle zum Heizen, da sich der Kessel infolge der warmen Atmosphäre viel früher erhitzt. Die Besatzung des Schiffes ist infolge der unerwarteten Strapazen vollkommen krank. Am wohlsten fühlt sich der Berichterstatter Koumes, der wie immer der nervus rerum der ganzen Unternehmung ist. Die Expedition ist um zwei Mitglieder aus der besten Hamburger Damengesellschaft, die der Kapitän Struha an Bord brachte, bereichert, die die Schiffseinrichtung und den Kapitän Struha näher kennenlernen wollen.

Struha *richtet sich bei der ersten Nennung seines Namens auf und hört zu:* Was für ein Kapitän Struha? Ich würde mir das verbitten, Herr Redakteur, daß Sie mich fortwährend in Ihrer

Zeitung erwähnen. Übrigens hab ich die Weiber nicht hergebracht. Die eine haben Sie mitgezerrt, und die andere hat Mikulášek eingeschleppt. Sie, Herr Redakteur, haben uns übrigens nur Schande gemacht. Und am Schluß haben Sie sich sogar noch mit dem Herrn Ratzucha gerauft und ihm zwei Zähne ausgeschlagen, obwohl er als Diplomat unverletzlich ist. Und dann haben Sie nicht einmal zahlen wollen – jawohl, jawohl, immerfort haben Sie dasselbe gesagt: daß Sie ein Abstinent sind, daß Sie nichts als Selterswasser getrunken haben. Und dabei waren Sie stinkbesoffen – wissen Sie, ich habe in meinem Leben schon viele Besoffene gesehen, aber so einen, wie Sie sind, hab ich in meinem Leben nicht gesehen. Ja, der Mikulášek, der ist ein großer Schnapsbruder, aber mit Ihnen verglichen hat er sich benommen wie ein Weihnachtsengel am Sonntagvormittag.

Koumes *lacht dumm:* Ich erinnere mich an nichts Derartiges, das ist wahrscheinlich eine Schöpfung Ihrer Matrosenphantasie – Seemannslatein, hihi...

Struha: Wissen Sie, Sie sind mir so widerlich geworden! Ich vertrag mich doch sonst mit jedem. Ich habe Kameraden, mit denen ich zwanzig Jahre nicht gestritten habe, und mit Ihnen fahre ich acht Monate, und schon muß ich mich streiten.

Koumes: Warum sollen Sie denn mit mir streiten? Sie sind doch kein kompetenter Mensch, um an jemandem etwas aussetzen zu können! Ununterbrochen reden Sie nur davon, daß Ihre Frau nichts erfahren darf – spielen sich auf das Unschuldslamm heraus – und was haben Sie dort gestern im Kabarett mit Fräulein Frieda und Fräulein Jette gemacht? Ein anständiger Ehemann greift nicht gleich zwei unbekannten Fräulein unter die Röcke!

Struha *kleinmütig:* Erzählen können Sie eine ganze Menge, aber das müssen Sie erst alles beweisen.

Koumes *zeigt ihm seine Hand:* Schauen Sie sich diesen blauen Fleck an. So haben Sie mich gestern in die Hand gezwickt mit Ihrer Bärentatze, als Sie mir zuvorkommen wollten beim Aufknöpfen der Schlüpfer von Fräulein Frieda.

Struha: So eine gemeine Lüge! Weder die eine noch die andere hat Knöpfe auf dem Schlüpfer gehabt.

Koumes *geschlagen:* Dann verzeihen Sie, bitte, dann muß ich wohl Nebel vor den Augen gehabt haben.

Frieda und Jette *wachen gleichzeitig auf:* Ach Gott, ach Gott, solche Kopfschmerzen, solch ein Katzenjammer!

Koumes *ehrerbietig und erfreut:* Guten Morgen – guten Morgen – guter Morgen winsche ich Inen angefeligst. Sie wissen vielleicht nicht, wo Sie gefunden sich.

Frieda und Jette *blicken um sich und brüllen wie wahnsinnig:* Jesus, Jesus, heilige Maria, Mutter Gottes! Wir fahren! *Sie brüllen, stehen auf, jede fällt einem andern um den Hals.* Wohin verschleppen Sie uns? Sagen Sie uns, sagen Sie uns die ganze Wahrheit! Wohin fahren Sie?

Koumes *ruhig:* Nach Bratislava.

Frieda sinkt nieder und weint.

Jette *wie rasend:* Nach Bratislava? Wir sind in Kupplerhände gefallen!

Frieda: Sie wollen unsere blühende Jugend auf Ewigkeit verderben!

Jette *drischt Struha:* Du elender Kuppler – dreh das Schiff um – kehr sofort zurück – mit so einer Kaffeemühle am Meer zu fahren! – Ach Gott! *Sie wirft sich zu Boden neben Frieda, beide schluchzen.*

Struha: Was wollen die Weibsbilder?

Koumes: Es gefällt ihnen einfach nicht bei uns. Sie sind furchtbar überrascht, daß sie an Bord unseres Dampfers erwacht sind. Sie halten uns für Mädchenhändler und sind überzeugt, daß wir sie in Bratislava an ein Bordell verkaufen wollen. Wahrscheinlich werden sie uns bei der nächsten Behörde anzeigen.

Von unten ertönt Geschrei.

Mikulášek *klettert herauf und zieht Ives, einen bretonischen Matrosen, hinter sich her:* Also kriech, du Findling!

Struha: Wer ist das? Was bedeutet das? Wie kam dieser fremde Matrose auf unseren Dampfer?

Mikulášek: Wie ich jetzt erwacht bin unten auf einem Haufen Kohle, habe ich bemerkt, daß mich jemand umarmt hält und schnarcht. Es hat lange gedauert, bis ich ihn aufgeweckt habe.

Ives *schaut blöd um sich:* Mon Dieu, mon Dieu!

Mikulášek: Als er endlich auf beiden Füßen stand, fing er

an, etwas zu stammeln, und ich hab davon nur verstanden: Amburg, drinot, Toulon. Und dann hat er fortwährend so auf die Brust geschlagen und gebrüllt: Iv, iv, iv.

Ives *schlägt sich an die Brust, reißt die Augen auf und brüllt:* Iv, iv, oui, oui, matelot de la troisième classe du dreadnought „Toulon". C'est moi, mes camarades!

Koumes: Das ist ein französischer Matrose, Freunde! Sche kompran, sche kompran, mosjé. *Er nimmt vor Ives den Hut ab und stellt sich vor:* Sche swi in redactér de la gazet le Schwung in Prag, mosjé Koumes. *Er zeigt auf Struha.* Sela capitæn Struha du Notre Dame Schiff Lanna le itiem – issi mosjé Mikulaschek, in mekanism di Lanna le itiem. *Er zeigt auf die Soubretten:* E se son notr voajascher dé dam. La Frieda e la Jetté d'Amburg.

Ives: Mon Dieu, mon Dieu! *Er brüllt:* Ce n'est pas mon dreadnought „Toulon" – je suis perdu, je suis perdu. Où est mon dreadnought „Toulon"? Donnez-moi mon dreadnought „Toulon"! *Er beutelt Koumes.*

Struha *beunruhigt:* Mit dem ist etwas nicht in Ordnung, dem ist wahrscheinlich etwas passiert.

Koumes: Ein kleines Mißverständnis; er ist irrtümlich zu uns hereingekrochen. Er hat eben in der Nacht im Hamburger Hafen unseren Dampfer „Lanna 8" mit seinem Kriegsschiff, dem Dreadnought „Toulon" verwechselt.

Mikulášek: Das kann schon passieren, wenn man besoffen ist – Schiff ist Schiff.

Vorhang.

Noch hinter herabgelassenem Vorhang hört man das Geschrei von Ives: Donnez-moi mon dreadnought „Toulon"! Trouvez-moi mon dreadnought „Toulon!"

11. Bild

DAS GIBRALTAR DES NORDENS VOM FEINDE BEDROHT

Nordspitze der Niederlande: Festung ten Helder. Erhöhte Kaimauer, von dieser aus unsichtbar der Festungsgraben mit der Besatzung des Forts unter Kommando von Pieter van Kerchnave, einem uralten Oberst der Festungsartillerie. Kanonen, Maschinengewehr, ein Radio, dessen Hörer Kerchnave um den Kopf geschnallt sind; von einem tickenden Morsetelegrafen rollen Telegrammstreifen ab, die er in der Hand hält, neben ihm Scherenfernrohr.

Kerchnave: *glücklich:* Sie nähert sich, sie nähert sich, die feindliche Flotte! Endlich, endlich! Ich, der ich die Kriegsgeschichte so liebe, ich werde nun endlich von der Kriegsgeschichte belohnt. Und wie belohnt! Napoleon Bonaparte hat in genialer Voraussicht diese Zitadelle im Jahre 1802 geschaffen, damit sie die Eroberung des Kontinents durch die Engländer verhindere. Vor hundertzwanzig Jahren hat er sie geschaffen, und nun erfüllt sich seine Prophezeiung. Kaiser Napoleon hat es geplant, ich, Oberst Kerchnave, werde es vollenden.

Unteroffizier *liest von einem Telegrammstreifen:* Das Vorpostenschiff der feindlichen Flotte, dessen Fahrt während der ganzen Nacht von unseren Küstenbatterien aus mit Scheinwerfern und Leuchtraketen beobachtet wurde, befindet sich nunmehr nur eine viertel Seemeile von ten Helder. Stop. Es bewegt sich mit einem Knoten Geschwindigkeit vorwärts...

Kerchnave: Ha! Sie sind vorsichtig. Ich werde auch vorsichtig sein. Und schlau. Schlau werde ich sein. Ich werde es machen wie Wilhelm von Oranien im Jahre 1712 bei der Landung der Schweden. Er steckte seine Soldaten in holländische Nationaltracht. *Zum Unteroffizier:* Ziehen Sie

holländische Nationaltracht an und gehen Sie unauffällig auf der Kaimauer auf und ab. Mit einer Tabakspfeife im Mund, hihi.

Unteroffizier: Soll ich mein Gewehr nehmen?

Kerchnave: Natürlich. Gewehr, Koppel und Patronentaschen. Damit gehen Sie als Zivilperson unauffällig auf und ab. *Unteroffizier ab. Kerchnave, sich die Hände reibend:* Eine Kriegslist, wunderbar! Die Kriegslist von Wilhelm von Oranien, der Plan von Napoleon – die Ausführung von Oberst van Kerchnave! *Schaut ins Scherenfernrohr.* Sie kommen, sie kommen! Meine Stunde ist gekommen. Alle Stahlhelme aufsetzen! *Geschieht.* Kanonen feuerbereit! Maschinengewehr schußbereit!

Unteroffizier *in holländischer Nationaltracht, Holzpantinen, kurze Pfeife im Mund, Gewehr geschultert, Bajonett aufgepflanzt:* Melde mich zur Stelle!

Kerchnave: Gut. Marsch hinauf. Und unauffällig benehmen wie ein Zivilist. *Unteroffizier kriecht auf die Kaimauer.* Alles mäuschenstill und beobachten. *Er geht zum Scherenfernrohr. Andere stellen sich auf die Leiter und beobachten. Der Unteroffizier läuft oben auf und ab. „Lanna 8" nähert sich dem Ufer.* Die feindliche Flotte landet! Mein Revolver ist entsichert! Siegen oder sterben!

Mikulášek *springt ans Ufer, bindet das Schiff fest und ruft dem Unteroffizier zu:* Warum laufen Sie hier fortwährend auf und ab? Bewachen Sie hier vielleicht etwas?

Unteroffizier läuft weiter.

Koumes *ruft ihm zu:* Verstehen Sie deutsch?

Unteroffizier läuft weiter.

Koumes: Parlez-vous français?

Unteroffizier läuft weiter.

Koumes *zu den Seinen:* Das ist, meine Herren, wieder ein sonderbarer Fall. Ich muß mir das notieren. *Schreibt in sein Notizbuch.*

Kerchnave *versteckt; holt seinen Revolver hervor, leise:* Aha, die Kerle zeichnen schon den Festungsgraben!

Mikulášek *mit Bezug auf den Unteroffizier:* Das wird

wahrscheinlich ein taubstummer Soldat sein. Oder vielleicht simuliert er, schon im Hinblick auf den nächsten Krieg.

Struha *ärgerlich:* Wohin hast du uns denn gebracht, Mikulášek? Fortwährend hast du geprahlt, daß du uns von der offenen See auf einen Fluß bringen wirst, und plötzlich sitzen wir in einer Kaserne von Taubstummen drin.

Mikulášek: Vielleicht sind sie hier gar nicht taubstumm, sondern simulieren nur.

Struha: Das ist doch egal. Jedenfalls gibt uns dieser Kerl keine Auskunft. Die Fahrt heute nacht war auch merkwürdig. Von allen Seiten haben sie uns mit Scheinwerfern auf den Weg geleuchtet, von allen Seiten, damit wir das Wasser sehen und nicht plötzlich auf einer Landstraße weiterfahren.

Koumes: Und das schöne Feuerwerk, das sie uns bereitet haben an allen Ecken und Enden. *Zu Jette:* Die schönen Raketen, nicht wahr?

Jette: Ja, herrliche Raketen. Mir schien es, als wollte man uns von überallher begrüßen.

Struha: Ich glaube, wir sind jetzt in England.

Kerchnave *in seinem Versteck:* England? Wie ich's gesagt habe: das ist die Flotte von England! Sie wollen Holland im tiefsten Frieden überfallen, wie sie es unter James I. im Jahre 1780 mit Kopenhagen gemacht haben. Freunde, daß ich einen solchen historischen Augenblick erleben darf! Ich will als erster dem Feinde gegenüberstehen – der Name des Obersten van Kerchnave soll der Stolz sein unseres Vaterlands! Alles sturmbereit, alle Mann auf die Leitern, und wenn ihr mich bedroht seht, so metzelt die ganze feindliche Marine nieder. Sie sollen sie nicht haben, die freien Niederlande!

Struha: Es steht außer Frage, Mikulášek, du hast uns direktemang nach England geführt.

Jette *auf den Soldaten deutend, der immer noch auf und ab läuft:* Das ist ein Holländer.

Struha: Was sagt das Weibstück?

Koumes: Sie sagt, daß das ein Holländer ist. Kann schon stimmen. Ich erinnere mich, daß ich schon einmal einen ähnlichen Menschen gesehen habe. Auf einem Plakat von holländischem Kakao.

Mikulášek: Wie aus einem Gemälde von Rembrandt oder

von einem anderen alten holländischen Meister ist der Kerl herausgeschnitten.

Koumes: Was? Rembrandt? Wieso kennen Sie denn den Rembrandt, Herr Mikulášek?

Mikulášek: Na ja, den Rembrandt – mein direkter Onkel mütterlicherseits, der einzige Bruder meiner Mutter...

Koumes: Das war der Rembrandt? Sensationell! *Er notiert.*

Mikulášek: Nein. Dieser Onkel war ein Invalide und hat die Bilder in der Prager Gemäldegalerie bewacht. Sonntag nachmittags sind wir immer zu ihm gegangen, und er hat uns die Bilder von diesem Rembrandt gezeigt und hat gesagt: Hier treffen sich die meisten Liebespaare, deshalb haben die Galeriediener den Auftrag, auf Rembrandt besonders achtzugeben.

Struha *faßt Koumes und Mikulášek unter und tritt mit ihnen zur Seite:* Freunde, also jetzt können wir vielleicht unsere beiden Geliebten ans Ufer setzen, die Drecksäue. So leicht wird es nicht gehn, wie es mit dem Ives gegangen ist, mit dem bretonischen Matrosen. Als wir in der Nacht auf dieses amerikanische Kriegsschiff stießen, das um die Welt fährt, ist er einfach umgestiegen und hübsch weitergeschwommen. Aber diese Weibsbilder da...

Jette *merkt, daß von ihr die Rede ist:* Mein Koumes, mach nur keine Geheimnisse vor uns.

Frieda: Was geht vor, mein Koumes? Sag mir doch alles.

Kerchnave *leise:* Es wird Zeit zu handeln. Soldaten! Ich stelle mich dem Feinde. Wenn ihr eine bedrohliche Gebärde des Gegners bemerkt, so stürmt vor. Und wenn ich falle, so meldet dem Vaterland, daß Oberst van Kerchnave als Held gefallen ist.

Struha: Ich glaube, wir sind in England.

Kerchnave *erscheint oben:* Good morning. How do you do?

Struha, Mikulášek und Koumes sehen einander an.

Kerchnave: How do you do?

Mikulášek: Haudu- jaudu? Das ist sicher englisch.

Struha: Na, was hab ich gesagt: wir sind in England.

Kerchnave: You are English?

Koumes: Nix englisch. Sprechen Sie deutsch?

Kerchnave *beiseite:* Deutsch! Ich verstehe: Angriff Deutsch-

lands vom Süden her durch den Nordhollandkanal bei gleichzeitigem Ablenkungsmanöver von der Zuidersee. Der Plan, den Friedrich Wilhelm von Preußen im Jahre 1720 ausgearbeitet hat. Sie wollen's mit Holland machen, wie sie es 1914 mit Belgien gemacht haben. *Laut:* Sie sind also Deutsche?

Koumes: Wir? Deutsche? Nein, Herr Feldwebel. Nix Deutsche wir, wir nur sprechen deutsch.

Kerchnave: Keine Deutsche?

Koumes: Nein.

Kerchnave: Keine Deutsche? *Leise:* Die Sache wird immer verwickelter. *Laut:* Wie heißt euer Hafen?

Koumes: Unser Hafen? Manina heißt er, Manina bei Holešovice.

Kerchnave: Ha! Manila! Spanier sind es! Wie Schuppen fällt es mir von den Augen. Spanien hat also seinen Anspruch auf die Niederlande nicht aufgegeben, obwohl wir sie 1580 verjagten. Vierhundert Jahre sind seit dem Abfall der Niederlande verflossen, fast vierhundert Jahre lang also hat Spanien über die Wiedereroberung gebrütet, und nun kommt es heran mit seiner stolzen Armada. Nun, der Abfall der Niederlande beginnt diesmal gleich am ersten Tag, ich bin der Abfall der Niederlande. *Er reißt den Revolver heraus, ruft in den Schanzgraben:* Vorwärts! Sturm! *Trompeten blasen Sturmsignal. Die Soldaten springen aus dem Graben, sie fesseln Struha, Mikulášek, Koumes, Frieda und Jette.* Stürmt das Schiff! Besetzt die Torpedos! Wachen aufstellen vor den Munitionskammern!

Koumes: Wir sind gefesselt. Sicher hat mich der Herr Chefredakteur von der Zeitung „Der Schwung" verhaften lassen, weil ich schon seit drei Tagen kein Telegramm geschickt habe.

Struha: Das glaub ich nicht. Das hat mir kein anderer eingebrockt als meine Alte! Die hat mich steckbrieflich suchen lassen aus alter Liebe.

Frieda: Sicherlich ist es wegen unseres Hamburger Vertragsbruchs.

Jette: Natürlich, Kapitän Hommel verfolgt uns, weil wir von der „Billigen Windsbraut" geflitzt sind.

Mikulášek: Jedenfalls ist das Ganze ein Blödsinn. Soviel

Soldaten in so einem beschissenen Hafen. In Manina haben wir auch einen Hafen, kein Polizist in der Nähe, kein Soldat läßt sich blicken, außer höchstens am Sonntag mit einem Mädchen, und doch trägt dort niemand etwas weg, nicht einmal...

Kerchnave: Ruhe! Ich dulde keine Verständigung zwischen den Kriegsgefangenen. Obwohl ich Sie ritterlich behandeln werde, Señores! Nach dem Kriegsrecht, Señores!

Mikulášek: Sennores? Was ist Sennores?

Unteroffizier *zu Kerchnave:* Ich glaube, gehorsamst zu bemerken, daß die Gefangenen nicht spanisch sprechen. Das scheint mir eine slawische Sprache zu sein. Vielleicht russisch?

Kerchnave: Ah, Russen seid ihr. Bolschewistische Emissäre. Um so besser, um so besser. Dann brauche ich euch nicht nach dem Kriegsrecht zu behandeln, nicht ritterlich zu behandeln, sondern ich werde euch so behandeln, wie ihr die Kinder zu behandeln pflegt. Wir wissen ganz gut, daß ihr die Kinder bei lebendigem Leibe röstet, bevor ihr sie auffreßt, und daß die Bolschewiken allen Kommunisten die Geschlechtsteile abschneiden – haha, wir wissen alles, wir haben auch unsere Zeitungen. Seit Peter dem Großen, seit 1690 hat es kein Russe gewagt, seinen Fuß auf holländischen Boden zu setzen. Also Russen seid ihr...

Koumes: Bitte, wir keine Russen. Wir Tschechoslowaken aus Prag, bitte, und fahren nach Bratislava, nach Preßburg.

Kerchnave: Nach Petersburg?

Koumes: Nein, Herr Feldwebel, Preßburg auf Donau bei Budapest.

Kerchnave: Das verstehe ich nicht. Und was machen die Damen bei Ihnen? Spioninnen, was? Schon Ludwig XIV. hat bei seiner Marine Spioninnen verwendet.

Koumes: Aber Herr Feldwebel, Sie tun den Damen unrecht. Das sind keine Spioninnen, das sind Huren.

Mikulášek: Mein Ehrenwort, daß es Huren sind.

Jette und Frieda: Was sind wir? Huren?

Mikulášek *zu ihnen:* Haltet das Maul! *Zu Kerchnave:* Es sind Huren.

Kerchnave: Das verstehe ich nicht. Daß man auf einem Schiff Spioninnen braucht, ist mir aus der Kriegsgeschichte bekannt – aber wozu braucht man Huren? Wollt ihr sie

vielleicht zum Prinzen von Preußen bringen, der dort drüben in Wieringen wohnt?
Mikulášek: Hören Sie, Herr Feldwebel, wir wollen diese zwei beiden Frauenzimmer hier aussetzen. Sie haben uns in einem Hamburger Puff aufgeschnappt, und seit jener Zeit können wir sie partout nicht loswerden. Wir wollten sie schon ins Meer schmeißen, aber die Ludern haben sich gewehrt.
Kerchnave: Das ist unglaubwürdig, höchst unglaubwürdig sogar. Die ganze Welt weiß, daß unter der Regierung unserer Königin Wilhelmina keine Prostitution geduldet wird. Nein, das sind keineswegs Prostuierte, sondern gemeine Spioninnen, die bald am Galgen baumeln werden.
Struha: Das wäre herrlich!
Mikulášek: Ich glaub es nicht – es wäre zu schön.
Jette und Frieda: Gnade, Herr Feldwebel!
Kerchnave: Keine Gnade für den Erbfeind. Ein Exempel muß statuiert werden. Oberst Pieter van Kerchnave läßt nicht mit sich spaßen. Der ganzen Welt muß gezeigt werden, daß die Vereinigten Niederlande sich auch im Frieden nicht überrumpeln lassen, solange Oberst Pieter van Kerchnave lebt. *Zu den Soldaten:* Formiert die Kompanie! *Die Soldaten rangieren sich vor und hinter den Gefangenen.* Marschieren! Direktion: das Kriegsgericht...
Unteroffizier: Herr Oberst, ich bitte gehorsamst, was geschieht mit dem Schiff?
Kerchnave: Binden Sie das Schiff an und ziehen Sie es nach.
Unteroffizier: Jawohl. *Zwei Soldaten binden das Seil los und ziehen das Schiff.*
Mikulášek: Unsere gute „Lanna 8“ kommt auch in den Kerker. Mitgefangen, mitgehangen.
Kerchnave: Ganze Garnison, marsch!

Alle ab. Hinter ihnen das Schiff.

Vorhang.

12. Bild

„...DIE LORELEY GETAN!"

Am Rhein, in der Nähe des Loreley-Felsens.

Mikulášek: Also lesen Sie weiter vor, Herr Redakteur, wie Sie die Leute belügen. Ich kann mich ja totlachen über Ihr Geblödel.

Koumes: Was für ein Geblödel? Ich mache Sie doch berühmt.

Struha: Ja, sehr berühmt! Auf jedem Klosett hängt jetzt mein gedruckter Name, und wissen Sie, was die Leute damit machen?

Koumes: Admiral Nelson wurde auch durch die Zeitungen berühmt, was hätte ihm sein Seesieg bei Sedan genützt, wenn ihn die Blätter totgeschwiegen hätten?

Mikulášek: Also lesen Sie nur Ihre Schöpfungen vor.

Koumes *liest:* Wie bereits berichtet, wurde das Schiff samt der von der Besichtigung historischer Andenken ermüdeten Bemannung...

Struha: Wie nennen Sie diese Spelunken?

Koumes: Historische Andenken.

Mikulášek: Daß wir nur nicht ein historisches Andenken davontragen.

Koumes: ...nahe der Elbmündung vom Golfstrom gefaßt und über das Wattenmeer, also über die offene See, getrieben, wo das tapfere Schiff furchtbaren Stürmen zu trotzen hatte. Trotzdem kutschierte es mannhaft und zielbewußt in den Rhein-Weser-Kanal hinein.

Struha: Dieser Golfstrom rinnt mir schon in die Schuhe. Das ganze Deck ist von diesem blöden Meerwasser verdreckt. Das Zeug ist voll Salz. Mikulášek, hack ein Loch in das Schiff, damit das Wasser abfließen kann.

Mikulášek: Ich hacke ja immerfort die Eiszapfen aus Salz herunter, die überall an der Maschine hängen. Im Kesselraum sieht es aus wie in der Adelsberger Grotte.

Koumes: Ja, Stalaktiten und Adamiten.

Mikulášek: Aber alles aus Salz. Die Schiffer in Wilhelmshaven haben uns angeschaut wie die Narren, als wir vom Meer herkamen. Sie haben gesagt, es ist unmöglich, mit einem Flußdampfer übers Meer zu fahren, unmöglich ohne Kondensator für Salzwasser. „Unmöglich?" hab ich ihnen geantwortet. „Aber wir haben eben nicht gewußt, daß es unmöglich ist, und das Meer hat nicht erkannt, daß wir ein Flußdampfer sind. Und so war es eben doch möglich, haha!" Wenn nur nicht diese salzigen Stalaktiten und Adamiten wären, die ich herunterhacken muß! *Er hackt.*

Koumes: Machen Sie doch nicht so einen Lärm, Herr Mikulášek, man hört ja kein Wort von meinem Essay.

Struha: Nimm dir diese Säge – *er reicht sie Mikulášek* – und gib mir das Beil. Ich werde selbst das Loch in das Schiff hacken, damit das Meerwasser abfließt.

Mikulášek *springt auf:* Achtung, ein Fisch! Ausweichen!

Struha *hackend:* Lesen Sie weiter.

Koumes: „... Unsere Expedition wurde unerwarteterweise in der holländischen Festung ten Helder, dem sogenannten Gibraltar des Nordens, festgehalten, da wir in Verdacht gerieten, ein feindliches Kriegsschiff zu sein..."

Frieda und Jette *kommen, sehen, wie Struha auf das Schiff loshackt:* Jesus, Maria, der Kerl macht ja ein Loch ins Schiff! *Sie schreien furchtbar:* Kapitän Struha, was machst du denn?

Koumes: Beruhigen Sie sich, meine Damen, ich bitte Sie inständigst.

Mikulášek: Halt's Maul, alte Bockbiernutte.

Jette: Was bin ich? Eine alte Bockbiernutte? Die ganze Nacht hast du mir geschworen, daß ich deine erste Liebe bin, und jetzt... Struhachen, hast du das gehört? Er hat mich „alte Bockbiernutte" geschimpft, und du nimmst mich nicht in Schutz? Deine Braut und zukünftige Gemahlin?

Koumes: Wieso „zukünftige Gemahlin"? Er ist doch schon lange verheiratet!

Jette: Was? Er ist verheiratet? *Zu Struha:* Du Bigamist, du, du Heiratsschwindler, du Mitgiftjäger, du Mormone! Ich werde dich einsperren lassen, du elender Gauner, du hast mich unter Zusicherung der Ehe verführt und hast mir nicht einmal Strumpfgeld gegeben.

S t r u h a : Ich soll Sie verführt haben?

J e t t e : Jawohl, verführt unter Eheversprechen! Ich hatte einen noblen Herrn im Séparée, einen Stammgast, der für jedesmal zwanzig Mark gezahlt hat, und ich hab ihn Ihretwegen in der Schande sitzenlassen.

K o u m e s : Aber Fräulein...

J e t t e : Schweigen Sie! Sie haben mich auch unter Eheversprechen verführt, jawohl, heute nacht. Sind Sie vielleicht auch verheiratet?

M i k u l á š e k : Mit „Schwung".

J e t t e : Also sind Sie auch ein Ehekrüppel, Sie krimineller Lump, Sie! Und ihr habt uns aufs Wasser verschleppt, mich und meine beste Freundin, meine unglückselige Frieda, ihr Mädchenhändler! *Zu Mikulášek:* Und Sie sind auch verheiratet?

M i k u l á š e k : Das wäre gelacht. Ich und verheiratet! Mein häuslicher Herd ist der Kessel da unten.

J e t t e *drückt sich an ihn:* Das hab ich ja gleich gesehen, daß du der einzige Gentleman unter all den Strolchen bist. Du hast mir gleich gefallen. Dein liebreicher Blick, dein feines Auftreten. Du wirst mich nicht verlassen, mein Schutzengel, nicht wahr?

F r i e d a *zu Jette:* Das ist m e i n Liebhaber, daß du es weißt, und er hat mir ewige Treue versprochen.

J e t t e : Was hat er dir versprochen? Ewige Treue? Und mir hat er ewige Liebe versprochen und mich unter Zusage der Ehe verführt.

F r i e d a : Wie? Wann?

J e t t e *äfft sie nach:* Wie? Wann? In der Nacht, als du direkt von ihm zu Struha ins Bett gekrochen bist.

F r i e d a *zu den drei Männern:* Ihr seid mir eine schöne Gesellschaft! Unsere Engagements bei der „Billigen Windsbraut" haben wir verloren, die Karriere ist vernichtet, ihr habt uns verschleppt, ihr Seeräuber, ihr Piraten!

M i k u l á š e k : Ich bin ein Pirat?

J e t t e : Jawohl, ein Pirat und ein Kuppler. Und alle seid ihr eine Bande, der Blitz soll euch erschlagen.

Blitze zucken, es wird dunkel.

S t r u h a : Ich bitte Sie, verfluchen Sie uns nicht.

Jette *erschreckt:* Ich hab es nicht so gemeint, man sagt so: Der Blitz soll euch erschlagen.

Die Szene verfinstert sich. Dunkle und unheilvolle Nacht. Gewittersturm. Es regnet, donnert, der Wind heult, der Sturm tobt, die Blitze kreuzen sich. „Lanna 8" schwimmt zwischen Felsen.

Struha: Was ist das für ein furchtbarer Felsen?

Koumes: Das ist die berüchtigte Loreley. Ich hab sie in der Illustrierten photographiert gesehen. Es ist doch gut, wenn der Mensch sich bildet.

Das Tosen des Gewitters wird immer wilder. Das Schiff schaukelt bedenklich.

Frieda und Jette *werfen sich auf die Knie und erheben die Hände zum Himmel:* Heilige Maria, Mutter Gottes, die du gebenedeit bist unter den Weibern, erbarme dich unser, erbarme dich uns elender Huren. *Sie wiederholen dieses Gebet noch einmal.*

Mikulášek: Eine verfluchte Finsternis, wie in der Hölle!

Blitz und Donner.

Mikulášek: Der Herr sei mit uns. Einen Besoffenen verläßt der Herr nicht. Es ist nur gut, daß wir anständige Vorräte von Rum haben. Wir haben doch sowieso in den vier Wochen, in denen wir in der holländischen Festung eingesperrt waren, nur diesen milden Genever zu saufen gekriegt, es war zum Teufelholen.

Blitz und Donner.

Jette und Frieda: Heilige Maria... und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes... und bitt für uns... und rette uns aus allen Gefahren. Erbarme dich, heilige Jungfrau, erbarme dich unser, uns elender Huren.

Mikulášek: Finster wie im Arsch ist es.

Blitz und Donner.

Mikulášek: Da sind wir! *Er ruft hinauf in die Wolken:* Du hast daneben getroffen, schlecht triffst du, zum Teufel.

Ein langer starker Donnerschlag. Blitz.

M i k u l á š e k *schwenkt den Arm und ruft höhnisch zum Himmel:* Fehler! Fehlgeschossen!

S t r u h a : Wir sind schon am achten Felsen vorbeigefahren.

K o u m e s : Nicht mit Unrecht sagt man, daß die Natur nirgends am ganzen Rhein so romantisch ist wie bei der Loreley. *Er ruft begeistert:* Die Loreley, Freunde, die Loreley am Rhein, das ist eine Scylla und Charybdis.

M i k u l á š e k : Schwätzen Sie nicht soviel. Man hört ja nicht einmal den Donner. Wenn Sie lieber ein bißchen mit den Streichhölzern leuchten würden, damit wir den Weg sehen.

K o u m e s : Gut, ich werde Ihnen die Wasserstraße beleuchten. *Er entzündet ein Streichholz.* Gott, wie romantisch! Wie schön!

M i k u l á š e k : Schön? Der Teufel soll mich holen, wenn das schön ist.

Blitz und Donnerschlag. Im folgenden donnert es ohne Unterlaß, jedoch ohne Blitze bei vollkommener Finsternis, während Koumes immer neue Streichhölzer anzündet und das Wasser beleuchtet.

S t r u h a : Kruzifix, dieses Gewitter schaut so aus, als ob es uns der Zigeuner-Kapellmeister geschickt hätte. So was hab ich noch nicht gehört. Der Blitz soll mich treffen.

Im selbem Augenblick Blitz und Donnerschlag.

S t r u h a *setzt sich erschreckt:* Ich bin schon ruhig.

K o u m e s : Heute begreift der menschliche Verstand schon vollkommen die Naturerscheinungen. Meine Herren, es gibt keinen Gott...

Blitz und Donner.

K o u m e s *bekreuzigt sich schnell:* Gott sei mit uns. Lästern S i e jetzt einmal, Herr Kapitän, fluchen Sie, damit es blitzt, ich hab keine Streichhölzer mehr.

S t r u h a *gegen das Firmament rufend:* Du kannst uns den Buckel hinunterrutschen!

Es blitzt.

K o u m e s : Das war ein sehr guter Fluch! Jetzt kommen Sie dran, Herr Mikulášek.

Mikulášek: Ich würde ja gerne lästern, aber es hat schon keinen Zweck mehr. Dort sieht man schon die Sterne. Der Regen hat auch aufgehört. Das ganze Gewitter war sowieso ohne Wirkung. Das war so, wie wenn jemand im Wald einen fahren läßt.

Struha *blickt um sich:* Ja, ja, es hat uns nichts antun können, wir sind eben sturmgewohnte Seeleute. Aber in Schweiß bin ich geraten, zum Teufel.

Entfernte Donnergrollen.

Koumes *zu den Soubretten:* Der liebe Gott mit seinem Sturm ist schon zum Teufel gegangen.

Leiser Donner.

Frieda und Jette *hören auf zu knien und zu beten, sie setzen sich gemütlich hin:* Gott sei Dank! Gib mir zu trinken, gib mir zu trinken.

Mikulášek: Jetzt fahren wir wieder ganz elegant. Wenn wir jetzt etwas singen könnten!

Koumes: Ich kenn ein wunderschönes altes deutsches Lied von der Loreley. *Er singt und macht große Gesten:* Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin ... *Er fällt ins Wasser.*

Alle: Mann über Bord! *Sie nehmen die Hüte ab.*

Koumes *erscheint mit dem Kopf über Wasser, spuckt, dann brüllt er weiter:* Ein Märchen aus uralten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn. *Er kriecht auf Deck.*

Mikulášek und Struha: Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Struha: Das hab ich nie gedacht, daß ich ein deutsches Lied singen werde.

Frieda und Jette *fallen ein:* Die Luft ist kühl und es dunkelt, und ruhig fließet der Rhein.

Koumes: Und ruhig fließet der Rhein ... *Macht große und breite Bewegungen und fällt wieder ins Wasser.*

Frieda und Jette: Jesus Maria!

Koumes: Ich ertrinke! Hilfe!

Alle: Mann über Bord! *Sie nehmen die Hüte ab.*

Mikulášek *spuckt aus:* Was sollen wir Ihrer Zeitung telegrafieren, Herr Redakteur?

K o u m e s *im Wasser, prustend:* Telegrafieren Sie: „Unser Berichterstatter Koumes badet eben bei nächtlichem Dunkel in den Wirbeln des Rheins bei der Loreley."

M i k u l á š e k : Der Kerl hält sich am Tau fest, die Augen quellen ihm hervor. Alles nur, damit er nicht ertrinkt. Ich versteh gar nicht, warum er sich so anstrengt.

Vorhang.

13. Bild

VERGEBLICHER VERSUCH, SICH DER FRAUEN ZU ENTLEDIGEN

Main-Ufer in Frankfurt. „Lanna 8" am Ufer vertäut. Die Aufschrift „Lanna 8" ist sichtbar.

Mikulášek *allein, liest den Rest des Buches „Das Leben der Heiligen":* Na, von dem Buch über die Heiligen ist auch nicht mehr viel übriggeblieben. Ich hab das nicht einmal alles auslesen können – heute früh wollte ich das Leben des heiligen Hieronymus zu Ende lesen, und das Blatt ist herausgerissen. *Schaut in die Ferne.* Nichts zu sehen – ob es ihnen nur gelungen ist? Gott gebe es, daß wir diese Weiber loswerden. *Er betrachtet das Deck.* Und wie schön es hier ohne sie ist. *Er stützt den Kopf in die Handfläche, brütet und beginnt nach einer Weile zu singen:* „Als ich jüngst in Vokovice..."

Landa und Kaifas, Mitglieder des AC Sparta, kommen.

Landa *spricht breit:* Hier singt irgendein Trottel tschechisch, Mensch, hast du die Beine dieses Frankfurter linken Flügels beachtet? Die reinsten Streichhölzer, ich hab mich direkt gefürchtet, daß seine Zahnstocher zerbrechen, wenn er den Kürbis stoppen will.

Kaifas: Aber der lange Verteidiger, den sie rechts haben, der hat eine ganz gute Balltechnik.

Landa: Ach was, der kann auch einen Dreck. Hast du das gestern gesehen, ich hab ihn mitsamt dem Kürbis ins Tor gefetzt. Und dabei hab ich doch den Kürbis nur ganz leicht gefälscht. Wenn ich anständig hineingepfeffert hätte, so hätte er samt dem Torwächter wie Hackepeter ausgesehen.

Mikulášek *singt ununterbrochen:* „Als ich jüngst in Vokovice..."

Kaifas: Wer meckert denn hier fortwährend? *Er wendet sich um:* Da! Siehst du ihn? Das ist irgendein armer Irrer.

Landa: Himmelherrgott, lies das! „Lanna 8."

Kaifas: Teufel, das sind diese Sportsmänner, die nach Bratislava fahren! Du hast doch über ihre Expedition im „Schwung" gelesen. Ihretwegen haben sie ja das ganze Verkehrsinstitut aufgelöst. Und wegen dieser Fahrt hat vor einem Vierteljahr der Präsident der Gewerbe- und Handelskammer abgedankt.

Landa: Mir willst du das erzählen? Unlängst war doch im Sport-Montagsblatt ein Leitartikel vom Redakteur Horáček über ihre Expedition.

Kaifas und Landa *treten zu Mikulášek, schwenken die Mützen und rufen:* Hipp, hipp, hurra, „Lanna 8"!

Mikulášek: Das walte Gott! – Die Herren sind auch aus Prag?

Kaifas: Wir sind von der Sparta.

Landa: Gestern haben wir den FC Frankfurt 6:1 verklopft, und morgen haben wir die Revanche.

Kaifas: Und die wird 12:0 ausfallen. Diese elf Frankfurter haben sich eingebildet, daß uns das etwas ausmacht, wenn sie mit hohem Spiel und lauter Kopfbällen kommen werden, aber wir haben es ihnen gezeigt. Spielen Sie auch Fußball?

Mikulášek: Vor fünfzehn Jahren hat man mich in einem Wirtshaus dazu gebracht, daß ich im Klub „Manina", der dort gewöhnlich zusammengekommen ist, die Stelle eines Kassierers übernommen habe. Na, da hab ich fortwährend aus eigenem herborgen müssen, einmal für die Lederhülle, einmal für die Seele, einmal für Fußballhemden, und am Schluß haben sie einander verprügelt, der Klub hat sich aufgelöst, und mein Geld war beim Teufel.

Landa: Das kann natürlich heute nicht mehr geschehen, weil wir Amateure jetzt gegen festes Gehalt organisiert sind. Die Spieler sind damals disqualifiziert worden, nicht?

Mikulášek: Das weiß ich nicht. Aber für mich war das damals keine Kleinigkeit, es waren mehr als zweihundert Kronen, die ich in diesen Klub gesteckt hab.

Kaifas: Sie sind der Kapitän des Dampfschiffs?

Mikulášek: Ich vertrete ihn jetzt.

Landa: Aha, aha, Sie sind also der Herr Mikulášek. Wir haben schon über Sie in der Zeitung „Der Schwung" in den Referaten des Herrn Koumes gelesen.

Kaifas: Und wo ist der Kapitän und der Herr Koumes?

Mikulášek: Ja, sehen Sie, wir haben da eine peinliche Angelegenheit. Es versteht sich von selbst, hehe, daß das mit Weibsbildern zusammenhängt. Die Weiber, diese Ludern, haben überall so einen anhänglichen Charakter. Der Franz Böhm, der manchmal ins Gasthaus „Zum Goldenen Schiff" kommt, hat sich auch immer über die heutigen Mädels beklagt. „Wenn man mit einer zwei oder drei Kinder hat", hat er gesagt, „so glaubt sie schon, man ist ihr Verehrer." Recht hat er gehabt. Ein anständiger Mensch kann sie fast überhaupt nicht mehr loswerden. Stellen sie sich vor, was für eine verzwickte Situation das ist, wenn zwei Hamburger Bockbiernutten sich Ihnen plötzlich anhängen und Sie sie drei Monate lang mit sich herumführen müssen. Nicht einmal in Holland sind wir sie losgeworden, wo wir als feindliches Kriegsschiff vier Wochen lang gefangen waren.

Landa: Darüber haben wir auch schon gelesen.

Kaifas: Und was haben Sie mit den Weibern?

Mikulášek: Was wir haben? No, das ist so. Der Kapitän Struha und der Redakteur Koumes haben ihnen versprochen, daß sie ihnen hier in der Stadt Kleider kaufen werden, aber in Wirklichkeit werden sie sie in das Haus der Heilsarmee führen. Dort werden sie sie einschreiben lassen und werden verduften mit Volldampf. Wir sind bereit. Unter dem Kessel ist Feuer, ein Wunder, daß er nicht explodiert. *Er ruft:* Hurra! Dort laufen sie schon, Struha und Koumes! *Schreiend:* Jesus Maria, die Weiber rennen hinter ihnen her! *Er lichtet schnell den Anker und löst das Schiff los.*

Landa und Kaifas *schreien von der Bühne:* Spurt, spurt, spurt, schneller, hipp, hipp!

Struha und Koumes springen außer Atem und schweißgebadet auf das Schiff.

Mikulášek *ruft den Sparta-Leuten zu:* Kameraden, ich bitte euch, um Gottes willen, haltet die Frauenzimmer zurück, bis wir abstoßen.

Kaifas: Nur keine Angst, wir halten fest wie Bandeisen.

Landa: Uns hat noch keiner umgerempelt.

Struha und Koumes *stoßen sich vom Ufer mit einem Besenstiel und einem Regenschirm ab:* Jesus Maria!

Frieda und Jette *in Chansonettenkostümen, auf dem Kopf Hüte der Heilsarmee, kommen laufend an:* Haltet sie!

Mikulášek *brüllt:* Wir fahren schon.

Landa und Kaifas *halten die Weiber zurück, die mit ihnen ringen:* Nur keine Fehlstöße.

Frieda und Jette *den Schiffern nachrufend:* So eine Schweinerei! Ihr habt unsere Unschuld geraubt und unsere Jugend. Gebt uns unsere Jugend zurück! Wollt ihr uns solchen Bütteln überliefern? Solchen rohen Bengeln? *Sie werfen Kaifas und Landa um und springen auf das Schiff.*

Mikulášek: Um Gottes willen, da sind sie wieder!

Jette *umarmt ihn:* Mein goldenes Zuckerbübchen, wieder vereint!

Frieda *umarmt Struha:* Und nun soll uns nichts mehr trennen.

Koumes: Vereint für ewig!

Vorhang.

14. Bild

EINGEFROREN IM MAIN-DONAU-KANAL

Alle haben ungenügende Winterbekleidung. Der Dampfer, bei Gramzelbach eingefroren, ist sichtbar. Schnee, auch auf dem Schiff. Am Ufer brennt ein Feuerchen aus Reisig, um das Struha, Mikulášek und Koumes, bald mit den Armen schlenkernd, bald in die Hände blasend, im Kreise gehen. Mikulášek führt einen Hund an der Leine.

Koumes: Das ist ein feiner Silvesterabend. Wir sind im Main-Donau-Kanal eingefroren wie Nansen am Nordpol. Sicherlich werden wir auch Skorbut bekommen.

Alle gehen im Kreise herum.

Struha: Daran ist nur Mikulášek schuld. Am Weihnachtsabend ist ihm der Kessel eingefroren, weil er um jeden Preis einen Christbaum hat auftreiben wollen. Das war eine schöne Christbescherung. Der Kerl kommt dann zurück, besoffen wie ein Torpedo und ganz verdreckt, und statt eines Weihnachtsbaums bringt er einen Hund mit.

Koumes: Das mit dem Hund ist keine so schlechte Idee. Den Nansen haben nur die Eskimo-Hunde gerettet. Wenn's nicht mehr anders ging, spannte er die Hunde vor die Schlitten, fuhr aufs Festland und ließ die Fram Fram sein.

Mikulášek: Ihr seid großartig! Als ob ich etwas dafür könnte, daß der Kessel eingefroren ist. Immer bin ich schuld. Damals habt ihr mich auch beschimpft, vor einem halben Jahr, als wir übers Wattenmeer gefahren sind und vom Meerwasser im Kessel Tropfsteine aus Salz entstanden sind, die wir in Wilhelmshaven heraushacken mußten. So ein kleines Dampfschiff verträgt nicht viel. Es friert ein bißchen, und schon ist guter Rat teuer. Hätte ich einen Kondensator kaufen sollen wegen eines Tages auf dem Meer? Und jetzt? Konnte ich wissen, daß es so saumäßig frieren wird? Bin ich ein

Kalender? Ich mache doch nicht die Natur! Ich hab mir das Klima nicht ausgedacht. Mit solchen Sachen dürft ihr mich nicht beleidigen.

Koumes: Es ist vollkommen logisch, daß wir eingefroren sind – im Frühjahr und Sommer oder im Herbst könnte uns so eine Sache entschieden nicht passieren. Gestern – als ich im Dorf Gramzelbach das Telegrafenamt besucht habe – fragte ich am Gemeindeamt, wie lange der Main-Kanal dahier zugefroren zu sein pflegt. Es wurde gleich eine Sitzung der Gemeindevertretung einberufen, und nach langer Debatte erhielt ich die Antwort, daß das vom Wetter abhänge. Einmal taut er früher auf, das andere Mal später, aber regelmäßig erst im April. *Das Feuerchen erlischt.*

Mikulášek: Es wäre doch am vernünftigsten, wenn wir in dieses Gramzelbach gingen, um auf dem Land zu überwintern. Es sind dort drei anständige Wirtshäuser und eine Brauerei. Den Hund lassen wir an Bord, damit er das Dampfschiff bewacht, und einmal täglich wird ihn eine von den Damen füttern kommen.

Jette: Ja, wenn du mir einen Pelzmantel kaufst. Sonst nicht.

Koumes: Aber gestatten Sie, wie soll ich denn Reiseberichte schreiben, wenn wir hier überwintern?

Struha: So werden wir nie nach Bratislava kommen. *Ärgerlich:* Verdammtes Leben! Das Feuer ist ausgegangen!

Mikulášek: Na also – was wollt ihr jetzt machen? Wir werden doch nicht auf dem Schiff bleiben, damit wir schon morgen als gefrorene Leichen aufwachen. Komm, Amidor – *er zieht den Hund aufs Schiff –*, jetzt werde ich dich hübsch an den Schlot binden. *Er bindet den Hund an.*

Jette und Frieda: Ja, gehen wir in die Stadt.

Mikulášek: Ihr hättet eigentlich da bleiben sollen.

Struha *nimmt Koumes an der Hand:* Gehn wir, gehn wir. *Er betrachtet den Dampfer und wischt sich die Tränen aus den Augen:* „Lanna 8", „Lanna 8", auf Wiedersehen im Frühling.

Koumes: Beruhigen Sie sich, Herr Kapitän, nach Bratislava kann es entschieden nicht mehr weit sein. Sobald das Eis bricht und Mutter Natur ihr Frühlingsgewand anlegt, werden wir weiterfahren.

Frieda: Frühlingsgewand, Frühlingsgewand – ich brauch ein Wintergewand.

J e t t e : Na, hoffentlich gibt es in Gramzelbach Männer, die größere Kavaliere sind als ihr.

S t r u h a *ruft tief gerührt:* Dampfer „Lanna 8" – ich wünsche dir ein glückliches und fröhliches neues Jahr auf deiner Reise nach Bratislava. Ich komme wieder „Lanna 8", mein Ehrenwort!

A l l e *entfernen sich, mit den Taschentüchern der „Lanna 8" zuwinkend, und singen:*

In silbernen Wellen fließt der Main,
Wenn Lenz ersteht aus langer Winternacht.
Im Wonnemonat wird es sein,
Wenn weiterfährt die „Lanna 8".

Vorhang.

15. Bild

HINTER DEN SCHAUBUDEN DES WIENER WURSTELPRATERS

Zertretener Rasen, ein Strauch. Durchlöcherte Zeltwände; hinter dem Kasperletheater ist ein Kaninchen angebunden. Drehorgelmusik, Ausruferlärm, Knallen der Schießbudengewehre. Oberhalb eines Bretterzauns ein Gestänge, von dem Seile herabbaumeln; das untere Ende von vier Seilen ist unsichtbar. Das große Transparent „Pülchingers Luftzirkus" ist vorläufig nicht erleuchtet.

Frau Struha *im Kopftuch, in abgeschabten Kleidern, barfuß, hockt vor dem Gebüsch und kocht Kartoffeln an einem Feuerchen:* Gleich sind die Kartoffeln fertig, Herr Generaldirektor. Fein werden sie sein.

Pülchinger *gestreiftes, zerrissenes Leibchen:* Daran gibt's gar nix zu zweifeln, Sö saan a wunderbare Köchin, gnädige Frau Kapitän – *er küßt ihr galant die Hand* –, ich verehre Sie ja in jeder Beziehung, nur etwas Butter fehlt.

Frau Struha: Butter? Wieso fehlt mir Butter?

Pülchinger: Nicht Ihnen, gnädige Frau Kapitän, aber den Kartoffeln.

Frau Struha: Ja freilich, Herr Generaldirektor, den Kartoffeln fehlt Butter. Aber ich kann doch nicht Butter aus fremden Gärten ausgraben, wie ich das mit den Kartoffeln gemacht habe.

Pülchinger: Dös waaß ich eh, gnädige Frau Kapitän! Ich bin doch gestern in eine Bude von den Schrebergärten eingebrochen – und glauben Sie, gnädige Frau Kapitän, daß die Hungerleider etwas darin hatten? Ein blecherner Nachttopf war das einzige, was ich mitgehen lassen konnte. Meiner Seel, sonst war überhaupt nichts in der ganzen Bude.

Frau Struha: Das glaub ich Ihnen gern, Herr Generaldirektor, daß Sie's mitgenommen hätten, wenn etwas anderes

dagewesen wäre als der blecherne Nachttopf. War er wenigstens emailliert?

Kapellmeister Pusterer mit Posaune und Musikanten tritt auf.

Pülchinger: Haha, kaum haben wir vom Nachttopf g'redt, kommt er angestiefelt, der Herr Kapellmeister Pusterer mit seinem Pusterrohr, mit seine viele Harmoniker!

Pusterer: Servus, Pülchinger. Hast ka Arbeit für unser Hofopernorchester? Wir spielen dir billig, aus alter Freundschaft.

Pülchinger: Japanoasch! Mei Werkl steht ja. Schau dir's an: leere Seile, das ist alles, was ich hab, Trapez und Reckstange hams mir gepfändet, und die Seiltänzer saan mir davongetänzelt mitsamt die Akrobatiker.

Pusterer: B'schissen sehn mir aus, mir Praterbudenkünstler. In Präuschers Panoptikum hams gestern die schlafende Haremsdame zwangsversteigert, und dem Kratki-Baschik hat der Steuerexekutor die ganze Zauberbude zusperrn wollen. Zum Glück hat sich die Dame ohne Unterleib dem Gerichtsvollzieher hingegeben, und so ist die Katastrophe diesmal noch vorbeigegangen. Und beim Kalafatti hat ein Gläubiger dem hölzernen Chinesen den Zopf abschneiden lassen... *Er bemerkt das Feuer:* Jessas, was kochens denn da?

Frau Struha: Kartoffeln.

Pusterer: Könntens uns net einladen dazu?

Frau Struha: Gern. Kartoffeln ham wir genug. Bleibens da, in 'ner Viertelstund ist das Essen fertig. Nur haben wir keine Butter.

Pusterer: Keine Butter?

Frau Struha: Nein, nur trockene Kartoffeln ohne Butter.

Pülchinger: Und ohne Bier.

Pusterer: Und ohne Bier? *Er denkt nach.* Wißts was? Wir gehn hinüber und spielen den Gästen vom „Schweinernen Frack" ein paar Lieder auf. Dafür kriegen wir mindestens sechs Liter und ein bisserl Butter. Damit kommen wir zurück, und dann wird gefressen und gesoffen.

Pülchinger: Dös is a großzügige Idee. Kommts ihr aber wirklich zurück?

Pusterer: Auf Ehrenwort.

Pülchinger: Auf Ehrenwort. Gut, du hast dein Ehrenwort gegeben.

Pusterer: Auf Wiedersehn. *Ab mit den Musikanten.*

Pülchinger *ruft ihm nach:* Nicht „Auf Wiedersehen", sondern „Auf Ehrenwort". *Zu Frau Struha:* Wissen Sie, gnädige Frau Kapitän, es ist mir weniger um die Butter zu tun als um das Bier. Aber ob sie im „Schweinernen Frack" wirklich die sechs Liter kriegen werden?

Frau Struha: Kopf hoch, Herr Generaldirektor, sie werden sicherlich die sechs Liter kriegen.

Pülchinger: Sagen Sie das nicht so leichtfertig hin, gnädige Frau Kapitän. Die Zeiten sind schlecht, wenn sich schon der hölzerne Chinese dem Gerichtsvollzieher hingeben muß und der Dame ohne Unterleib der Zopf abgeschnitten wird... beim Kalafatti, denkens Ihnen! Seit hundert Jahren besteht das Ringelspiel vom Kalafatti, jawohl, schon seit dem Dreißigjährigen Krieg! Und jetzt schneidens ihm den Zopf ab. Ich bitt Sie, gnädige Frau Kapitän, wer will denn heutzutag noch auf einem Schaukelpferd reiten? Die Leut möchten für ihre zehn Heller am liebsten in einem richtigen Zeppelin fahren.

Frau Struha: Warum schaffen Sie sich denn nicht so einen richtigen Zeppelin an?

Pülchinger: Warum? Weil ich keinen lukerten Heller hab. Ich hab ja dem Eckener geschrieben, aber der will ein Heidengeld dafür. Ich hab zwar einen Bruder, der ein großartiges Einkommen hat...

Frau Struha: Ist der auch im Wurstelprater tätig?

Pülchinger: Ja, er ist Politiker. Der hat ein Einkommen! Er ist Kassierer vom national-christlich-sozialdemokratischen Kampfverein im dritten Bezirk. Eine herrliche Stellung – aber sie birgt große Gefahren, gnädige Frau Kapitän, große Gefahren.

Frau Struha: Was für Gefahren denn, Herr Generaldirektor?

Pülchinger: Denkens Ihnen, jedes Jahr ist Kassenrevision.

Frau Struha: Um Gottes willen!

Pülchinger: Jedes Jahr Kassenrevision. Da wird die Kasse nachgesehen von den Vertretern aller Parteien, und jeder möcht Geld sehen!

Frau Struha: Von allen Parteien?

Pülchinger: Ja, von allen Parteien, mit Ausnahme der Bolschewiken.

Frau Struha: Mit Ausnahme der Bolschewiken? Gott sei Dank! Ich hasse diese Bande, diese Hungerleider. Ich hab in der Zeitung gelesen, was die wollen: den armen Leuten das Geld wegnehmen und alles den Reichen schenken. Ist das nicht so, Herr Generaldirektor?

Pülchinger: Natürlich, genauso ist es. Mein Bruder hat mir erzählt, daß die Wiener Bolschewiken jetzt einen Putsch machen wollen und die Macht ergreifen – und warum? Damit sie mir das wegnehmen, was mir von meinem Luftzirkus geblieben ist: die große Querstange da oben und die paar Seile. Sie brauchen das nämlich als Galgen – sie wollen nämlich darauf alle armen Leute aufhängen, damit die Reichen unter sich bleiben.

Frau Struha: Das ist ja schrecklich.

Pülchinger: Na, keine Angst! Mein Bruder ist auch noch da, der hat auch noch ein Wörtel mitzureden in der Politik, indem daß er ein Kassierer ist und das Geld in der Hand hat...

Frau Struha: Sagen Sie, Herr Generaldirektor, warum gibt er Ihnen eigentlich kein Geld?

Pülchinger: Na ja. Er hat mir versprochen, daß er zweihundert Kronen in mein Unternehmen investieren wird, wenn ich es sozusagen modernisieren lasse. Er wird die Rechnungen bezahlen. Aber in die Hand gibt er mir keinen Kreuzer, weil ich das angeblich nur in Schnapsflaschen anlegen würde.

Frau Struha: So mißtrauisch ist der, Herr Generaldirektor?

Pülchinger: Na ja, und deswegen bin ich fortwährend stier, gnädige Frau Kapitän.

Frau Struha: Ich hab ja auch nichts, Herr Generaldirektor. Dieser Lump von meinem Mann, der Struha, ist auf die Reise gegangen und hat mir keinen Sechser zu Hause gelassen. Im Mai hab ich eine Postkarte von ihm bekommen, aus Holland, daß sie in das Meer hineingefahren sind und daß er jetzt über den Rhein und den Main durch einen Kanal in die Donau fahren wird, ich soll ihm Geld nach Wien poste restante schicken.

Pülchinger: Und hams ihm etwas geschickt, gnädige Frau Kapitän?

Frau Struha: Ich? Wenn ich's auch hätte, so würde ich ihm nicht einmal einen krepierten Hund schicken, Herr Generaldirektor. So ein Lumpenkerl, ich werde ihm geben! Poste restante! Ich bin selbst hergefahren und warte auf ihn: poste restante! Jetzt warte ich schon vier Monate auf ihn und schlaf hier im Gebüsch und grab mir da Kartoffeln aus – und fresse nichts anderes.

Pülchinger: Das weiß ich, gnädige Frau Kapitän.

Frau Struha: Aber ich werde den Kerl doch noch erwarten, und wenn ich hier bis zum jüngsten Tag sitzen müßte. Hier muß er unbedingt vorbeifahren.

Pülchinger: Gibt es denn keinen anderen Wasserweg aus Prag nach Bratislava?

Frau Struha: Das ist der nächste – ich hab mich genau erkundigt. Sie hätten auch noch über das Schwarze Meer fahren können, aber da hätten sie die ganze Donau gegen den Strom hinauffahren müssen. Und das dauert sechs bis sieben Jahre länger. Heiliger Herrgott – das Feuer ist mir ausgegangen! Gehns, kommen Sie mir helfen Holz sammeln.

Pülchinger: Dort ham sie einen neuen Zaun aufgestellt, den werden wir schön auseinandernehmen. Gehn mirs an, gnädige Frau Kapitän.

Frau Struha: Gut, gehn wir. Aber Sie versprechen mir, achtzugeben, damit ich kein Kind bekomme. Ja? *Sie entfernen sich.*

Struha, Koumes, Mikulášek, Frieda und Jette kommen. Die Männer sind vollbärtig.

Koumes: Ich grüße dich, Wien, du altehrwürdige Stadt, ich grüße dich, o Stephansdom, ich grüße dich, du Stadt der Fröhlichkeit.

Struha: Ich aber sage, daß ich darin gar nichts Besonderes erblicke. Ich sage, daß ich lauter Dreck sehe – und zertretenen noch dazu.

Mikulášek: Nie im Leben hätte ich gedacht, daß die Leute in Wien ihre Schweinereien auf die Erde hinmachen. Ein Wunder, daß ich nicht in etwas hineingetreten bin.

Frieda *singt:* „Wien, Wien, nur du allein..."

Struha: Jetzt geh ich vor allen Dingen aufs Postamt, das Geld abheben, das ich von meiner Alten verlangt hab.

Jette *zu Struha:* Mein goldener Junge, wieviel hat sie dir wohl geschickt?

Struha: Na, selbstverständlich hat sie mir nicht das ganze Gehalt geschickt, das würde sie in der Kanzlei auch gar nicht bekommen, sie kriegt nur Vorschuß.

Jette: Wieviel kann das ungefähr sein, mein pausbäckiges Engelchen?

Struha: Na, ungefähr tausend Kronen. Soviel wird sie mir schon schicken. Wenn sie könnte, wie sie wollte...

Mikulášek: Wenn sie könnte, wie sie wollte, würde die alte Struha tausend Ohrfeigen schicken.

Struha: Wie?

Mikulášek: Wie? Na, eingeschrieben und mit Eilboten zu bestellen.

Koumes *zu Struha:* Da werden Sie mir doch einen Teil des Betrages borgen, nicht wahr?

Jette: Nichts wird er borgen. Mir wird er das Geld geben, damit ich es ihm aufbewahre.

Frieda: Und ich?

Jette: Du? Du wirst verdienen, wie ich dich kenne.

Mikulášek *zu Frieda:* Was? – Das tust du mir nicht an, du weißt doch, daß ich dich von Herzen liebe und daß ich furchtbar eifersüchtig bin. Ich würde dir einheizen!

Frieda *zu Mikulášek:* Aber du wirst ihn doch anpumpen?

Mikulášek: Na ja, das werde ich, aber ich werde es versaufen.

Struha: Vor allem laß ich mich rasieren.

Koumes: Und ich kauf mir einen neuen Kragen. Außerdem will ich mich irgendwo anständig waschen – am Wasser kann man sich merkwürdigerweise nicht waschen.

Mikulášek: Das werde ich nicht tun, ich bin doch kein Geck... Ein richtiger Herr ist unauffällig und einfach angezogen – das genügt. Das hab ich gelesen. Steht es nicht in dem frommen Buch, mit dem ich eingeheizt hab?

Koumes: Das hat dort nicht gestanden. Aber Sie sind doch nicht unauffällig angezogen. Sie sehen wie ein Landstreicher aus.

Mikulášek: Über die Geschmäcker gibt es kein Gemecker. Mir gefalle ich. *Zu Frieda:* Und dir auch, mein Engelchen, nicht wahr? Geh mir nur nicht an einem Weihnachtsmarkt

vorbei, damit du nicht als Christbaumschmuck gekauft wirst. Nicht wahr, ich bin dein Zuckerbübchen? Sag mir das doch, ich hör es so gern: Zuckerbübchen.

Frieda: Wirst du ihn anpumpen?

Struha: Wir werden hier nicht lange bleiben. Nur so lange, wie wir uns hier aufhalten. In sechs Stunden sind wir in Bratislava, und alle Not hat ihr Ende. 365 Tage waren wir unterwegs, und für jeden Tag bekomme ich 30 Kronen Lohn. Das ist über 10 000 Kronen.

Jette: Und wir mieten gleich eine Wohnung, und du erhebst gleich Scheidungsklage gegen deine Alte.

Struha: Das werde ich tun. Und wir werden Flitterwochen feiern.

Frieda *zu Mikulášek:* Und was bekommst du in Bratislava?

Mikulášek: Was ich bekomme? Ich bekomme eine Alkoholvergiftung. Darüber darfst du dich nicht wundern. Ich habe doch auf der ganzen Reise nichts getrunken. – Die ganze Zeit war ich nüchtern. Ja, geht denn das, immerfort nüchtern zu sein?

Koumes *kichert:* Ich freue mich am meisten, meine Artikel gedruckt zu sehen. Über dreihundert Artikel! Stellt euch das vor, wie berühmt ich sein werde.

Mikulášek: Ich freue mich am meisten auf den Augenblick, wo ich mir Rum kaufen werde. Ich werde mich so mit Rum vollgießen, daß man mir nicht mit einem Streichholz nahe kommen darf, damit ich nicht explodiere.

Frieda *kichert:* Ich freue mich, daß ich wieder elegantes Leben sehen werde.

Struha *kichert:* Und ich freue mich, daß meine alte Hexe zu Haus vor Wut zerspringt, wenn sie – die alte Schachtel – die gerichtliche Scheidungsklage bekommt.

Frau Struha *mit einem Holzscheit in der Hand, ist näher getreten und hat den letzten Satz Struhas gehört:* Was? Gerichtliche Klage? Scheidungsklage? Ich werd dir zeigen, Scheidungsklage, du Scheißkerl; scheiden wirst du, aus der Welt scheiden wirst du, wenn ich dir eine herunterhaue.

Jette: Gestatten Sie, ich lasse meinen Bräutigam nicht beleidigen.

Frau Struha: Wás meckern Sie da? Bräutigam? Der da?

Struha *zart:* Ja, wir lieben uns.

Mikulášek *zu Frau Struha:* Jawohl, sie lieben sich. Na ja, die Jugend. Wer wollte sie daran hindern?

Frau Struha *zu Mikulášek:* Kusch, du besoffener Schöps! Wenn du nicht das Maul hältst, so schmier ich dir eine, daß du eine Scheidungsklage anstimmen lassen kannst. *Zu Jette:* Werden Sie sofort meinen Mann loslassen? Oder es setzt etwas mit diesem Hölzchen!

Jette: Sie sind mir viel zu ungebildet, als daß ich mich mit Ihnen abgeben würde, Sie Toppsau.

Frau Struha *zu Struha:* Wirst du sie loslassen! Bevor ich dich verdresche!

Struha *feige:* Ich laß sie doch los; warum sollte ich sie nicht loslassen, aber sie hält mich!

Jette: Ich lasse ihn nicht los, niemals!

Struha: Sie läßt mich nicht los, siehst du! *Begütigend zu Frau Struha:* Aber ich werde mich auch weiterhin um dich kümmern, ich werde dir Geld geben.

Frau Struha: Geld? Woher hast du denn Geld?

Struha: Ich erwarte doch Löhnung für 365 Tage, ein schöner Betrag. Morgen wird mir das vom Verkehrsinstitut ausbezahlt.

Frau Struha: Vom Verkehrsinstitut? Das hat doch vor elfeinhalb Monaten Pleite gemacht.

Struha: Um Gottes willen!

Mikulášek: Um Gottes willen, wovon werde ich mich jetzt besaufen?

Jette *läßt Struha los:* Also nehmen Sie sich ihn nur, Ihren Hampelmann, ich lege gar keinen Wert auf ihn. Ich habe ihn nie geliebt! Ich liebe nur einen, und zwar mein Redakteurchen.

Koumes: Immer hab ich es gehofft.

Mikulášek *zu Frieda:* Aber du verläßt mich nicht, nicht wahr?

Frieda: Rühren Sie mich nicht an, Sie schmutziges Ungeziefer, Sie! Ich gehöre meinem Redakteur.

Mikulášek: Was? Ich soll schmutzig sein?

Frau Struha *zu Mikulášek und Struha:* Na also, dann ist alles gut. Wir bleiben weiter in glücklicher Ehe zusammen.

Koumes *zu Frieda und Jette:* Und wir auch.

Mikulášek: Das Schicksal sich im Kreise dreht – unterdes-

sen löscht mir der Kessel aus. Das reimt sich zwar nicht, obwohl ich es gehofft habe, aber wahr ist es.

Koumes *zu Frau Struha:* Gnädige Frau, gestatten Sie mir, Sie zu fragen, was für eine Sensation meine Artikel über unsere Expedition erwecken?

Frau Struha: Was für Artikel? Ach ja, das Gequatsche, das voriges Jahr über Melnik erschienen ist, in der Zeitschrift, wie hat sie nur geheißen? Ja, „Der Schwung".

Koumes: Was, nur ein Artikel ist erschienen? Wieso?

Frau Struha: Die Zeitung erscheint doch schon seit einer Weile nicht mehr. Wer will denn ein solches Quatschblatt lesen?

Koumes *sinkt nieder, die Mädchen halten ihn:* Meine prächtigen Berichte! Mein Honorar! Mein Ruhm! Ich bin vernichtet!

Struha: Apropos: vernichtet. *Zu Frau Struha:* Hast du Geld?

Frau Struha: Keinen roten Heller; du auch nicht?

Struha: Ich? Deutsches Geld hab ich – acht Pfennige im ganzen. Wie kommen wir jetzt nach Prag?

Mikulášek *äfft ihm nach:* Wie kommen wir jetzt nach Prag? Wie kommen wir jetzt nach Prag? – Sehr einfach. Wir kehren zurück, gleich heiz ich unterm Kessel ein, wir drehen um und fahren zurück. In 365 Tagen sind wir wieder dort. Ich freue mich schon, daß ich in Melnik wieder die alte Hexe treffen werde, die uns gesteinigt hat. Ich muß ihr etwas zuflüstern. Wenn sie unterdessen nur nicht an Altersschwäche gestorben ist, das täte mir bitter leid.

Struha: Nein. Wieder auf der „Lanna 8" zurückfahren? Wir können doch diese Komödie nicht noch einmal durchmachen.

Koumes: Ohne Redaktionsauftrag? Abenteuer – ohne darüber zu schreiben? Nein, das würde ich nicht überleben!

Frau Struha: Ich werd mich doch nicht auf das besoffene Schinakel setzen!

Frieda: Mich würde in Hamburg Kapitän Hommel wegen Vertragsbruch einsperren lassen.

Jette: Fällt mir nicht ein, wieder auf dieses Wassersofa zu klettern. Daß ihr mich wieder alle drei unter Zusage der Ehe verführt? Nein!

Alle: Aber was – was sollen – wir – machen?

Pülchinger *kommt und zeigt in die Kulisse:* Hahaha! Was ist denn dort für ein komischer Wasserkarren?

Struha: Erlauben Sie! Das ist unser Dampfer „Lanna 8"!
Pülschinger: Fabelhaft! Das soll ein Dampfer sein? Verkaufen Sie mir das. Ich bin Johann Pülchinger, Generaldirektor und Inhaber des Amerikanischen Luftzirkus im Prater.
Mikulášek: Wollen Sie uns vielleicht schaukeln?
Pülchinger: Sie nicht, aber Ihren Dampfer. Ich werde ihn an meine Seile hängen als Riesenschaukel, auf Deck werden die Kinder stehn, und in die Kajüte hinunter setze ich die Liebespaare. Ich geb euch dafür hundertfünfzig Kronen, die investiert mein Bruder in mein Geschäft.
Frau Struha: Sehr gut, Herr Generaldirektor. Das Geschäft wird gemacht. Es bekommt jeder fünfzig Kronen, und wir fahren nach Hause.
Koumes: Auf dem Landweg? Das ist gar nicht romantisch. Und was soll ich in Prag anfangen? Meine Zeitung ist eingestellt...
Pülchinger: Sie können bei mir Ausrufer werden und die Geschichte des Schaukeldampfers erzählen.
Koumes: Meine Berichte vorlesen? Zur Menge sprechen wie auf dem Forum Romanum! Wie schön!
Jette und Frieda: Und wir?
Pülchinger: Ihr könnt als Animierdamen bei mir bleiben.
Mikulášek: Ich möchte auch hierbleiben, ich trenne mich so schwer von meiner „Lanna 8".
Pülchinger: Gut. Sie können den Kessel heizen. Das wirkt echter. Vier Kronen täglich.
Mikulášek: Wieviel ist das in Rum umgerechnet?
Pülchinger: Ein Liter.
Mikulášek: Für anderthalb Liter bleib ich.
Pülchinger: Gut. Aber ihr müßt sofort euer Schiff holen und hier an die Seile anbinden.

Koumes, Mikulášek, Struha, Jette und Frieda ab.

Frau Struha *zu Pülchinger:* Und wann kriegen wir das Geld, Herr Generaldirektor?
Pülchinger: Noch heute, gnädige Frau Kapitän. Wenn mein Bruder sieht, daß mein Luftzirkus wieder in Gang ist, gibt er mir gleich das Geld.
Frau Struha: Danke schön. Und wenn ich ein Kind krieg

vom Holzsuchen hier, nenne ich es nach Ihnen, Herr Generaldirektor.

Kapellmeister Pusterer *tritt auf mit den Musikanten:* Wie ich's vorausgesagt hab, Pülchinger, wir haben beim „Schweinernen Frack" zum Tanz aufgespielt und sechs Kannen Bier als Honorar auf den Weg bekommen.

Pülchinger: Großartig! Da könnt ihr gleich zur Eröffnungsvorstellung aufspielen. *Er schiebt den Bretterzaun zur Seite. Man sieht Struha, Mikulášek, Koumes, Jette und Frieda, wie sie die „Lanna 8" an den Seilen befestigen. Praterbesucher nähern sich neugierig.*

Struha: Melde gehorsamst, alles fertig, „Lanna 8" fahrtbereit.

Pülchinger: Alles fertig? Alles einsteigen. *Alle steigen ein. Zu Koumes:* Sie nicht! Sie rufen aus!

Koumes *ausrufend:* Alles einsteigen in die weltberühmte Dampferschiff „Lanna 8", eben eingetroffen von die weltberühmte Weltumseglung...

Pülchinger *zu Pusterer:* Musik!

Musik, die Lichtreklame „Pülchingers Luftzirkus" flammt auf, das Schiff schaukelt hoch empor.

Alle *grölen:* Schaukle, mein Liebchen, ach schaukle...

Vorhang.

NACHBEMERKUNG

Der vorliegende erste Band der Gesammelten Werke Egon Erwin Kischs enthält frühe Arbeiten des „rasenden Reporters".

Kischs erster und einziger Roman „Der Mädchenhirt", eine reife literarische Leistung, erschien 1914 im Erich Reiß Verlag, Berlin. Unserem Neudruck liegt die erste Ausgabe zugrunde, der seinerzeit mehrere unveränderte Auflagen folgten.

Das Kriegstagebuch – 1914/15 direkt unter dem Eindruck des Geschehens geschrieben – wurde erst spät, im Jahre 1922, unter dem Titel „Soldat im Prager Korps" im Verlag K. André in Prag veröffentlicht. Eine zweite Ausgabe erschien 1930 beim Erich Reiß Verlag, Berlin, hier mit dem Titel „Schreib das auf, Kisch!" auf diese Ausgabe geht der vorliegende Druck zurück. In seinem in Mexiko geschriebenen Erinnerungsband „Marktplatz der Sensationen", Verlag El Libro Libre, Mexiko 1942, schildert Kisch noch einmal einige jener Kriegserlebnisse (Band VII unserer Ausgabe, S. 312 ff.).

Die dramatischen Arbeiten Kischs entstanden hauptsächlich im Jahre 1920 während eines Aufenthaltes in Prag. „Die gestohlene Stadt" erschien 1922 im Erich Reiß Verlag. Diese Fassung ist die Grundlage unseres Druckes. Kisch hat 1931 in seinem „Prager Pitaval", ebenfalls Erich Reiß Verlag, den Komödienstoff von „Käsebier und Fridericus Rex" als Reportage gestaltet (Band II/2 unserer Ausgabe).

Den Spionagefall des österreichischen Obersten Alfred Redl, Generalstabschef des 8. Korps in Prag, hat Kisch viermal bearbeitet. Im Verlag Die Schmiede, Berlin 1924, erschien in der Reihe „Außenseiter der Gesellschaft" die aktenmäßige Darstellung: „Der Fall des Generalstabschefs Redl". 1926 wurde vom Erich Reiß Verlag in dem Band „Hetzjagd durch die Zeit" die Tragikomödie „Die Hetzjagd" herausgebracht, die die Vorlage zu unserem Neudruck bildet. In seinem „Prager Pitaval" arbeitet Kisch den „Fall des Generalstabschefs Redl" zu einer Kriminalreportage um; im „Marktplatz der Sensationen" berichtet er: „Wie ich erfuhr, daß Redl ein Spion war."

Ebenfalls viermal bearbeitete Kisch die Geschichte der Galgentoni. Im „Tagebuch", Berlin, Herbstheft 1924, erscheint die Berliner Fassung: „Die Himmelfahrt der Galgentoni"; 1926 in „Hetzjagd durch die Zeit" eine Prager Fassung, jene, die in unserem Bande neu vorliegt. Aus Toni Pelzer ist nun Antonie Havlová geworden. 1927 überarbeitete Kisch die Berliner Fassung („Wagnisse in aller Welt", Verlag Universum-Bücherei,

Berlin 1927), und im „Marktplatz der Sensationen“ erzählt er noch einmal die Prager Version und ihre Vorgeschichte.

1920 unternahm Kisch jene Fahrt auf der „Lanna 8“, die er im „Marktplatz der Sensationen“ unter dem Titel „Von der Reportage“ erwähnt. Bereits 1925, in „Der rasende Reporter“, Erich Reiß Verlag, Berlin, schilderte er seine „Weltumseglung des ‚A. Lanna 8‘“ (Band VII unserer Ausgabe, S. 25 ff.). Gemeinsam mit Jaroslav Hašek dramatisierte er diesen Stoff, und das im Arcadia-Verlag, Berlin 1930, erschienene Bühnenmanuskript liegt der wiedergegebenen Fassung zugrunde.

Orthographie und Interpunktion des Textes wurden behutsam dem heutigen Gebrauch angepaßt. Die Bearbeitung des Textes besorgte Edelgarde Oehlandt, die auch die Nachbemerkung verfaßte.

ANMERKUNGEN

Der Mädchenhirt

39 *mit Kugeln „Labeda" spielen* – Murmeln spielen.
41 *Pawlatsche* – balkonartige Galerie, meist im Hof eines Hauses.
42 *Remorqueur* – Schleppdampfer.
43 *Podskalaci* – Bewohner (meist Flößer) des Prager Stadtteils Podskaly.
44 *En ten tyny* – Der Vers entspricht dem deutschen Abzählvers: „Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, der bist du".
Tschukes – Murmelspiel.
45 *Kommissionen* – Diese Kommissionen wurden 1890 eingesetzt, um die Gerichtsbezirke Böhmens neu zu organisieren. Dabei sollten Nationalität und Sprache der Bewohner berücksichtigt werden. In Bezirken mit vorwiegend deutschsprachiger Bevölkerung sollte Deutsch die einzige Amtssprache sein, und nur in solchen Bezirken, in denen die tschechische Bevölkerung überwog, sollten zweisprachige Gerichts- und Behördenangestellte eingesetzt werden.
Paragraph vierzehn – Der sogenannte Notverordnungsparagraph, der der österreichischen Regierung das Recht gab, ohne Zustimmung des Reichsrats Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen.
Omladinisten – Mitglieder des tschechischen Geheimbundes „Omladina" („Verjüngung"), der die Loslösung von Österreich anstrebte. 1893 wurde er verraten, seine Mitglieder wurden 1894 abgeurteilt.
46 *Lackkanonen* – Stulpenstiefel aus Lackleder.
Burschaken – Verächtliche oder ironische Bezeichnung für farbentragende Burschenschafter.
47 *Taschenmesser mit breiter Schale* – Taschenmesser mit breiter Hülle.
Schamster – Liebhaber.
48 *zum „Rande" kommen* – „Rande" ist eine Verballhornung von „Rendezvous".
53 *Nikolomarkt* – Weihnachtsmarkt.
Handschar – Messerartige Waffe der Türken und Montenegriner mit schwerer Klinge.
54 *irgendeine Hetz* – irgendein Spaß.
55 *Kren* – jemand, der sich prellen läßt.

61 *Kaschkind* – Breikind, Säugling.
70 *Schinakel* – kleines Boot.
81 *attrappiert* – ertappt.
82 *Kaffeeschale* – Kaffeetasse.
83 *Fallott* – Lump.
Wimmerln – Pickel.
86 *Prestidigitateursstücklein* – Taschenspielerkunststücke.
87 *Roué* – (franz.) Wüstling.
Attila – mit Schnüren besetzte Husarenjacke.
Pallasch – schwerer Degen.
90 *der hatschete Haldich* – der humpelnde Haldich.
Fisolen – Bohnen.
Drahrer – Nachtschwärmer.
92 *Das Geschäft wird stier und stierer* – Das Geschäft geht schlecht und schlechter.
97 *Ich bin ein halber Kreibich* – Gemeint ist der Prager Dermatologe Karl Kreibich (1869–1932).
Papeln – Pickel, Pusteln.
98 *Urgenz* – Mahnung.
104 *Inhaftat* – Häftling.
112 *Kavalett* – einfaches Bettgestell.
119 *Gig* – leichter Einspänner.
120 *Arbeiterressourcen* – Arbeitervereine.
Schlapák – (tschech.) Schieber [Tanz].
125 *Platte* – Gruppe von Rowdies.
127 *Färbel spielen* – Karten spielen.
130 *Parte* – Todesanzeige.
146 *Maquereau* – (franz.) Zuhälter.

Schreib das auf, Kisch!

163 *Egalisierung* – Farbige Aufschläge, Achselklappen und Bezeichnungen, die zur Unterscheidung der einzelnen Truppenteile dienten.
172 *Kol Nidre* – (hebr.) wörtlich: alle Gelübde; das Einleitungsgebet am Abend des Versöhnungstages.
173 *Komitatschi* – serbische Freischärler.
174 *Princip* – Gavrilo Princip (1894—1918) verübte am 28. Juni 1914 das Attentat in Sarajevo auf den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand.
180 *Kutja* – (serb.) Hütte.
203 *via facti* – (lat.) durch den Gang der Ereignisse.
204 *Honveds* – ungarische Landwehr.

212 *„Muskete“* – österreichische humoristische Zeitschrift.
268 *via via facti* – (lat.) etwa: durch den Gang der Ereignisse entstandener Weg.
293 *e tutti quanti* – (ital.) und alle miteinander.
300 *FZM* – Feldzeugmeister.
314 *Ephialtes* – Er führte die Perser unter Xerxes 480 v. d. Z. in den Rücken der griechischen Stellung bei Thermopylä.
325 *Chose d'amour* – (franz.) Liebesaffäre.
328 *sich superarbitrieren lassen* – sich aus dem Heeresdienst entlassen lassen.
333 *Tschardake* – Bezeichnung für die kleinen Wachthäuser längs der ehemaligen österreichischen Militärgrenze.
338 *Catalogus Cleri* – (lat.) kirchlicher Jahreskalender.
343 *ante portas* – (lat.) vor den Toren.
346 *Karaule* – serbisches Grenzwachthaus.
352 *Konak* – die Burg von Belgrad.
Monitoren – Typ von Panzerschiffen.
356 *Schwabas* – Serbische Bezeichnung für die Deutschen.
357 *Anabasis* – (griech.) Marsch, Kriegszug.
363 *FMLt* – Feldmarschalleutnant.
364 *adjustiert* – ausgerüstet.
366 *De mortuis...* – De mortuis nil nisi bene: (lat.) Von den Toten soll man nichts als Gutes reden.
367 *Qui vivra?* – (franz.) Wer wird am Leben bleiben?
371 *Signum laudis* – (lat.) Auszeichnung, Orden.
376 *Bácsi* – (ung.) Onkel.
Néni – (ung.) Tante.
377 *Dislokationsänderung* – Standortänderung.
380 *Tachinierer* – Drückeberger.
391 *cogito ergo sum* – (lat.) ich denke, also bin ich.
394 *Pravoslavna* – die „rechtgläubige“ griechisch-orthodoxe Kirche.
395 *Balneologe* – Spezialist auf dem Gebiet der Balneologie, der Bäderkunde, der Wissenschaft von der Wirkung und therapeutischen Verwendung der natürlichen Heilkräfte des Wassers, der Mineralquellen, des Meereswassers, des Klimas und der Sonnenstrahlung.
Vizinalbahn – Feldbahn.

Die gestohlene Stadt

412 *ennuyieren* – langweilen.
414 *ralliieren* – sammeln.
415 *vraiment* – (franz.) wahrhaftig.

416 *C'est possible. Mais une victoire? Ce n'était pas une victoire* – (franz.) Das ist möglich. Aber ein Sieg? Das war kein Sieg.
épouvantable – (franz.) entsetzlich.
Non cogito ergo non sum – (lat.) Ich denke nicht, also bin ich nicht.
contre coeur – (franz.) gegen das Gefühl.
417 *délicieux* – (franz.) köstlich.
Eudämonismus – Richtung in der Ethik, die in der Glückseligkeit das Ziel allen menschlichen Strebens sieht.
422 *Récompense* – (franz.) Belohnung.
427 *Bocher* – (jidd.) junger Mann, Talmudstudierender.
Gaon – Titel der Oberhäupter der jüdischen Gelehrtenschulen in den babylonischen Städten Sura und Pumbeditha vom 7. bis 11. Jh.
430 *Funus* – (lat.) Begräbnis.
Ptam se, wotzo jde? Wo ten wejschlapp? – (nach dem Klang wiedergegebenes Tschechisch) Ich frage, wovon ist die Rede? Vom Begräbniszug?
Chontile – (jidd.) Verkleinerungsform von Chonte, Dirne.
449 *malcontent* – (franz.) unzufrieden.
450 *in statu demissionis* – (lat.) im Zustand der Verabschiedung, Entlassung.

Die Hetzjagd

495 *Jó estét kivánok, Rigo-báczi! Hogy van?* – (ung.) Guten Abend, Onkel Rigo! Wie geht es Ihnen?

Die Himmelfahrt der Tonka Šibenice

507 *a furt se jde* – (tschech.) und fahren wir los.
Flaschinet – Drehorgel.
Magor – (tschech.) Idiot, Trottel.
508 *Staffel* – Strich.
Fronten – Schlangen.
to zase prr – (tschech.) nun aber halt! (Oder: Mir reicht's!)
Pendrekář – (tschech.) Bulle, Polizist.
Da hinein sind Ihnen Schwämme – Das geht Sie nichts an.
aby to věděli, voni anděli – (tschech.) damit Sie's wissen, Engelchen.
509 *Brajgl* – (tschech.) Krawall.
Pendrek – (tschech.) Gummiknüppel.
Chonte – (jidd.) Dirne.
513 *Richess* – (jidd.) Gemeinheit.

514 *Vejšlap* – (tschech.) Himmelfahrt.
Tě pic! – (tschech.) O je!
515 *Katsché* – Gemeint sind tschechische Kronen.
518 *Štramanda* – (tschech.) eine Stramme, Fesche.
519 *Bachař* – (tschech.) Gefängnisaufseher.
520 *für mich und hinter mich, was ist mir in das* – das ist mir schnurz.
521 *Hoc est nomen carnificis pragensis* – (lat.) Das ist der Name des Henkers von Prag.
524 *Flitscherln* – Nutten.
Flam – Bummel.
525 *Balik* – (tschech.) Kerl.
526 *ganz fuk* – ganz egal.

Die Reise um Europa in 365 Tagen

549 *nervus rerum* – (lat.) Hauptsache, Triebfeder.
584 *Když jsem šel do Vokovice...* – Der Kapellmeister wiederholt auf tschechisch den Anfang des von Mikulášek gesungenen Liedes „Als ich jüngst in Vokovice..."
591 *oui, oui, matelot de la troisième classe du dreadnought „Toulon". C'est moi, mes camarades* – (franz.) ja, ja, Matrose der dritten Klasse des Schlachtschiffs „Toulon". Das bin ich, Kameraden!
Mon Dieu... – (franz.) Mein Gott, mein Gott! Das ist ja nicht mein Schlachtschiff „Toulon" – ich bin verloren, ich bin verloren. Wo ist mein Schlachtschiff „Toulon"? Gebt mir mein Schlachtschiff „Toulon"!
600 *Adamiten* – Koumes verwechselt Stalagmiten mit Adamiten, einer mittelalterlichen Sekte, deren Mitglieder nackt wie Adam in den böhmischen Wäldern herumliefen.

– Ende –

INHALT

